Lydia.

Von

Therese,

Verfasserin „der Briefe aus dem Süden," „eines Tagebuchs," „Falkenbergs," „am Theetisch" u. s. w.

1. Band

Braunschweig,

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn.

1844.

Lydia.

Erstes Buch

Erſtes Kapitel.

Zwei Männer verließen gleichzeitig die Stadt, um in dem nahe gelegenen Luſtwäldchen den Frühlingstag zu genießen. Der Eine ging gerade zum Thore hinaus, auf die Spaziergänge zu. Der Andere wählte eine Seitengaſſe und ſah an allen Fenſtern hinauf. Der Eine war ernſt, faſt traurig, der Andere heiter, burſchikos; der Große hieß Lothar; der Heitere nannte ſich Sivry. Beide waren weder zu jung, noch zu alt; ich meine: ſie waren zwiſchen dreißig bis ſechsunddreißig Jahren. Das Luſtwäldchen bot in ſeinen nahen Parthieen Spaziergänge für die elegante Welt und in den entlegeneren — Einſamkeit. Nach dieſen wandte ſich Lothar. Es war ein Frühlingstag,

so warm, daß alle Knospen brachen. Der Himmel hatte neben der ganz goldig strahlenden Sonne weiße Nebelstreifen. Als Lothar allein in den vielfach verschlungenen Gängen des Gehölzes war, blieb er stehen, lüftete den Hut und athmete so tief, daß man den Athemzug für einen Seufzer hätte nehmen können. Darauf setzte er sich gemächlich auf eine Bank, betrachtete einen Ameisenhaufen, der lustig zu seinen Füßen, zwischen den trocknen Tannennadeln, arbeitete und horchte auf das Zwitschern der Vögel, die von einem Zweige zum andern hüpften. »Bin ich nicht glücklich?« rief es in ihm. »Ich begrüße mit Entzücken die ersten Blüthen, bewache das Samenkorn auf dem Acker, füttere die Vögel unter meinen Fenstern. Und was habe ich nicht an Wonne in jenen Thälern geerndtet, wo der Mensch nichts, und die Natur Alles ist!«

»Natur und Einsamkeit« rief es nochmals in ihm, »das ist Glück.« Er besann sich; »Glück? Nein. Aber Friede. Zum Glück gehört noch Etwas;

Etwas das wie eine Dichtung dasteht, das lockt, die Arme ausstreckt . . . .«

Er lächelte, denn er dachte an das, was sich ihm verkörpert vor Kurzem gezeigt hatte. Besitzer eines kleinen Gütchens in der Nähe der Residenz war er jetzt eben in die Stadt gekommen, um eine Angelegenheit zu ordnen, die so unbedeutend war, daß er nicht einmal davon reden mochte. Recht wider Willen war er tiefer in die Gesellschaft hineingerathen, als er gewollt hatte. »Höchst lästig,« dachte er, »aber man muß mit den Wölfen heulen.«

Er stand auf, um sich tiefer in's Gebüsch zu verlieren. Wie er so vor sich hinschlendernd in einen Gang bog, der von frischem Kastanienlaub beschattet war, saß vor ihm auf einer Bank ein Mann, der gedankenlos vor sich hin mit dem Stocke Figuren in den Sand zeichnete. Er war lang und mager, und trug einen Rock, der von oben bis unten zugeknöpft war. Da er emsig mit dem Stocke fortwühlte, so blickte er nicht auf, als

Lothar an ihm vorüber ging. Kaum war er aber einige Schritte weiter, so rief es hinter ihm: »Baron Lothar!« — Lothar blieb stehen und gleich darauf war er von dem Fremden ereilt, der ihm beide Hände bot und einmal über das andere sagte: »Sind Sie's Lothar? Woher kommen Sie, kennen Sie mich nicht mehr?«

Der Fremde war Baron Sivry. Lothar und Sivry hatten auf der Universität vor acht Jahren zusammen studirt. Sie waren damals Freunde gewesen, was man so obenhin Freunde auf der Universität nennt, wo man sich sieht, mit einander reitet oder trinkt, und sich dann wieder aus den Augen verliert, ohne sich je zu vermissen. An eine wirkliche Freundschaft unter solchen Verhältnissen ist natürlich nicht zu denken. Dazu kam noch, daß, als Lothar die Universität bezog, Sivry schon drei Jahre Student gewesen war. Er war ein sogenannter Raufer, bot eine mystische, fast unheimliche Erscheinung dar, lachte beständig, hatte fürchterliche Schulden und war plötzlich nach einem

Duell verschwunden, ohne daß man wußte, wo hin er gereist war. Hatte Lothar gefragt: »Was ist denn dieser Baron Sivry, woher stammt er, was sind seine Eltern?« so bekam er jedesmal zur Antwort: »Bruderherz, der ist wie ein Champignon aus der Erde aufgeschossen. Kein Mensch weiß was von dem bemoosten Haupt.« Lothar hatte auch nie ein wirkliches Interesse an ihm genommen. Nur einmal waren sie in ein tieferes Gespräch gerathen. Damals hatte Sivry zwar viel Geist, aber auch einen Scepticismus entfaltet, der Lothar bewies, daß sich schon der Reif der Selbstsucht an die Blüthen dieses Baumes gehängt hatte.

Nun standen sich diese zwei Menschen wieder als Männer gegenüber. Nach den ersten Begrüßungen fragte Sivry: »Was treiben Sie, Lothar, welche Carrière habe Sie gewählt, woher kommt es, daß ich Sie nicht früher in der Residenz sah?«

»Das ist sehr natürlich,« antwortete Lothar,

»Ich bin erst seit einigen Tagen hier. Statt einer Carrière, habe ich das Landleben gewählt. Sie wissen, daß ich schon auf der Universität leidenschaftlich Botanik und Mineralogie trieb. Meine Mittel waren beschränkt. Um in einer Carrière einigermaßen Glück zu machen, muß man heut zu Tage, neben den unerläßlichen Kenntnissen, auch Vermögen, einen bedeutenden Namen und Protection haben. Das Alles besaß ich nicht. Ich dachte es mir grauenhaft, entweder zehn Jahre als Attaché bei irgend einer Gesandtschaft zu dienen, um dann zwanzig Jahre Legationssecretair zu bleiben oder als Referendarius in einem kleinen Städtchen hinter Acten zu verstäuben. Ich faßte also einen kurzen Entschluß, ich ward Landmann. Ich sagte mir: da kannst du deinen Neigungen, deinen Blumen, deinen Steinen leben, da brauchst du nicht zu antichambriren, da sind keine Intriguen, keine Hintenansetzungen. Höchstens daß einmal eine Erndte mißräth. Auf den Fall hin, beschränkte ich mich

gleich. Ich hatte nie große Bedürfnisse; in meiner einfachen Umgebung hörten selbst die auf, die man in der Stadt für nothwendig hält. Mein Gut ist klein, aber es ist gut bewirthschaftet. In den fünf Jahren, daß ich es angetreten habe, ist meine Schaafschur auf das Doppelte im Preise gestiegen. Auch meine Rübsaat ist einträglich.«

Sivry lachte. »Das ist ja eine wahre Idylle,« rief er, »aber gestehen Sie mir, Lothar, daß doch Alles in der Welt darauf hinausläuft sich Geld zu verdienen. Ob das nun durch eine Schaafschur oder durch eine Carrière geschieht, ist ziemlich gleichgültig.«

»Also doch noch derselbe,« warf Lothar ungeduldig ein. »Gilt denn die Unabhängigkeit nichts? Hat denn das Gefühl, frei seinen Neigungen leben und seine menschliche Seite nach Außen kehren zu dürfen, keinen Werth?«

»Bah!« sagte Sivry. »Sie sind ein Träumer. Was hat Sie aber denn aus Ihrem Ulmengesäu-

sel und Ihrer Kartoffelerndte hierher in die Residenz gelockt?«

Lothar, der sich angeregt fühlte und in seiner reinen Güte Sivry für theilnehmend hielt, statt daß dieser nur neugierig war, antwortete schnell: »Durch einen großen Proceß ist mir ein Theil jährlicher Renten in's Gedränge gekommen. Ich mußte selbst her, um die nöthigen Schritte zur Rettung der Capitalien zu thun.«

»Sind sie denn bedeutend?« fragte Sivry verwundert.

»Für mich sind sie's,« war die Antwort. »Die bedrohte Rente beträgt zweihundertfünfzig Thaler.

Sivry wollte sich vor Lachen ausschütten.

Lothar aber ward ernsthaft und sagte: »Lieber Sivry, es kommt gar nicht darauf an, viel oder wenig zu haben, sondern es kommt nur auf das Individuum an. Was dem Einen unermeßlich groß dünkt, ist dem Andern kleiner denn ein Thautropfen. Ich befinde mich in jener glücklichen

Lage, wo ich mich reich glaube, wenn der März mir meine Krokus hervorlockt und ich im April Radieschen habe. Was kann ich nicht Alles mit zweihundertfünfzig Thalern ausrichten! In diesem Augenblick habe ich mir zum Beispiel ein Lusthaus gebaut, das zwar nur aus Baumstämmen besteht, das aber der wilde Wein dieses Jahr umranken wird. Ich lege selbst Hand an. Ich gewinne dadurch an Gesundheit und fühle mich einst statt älter, jünger.«

Lothar sprach in dem Sinne weiter. Sie waren in lebhafter Rede aus den einsamen Gängen in die belebteren getreten und befanden sich gerade auf der Seite, wo die Heerstraße vorbeiführt. Jenseits der Straße waren Gärten mit schön gebauten Landhäusern. Schlingpflanzen tapezierten die Mauern und Monatsrosen bildeten hie und da Lauben, die gar einladend hinter den eisernen Gittern hervorsahen.

»Das ist ja ganz prächtig hier,« sagte Lothar träumerisch.

»Guter Freund,« fiel Sivry neckend ein, »darf ich Ihnen einen Rath geben, so ist es dieser: Hängen Sie Ihr Mäßigkeitssystem und Ihre Naturliebhaberei an den Nagel. Heirathen Sie, aber eine reiche Frau.«

Lothar schüttelte mit dem Kopfe, wie Einer, der ein Insect abwehrt. Indem fuhr eine glänzende Equipage vorüber. Eine Frau, in einen himmelblauen Mantel gehüllt, saß nachlässig in der Wagenecke. Zehn Schritt von Lothar und Sivry hielt der Wagen vor einem Gitterthor, an dem ein weißer Zettel mit den großgedruckten Worten »Zu vermiethen« hing. Der Jäger sprang vom Bock, der hinten an der Kutsche angebracht war, riß den Wagenschlag auf, und indem die Dame sich aufrichtete um auszusteigen, sah Lothar das Gesicht, das ganz von blonden Locken umflossen war. Rasch wandte er sich, trotz seines Erröthens, zu Sivry und fragte: »Wer ist das?«

»Das, lieber Lothar, ist keine Parthie für

Sie,« antwortete dieser lachend. »Das ist die Gräfin Walden.«

»Gräfin Walden?« — warf Lothar ungestüm hin.

»Sie hat einen Proceß, bei dem es sich nicht um zweihundertfünfzig Thaler jährlich, sondern um zweihundertfünfzig Thaler täglich handelt. Man sagt, daß sie finanziell auf schwachen Füßen stehe.«

»Und ihr Mann?«

»Der ist todt. Die Gräfin hat ihn auf dringendes Begehr ihrer Verwandten geheirathet. Sie hat eine glänzende Ausbildung bekommen, ist hübsch, aber hat kein Vermögen. Du lieber Gott, wer heirathet ein Mädchen ohne Vermögen? Es war wirklich ein Glück für sie, daß der Graf Walden sich in sie verliebte.«

Lothar, der begierig Sivry's Worte einsog, stand da mit der kochendsten Ungeduld im Herzen, riß an seinem Stockquast, zerrte an seinen brau-

nen Handschuhen und sagte nur: »Gräfin Walden? Gräfin Walden?«

»Sie haben noch gern Liebesgeschichten,« scherzte Sivry weiter. »So hören Sie! Der Graf war sehr gut conservirt. Er hatte Renommée unter unserer Cavallerie. Der Herzog schätzte ihn. Dazu die glänzende Generaluniform und der in's Röthliche sich nüancirende Bart, der aber schwarz gefärbt war; das gab ihm Männlichkeit. Auch hatte er eine sehr elegante Tournüre, einen grand Cordon, und viele Orden. Sein Auftreten war blendend. Ob diese martialische Gestalt zwischen den vier Wänden zu einem sechzigjährigen Pedagristen zusammenschrumpfte, grämlich oder eifersüchtig war, weiß man nicht. Gewiß ist, daß die Gräfin Lydia Walden wenig Zeit hatte, über ihren Gatten nachzudenken, denn er umgaukelte sie mit einem Glanz, der unerhört war. Denken Sie sich, Lothar, in der Corbeille lagen zwei türkische Shawls, ein vollständiger Schmuck Diamanten, jeder so groß wie Hasel-

nüsse, Guipüren, von denen Sie nicht die Ahnung haben — und dann die Hauseinrichtung! Ich habe viel gesehen, aber ich versichere Sie, eine solche Wohnung ist mir noch nicht vorgekommen. Die junge Frau bewegte sich in dieser feenartigen Atmosphäre, als wenn sie in ihrem Leben nichts Anderes eingeathmet hätte. Sie war so durchaus in ihrem Element, daß man annehmen mußte, sie gehöre eben so gut zu den schönen Sachen, wie sie zu ihr. Sie in Ihrem Mäßigkeitssystem würden ihr das übel genommen haben. Wir armen Sterblichen benutzten den angenehmen Salon der Gräfin Walden und ich betheuere: ich habe schöne Stunden in ihm verlebt. Das ist eine Frau, Lothar, die versteht zu leben. Die hascht nach jeder Blume. Die unbedeutendsten Dinge werden unter ihren Händen buntgefiederte Freuden. Und ein Paar Augen — — ... Lothar, haben Sie die Augen der Gräfin bemerkt? Man kann sie nicht freundlich nennen, sie sind fremdartig, undinenhaft, aber zuweilen sind sie so see-

lenvoll, so sanft, daß man gleich niederknieen und Sancta, Sanctissima sagen möchte.« Lothar kam Sivry's Geschwätz wie Profanation vor. Doch hielt er an sich, um mehr zu erfahren. »Der Graf starb?« fragte er, sich gleichgültig stellend.

»Vor achtzehn Monaten. Es war ein Diner angesagt gewesen und die Gräfin war schon in den Empfangszimmern, als ihr der plötzliche Tod des Jünglings von fünfundsechzig Jahren gemeldet wurde. Seitdem trägt man sich mit sonderbaren Gerüchten. Man spricht von zerrütteten Finanzen; von einem gänzlich ruinirten Vermögen. Man sagt, daß der Graf Walden seiner Frau nichts als Schulden hinterlassen habe. Das ist wenig genug, nicht wahr, lieber Lothar?«

Lydia war indessen wieder vor's Gitterthor getreten. Der Jäger hatte den Schlag niedergelassen. Federleicht sprang die Gräfin Walden in den Wagen, grüßte Sivry im Vorbeifahren und war so graziös in allen ihren Bewegungen, daß man vergaß, daß sie nicht eben eine erste Schön-

heit war. Sie hatte einen blendenden, fast durchsichtigen Teint und eine hohe imponirende Gestalt, aber das Gesicht wurde erst dann schön, wenn sie sprach. Ihre Züge waren nicht regelmäßig; die Augen hatten sogar etwas Geisterhaftes, hingegen war der Mund und das Lächeln um ihn herum so kindlich rosig, daß man eigentlich nicht wußte, wem sie ähnlich sähe: einer Sybille oder Psyche. Als die Kalesche pfeilschnell an Lothar und Sivry vorbeigeraf't war und die wirbelnde Staubwolke sich verzogen hatte, sahen sie die Pförtnerin vor das Gitterthor treten und den Zettel: »Zu vermiethen« herabnehmen. Zudringlich wie Sivry war, sprang er über die Chaussee an das Thor hinan und rief: »Ist das Hôtel vermiethet?«

Die Pförtnerin nickte.

»An die Gräfin Lydia?«

»An die Gräfin Walden.«

»Nun wird es doch eine gute Parthie für Sie, lieber Lothar,« sagte Sivry lachend. »Die

Finanzen müssen in besserer Ordnung sein, als man dachte. Das Stadtgespräch ist Geschwätz. Die Villa, die die Gräfin gemiethet hat, ist die schönste in der Gegend. Sehen Sie den Garten. Diese Orangenbäume! Das Treibhaus! Die Terrasse! Der Spaß kostet ihr für die Saison zweitausend Thaler.«

»Zweitausend Thaler?« wiederholte Lothar erschreckend. »Für die Summe kann man fast ein Gut antreten. Ist es denn möglich, so verschwenderisch zu sein?«

Dann von Sivry Abschied nehmend, da dieser in der Ferne Bekannte sah, denen Lothar ausweichen wollte, fragte er: »Ihre Adresse?«

Sivry reichte ihm eine Karte. Lothar that ein Gleiches. »Ehe ich wieder in meine Berge gehe, besuche ich Sie,« sagte er sehr freundlich.

Zweites Kapitel.

Ihr wißt nicht, Ihr Städter, welche Heiterkeit in den Morgenlüften, welche Herzensstärkung in den Frühstunden wohnt. Gute Geister weben und spielen in ihnen, aber ihr Grundzug bleibt Stille. Es ist etwas Göttliches um diese Stille; innig schmiegt man sich durch sie an die Natur, fühlt sich hingegebener den unsichtbaren Mächten, die in den Lüften, in den Wässern, überall wohnen. »Ich lebe,« sagt der Grashalm zu unseren Füßen. »Ich dufte,« spricht die Kastanienblüthe auf dem Baume. »Ich schwelge,« ruft die Lerche in der Himmelsbläue und in diesem lebensvollen Jubel empfindet sich der Mensch etwa nicht als ein abgeschlossenes Ich, als eine Abstraction, sondern fühlt sich unverloren, hineingewebt in dies All, das unzerstörbare Kreise um ihn zieht, voll einer Ahnung, die Jakobsleitern von der Erde

zum Himmel baut. Lothar hatte das Fenster in seinem kleinen Zimmer geöffnet. Er ließ den Morgenwind durch seine schwarzen Haare säuseln, faßte ein paarmal an die heiße Stirn, die nicht kühl werden wollte, schlürfte den Caffee, kleidete sich an und dachte, indem er die Treppe hinabstieg: »Bin ich deshalb so alt geworden, um jetzt vor dem Genius mit den Feuerflügeln zu erschrecken? So lange und so viel habe ich an mir gearbeitet, so oft und so ernst hab' ich mir Rechenschaft von mir selbst abgelegt, daß ich wohl jetzt mit Entschiedenheit sagen kann: ich will Alles empfinden, aber keiner Empfindung unterthan werden, Alles genießen, aber immer mir selbst treu bleiben« .... Er schritt rasch die Straße hinab, über den großen Platz, vor dem Theater vorbei und war eben im Begriff, die Hausthür zu öffnen, die in die Wohnung seines Advocaten führte, als er vor ihr eine Equipage halten sah, in der er die Walden'sche erkannte. »Himmel, sollte der Justizrath Feller auch *ihren* Proceß

zu führen haben?« war sein Gedanke, als er die Treppe hinanstieg. Er schellte. Der Bediente öffnete, machte seinen Kratzfuß, und als Lothar sagte: »Meldet mich bei dem Herrn!« antwortete er: »Der Herr Justizrath haben eine Conferenz; belieben Ew. Gnaden hier hinein zu spazieren.« Lothar trat in ein freundliches Wohnzimmer, wartete dort eine Viertelstunde in seltsamer Beklemmung, besah alle Kupferstiche an den Wänden, alle Möbel im Rococostyl, hörte Feller's Stimme sehr laut zwischen Seufzern tönen, die als Antworten dienten, und war so versunken, daß er fast erschrak, als eine Thür sich öffnete und der Justizrath hereinrief: »Ich bin zu Ihren Diensten, Herr Baron.« Rasch wandte er sich zu dem daranstoßenden Gemach, Feller's Arbeitskabinet. Vor einem Tisch, der mit Convoluten vollgepackt war, in einem rothsaffianenen Lehnsessel, saß Lydia, den Kopf rücklings auf die Lehne gestützt, eben so blaß heute, als sie gestern blühend gewesen war, mit dem ganzen rührenden

Ausdruck eines Leides, das das arme junge Haupt tief gebeugt zu haben schien, so ergreifend, daß Lothar eine Bewegung machte, als müsse er ihr zu Hülfe eilen. Ueber das Geräusch war Lydia zu sich gekommen. Sie stand auf, hing hastig den kleinen Strohhut über den Arm, strich sich die Haare aus den Augen, wechselte die Farbe und sagte mit einer lieblich schüchternen Stimme: »Herr Justizrath, Sie kommen gewiß später zu mir, nicht wahr, Sie sind so gut zu kommen?« und wollte fort, als Feller sich lächelnd zu Lothar wandte und ihm sagte: »Wissen Sie, Herr Baron, daß diese schöne Frau Ihre Gegnerin ist?« Und da Lothar nichts zu antworten wußte und Lydia ganz verwirrt stehen blieb, fügte der Justizrath zu beiden gewendet hinzu: »Gräfin Walden, der Baron Lothar ist gleichfalls in Ihre Erbschaftsangelegenheit verwickelt.«

»Ah,« sagte Lydia ganz freundlich, »Sie haben das Recht auf Friedenwalde?« »Nicht doch, gnädigste Gräfin,« unterbrach sie der Ju-

stizrath, »es ist nicht der Graf, sondern der Baron Lothar.«

»Ich orientire mich schwer,« fuhr Lydia fort. »Verzeihen Sie. Ich hatte den Namen irgendwo gelesen. Es handelt sich, nicht wahr, um einen Antheil .... um fünftausend Thaler jährlich, wenn ich nicht irre.«

Und ehe noch Lothar antworten konnte, hatte Feller in seiner unerträglich geschwätzigen Manier schon wieder das Gespräch in Händen: »Der Baron Lothar ist ein exemplarischer Wirth, Frau Gräfin. Der hat nicht fünftausend, sondern nur zweihundertfünfzig Thaler aus der Mühle bei Welmerstedt zu lösen, kommt aber deswegen doch dreißig Meilen weit her in die Stadt, weil er wohl weiß, daß auch das Kleine wichtig ist, höchst wichtig, besonders wenn es sich um ein jährliches Einkommen, um eine Rente handelt.«

Lothar hätte vor Beklemmung unter die Erde sinken mögen, doch faßte er sich und sagte anscheinend gleichgültig: »Glauben Sie dem Justizrath

nicht, Frau Gräfin. Er liebt den Scherz. Es giebt in meinen Augen kaum Nichtigeres, als das Geld, nichts, das ich so verachten möchte und auf das ich nur gezwungen achten muß.«

Bei diesen Worten legte Lydia ihren Hut wieder auf den Actentisch, schob den Lehnsessel seitwärts, setzte sich hinein und machte eine Bewegung mit der kleinen, hübsch gantirten Hand, als wollte sie sagen: »Machen Sie sich's bequem.« Und wie er rasch einen Stuhl ergriffen und sich ihr gegenüber niedergelassen hatte, rief sie: »Nicht wahr, Sie sind meiner Meinung? Es ist etwas Schreckliches um dieses sich Mühen um's Geld, um diese Zahlen, die sich in alle unsere Freuden drängen. Seit sechs Monaten höre ich von nichts reden, als von Eisenbahnactien, die gesunken, von Weinernten, die mißrathen sind, von Assecuranzen, die nicht zahlen können. Hilf Himmel, wo soll das hinaus? Wollen Sie aus mir ein Einmaleins machen, lieber Feller? Sein Sie ruhig, es gelingt Ihnen nicht; ich finde hier einen Verbünde-

ten. Baron Lothar ist in die Erbschaftsangelegenheit mit verwickelt. Der wird mir beweisen helfen, daß es doch noch etwas Anderes als diese ewigen sinnverwirrenden Rechnungen giebt, vor denen ich, wie vor kabbalistischen Zeichen, sitze. Nicht wahr, Baron, Sie achten Musik, Malerei, Poesie? Das sind die Engel meines Lebens. Die tragen mir Sonnenstrahlen in die finstere Nacht. Bei denen fühle ich, daß ich lebe, daß ich Kräfte zu üben, Genüsse zu erndten habe. O wie kann es Menschen geben, die ihr ganzes Dasein an Zahlen setzen, die immer berechnen, nie genießen?«

»Mir däucht,« antwortete Lothar, »Sie betrachten diese eine Seite des Lebens mit so tragischen Augen, weil Sie bis jetzt sie wahrscheinlich gar nicht betrachtet haben. Gewöhnen Sie sich an das Ungewohnte, arbeiten Sie sich in die finanzielle Angelegenheit mit eben der Lebendigkeit hinein, mit der Sie Musik oder Malerei treiben. Sie gehört zum Dasein, Gräfin, zu dem Cyclus von Pflichten, den wir ausfüllen müssen, und die zu-

gleich der Ballast sind, der unser Lebensschiff trägt und hält.«

»Sie mögen Recht haben,« sagte Lydia, »und ich sehe den Justizrath, wie er sich die Hände vor Vergnügen über den Verbündeten reibt, den ich gefunden habe,« setzte sie mit einem leisen Spott um den Mund hinzu. »Dennoch ... lockt es mich immer nur hinauf in die Himmelsbläue, nie hinunter in die Goldgruben, zu dem Ballast, wie Sie sagen. Ist's Leichtsinn? Ist's Unverstand? Vielleicht habe ich mich noch nicht zum Bewußtsein über mich selbst durchgearbeitet; vielleicht bin ich in einem ungeheuern Irrthum befangen, gewiß aber ist das: ich verachte das Geld, ich halte den Werth, den man auf dasselbe setzt, für Sünde, und eher würde ich mich hinlegen und sterben, als diesem Götzen huldigen.« Sie war erhitzt aufgestanden. Ihr Auge strahlte in Thränen. »Adieu Herr Justizrath,« sagte sie. »Wir werden Mühe haben, uns zu verständigen; aber ich danke Ihnen herzlich für Ihre Theilnahme.«

Sie machte eine graziöſe Verbeugung, und als er ihr den Arm bot, um ſie zum Wagen zu geleiten, wies ſie auf Lothar und ſagte: »Die Geſchäfte gehen vor.« Damit war ſie aus der Thür. Das Rauſchen ihres Kleides war noch nicht verklungen, der Wagen unten war noch nicht fortgerollt, Lothar's Herz hatte ſeine ruhigen Pendelſchläge noch nicht wieder erlangt, als Feller ihm ſchon ſeine goldene Tabatière bot, ſich auf den rothen Lehnſtuhl warf und ganz außer ſich rief: »Was erlebt man nicht Alles, Herr Baron! Denken Sie ſich, daß die Frau ruinirt, aber rein ruinirt iſt. Was ſind Sie dagegen für ein praktiſcher, ehrenwerther Mann, Sie mit Ihrer muſterhaften Ordnung, mit Ihrer Gewiſſenhaftigkeit, mit Ihrem Gleichgewichte. Seit ſechs Monaten predige ich der Gräfin Walden Oekonomie. Ja, was hilft's. Bald hat ſie ſich ein neues Pferd gekauft, bald hat ſie eine Bürgſchaft geleiſtet, bei der ſie der verlierende Theil iſt. Heute Morgen nun kommt ſie ſehr heiter und erzählt mir: ſie habe eine Villa

vor dem Thore gemiethet, worauf sie gleich fünfhundert Thaler zu zahlen habe! Und wie ich sie ganz consternirt frage: »Aber weswegen eine Villa, da Ihr Stadthaus doch einen Garten hat?« antwortete sie: »Lieber Feller, das verstehen Sie nicht; Ich habe den Blick in's Freie nöthig. In der Stadt athme ich nie die frische Luft, die von den Bergen kommt. Auch hat die Villa eine Terrasse, auf der ich Abends Thee trinken und den Mond bewundern will.« — Ich war desperat. »Gräfin,« schrie ich sie an, »Sie bringen mich mit Ihrem unpraktischen Wesen zur Verzweiflung. Wissen Sie denn nicht, daß, wenn Sie den Proceß verlieren, Sie sich vielleicht jährlich mit fünfhundert Thalern begnügen müssen?« — Was denken Sie wohl, Herr Baron, was sie mir entgegnete? »Ein Grund mehr, um die Gegenwart zu genießen!«

Aber Lothar hörte schon nicht mehr. So wie in dem Augenblicke, war ihm in seinem Leben nicht gewesen. Er mußte zu Lydia, er mußte sie

sehen, mit ihr reden, sich mit ihr verständigen. Er hatte ja eine Veranlassung, zehn Veranlassungen. Mit zwei Sätzen war er die Feller'sche Treppe hinab; erst unten auf der Straße besann er sich. »Was will ich denn?« fragte er sich fast traurig. »Ihr rathen? Wird sie Rath annehmen? Von mir, von dem Fremden? Was sage ich ihr? Ach, sie wird mich nicht hören; nicht mich, der ich mein Lebelang mich in Fesseln geschlagen und von einmal gefaßten Entschlüssen nie abgewichen bin. Mich nicht hören, der ich von den Dornen des Lebens, aber nicht von den Rosen reden kann; ich, dessen Freuden gerade die sind, die sie verschmäht, diese selbsterworbenen, aus dem Kampfe herausgehauenen Freuden.« Aber er stand doch nach einer Stunde vor Lydiens Hôtel. Die Versuchung war trotz seiner niederschlagenden Betrachtungen zu groß. Warum sollte er sie auch nicht besuchen? Es drückte ihn, daß gerade Lydia seine Gegnerin war, daß gerade sie durch ihn verlieren sollte, und wär' es auch nur eine so geringfügige Summe!

Er hielt es für eine Pflicht der Höflichkeit, sich seines Processes wegen bei ihr zu entschuldigen. Mit erstaunlicher Haltung trat er bei ihr ein. Sie saß erschöpft in dem tiefgepolsterten Sopha, eingewickelt in ihren hellblauen kleinen Mantel, den sie noch nicht abgelegt hatte, fröstelnd und bleich, weich und matt, als müsse sie gleich in Thränen zerfließen. Sie lächelte über Lothar's Besuch, wies auf ein türkisches Kissen, das neben dem Sopha vor dem Kamin lag, sagte: »Setzen Sie sich,« und als er stehen blieb und seinen großen Blick auf die prachtvolle Umgebung richtete, fügte sie hinzu: »Sie wollen sich bei mir umsehen. Immerhin, wenn Sie von denen sind, die vom Aeußern auf's Innere schließen. Ich bin gerade in der Stimmung, Alles aufzunehmen, selbst das, was nicht üblich ist.«

»Nun,« erwiderte Lothar mit etwas unsicherer Stimme, »so werden Sie mir auch nicht zürnen, wenn ich von vornherein Wahrheit übe. Ich komme mit Absicht, gnädige Gräfin, ich habe einen Plan, oder vielmehr, ich möchte Ihnen einen Vorschlag

machen. Wir sind sonderbarer Weise, ohne daß ich es ahnete, mit unseren Interessen in Conflict gerathen. Die Sache ist zu unbedeutend. Wie, wenn wir uns verständigten, wenn ich . . . .« Lothar verwirrte sich, fühlte, daß er ungeschickt wurde, wollte etwas von Verzichtleisten sagen, fürchtete sich vor einer Bêtise und stand da in peinlichster Verlegenheit, bis Lydia halb gerührt, halb gereizt ihm sagte: »Ich bin nicht im Stande, diese Angelegenheit mit Ihnen direct zu betreiben; ich verstehe sie nicht. Feller weiß Alles besser, als ich. Waren Sie gestern in den Hugenotten? Wie gefällt Ihnen die Oper?«

Lothar fühlte sich beschämt, fast verletzt. Er sammelte sich gewaltsam und entgegnete: »In der ganzen Oper gefällt mir nur der treue Marcel.«

»Marcel?« rief Lydia lachend. »Sie beurtheilen also die Musik moralisch. Ach nein, es ist mehr als Moral in ihr. Wenn ich den Spleen habe, setze ich mich an meinen lieben Flügel. Wie göttlicher Thau tropfen die Töne auf mich hernieder

Und dieser Zauber wirkt nicht allein auf mich, er wirkt auch auf meine Umgebung. Meine Blumen duften stärker, mein Kanarienvogel hebt, wie ich, den Kopf, und wie ich schüttelt er den Winter von sich und träumt von besseren Tagen.«

Sie lächelte und sagte zu dem verlegenen Lothar: »Oeffnen Sie den Käfig, das Thierchen ist ganz zahm, es ist mein lieber, lieber Gesellschafter.« Und als es ihr nun wirklich auf die Hand flog, legte sie die heiße Wange auf die zitternden Flügel, schmeichelte und kos'te, und war eben so kindisch, als sie eben selbstständig gewesen war.

Lothar saß vor ihr in tiefes Sinnen verloren; er empfand die ganze Schüchternheit der edelsten Liebe; er fühlte in seinem Herzen die Unschuldswärme jener Empfindungen, die ein Hauch, ein poetischer Aether, ein unerklärlicher Zauber sind. Er hätte stundenlang so sitzen und schweigend sie anblicken können, wie die sanfte Wimper ihr schönes Auge bedeckte, die Haare weich über die Wangen rieselten und der lächelnde Mund die weißen

Zähne glänzen ließ. Alles war bei ihm umgewälzt, Wirklichkeit und Traum, Vergangenheit und Gegenwart.

Indem ward Lydien der Maler Walter gemeldet, der ihr sein letztes Bild zur Ansicht geschickt hatte. Es war eine äußerst gelungene Arbeit, die neben dem Flügel, dem Fenster zugewandt, auf einer Staffelei stand, und die Lothar schon in der letzten Ausstellung vemerkt hatte. Des hohen Preises wegen aber hatte das Bild keinen Käufer gefunden und der Maler wollte nun mit ihm sich dem Norden zuwenden. Um sie nicht länger zu stören, beurlaubte sich Lothar. Sie hielt ihn nicht, denn sie erwartete gespannt den angemeldeten Maler. Lothar kannte ihn. Als er ihm auf der Treppe begegnete, rief er ihm zu: »Sie finden da oben eine feine Kunstkennerin, die vielleicht mehr Ihre Fehler, als Ihre Meisterstriche hervorheben wird.« Dann stürmte er nach der Gegend des Lustwäldchens hin. Wie strotzten die Pulse, wie tobten die Adern, wie kraftvoll umschlang es ihn und riß ihn

fort in das Gebiet der Träume! Wenn der spottende Verstand ihn fragte: »Würdest du um Lydien dies thun?« — Das kräftige Ja! aus der vollen Brust! »Würdest du um ihretwillen dies lassen?« dieselbe gewaltige, Alles niederwerfende Antwort. Er blieb lange, lange im Lustwäldchen; er mußte noch einmal Alles durchphantasiren, ihre Stellungen, ihre Worte, ihre Mienen, ihre Umgebungen. Sagte sie nicht: »Ich musicire, wenn ich den Spleen habe.« — Er hätte mit leiser Hand ihre Seele berühren und prüfen mögen, ob sie Wunden berge, ob diese bluteten oder geheilt seien. Er hätte sie so gern in eine rosige Zukunft getragen; es war ihm, als wäre er berufen, sie zu warnen, diese leicht bewegte, stets angeregte Seele zu leiten, ihr zum Fußschemel zu dienen oder sie auf blumige Wege zu führen. Aber er fühlte auch, daß das Träume waren. Sie ängstigten seine geregelte, stets reflectirende Natur. Er war plötzlich weit fort von dem Pfade getrieben worden, den er mit eiserner Consequenz verfolgt hatte. Er zitterte

vor den unsicheren Regungen in seiner Brust und, wenn er sie herzhaft betrachtete, zerstoben sie wieder wie Schneeflecken. »Ich nannte mich glücklich,« sagte er seufzend, »und wußte nicht, wie viel ich innerlich an Ungeduld zu bekämpfen habe.«

Walter, der Maler, rannte ihm bei diesen Gedanken in den Weg. Er war ganz athemlos und so erhitzt, daß er nicht zu Worte kommen konnte. »Denken Sie sich das Glück,« brachte er endlich hervor, »ich reise morgen nach Italien: ich habe mein Bild verkauft.«

»Nun, da gratulire ich von Herzen,« entgegnete Lothar freundlich. »Einem Manne, wie Sie, war ein solcher Glücksfall zu gönnen. In wessen Händen befinde[illegible] denn Ihr Bild?«

»Es war mir wichtig, es in guten Händen zu lassen. Sie wissen wohl, man hängt mit seinem Werke eben so innig zusammen, wie die Mutter mit ihrem Kinde. Was das für ein Schmerz ist, sich von dem zu trennen, was so lange unser war . . . .«

»Wer hat denn das Bild gekauft?« fragte Lothar, schon etwas ungeduldig geworden.

»Die Gräfin Walden. Sie war gleich entschlossen. Sie lobte besonders die Baumpartheien und das Wasser. Mit der Luft war sie weniger zufrieden. Die Bemerkungen, die sie machte, waren richtig und fein. Ich werde den italienischen Himmel studiren; da will ich Luft malen lernen.«

Er eilte vorüber und Lothar stand wie vernichtet. »Welch ein Leichtsinn,« dachte er seufzend, »daß sie das Bild gekauft hat. Sivry hat Recht; für mich ist Lydia nicht. Nicht, weil sie vielleicht ruinirt ist, sondern weil sie Alles erfaßt und Alles verwirrt. Wie die Kinder, die Spielzeug haben wollen, bloß weil es sie reizt, greift sie nach Allem.« Er wurde sehr traurig. Es war ihm, als wäre er um etwas betrogen und doch von etwas durchglüht. Dieser Zustand war für ihn so neu und so befremdlich, so bitter und so süß, daß er sich vor einem Abgrunde träumte, heftig vor sich erschrak und endlich den Gedanken faßte, seinen

Proceß gegen Lydia dennoch durchzusetzen und dann nach Hause zu reisen.

Drittes Kapitel.

Lothar gehörte zu den Menschen, die dem Schmerze mit stoischer Gleichgültigkeit in's Auge sehen und der Freude vielfach den Rücken gekehrt haben. Er hatte das Leben nicht abgeschäumt, sondern ergründet. Er wußte, was es heißt: im beständigen Kampfe mit der Wirklichkeit leben, geduldig das Gebäude, das gestern zusammengestürzt ist, heute wieder aufbauen; er hatte gelernt zu warten, zu hoffen, leise aufzutreten, leise fortzugehen, einen ganzen Monat zu opfern, um den Verlust eines Tages wieder zu ersetzen. Er wußte auch, was es heißt, denen den Durst stillen, die zu

verschmachten drohen; er hatte zuweilen gejubelt, zuweilen gelitten, hatte das Kreuz Christi auf seinen starken Schultern getragen, hatte fremde Schaam mit weichen Händen bedeckt, hatte nicht gefragt: ob dieses Weh verdient, jenes eine Strafe sei; er hatte nie abgeurtheilt, immer getröstet. Das Schicksal hatte ihn frühe in die Welt geführt; frühe hatte er gelernt, sich auf die eigene Kraft zu stützen. Er kannte nicht jene anschmiegenden, zärtlichen unsagbaren Gefühle, die das Mutterauge weckt, die in der Kinderseele Lichtstrahlen zünden; er wußte auch nicht, wie wohl es thut, wenn eine treue Vaterhand uns den Weg zeigt, den wir in der Moral und in der Wissenschaft zu wandeln haben; er hatte Alles von selbst gefunden, Alles aus sich geschöpft. Das hatte ihm eine große Sicherheit gegeben, eine Sicherheit, die Viele, die ihn nicht kannten, für Kälte nahmen, die aber aus den wärmsten Quellen seines Geistes floß. Ohnstreitig gab es Menschen, die durch äußere Verhältnisse unglücklicher als er waren, aber es gab wenige,

die, wie er, so tief in die Geheimnisse des Lebens zu dringen wußten. Die Liebe war ihm nicht fremd geblieben, jene erste, stürmende, irrende, überströmende Liebe, die eine himmlische Extase, ein wirkliches Aufgeben unseres Ichs ist. Seine Seele war voll unaussprechlicher Sehnsucht; sein Wesen hätte tausend Wesen besitzen mögen, um diese tausend glücklich zu sehen. Es zerarbeitete ihm die Brust, es gab ihm eine Schwungkraft, die ihn über Berge und Abgründe getragen haben würde. Aber die Liebe hielt nicht Stich; Lothar's große Wünsche wurden Schmerzen, Schmerzen, die sich an die eisernen Mauern des Egoismus und der Verderbtheit stießen. Er zog sich zurück, er fand in der Stille und Einsamkeit eine Ruhe, die seiner kräftigen Natur zur unaussprechlichen Wohlthat eben deshalb wurde, weil er in ihr die Mäßigung, das Geregeltsein, diese Schönheitslinien der Seele, fand. Im Gewühle der Welt hatte ihm oft die Sonne in ihrem Lichtmeere nicht genügt; jetzt freuete ihn der matte Strahl, der die Wolken theilte, freuete

ihn das Zwitschern der Schwalben unter'm Dache, oder der Duft der mühsam zwischen Mauerwerk sich durchwindenden Blume. Er fing an sich nicht allein den theoretischen, sondern auch den praktischen Wissenschaften in die Arme zu werfen. Sein väterliches Erbtheil genügte zum Ankaufe eines Gutes. So einigte sich bald das Gefühl des Schaffens mit dem des Besitzes. Was um ihn war, war sein, sein wohlerworbenes, wohl administrirtes Eigenthum. Das lehrte ihn das Leben lieben, dieses oft verachtete, oft verleumdete Leben. Er empfand, daß der Mensch glücklich sein sollte, um dankbar zu sein. Oft, wenn er vom Felde heimkehrte, wenn die vollgefüllten Wagen den Scheunen zuschwankten, blieb er im Nachdenken versunken stehen, blickte den blauen Herbsthimmel an und dachte, daß, wenn die Existenz der höchsten Macht sich nicht durch logisches Raisonnement beweisen läßt, sie dennoch in uns als himmlische Ahnung liegt. Die reine Bergluft drang ihm in alle Poren, stärkte alle seine Fibern. Das kühle

Quellwasser, von Thymian umduftet, erfrischte und entzückte ihn. Abends las er in seinen Büchern oder trocknete seine Pflanzen. Hie und da machte er einen Besuch in der Nachbarschaft oder lud sich bei seinem Pfarrer zum Abendbrot ein. Wenn er früher oft geklagt hatte, daß Gott eine Disproportion zwischen den Glückseligkeitsträumen und der Wirklichkeit gelegt hätte, wenn es ihm gewesen war, als schwebe das Bild des Glücks um ihn in unsicheren Zügen, dränge sich in seinen Schlaf, durchbohre ihm das Herz, ohne daß er es festzuhalten wisse, so schmiegte er sich jetzt inniger an das, was er hatte. Sich nützlich machen, im Schweiße seines Antlitzes arbeiten, Freude säen, Gutes wirken, aber in dem Kreise, in dem man lebt, das schien ihm wahre Daseinsaufgabe. Er war nicht von denen, die sagen: »Wäre ich in anderen Verhältnissen, würde ich Großes leisten; so wie es ist, kann ich nichts vollbringen.« Er war mit Recht überzeugt, daß unser Platz der ist, auf dem wir stehen. Alle die verfehlten Bestimmun-

gen, alle die Seufzer um nicht erlangte Güter, schienen ihm Schwäche oder Unverstand. Dieser gesunden Ansicht verdankte er eine Reihe von sanften Empfindungen, in denen der Leib stark in der Entbehrung und der Geist heiter in der Arbeit ward. Früher war ihm alles Systematische widerlich gewesen. Jetzt erkannte er, daß die Wissenschaften ohne Regel nicht bestehen können. Jede von ihm ergriffene nahm ihre ursprüngliche Form an und führte ihn an den ewigen Quell alles Wissens. So kam es, daß er von tiefem Glauben durchdrungen ward, von jenem Glauben, der uns das Bittere ertragen und das Süße dankbar genießen lehrt.

Die Reise nach der Residenz war Lothar fast unwillkommen, so sehr hatte er sich an die einfachen Tage, an die noch einfacheren Beschäftigungen gewöhnt. Da er sie bald zu beendigen hoffte und die Angelegenheit, die Feller ihm meldete, ihm wichtig war, so verlor er nicht viel Worte, drückte dem Pfarrer, bei dessen Hause er vorbei mußte,

vom Wagen herunter die Hand, bat um Nachricht, wenn Etwas vorfallen sollte, und fuhr dann getrost in dem Gedanken weiter, daß er im Frühlinge weniger als im Herbste zu versäumen hätte. Der erste Tag war der Nothwendigkeit, ein Zimmer zu suchen, gewidmet. Der zweite mußte Besuchen und Abends einer Einladung geweiht sein. An diesem Abende hatte er Lydien zum ersten Male gesehen. Ihre äußerlich glänzende Erscheinung war ihm so aufgefallen, daß er wie ein schüchterner Schulknabe nicht nach ihrem Namen zu fragen gewagt hatte. Aber an seiner Bewegung hatte er wahrgenommen, daß Gefühle, die in der Einsamkeit still für sich hin glühen, statt an Kraft zu verlieren, an Kraft gewinnen. Das poetische Element tauchte in weniger denn vierundzwanzig Stunden so gewaltig in ihm auf, daß es ihn fast mit Schrecken erfüllte. Mit Wehmuth gedachte er dabei seiner Einsiedelei, seiner Arbeiten, seiner Freuden. Wie lieb waren ihm seine ländlichen Beschäftigungen gewesen, wie sehr hatte sich sein innerstes Wesen

mit ihnen verschwistert! Er saß gerade in seinem Zimmer an dem kleinen Schreibtisch, den er sich improvisirt hatte, als der Postbote ihm einen Brief von dem Pfarrer Müller brachte. Der Anblick der Handschrift sprach ihn angenehm an; noch angenehmer berührte ihn der Inhalt. Er lautete:

»Geehrter Herr Baron!«

»Seitdem Sie uns verlassen haben, ist die Natur in ihrer vollen Pracht auferstanden. Der Platz mit den Kastanienbäumen bepflanzt, ist schon grün. Die Linden und Akazien keimen. Ihre Krokusbeete haben dieses Jahr einen Farbenschmelz, der ganz unaussprechlich ist. Auch die Hyacinthen und Maiblumen duften schon. Hinten im Tannengehölz schlägt Abends die Nachtigall. Da zieht es mich oft hin, und ich kann Ihnen, geehrter Herr Baron, gar nicht ausdrücken, wie erhaben die große Weltordnung mir in solchen Momenten erscheint. Neulich, als ich am Vormittage nachsehen wollte, ob Johann

schon den wilden Wein an Ihrem Lusthäuschen gepflanzt hätte, begegnete mir Fräulein Sophie mit einem Strauß Krokus in der Hand. Sie wurde ganz roth, als sie mich sah, doch lächelte sie gleich hinterdrein und sagte: wenn ich Ihnen schriebe, so sollte ich bemerken, sie wäre bei dem wunderherrlichen Frühlingswetter herüber von Schönau gekommen, um zu sehen, ob Sie mehr Blumen, als sie, hätten. Darauf sprachen wir von Ihrer Reise, und Fräulein Sophie meinte: das Geschäft in der Stadt würde wohl bald abgethan sein und Sie kämen dann wieder, zu unserer Aller Freude. Wahr ist es auch, daß das Dorf ohne Sie wie ausgestorben ist. Neulich, am Sonntage, als ich die Kanzel bestieg und meine Blicke auf Ihren leeren Platz fielen, da fuhr es mir ordentlich durch die Seele, daß ich den Herrn innig für Sie zum Schutz anflehen mußte. Schließlich bemerke ich noch, geehrter Herr Baron, daß die Schaafe wohl nächstens auf die Weide gebracht werden können?

.... Wenigstens sind keine Nachtfröste mehr zu fürchten.

Mit der allergrößten Hochachtung

Ihr gehorsamster

J. Müller.«

Als Lothar diesen Brief gelesen hatte, mußte er sich träumend zurück in seinen Stuhl lehnen. Es stand Alles so lebendig vor ihm. Sein einsames Haus und daneben der Garten. Die flötende Nachtigall und die wolligen Schaafe! Der ehrwürdige Pfarrer mit den weißen Haaren und die blühende gute Sophie mit dem farbenreichen Krokusstrauße..... Da pochte es an seine Thür und Lydiens Diener trat mit einer Einladung für den Abend bei ihm ein. Sie war schriftlich, in der dritten Person, das Papier duftete wunderlieblich. Rasch schrieb er auf ein eben nicht sehr elegantes Blatt die zusagende Antwort und hielt dann lange Lydiens Billet in der Hand. Die Schrift war eben so zierlich als sie fest war.

Die Farbe des Papiers war blau; seitwärts stand Lydiens Chiffre mit silbernen Buchstaben eingedruckt. Vor dieser Sphäre wich der Brief des Pfarrers sammt seinen Eindrücken. Er konnte den ganzen Tag an nichts Anderes als an den Augenblick denken, wo er Abends bei Lydia eintreten würde. Weil der Diener viele Einladungen in der Hand hielt, schloß er auf eine größere Gesellschaft. Sollte er sich einen Wagen kommen lassen? War es anständig, zu Fuß mit bestäubten Stiefeln bei ihr einzutreten? Er mußte über sich selbst lachen, als sein „Mäßigkeitssystem", wie Sivry sagte, den Ausschlag gab; doch steckte er zwei Schnupftücher in der Absicht zu sich, die Stiefel mit dem einen zu reinigen, falls sie zu viel Staub an sich trügen; kaufte im Vorbeigehen Paille-Glacé-Handschuhe, die der Kaufmann ihm als das non plus ultra der Eleganz anpries, und lief dann eiligst zu Lydia's Wohnung. Er fand die Fenster dunkel. »Komme ich zu frühe?« fragte er sich ängstlich. Doch schellte er, und als eine alte Frau

nach langem Warten öffnete, erfuhr Lothar, daß Lydia bereits auf der Villa vor dem Thore wohne. Diese Nachricht ergriff ihn mit furchtbarer Beklemmung »Gestern das Bild,« dachte er, »heute die Villa — in ihrer Lage! — und morgen?« Er war fast gereizt, als er auf dem weiten Wege von der Stadt vor das Thor die kleinen Züge zusammensetzte, die ihm Lydia zugleich anziehend und abstoßend machten. Bald entschuldigte er Alles, bald mußte er sie eines unerhörten Leichtsinns anklagen, besonders wenn er an das dachte, was ihm Feller gesagt hatte. Der Mond schwamm schon am Himmel, als er vor der Villa anlangte. Galonnirte Diener geleiteten ihn durch Gänge, die mit bunten chinesischen Laternen erleuchtet waren, zu der Terrasse, von der man die fruchtbare Hügelkette am Horizonte sich hinziehen sah. Es war eine bezaubernde Fernsicht, diese Hügelkette, die sich wie Ossian's Nebelgestalten in blauen Duft gehüllt hatte und die nur seitwärts vom Mondeslichte erleuchtet war. Näher heran zeigte sich sil-

bern und zitternd der hier schiffbare Fluß, und im Vordergrunde lag das Lustwäldchen mit wundervoll sich darbietenden Baumgruppen. Lothar sah das nur mit halbem Auge, denn Lydia war fröhlich wie ein Kind, hatte ihn herzlich begrüßt und ihn zu sich an den Theetisch gerufen, um den schon eine zahlreiche Gesellschaft versammelt war. Hier bewegte sie sich so frei, es flatterte so viel Heiterkeit um ihre Stirn, das Weberschiffchen ihrer Gedanken flog so harmlos von einem Gegenstande zum andern, daß Lothar zehn Ohren zum Hören und zwanzig Augen zum Sehen hätte haben mögen. Das Gespräch fiel auf Mancherlei. Vom Theater sprang man auf's Wetter, vom Wetter auf die Literatur, von der Literatur auf Allgemeinheiten. »Der Mensch vergißt nicht,« sagte Lydia, »er ersetzt.« Und als dieser Satz lebhaft bestritten und in ihm ein Entschuldigungsgrund für die Unstatthaftigkeit der Gefühle gefunden wurde, entgegnete sie mit Einfachheit: »Wer hat sich nicht unersetzlich geträumt, und wen hat nicht die Erfah-

rung gelehrt, daß er es nicht sei! Wir waren die Seele eines häuslichen Kreises, wir sahen mit Stolz, daß Alles sich um uns drängte, Alles sich auf uns concentrirte, wir sagten uns selbstzufrieden, wie wird es werden, wenn ein Ohngefähr uns herausreißt? Nach einer Weile werden wir wirklich diesem Kreise entzogen. Die Sorge um die verlassenen Lieben peinigt uns. Wir benutzen den ersten Augenblick, um uns zu überzeugen, wie sie gelebt, ob sie gelebt haben. Siehe da, die Reihen, die wir durch uns auseinandergesprengt hielten, haben sich enger zusammengerückt. Die Herzen, die uns ewig beweinen wollten, haben neue Interessen, neue Freuden oder Schmerzen gewonnen. Wir sind nicht vergessen, wir sind ersetzt. Und muß es nicht so sein, wenn wir leben wollen?« fügte Lydia hinzu. »Mir sind die Menschen, die ihr Dasein einer ewigen Trauer weihen, mehr eigensinnig als stark erschienen.«

Sie schlug dann einen Gang durch den Garten vor. Es war ein ganz stiller Abend und so

lau, daß er an Italien erinnern konnte. Lothar schritt an ihrer Seite, beobachtete, anatomirte sie. Sie kam ihm fremdartig, überraschend, sogar originell vor. Er mußte sich besinnen, ob er Stunden oder Jahre mit ihr verlebt hatte. Im Herzen sehnte er sich, ihr etwas sein zu dürfen; aber gleich hinterdrein sagte er sich: »Was kannst du ihr bieten!« Er sagte sich das wehmüthig, wenn er sie lebhaft angeregt mit den Unbedeutendsten reden und Salongespräche halten hörte, die ihn schmerzten, weil er da mechanische Fertigkeit erkannte, wo er etwas Besseres gewünscht hätte. Er hätte tausend Fragen an sie richten, tausend Ansichten mit ihr austauschen mögen; doch war er so verwirrt, daß er auch dann nichts hervorzubringen wußte, als er sich zufällig mit ihr vor dem Treibhaus allein fand. Sie selbst war in einer sonderbaren, fast fieberhaften Stimmung, Thränen und Lächeln schwammen in ihr. Innerlichst bewegt, fragte sie:

»Baron Lothar, glauben Sie, daß man durch

die Fähigkeit, das Schöne zu bewundern, elend werden kann?« »Nicht doch,« antwortete er leise. »Wenn Sie Augenblicke hätten, wo Ihr poetischer Sinn Sie unglücklich machen könnte, so würden das doch nur Augenblicke, mißverstandene, staubdurchzogene Augenblicke sein.« — »So ist der jetzige ein solcher,« seufzte sie schwermüthig. »Es ist mir zwar oft, als hätten mich Engel auf ihren Armen gewiegt und mir goldene Feenmährchen erzählt, dann scheint Alles um und in mir Gefühl und Poesie, aber es kommen auch Tage, wo ich mich wie eine seltsame Combination eines bösen Naturgeistes ansehe. Wenn der Gedanke mich ergreift, faßt mich eine so fürchterliche Unruhe, daß ich tausend Dinge unternehme und nichts vollende.«

Sie hielt einen Augenblick inne, versunken, wie es schien, in tiefes, inneres Leid, dann fragte sie, wie aus einem Traume erwachend: ob man geneigt sei, auf die Terrasse zurückzukehren. »Musik wird uns erheitern,« meinte sie freundlich, indem sie sich anschickte, die Gesellschaft wieder zurückzu-

geleiten. Doch zogen Viele vor, die angesagten Wagen zu benutzen, und nur Einige, worunter sich Lothar befand, begleiteten Lydia auf die Terrasse, von der man in die Gemächer treten konnte. Dort setzte man sich, scherzte, musicirte und aß, wobei Lydia ganz wieder zu jener sanften Ausgelassenheit überging, die Lothar für unglaublich nach einem Moment solchen Tiefsinnes als den hielt, den er vor wenig Minuten mit angesehen hatte. »Es ist Thorheit,« dachte er entschuldigend, »auch nur den geringsten Werth auf Stimmungen legen zu wollen. Wir tragen zwei Wesen in uns; eins, das weint, das andere, das lacht. Alle haben wir ein Janusgesicht. Alle haben wir unsere Sonnen- und unsere Nachtseite. Wenn Lydia mich unendlich mehr in Momenten rührt, wo ihre Seele sich in Schatten hüllt und sie mit wundem Herzen einen Klagegesang zu Dem schickt, der sie so seltsam geformt hat, so wäre es doch sehr kalt und sehr ungerecht, wenn ich ihr das wärmende Sonnenlicht, das sie jetzt

umspielt und in dem sie allerdings wie ein Chamäleon ist, mißgönnen wollte.«

Und somit setzte er sich beruhigt mit dem Entschluß zwischen sie und Sivry, sie so zu nehmen, als sie war. Er hatte kaum einige Minuten so dagesessen, als er Feller langsam die Terrasse hinansteigen sah. Die Ahnung, »das bedeutet nichts Gutes,« traf eben so schnell sein Gemüth, als der Justizrath an den Tisch getreten und »Frau Gräfin!« gesagt hatte. Lydia war blaß geworden, nicht aus Schrecken, wie Lothar, sondern aus Aufwallung, denn sie war längst gewöhnt, den Justizrath als ihr feindlich zu betrachten, indeß er nur das ihr gegenüber that, was ihm als Pflicht oblag. Das freilich that er schroff und ohne Grazie. Wenn wir uns entschließen könnten, unsere Ermahnungen nicht wie Vorwürfe aussprechen zu wollen, so würden wir weiter mit ihnen reichen. Das war auch Feller's Fehler. Er hatte keinen Einfluß auf Lydia, weil er seinen Worten kein schönes Ge-

wand zu leihen wußte. Sie waren gut, aber rauh. Frauen jedoch wollen, wie die feinen Krystallisationen, mit Sammetfingern angefaßt werden.

»Geschäfte, wichtige Geschäfte,« murmelte Feller, indem er mit der Gräfin in die Zimmer trat. Es entstand eine ängstliche Stille. Lothar hatte den Teller weit von sich geschoben und starrte vor sich hin, indeß Sivry in einer Trüffelpastete wühlte und sich seiner sarkastischen Laune überließ. »Wir müssen uns proviantiren,« sagte er lachend. »Es scheint, als wenn sich große Dinge vorbereiten. Wer weiß, ob da drinnen nicht von dem Untergange der Welt die Rede ist. Da will ich denn doch noch geschwind ein Glas Champagner trinken, ehe ein Erdbeben die Villa zerstört.« Zartfühlendere schwiegen. Auf Allen lag der Druck der ängstlichen Störung. Da trat der Kammerdiener an die Gesellschaft heran und berichtete: »Die Frau Gräfin sei plötzlich unwohl geworden, und lasse sich entschuldigen.« Man stob auseinander. Die, welche noch geblieben waren, riefen

nach ihren Wagen. Auch Lothar ging, aber langsam, beklommen. Was konnte geschehen sein? Warum durfte er nicht zu ihr, um ihr zu sagen, daß sie auf ihn rechnen könne? Als er so langsam durch das Lustwäldchen nach Hause schritt, hörte er hinter sich Geräusch. Es war der Justizrath Feller, der ihn in der Dunkelheit erkannt und ihm nachgegangen war. Sein Wagen folgte ihm. »Guten Abend, Herr Baron,« rief er. »Ich gratulire. Der Proceß der Gräfin Walden ist in letzter Instanz entschieden. Sie hat ihn verloren. Ihnen ist die Rente von zweihundert und fünfzig Thalern gesichert.«

Lothar ward über und über kalt. »Was wird aus der Gräfin?« fragte er zagend.

Feller zuckte die Achseln. »Sehen Sie, die Dichter mögen die Gräfin in einem Romane auftreten lassen, die Maler sie als eine Madonna bewundern, sie mag geistreich, witzig, genial, unsterblich sein, das aber ist der Schatten zu dem Lichte: sie ist verarmt. Es bleiben ihr achthun-

dert Thaler. Für Andere wäre das viel. Für sie ist es ein Tropfen im Meere. Ja, ja, mein lieber Herr Baron, die junge Frau ist ruinirt. Ich gratulire nochmals. Darf ich Ihnen meinen Wagen anbieten? Ich gehe in die Ressource. Wünsche einen fröhlichen guten Abend!«

Es war Lothar wirklich, als wanke der Boden unter seinen Füßen. Erst wollte er gleich zurück zu Lydien, ihr Trost, Rath und Hülfe bieten, dann fühlte er das Unschickliche dieses Schritts, die Unmöglichkeit, sich hier anders als leidend zu verhalten. Die Erfahrungen hatten ihn besonnen, doch nicht kalt gemacht. Er war gereift, nicht vertrocknet. Das, was er für Lydia fühlte, war ihm nicht unbewußt; er war nicht wie jene Unempfindler, die ihre Fühlhörner hier und dort hinstrecken und vor jeder unangenehmen Berührung zurückbeben — er täuschte sich nicht, belog sich nicht, hatte nie die Rhetorik zu Hülfe gerufen, sondern hatte allen Empfindungen klar in's Auge gesehen. Heute wühlte sich ein Strom von

Möglichkeiten durch seine Seele; er übersah Lydiens ganze Zukunft. Diese freudenleere, kalte, theilnahmarme Zukunft. »Aber die Welt hat ihr das Herz noch nicht geraubt,« sagte er sich emporraffend. »Sie muß geleitet, ausgebildet, erzogen werden. Wer weiß denn, ob ihr je eine warme Hand entgegen gehalten worden ist. Die reichsten Kräfte liegen deshalb brach, weil sie noch nicht angewandt worden sind. Auch braucht man nur in die Familien zu sehen, um zu gewahren, wie Töchter erzogen werden. Sie lernen ein wenig Musik, ein wenig Tanz, ein wenig Französisch, ein wenig Literatur und Geschichte. Das Alles aber, nicht um einen Schatz für's Leben, einen festen sichern Grund zu bauen, sondern bloß, um mit diesen Lockspeisen sich einen Mann, eine Existenz, zu erobern. Ob das Herz dieser Mädchen leidet, lebt oder stirbt, ob es in den Himmel fliegen oder zu Asche verkohlen wird, wer fragt darnach? »Unsere Kinder sind gut verheirathet,« sagen die meisten Mütter. »Die hat einen

reichen Gutsbesitzer, die einen Präsidenten bekommen. Lauter sehr annehmbare Partheien.« Aber daß der Gutsbesitzer ein roher Mensch ist, der Präsident sich als Egoist herausstellt und ein zartes Wesen keinen geistigen Stützpunkt findet, das wird um so weniger bedacht, als es »doch ein wahres Glück in jetziger Zeit ist, an den Mann zu kommen«. —

Indem Lothar sich immer tiefer in all diese Zustände hineindachte, ward Lydia ihm zuletzt so nahe gerückt, daß er sich nichts mehr vorstellen konnte, als das unendliche Glück, ihr jeden Stein aus dem Wege zu räumen. »Ihre Ehe war nicht glücklich und durch dieses Unglück hatte sich sicher Manches in ihr verschoben,« dachte er beschwichtigend. Er phantasirte weiter; er träumte sie sich von allen ihren Fehlern geheilt, der Liebe hingegeben, die bessert, die fromm macht, die nie an sich denkt, nie etwas auf sich bezieht, die so kindlich ist, daß sie sich tödten lassen würde mit klarem Auge, sagte ihr der Geliebte: »stirb« —

die gehorcht und nicht weiß, was Gehorsam ist, die giebt und sich reich fühlt. — Sivry weckte ihn aus seinen Träumen, indem er sich vor ihm hinstellte und mit unheimlichem Lachen sagte:

»Sie wissen wohl schon durch Feller, daß die Gräfin Walden ihren Proceß verloren hat. Nun ist es doch keine Parthie für Sie, Lothar!«

Lothar aber wandte ihm unwillig den Rücken und dachte sich innerlich: »Wer weiß!«

Viertes Kapitel.

Es war ein kalter Maimorgen. Der Wind pfiff durch die Bäume. Dann und wann hörte man das Rauschen des Wassers oder das Klappern eines heimgekehrten Storches. Der Himmel war bezogen. Die Natur schien zurückgesunken in ihren Winterschlaf zu sein. Alles fröstelte. In dem einsamen Zimmer der Villa, die Lydia bewohnte, herrschte jene ängstliche Stille,

die einem veränderten Schicksal vorangeht oder folgt. Sie saß in ihrem Kaschemir-Schlafrock, die Füße in sammetne Pantöffelchen gesteckt, den Kopf tief in die Hand gestützt. Der von ihrem ältesten Diener ihr sonst unter vielerlei Gespräch gereichte Caffee stand auf dem Tische, sie hatte ihn nicht angerührt. Traurig pickte der Kanarienvogel an den geschlossenen Käfig. Zuweilen hob Lydia den Blick aufwärts, sandte ihn zum Fenster, schauerte in sich zusammen und schloß die Augen. Dann stand sie auf, ging mit leisen Schritten von dem Wohn- in's Schlafzimmer, dann zurück, öffnete den Flügel, blickte gedankenlos auf das Walter'sche Bild, setzte sich wieder und konnte zu keinem Entschlusse kommen. Sie war wie gebrochen an allen ihren Gliedern, wie aufgelöst in tausend widerstrebenden Empfindungen. Nach einer Weile schellte sie. »Hat Niemand sich nach meinem Befinden erkundigen lassen?« »Niemand,« war die Antwort. Sie warf sich zurück in ihren Sopha. Es überkam sie

eine ungeheuere Bitterkeit. »So sind die Menschen,« rief sie außer sich. »Das ist ihre Theilnahme. Das nennen sie ihre Treue. Als ich im Ueberfluß schwelgte, da kamen sie dutzendweise. Da war kein Wort zu reich, keine Versicherung zu glühend. Aber im Unglück sind diese Freunde dürre Blätter, der Sturm hat sie auseinandergeweht.« Sie überließ sich eine Zeitlang ihren Betrachtungen. Wie Blei ruhte es ihr auf den Schultern, wie Eis wälzte es sich über ihr Herz. Wäre sie von einem wahrhaftigen Herzensunglück getroffen gewesen, so hätte sie sich weniger elend gefühlt, aber in dieser Ueberreizung war es ihr unmöglich, zu der richtigen Schätzung ihrer Lage zu kommen. Die zerschmetterte Eigenliebe jammerte am Boden. Das Heer aller der Rivalinnen, die sie bis jetzt überstrahlt hatte, zog lachend an ihr vorüber, lachend auch stand mit der bittersten Ironie ihre eheliche Vergangenheit vor ihr. Die Täuschungen, denen sie erlegen, die Hoffnungen, die sie belogen hatten, erhoben sich. Sie erinnerte

sich ihrer harmlosen Kindheit, des ersten Flügelschlages einer erwachenden Seele. Aber sie dachte auch jener Freuden, die sie an der Schwelle der Ehe empfangen hatten. Für sie war diese zuerst der goldne Schlüssel gewesen, der ihr den Eingang zu Genüssen verschafft hatte, die sie in anderen Verhältnissen nur hinter dem Schleier der Dichterträume gesehen hätte. Sie hatte sich ihrer neuen Lage mit einer seltenen Geschmeidigkeit angepaßt. Giebt es doch Gemüther, denen Glanz eine eben so tiefe Nothwendigkeit, als den Blumen die Sonne ist. In die Atmosphäre der Eleganz gepflanzt, blühen sie in ihr, wie in ihrem natürlichen Erdreich auf. Lydia war ein solches Gemüth. Und nun sollte sie aus ihm herausgerissen, in die eisernen Kreise der rauhen Wirklichkeit treten, sollte sich mit ihrem Schicksal verständigen, Gewohnheiten aufgeben, die ihr Leben waren! Ihre Lage, von allen Seiten betrachtet, zeigte sich ihr in erschreckender Nacktheit. Ihre Eltern waren todt, der einzige Bruder war in

Amerika, ihre Freunde ... waren keine! O, wie empfand sie zum ersten Mal, was Leiden ist; wie tastete sie, um zu sehen, ob sie Muth habe. Nein, sie hatte keinen Muth. Woher auch wäre er ihr gekommen? Ihre Lippen hatten jeglichen bittern Trank von sich gestoßen, sie hatte von Manna und Nektar gelebt. Die Quellen, die sie sättigten, waren mithin verweichlichte Quellen gewesen. Die Liebe zum Glanz war in ihrem Herzen an die Stelle der sanften Neigungen getreten. Die edelsten Kräfte waren in ihr nach Außen getrieben worden. Wer hatte sie mit zartem Hauch berührt? Wer hatte ihr Selbstlosigkeit, Hingebung gelehrt? Ihre Ehe hatte sie aus der fraulichen Atmosphäre in die des Scheinwesens geführt. Geglänzt hatte sie, nicht gelebt. Das war's. Das wühlte ihr jetzt tausend Schmerzen in die Seele. Nichts lächelte um sie, nichts fesselte sie. Die Welt war entzaubert. Für sie gab es weder Fahne, noch Herrscher. Sie war allein. Was sollte sie beginnen? Was sollte sie

aufgeben? Ihr müder Blick traf auf Entmuthigung, auf Einsamkeit, auf Langeweile. Sie stand endlich auf. Sie setzte sich an ihren Schreibtisch. »Ich will mir eine Liste von den Gegenständen machen, die ich entbehren und die ich behalten kann,« sagte sie sich. Sie nahm ihr duftendes elegantes Papier zur Hand. Sie schrieb noch mit einer goldnen Feder. Das Silberzeug ward zuerst aufgezeichnet. Von dem Tafelservice konnte sie weggeben, aber das silberne Theegeschirr wollte sie behalten. Dann kam ihre Garderobe. Ihr Schmuck. Sollte sie einige Perlenschnüre entbehren können? Waren hier ein oder zwei Shawls überflüssig? »Ueberflüssig ist nichts,« dachte Lydia seufzend. »Denn trage ich ein weißes Kleid, so ist mir der rothe Shawl nützlich, und trage ich ein gelbes, so kann ich den blauen nicht entbehren. Auch die Perlen habe ich nöthig. Perlen werden immer schöner durch's Tragen; ich habe mich an diese gewöhnt.« — Sie ging an die Kleider. Hie und da gab sie einem den Abschied, hie und da

fand sich etwas, das ihr nicht mehr lieb, nicht mehr bequem war. Aber die Morgenkleider, so kostbar sie waren, wollte sie alle behalten. Dann machte sie eine Uebersicht über die Einnahme und Ausgabe. Sie erschrak, als sie wahrnahm, was sich für Nothwendigkeiten an sie gehangen hatten und wie gering ihre Mittel waren. Sie fühlte sich betäubt durch diese Brüche, durch dies Addiren und Subtrahiren, durch diese ungewohnten, sie zu Boden schmetternden Zahlen. »Was habe ich nicht Alles nöthig,« rief sie, »und was werde ich entbehren müssen!« — Sie legte ihre beiden Arme auf den Tisch, stützte den Kopf darauf und blieb so eine Weile wie überfluthet mit dem fürchterlichsten Nervenweh sitzen. Als sie aufsah, stand Lothar vor ihr. Wie ein Sonnenstrahl wirkte diese Gegenwart auf sie. Sie hatte an ihn gedacht mit wehmüthiger Ehrerbietung und nun war er ihr nahe. Wie ihr das wohlthat! Sie reichte ihm die kalte Hand, die in der seinen wie von Fieberfrost geschüttelt, zitterte. Sie sagte

mit kindlicher unsicherer, in Thränen schwankender Stimme: »Sie habe auf ihn gehofft, ihn erwartet; er wisse wohl schon Alles? Sie sei unglücklich!« Lothar hielt ihre Hand noch immer, er sprach ihr freundlich zu, er sagte: »Die Sonne wird die Wolken scheuchen, das Glück wird Ihre Thränen trocknen.« Er bot ihr seine Dienste, seine Erfahrung an; er blickte ihr über die Schulter weg auf das Papier, das mit Zahlen besäet vor ihr lag. Er fragte: »Was thaten Sie, als ich eintrat?« Sie antwortete: »Ich rechnete und weinte.« Er konnte nicht umhin wehmüthig zu lächeln. Dies Lächeln, das selten sein Antlitz überflog, verklärte ihn. »Dichterin,« sagte er scherzend, »ich will Ihre Prosa sein!« Er setzte sich und durchlief ihre Berechnung. Mitten in diesem Geschäft sah er auf Lydia, die einen Stuhl an den seinen gerückt hatte und zu ihm, aufblickte; er verwirrte sich, denn sie war schön diese Lydia, schön in dem Schmerz, der ihr die Frische der Jugend gekostet hatte. »Warum

nehmen Sie Theil an mir?« fragte sie ihn unverwandt anstarrend, indem sie ihn eine Zeit lang unter ihrem Blick gefesselt hielt. Dann sagte sie sanft: »Sie sind gut, engelsgut, ich verdiene diese Güte nicht!«

Er schüttelte heftig mit dem Kopfe. »Keine Uebertreibungen, Gräfin, keine unnützen Worte. Vertrauen Sie mir. Ich meine es ehrlich. Das Schicksal hat mich auf einen Platz gestellt, wo ich nichts gefunden habe, als Beschränkung in den Mitteln, aber Heiterkeit in den vollbrachten Pflichten. Ich bin eine einfache, zuweilen sogar bedächtige Natur. Aber ich meine es ehrlich. Wo Andere Ihnen schmeicheln würden, werde ich Ihnen die Wahrheit sagen. Ich werde nicht rauh sein, wie Feller, nicht grausam, wie diese Advocatenseele, ich werde Sie nicht mit Zahlen und Berechnungen ermüden, aber Ihnen beweisen, daß Ihre Verzweiflung Irrthum ist. Entschließen Sie sich, einen Theil Ihrer Schiffsladung über Bord zu werfen. Sehen Sie dieses Silberzeug, diese

Bronzen, dieſe Sèvres. Sie ſind Ihnen unnütz. Hinunter mit dem Ballaſt! Da unten im Meeresgrunde wohnen Haifiſche, die den Ballaſt auffangen. Es ſind die Auctionairs, die Makler! Der Dreimaſter hält nicht mehr die See. Wir müſſen an einen Kahn denken, der uns in kleinere Ströme trägt.«

»Helfen Sie mir ihn zimmern!« rief Lydia bewegt.

»Alſo kein offnes Meer?« fragte Lothar lächelnd.

»Nein! nur enge Ufer, ſchöne duftende Waldpartbien, klares, ſüßes Waſſer.«

Lothar nahm Papier zur Hand. Lydia ſetzte ſich ihm gegenüber auf die chaise longue, ſuchte in einem groſſen Arbeitskaſten zwiſchen Seiden und Chenillen und ſah dazwiſchen auf Lothar, der zu ſchreiben anfing.

»Zuerſt,« ſagte er, »müſſen Sie darauf denken, ihren Hausetat zu verkleinern. Das ſchöne braune Pferd, auf dem ich Sie neulich bewun-

derte, findet gewiß einen Käufer. Fort damit!«

»Mein Gott,« sagte sie ganz aufwallend, »soll ich auf einem gemietheten Pferde reiten?«

Lothar sah sie groß an. Er war erstarrt über diese Antwort. Doch sammelte er sich und fuhr fort: »Diese Villa hier ist Ihnen unnütz. Wir streichen sie.«

Lydia wurde blaß. »Nehmen Sie mir nicht die frische Luft. Der blaue Aether ist mein Lebenselement. Diese Blumen, diese Düfte, diese leichten Nebel, die kommen und gehen, dieses ganze wunderbare Dasein, das mein Dasein einschließt, ich habe es schmerzlich den Winter über entbehrt. Soll ich es nun gleich wieder missen?«

Es überkam Lothar wie Ungeduld, aber der Ungeduld folgte das Gefühl des tiefsten Mitleids auf dem Fuße. Er durchflog im Nu all die Entbehrungen, die sie leiden würde, sie, die vom materiellen Leben nichts als den Caschemir um ihren Leib und den Sammet zu ihren Füßen kannte; es zerdrückte ihm das Herz, wenn er sich vorstellte,

wie nackt ihr das Daſein ohne dieſe Staffage erſcheinen müßte. Nicht viel hätte gefehlt, ſo wäre er aufgeſprungen, um ihr zu Füßen zu ſinken und ihr zu ſagen: »Ich will Dich tragen, wenn Du gehen müßteſt, pflegen, wo Du leiden würdeſt; die abwehrende Hand, der wärmende Athem ſein,« aber er hielt ſich, denn was die Berauſchung des Augenblicks wie eine fata morgana ihm als zauberiſche Seligkeit vorführte, das zerſtörte der beleidigte Verſtand mit dem bohrenden, alle Täuſchung vernichtenden Blicke. Lydia ſah ihn noch immer bittend an. In dieſem ſonderbar ſich fügenden Schickſal, das ihn zu Lydia in dem Augenblicke führte, wo ſie ſeiner bedurfte, fand er einen Wink, eine Aufgabe. Er hatte deren ſchon manche gelöſt, aber die, die ſich ihm jetzt darbot, war die freudenverſprechendſte, die feſſelndſte. Es glitt über ihn wie der Hauch einer unbekannten Welt; Verſtändniſſe, Offenbarungen, Verheißungen ekſtatiſcher Genüſſe umdufteten ihn, doch faßte er ſich anſcheinend ſehr ruhig: »Sie

wollen frische Luft, Sie wollen Blumen und Nachtigallen. Sie sollen das Alles haben, aber ich bitte, ich beschwöre Sie nur um Eines, im kleineren Maaßstabe. Vertrauen Sie mir. Ich helfe Ihnen eine Wohnung einrichten, die Ihrer würdig und doch den Umständen angemessen ist.«

Hier legte Lydia die Seide und Chenille aus den Händen. »Ach,« sagte sie, »es ist nicht diese Wohnung, die mir so schön dünkt und von der ich mich schwer trenne; es ist die Gewöhnung, die Gemüthlichkeit in der Luft, eine Gastfreundschaft der Mauern, eine Verschmelzung mit den äußeren Gegenständen, die mich so sanft umfängt. Kennt mein Auge etwa nicht die Decke meines Zimmers, die Verzierungen am Kamin, den goldnen Schein dieser Rahmen? Haben sich nicht tausend Träumereien an diese Sessel, an diese Teppiche, an diese Portièren gehängt, die mir aus der Stadt hierher folgten? Sind meine Gedanken etwa nicht zwischen diesen weiß und roth gestickten Gardinen auf die Terrasse geschlüpft, wo

meine Syringa's duften und die Schwalben die Brosamen wegpicken? Sie wissen nicht, wie viele Sympathie zwischen mir und diesen Gegenständen ist, Sie entreißen mir meine Freunde!«

Sie warf sich schmollend zurück auf den Sopha, zupfte an ihrem weißen Caschemirrock und ließ den Sammetpantoffel auf ihrer Fußspitze tanzen. Lothar fühlte sich beklommen, aber er war nicht der Mann, der ein Angefangenes liegen läßt, weil es ihm unbequem wird.

»Sagen Sie selbst,« fing er nach einer kleinen ängstlichen Pause an, »wo wir den Anfang machen und das Ende finden sollen. Ich stelle Sie mir als eine kräftige Natur vor. Desto mehr setzt es mich in Erstaunen, daß sie dem Augenblicke so unterthan sind. Warum haben Sie des Malers Landschaft gekauft, Sie, die schon so viele Bilder haben?«

»Das will ich Ihnen erklären,« entgegnete sie heiterer geworden. »Das Bild ist ein Meisterstück. Es ist unmöglich, durchsichtigeres Wasser

zu malen, unmöglich, einen kräftigeren Baumschlag hervorzubringen. Stellen Sie sich etwas seitwärts, Sie können so selbst am besten die Wirkung dieser Malerei beurtheilen; alle Details sind sorgsam, fast ängstlich ausgeführt, und doch nimmt sich das Ganze aus, als sei es wie der Cactus Grandiflorus in einer Nacht aufgeblüht. Wie leicht hängt dieser Zweig, wie lieblich steht hier das Gras ..... O, es ist etwas sehr Schönes um ein schönes Bild! Ich preise Jeden glücklich, der sich mit Bildern umgeben kann. Ich halte es sogar für nothwendig, denn es lehrt uns sehen; das lieben, was wirklich liebenswerth ist und das verwerfen, was sich als mittelmäßig herausstellt.«

Lothar konnte nicht umhin zu lächeln. »Sie täuschen sich, Gräfin. Sie können doch unmöglich glauben, daß die Kunst höher als die Natur steht. Was sind alle gemachten Bilder gegen eine wirkliche Landschaft?«

»Ich will Ihnen das einigermaßen zugeben,« entgegnete Lydia freundlich, »wiewohl ich mich

im Bilde mehr concentriren kann. Dieſe Taſchenausgabe der Natur iſt mir öfters bequemer, als die coloſſalen Umriſſe, die ich erſt in der Phantaſie zu einem Ganzen einigen muß; aber was Sie von den Landſchaften ſagen, geht nicht auch die plaſtiſche Kunſt an. Sehen Sie dieſen Schäferknaben von Pompeo Marcheſe! Es iſt zwar leider! leider! nur ein Gypsabguß, aber welche Vollendung der Formen, welche Ruhe und welches Leben! Ich ſtehe ſtundenlang vor dieſem Bildwerk und kann mich nicht ſatt ſehen. Das iſt der Menſch in ſeiner höchſten Verklärung, das iſt die Kunſt, wie ſie ſein muß, idealiſirend und doch wahr. Ach, was für Entmuthigungen ſind mir ſchon durch die Seele gegangen, die ich hier im Anblicke dieſes Meiſterſtücks wieder losgeworden bin, wie habe ich mich mit meiner verletzlichen, überreizten Seele ſo oft hier überzeugt, daß der Menſch doch etwas Beſſeres iſt, als eine zerbrechbare Materie, von der nichts übrig bleibt, als Staub. Wer keine Liebe zur Kunſt hat, der

läuft Gefahr, sich in das Gewöhnliche so einzunisten, daß das Erhabene ihm unbehaglich erscheint. Ja, ja, lachen Sie nur, es wird mich nicht abhalten, Ihnen zu sagen, daß es eine Schönheitswelt giebt, die besser als die gewöhnliche ist, eine Welt, die mich mit größerer Wonne umfängt, als ich es ausdrücken kann, eben weil sie mehr als ein Gedanke, mehr als ein Traum ist. Ach, wäre die wirkliche Statue des Meisters mein! Doch sind das jetzt auch nur Träume!«

»Erlauben Sie mir eine Bemerkung,« sagte Lothar fast stockend. »Ich kann nicht umhin, Sie anzuklagen, daß sie einen fast krankhaften Werth auf Aeußeres legen. Warum kauften Sie diese Landschaft?«

Lydia wurde über und über roth. Den Vorwurf, den er ihr machte, traf sie in der Mitte ihrer Seele. Sie hob den Blick zu ihm mit einer Schwermuth auf, die ihn niederwarf. Dann antwortete sie: »Sie wissen also nicht, daß uns eine Sache des Moments wegen, in dem sie uns

erscheint, lieb werden kann? Was sind Sie für ein trockner, sandiger Mensch, daß ich Ihnen erst sagen muß: ich kaufte das Bild, weil Walter es mir an einem Tage brachte, den ich in meinem Gedächtniß bezeichnen wollte.«

Lothar wollte aufspringen und ihr die Hände küssen, aber sie rief mit Gleichgültigkeit: »Habe ich etwas gesagt? Wir wollten ja Rechnungen ordnen, ein Budget entwerfen.« Dieses Rechnungswesen jedoch enthielt für Lydia so viele heterogene Elemente, daß sie am Ende von unzähligen Widersprüchen verwundet, sich nicht mehr halten konnte, sondern bei dem Fortstreichen ihres früheren Daseins zu weinen anfing. Lothar wollte sich schonend entfernen: »Nein,« seufzte sie, »Sie müssen bleiben. Ich will mich zu fassen suchen, ich will stark werden. Vielleicht finde ich Trost darin, daß ich Ihnen meine Geschichte erzähle. Sie werden toleranter sein, wenn Sie erfahren, daß ich eine Pflanze bin, die mit ihrem Schlingwerk an goldene Leisten geheftet wurde.«

Sie öffnete die Thüre zur Terrasse, rückte einen Sessel heran, fuhr mit dem feuchten Battistschnupftuch über die verweinten Augen, schöpfte ein paarmal gewaltsam Athem und fing dann also an: »Mein Vater bekleidete einen bedeutenden Posten im Staate. Meine Mutter war kränklich und verließ selten das Haus. Wessen ich mich aus meiner Kindheit zu erinnern weiß, ist, daß mein Vater sehr ernst war und mich Sonntags nach der Kirche in eine Gemäldegallerie brachte, wo er mir mit großer Pünktlichkeit die Namen der verschiedenen Meister nannte, die mich zuerst bloß des Klanges wegen anzogen, die aber dann nach und nach sich einzeln so tief in mir einprägten, daß ich Rubens sehr leicht von van Dyk und Guercino sehr bald von Tizian zu unterscheiden wußte. An den Wochentagen war ich unabläßig mit Sprachen beschäftigt, die ich mit meinem Bruder gemeinschaftlich bei seinem Hofmeister lernte; oder auch ich trieb Geschichte und Geographie, was mich aber so langweilte, daß ich Geschichte und Lange-

weile für synonym hielt. Meine Mutter starb, als ich eilf Jahr alt war. Dieser Tod betrübte mich zwar — aber was wissen Kinder vom Tode? ich tröstete mich bald. Ich hatte meine Mutter wenig gesehen. Am Morgen, wenn sie noch im Bette lag, durfte ich mich auf einen Fußschemel stellen und ihr die Hand küssen, und Abends, nachdem sie abgegessen hatte, erschien ich beim Dessert. Die übrige Zeit brachte ich mit meiner Bonne zu, mit der ich spazieren fuhr und die angewiesen war, dem Comteßchen den Platz zur Rechten einzuräumen. Sie begreifen, daß unter solchen Umständen meiner Mutter Tod keine schmerzliche Lücke in mir zurückließ. Zuweilen, wenn ich aus meinem Fenster in die Nachbarsgärten hinab sah, erblickte ich Kinder, die um ihre Mütter sich drängten, die ihnen zu Füßen saßen und denen sie Geschichten erzählten. Dann faßte es mich mit einer Wehmuth, die ich nicht beschreiben kann; ich sehnte mich hinunter zu den Kindern, ich fühlte, wie mein Herz sich öffnete, wie etwas aus ihm

sich herausdrängte und um Liebe bat. Aber dann kam die Bonne und mit deren französischen Redensarten mußte ich mich statt lieblicher Geschichten begnügen. In meinem dreizehnten Jahre verlor ich meinen Vater. Dieser Verlust umhing meine erwachende Jugend mit Trauerflören. Außer daß ich meinen Vater liebte, daß ich ihn schmerzlich vermißte und sein seltenes Lächeln wie einen warmen Hauch in meine Seele als heilige Erinnerung schloß, fühlte ich auch sehr wohl, daß ich eine Stütze verloren, eine Zukunft eingebüßt hatte. Man sagte mir, daß ich auf kein Vermögen rechnen könne. Eine Schwester meines Vaters übernahm die Sorge um mich. Sie war schweigsam, dürr und wenig demonstrativ. Doch hatte sie eine Tochter bei sich, die ich lieb haben wollte und nicht lieb haben konnte, weil sie mich mit ihren Rathschlägen verwundete und mir immer das Gegentheil von dem sagte, was ich als nothwendig erachtet und als wünschenswerth angesehen hatte. Wie viel Mühe habe ich mir ge-

geben, um ihr den Sinn für's Schöne einzuprägen! Wie habe ich mich oft unglücklich in unserm gemeinschaftlichen Zimmer gefühlt, wo, wenn ich die Möbeln so gestellt hatte, als es mein Geschmack mir eingab, meine Cousine Alles wieder verrückte und gar nicht den Unterschied begreifen konnte, den ich in einer geraden oder schiefen Linie, in dieser oder jener Drappirung fand. Und wie es mit diesen Kleinigkeiten war, so war es mit Allem! Ich war in dem Hause meiner Eltern an große Behaglichkeit gewöhnt worden, es hatte dort ein poetischer Duft, ein Etwas gewebt, das ich nicht ausdrücken konnte, das aber doch tröstend, erhebend auf mich wirkte. In dem Hause meiner Tante war aber Alles anders. Ach, da waltete die Prosa in ihren eckigen, unschönen Formen, da wurden Butterschnitte servirt, so dick wie mein Finger, da klapperten die Mägde mit hölzernen Schuhen und parfümirten statt mit Königsrauch mit Wachholderbeeren. Diese Atmosphäre drückte mich nieder, schlug mich

geistig todt! Ich sehnte mich nach schönen Dingen, nach anregenden Umgebungen! Sehr glücklich war ich, als eines Tages meine Tante uns ankündigte, sie wolle einen Ball geben. Im Geiste warf ich das ganze Haus um, ich baucte einen Saal, den Marmorsäulen trugen und der in einem Lichtmeere schwamm; ich stellte seidene schwellende Möbeln an den Wänden herum, ich drappirte die nebenanstoßenden Zimmer wie Boudoirs, ich verschwendete die Stoffe. Dann bestellte ich eine Musik, die besser als die Strausische, die Tänzer nicht fortriß, sondern trug. Die Büffets waren nicht vergessen; auf die sezte ich in schön geformten goldenen Gefäßen Gerichte, die dem Auge wohlthaten und dem Gaumen mundeten; der Champagner floß in rosarothen Schalen, so durchsichtig wie die Luft und so zart wie Rosenblätter ... auch Diener erschienen, mit Handschuhen, angethan im eleganten fashionablen Costüm des habit habillé ... Als ich dieses mein erträumtes Programm der Tante vorlegte, verzog

ſich ihre Miene wie im Zorn. — »Biſt Du toll?« rief ſie und zerriß das Papier. Ich blickte zur Erde und erwiederte nichts, aber in mir ſeufzte es wie mit tauſend Stimmen: »Hinaus aus dieſem engen, unſchönen Hauſe, hinweg von dieſen eingeroſteten, ſchwerfälligen Menſchen!« Wir reiſten nach Rehburg in's Bad. Das iſt kein Wiesbaden, kein Carlsbad, aber doch ein freundlicher wohlthuender Punkt, in dem es ſchöne Spaziergänge giebt, und in dem man frei athmen, frei leben kann. Ich ging oft früh Morgens mit meiner Couſine in's Weite, ich labte mich an der Morgenbeleuchtung, oder erheiterte mich an den Geſprächen geiſtreicher Menſchen. Was mir wehe that, war, daß meine Tante uns außerordentlich in unſerm Anzuge beſchränkte. Meine Couſine machte ſich zwar nichts daraus, immer daſſelbe Kleid zu tragen, mich aber kränkte das auf's Aeußerſte, eben weil ich an Beſſeres als an das Alltagsbrot meiner Verwandten gewöhnt geweſen war. Wenn ich die ſonderbaren Gedankengänge

betrachte, die sich nach und nach in mir öffneten, wenn ich mir vorstelle, wie ich im Anfang meines Lebens mich fühlte und mich bewegte, so muß ich eingestehen, daß das Vorwiegendste in mir das Gefühl für's Schöne war. Es ist so natürlich, so mächtig, es umrauscht die Seele mit so großem Zauber, daß es in der ersten Jugend vielleicht jede andere Neigung ersetzen kann, eben weil es alle Neigungen in sich vereinigt. In der Zeit waren die Sterne meine Schwester, in der Zeit lag ich auf meinen Knieen und dankte Gott für eine Blume, die unter meiner Pflege erblühte, für den Gesang des Vogels, der meinen Morgenschlaf unterbrach. Mein Empfindungsvermögen ward auf diese Weise fast der Zustand einer Somnambüle: ich lebte immer neben oder über der Wirklichkeit, nie in ihr; oder vielmehr, ich floh, ich haßte sie, ich warf all mein Denken, all mein Träumen in den endlosen Raum, der meine Gefühle aufnahm, ohne sie mir gestärkt zurückzugeben. Und so kann ich mit Wahrheit

sagen: fast noch Kind, war ich zu einer Höhe des Denkens emporgestiegen, die schwindelerregend war. Als ich endlich in das positive Leben, das man Ehe nennt, eintrat ....."

Hier hielt Lydia einen Augenblick inne und Lothar sah still vor sich hin. Wie er das Auge aufschlug, hatte Lydia erbleichend ihren Kopf in die Kissen gelehnt. Es lag etwas Herzzerreißendes in dem Schmerz dieser Frau, die wie zerknickt da saß. Lothar ertrug ihn kaum. Er hätte vor ihr knieen mögen. Als er jedoch schwieg, fuhr sie fort: „Ich lernte den Grafen Walden in Rehburg kennen. Er war mit vielem Pomp aufgetreten, er hatte Wagen und Reitpferde mitgebracht. Sein Aeußeres war sehr anziehend. Die Aufmerksamkeit, die er mir schenkte, war mir wohlthuend. Man war wohl artig gegen mich gewesen, aber man hatte mich noch nicht ausgezeichnet. Er gab etwas auf mein Urtheil, er vertheidigte mich, wenn meine Verwandten mein Wesen in's Absurde ziehen wollten. Das Alles ent-

flammte mich um so mehr, als Walden die Rhetorik vollkommen inne hatte und alle meine Träume, alle meine Wünsche und Gedanken geschickt als die seinen wiedergab. Ein neues Leben pulsirte in meinen Adern, ein neuer Glanz schien über die Natur ausgegossen; die Jugend zitterte in meiner Brust, glühte auf meinen Wangen. Wenn mich Walden schön gefunden hatte, stahl ich mich zuweilen vor den Spiegel und fragte mich, ob das Wahrheit sei? Und wenn ich mir gefiel, wie jauchzte ich, wie kindesfröhlich lief ich zwischen den Bäumen des Rehburger Gehölzes umher und hielt mich für glücklich. Der Graf Walden heirathete mich. Von dem Tage an war mein Leben ein fortgesetztes Fieber. Meine Phantasie hatte mich Existenzen träumen lassen, denen ich jetzt in der Wirklichkeit nachstürmte. Jeder Tag bot mir etwas Neues und doch war dieses Neue nie genügend; nie füllte es den Raum in mir aus, nie folgte dem Genuß die Ruhe. Ich hatte mich an einen Schatten gehängt, ich verfolgte ihn, ich

glaubte das Glück gefunden zu haben und, als ich es besaß, zerfiel das Gewand in Staub. Es konnte den analysirenden Verstand nicht aushalten . . . .«

»Statt zu träumen, hätten Sie leben sollen,« sagte Lothar ernst. »Man kann den Himmel ersehnen, aber man soll vor dem Irdischen nicht fliehen; nicht dem Leben, nicht der Wirklichkeit entfliehen, man soll diese annehmen, tragen, verstehen. Wer ewig in den Himmel hineinlangt, läuft Gefahr, auf der Erde auszugleiten . . .«

Lydia machte eine Bewegung mit der Hand. »Keine Sentenzen,« antwortete sie. »Sie sollen mich anhören, nicht mich belehren. Ich liebte Walden, aus Ueberfülle, aus Nothwendigkeit, aus dem ungeheuern Drange nach Glück, den doch nichts befriedigen konnte, denn Walden war ein Mann, wie alle Männer. Er wollte eine elegante Repräsentantin seines Reichthums, eine anziehende, etwas phantastische Hausfrau, ein Wesen, das mit Anstand sich bewegen und mit Stolz seinen Namen tragen konnte. Als er das in mir gefun-

den hatte, heirathete er mich. In Rehburg war er jugendlich schön, kräftig gewesen. Er saß meisterhaft zu Pferde, er lenkte mit großer Gewandtheit seine vier Hengste, wenn ich mit ihm im leichten Wagen war. Aber hier angekommen, ward aus dem Edelmann mit den schönen, vornehmen Salonsformen ein Cavalleriſt. Einem Mars glaubte ich anzugehören und war einem alternden Gecken anheimgefallen. Ich hatte trübe Stunden, aber dieſe trüben Stunden waren noch mit vielen goldenen Faden durchwebt. Ich hielt noch die Betäubung des Gewühls um mich für Troſt, für Erhebung. Walden hatte mich nicht in ſeine finanziellen Verhältniſſe blicken laſſen, auch verſtand ich nichts davon. So viel ich bedurfte, ſo viel ward mir. Nie iſt mir ein materieller Wunſch unerfüllt geblieben. Ich erinnere mich, daß ich eines Tages beim Frühſtück ſcherzend ſagte, ich gedächte den Tanzſaal genau ſo decoriren zu laſſen, wie in meiner Eltern Hauſe. Am andern Morgen führte mich Walden in die

unteren Gesellschaftszimmer . . . ich glaubte mich in das Haus meiner Eltern versetzt, so täuschend waren sie nachgeahmt. Und das in vierundzwanzig Stunden! War's Liebe, die ihn so erfinderisch machte? Mit nichten. Es war Eitelkeit, Genußsucht, Beifallstrieb, wie die Phrenologen jetzt sagen. Die ganze Stadt sollte wissen, welche Liebenswürdigkeit er an seine Frau verschwende. Er war kränker als ich wußte, so krank, daß der Arzt, der sein intimer Freund war, ihm aus seinem Zustande kein Geheimniß in der Idee gemacht hatte, er würde daran denken, für mich auch nach dem Tode zu sorgen. Allein Walden war kein Mann, der Rücksichten zu nehmen wußte. Er wollte das, was er einmal angefangen hatte, fortsetzen bis an's Ende. Sein Haus sollte das erste in der Residenz bleiben; seine Tafel die besetzteste, seine Gesellschaft die anregendste. Er verschwendete ungeheuere Summen. Sein ganzes Leben war eine laterna magica, in die er jeden Tag ein neues Bild schob. Es mag viel Ver-

zweiflung, viel Energie in ihm gewesen sein . . . für mich wurden sie zum schauererregenden Todtentanz, denn ich hatte eine nicht zu überwindende Antipathie gegen ihn gleich in den ersten Wochen gefaßt. Oft stand ich mitten in der Nacht auf und lief mit bloßen Füßen auf dem marmornen Boden meiner Zimmer, um für quälende Gedanken auf dem Balkon, unter einem sternbesäeten Himmel, Richtung und Fassung zu erringen. Oft auch träumte ich von Engeln, die mich auf durchsichtigen Flügeln zu Wolken voll himmlischer Klarheit trugen. Dann schwamm ich in Wonne, dann dankte und betete Alles in mir. Wenn ich aber einen Moment darauf die Augen aufschlug und Walden erblickte, ... dann hielt mich nur Eins: die Fähigkeit, mich in die herzzerreißendsten Gefühle zu werfen. Meine Seele gefiel sich in diesem Aufjauchzen und Niedersinken, in diesem Zustande von innerem Schmerz und äußerem Glück. Ich liebte die Contraste. Sie wurden mir. Walden's Tod überraschte mich in diesem Taumel.

Ich gestehe, daß die erste Empfindung dumpfer Schreck war. Ich war aber frei, ich glaubte mich im Besitz eines großen Vermögens, ich athmete tief in dem Gedanken, an einer neuen Epoche meines Lebens zu stehen. Jedoch zeigte sich jetzt das ganze Spiel, das mit meiner Unerfahrenheit getrieben war. Walden hatte gewissenlos gehandelt. Statt von seinen Zinsen zu leben, hatte er die Capitalien verbraucht. Er hatte sich mit einer ungeheuern Kälte vom Arzte vordemonstriren lassen, wie lange er zu leben habe, und nach der Kürze der ihm zugemessenen Zeit seine Verschwendung getrost fortgesetzt. So lange Feller die Erbschaftsangelegenheiten unter Händen hatte, wußte ich nichts von Soll und Haben. Erst gestern habe ich den ganzen Umfang dieser elenden Lage übersehen können. Mir bleibt so viel wie nichts. Was ich besitze, gehört mir nicht oder gehört mir nur halb. Ich sehe einer freudenlosen, entzauberten Zukunft entgegen. Ich hasse die Armuth, weil sie häßlich ist. Was beginnen?

Es ist mir diesen Morgen über gewesen, als würde hier Sterben besser als Leben sein! Eine arme Wittwe! Sterben ist doch nur ein Augenblick, aber dies lange Leben vor mir, voll Enttäuschung und Unbehaglichkeit, das ist eine trostlose, unabsehbare Ewigkeit!«

Sie hielt erschöpft inne. Der Tag war fast herunter. Die durch den Nebel brechenden Strahlen färbten ihn roth und violett. Die ferne Hügelkette hatte sich in einen dichten Mantel gehüllt: das rauschende Wasser war mit Purpurtinten besäet, der Mond kam langsam am Horizont herauf geschwommen. Lydia's Erzählung und dieser letzte Natureindruck rührten Lothar so heftig, daß er überwältigt ihr sagte: »Sie sind in der That sehr unglücklich, gnädige Gräfin; ich kann das erst jetzt fassen. Sie gehören in lichtvollere Regionen, als die unseren sind. An Ihnen erkenne ich zuerst, was es heißt: nicht für die Erde geboren sein. Was soll geschehen? Wer hilft aus diesen Wirren?«

Und als Lydia ihn ganz blick- und gedankenlos ansah, setzte er schüchtern hinzu: »Was ich für Sie hätte, können Sie nicht brauchen, Sie brauchen Glück. Das habe ich nicht.«

Er nahm seinen Hut, betrachtete sie lange, sprach aus gepreßter Brust: »Leben Sie wohl,« wollte gehen, zögerte, fuhr mit der Hand über die Augen und stand rasch, ehe er's wußte, ehe sie es ahnte, wieder vor ihr. Seine letzten Worte hallten in ihrer Seele wie ein Echo nach. »Was ich habe, können Sie nicht brauchen!« — Jetzt fragte sie ihn anblickend: »Was hätten Sie denn für mich?« Er sah sie mit einem tiefen, unaussprechlichen Blicke an, athmete gepreßt und antwortete: »Liebe!« Wie der Blitz, so zuckte es durch die zarte Gestalt. Erst öffnete sie das Auge geisterartig, dann lächelte sie schmerzlich. »Ich kann auch Liebe nicht brauchen,« sagte sie matt. »Nicht Liebe, nicht Glück. Aber, Lothar, wollen Sie zuweilen mein Lehrer, oft mein Erzieher, immer mein guter Genius sein? Wollen Sie

das?« Sie streckte ihm die Hand mit einer Kindlichkeit entgegen, die ihm die ganze Gestalt plötzlich von Licht umflossen darstellte. Er fühlte sich glücklich und wußte nicht warum, befreit von einer unendlichen Qual und wußte nicht wodurch. Zitternd ergriff er ihre Hand, »So gehen Sie jetzt,« sagte sie mit leiser Stimme. »Morgen sehen wir uns wieder.« Damit war sie hinter der Portière in ihrem Schlafzimmer so schnell verschwunden, daß Lothar nicht wußte, ob sie da gewesen, oder ob er geträumt habe. Unter dem Himmel, im raschen Nachhausegehen fühlte er aber ein Sehnen zu ihr, ein Hangen und Bangen, daß sein Leben auf einmal wie durchstrahlt war und er sich von unsagbaren Freudigkeiten durchfluthet sah. »Liebe?« fragte er sich ganz laut in seinem stillen Zimmer, und leise setzte er hinzu: »Ich liebe Dich, weil Du leidest, ich gebe mich hin, weil Du mein bedarfst, ich will Dir einen Altar in meinem Herzen errichten, denn Du sollst glauben lernen.«

Fünftes Kapitel.

Als Lothar am andern Morgen die Augen aufſchlug, war ſein Zimmer von Sonnenſchein überſtrahlt. Der Fußboden blitzte, ein Kirchthum, den er von ſeinem Lager aus ſehen konnte, ſchwamm in Gold und blauem Aether. Die Frühlingslüfte hatten die Maigerüche überall in den Straßen, bis in die Zimmer ausgeſtreuet. Alles lebte, Alles jubelte! Er fuhr raſch in die Kleider, ſah auf die Uhr und hätte die Zeit bis zu der Stunde, wo er zu Lydia gehen durfte, tödten mögen. Da ward ihm ein roſenrothes Billet von ihr durch den Diener gebracht, das in der ganzen fieberhaften Aufregung des Moments geſchrieben war: »Ich fühle, ich bedarf einer Anlehnung.

Ich bin wie ein Samenſtäubchen, das im Raume verweht. Tyranniſiren Sie mich doch mehr! Erzie-

ben Sie mich ſtreng! Nicht Liebe walte zwiſchen uns, Gehorſam, blinder, willenloſer Gehorſam. Wie viel hab' ich zu lernen, wie viel abzuſtreifen! Sie müſſen mir helfen, mich leiten, mich unterſtützen. Vielleicht kann ich aus dem Schiffbruch noch etwas, mich ſelbſt retten. Eilen Sie. Ein weißes Segel zeigt ſich am Horizont, ein Hoffnungsſtrahl durchzuckt dieſe Todesangſt. Kommen Sie ſchnell und ernſt!

Lydia.«

Lothar hatte ſchon die Straße erreicht. Mit klingendem Spiele zog die Parade vor ihm auf, er hörte nicht. Schneeig warf der Springbrunnen ſeinen Schaum in die blaue Luft, er ſah es nicht. Athemlos kam er zu Lydia, athemlos küßte er ihr die Hände. »Nicht ſo haſtig,« ſagte ſie freundlich. »Wir müſſen beſonnen ſein, beſonnen handeln. Sie ſollen mich leben lehren. Ich will gehorſam werden. Es beſtehe ein Verhältniß zwiſchen uns, wie das der Tochter zum Vater oder wie das der Schweſter zum Bruder. Innigſt, wahr, treu,

ganz innerlich, ganz ſtill . . . Kein anderes! Hören Sie? So antworten Sie mir doch,« rief ſie nach einer kleinen Pauſe ganz ungeduldig, »was ſprechen Sie denn nicht?«

»Ich will Sie hören, nicht drein reden. Ihren Genius rauſchen hören, Sie anbeten . . .« antwortete er ſchwärmeriſch.

»Das nicht, das nicht!« entgegnete ſie. »Sie rauben mir ſonſt mein Vertrauen. Wie kann ich demüthig werden, wenn Sie einen Götzendienſt mit mir treiben? Einen unerlaubten, ſehr überflüſſigen Götzendienſt! Laſſen Sie uns überlegen und dann handeln. Weihen Sie mich in die unbegriffenen Myſterien der Praxis ein. Helfen Sie mir meine Verhältniſſe ordnen. Lehren Sie mich entbehren. Vorläufig habe ich heute mein Reitpferd denn doch der Herzogin anbieten laſſen. Meine Leute werden abgedankt. Dieſe Wohnung iſt auch aufgegeben. Habe ich es ſo recht gemacht?«

Sie erſchien ſo lieblich in der Haſt, mit der

sie das Alles vorbrachte, daß Lothar wie aufgelöst war in Wehmuth. Wie bitter fühlte er seine Beschränkung, wie gern hätte er in diesem Augenblicke alle Schätze der Welt haben mögen, um sie ihr zu Füßen zu legen! Er hatte Widerspruch, ja Eigensinn erwartet. Er hatte sich vorgenommen, hier zu bitten, dort zu trotzen, und nun kam sie Allem mit der Willenlosigkeit eines Kindes zuvor. Mußte ihn das nicht rühren? Er gehörte zu den Seelen, die die ganze losgelassene Gewalt der Erde nicht zähmen kann, die sich aber vor einer Thräne in Weichheit zerfloßen fühlen. »Ich verhehle Ihnen nicht, daß Sie eine große Aufgabe zu lösen haben,« sagte er, als er sich wieder gewonnen hatte. »Es gilt ein neues Gebäude auf das setzen, was eingestürzt ist. Die Vergangenheit wird oft in Ihrer Seele klagen. Oft werden Sie statt vorwärts zu gehen, stille stehen . . . . «

»O,« bat Lydia, »lassen Sie mich einfach werden. Ich bin zu Allem bereit; ich weiß, das

Schicksal fordert nicht über unsere Kräfte. So gut ist Gott, daß er aus der Mitte des Schmerzes den Strahl der Freude sendet.«

Sie verabredeten Alles auf's Genaueste. Der Wohnungswechsel mußte hinausgeschoben werden, weil erst einige Zimmer für Lydia aufgefunden werden sollten. Indeß machte sie gleich in den ersten Tagen wichtige Veränderungen. Sie ließ ihr ganzes ungeheueres Inventarium ausbieten und behielt nur das Unerläßliche; sie veräußerte ihre Equipagen, ihre Bilder, ihre Statuen. Nur von dem Gypsabguß des Schäferknaben und von dem Walter'schen Bilde mochte sie sich nicht trennen; beide sollten aus der alten in die neue Existenz hinübergehen; beide waren ihr Lothar's wegen lieb geworden. Sie sagte das harmlos, heiter. Sie bat ihn um ihren Flügel, bat ihn, wo sie hätte entscheiden, befehlen können. Das ist Frauenart. Wer sich vom Guten beherrscht fühlt, wird gern gehorchen. Freilich erkannte auch Lydia die Nothwendigkeit einer männlichen Anlehnung; das

süße Gefühl, sich leiten zu lassen, war um so lebendiger in ihr, als die Vergangenheit ihr die ungenossenen Freuden vorwarf und die Reue um schlechtangewandte Tage sich mit dem Vorhaben mischte, die künftigen besser zu verwenden. »Ach,« dachte sie schwermüthig, »wenn ich die verlorene Zeit wieder erhaschen könnte; wenn ich umkehren und den Morgen wieder finden könnte, an dem ich dieſen Weg betrat! Ich habe falsch gelebt, falsch die Gaben verwandt, die mir zu Theil wurden. Ich habe für verwerfliche Dinge geglüht, an unnütze Gefühle mein Dasein verschwendet. Warum ist es so? Warum mußte es so sein? Das Glück ist gleißnerisch. Wo kauft man Täuschungen, wenn man sie verloren hat?«

Lothar von seiner Seite betrachtete sie mit unaussprechlicher Wonne. Es umgab sie ein Zauber, der alle seine Jugendempfindungen wach rief. Eine tiefe Zärtlichkeit riß ihn fort. Seine Seele, lange in der Verpuppung alltäglicher Verhältnisse, zitterte, indem sie sich flugfertig machte. Das

Leben trat an ihn heran mit seinen edelsten Regungen. Dies Leben, das ihn öfters gedrückt hatte, heute wurde es von ihm gesegnet. Tausend Geheimnisse schienen sich ihm zu offenbaren, tausend Glücksperspectiven öffneten sich. Er sah sich mit Lydia in seiner holden Einsamkeit, auf Plätzen, die Gottes Auge berührt hatte, umgeben von Wesen, die Gott dankten, daß er ihnen die Sonne, das weiche Moos, die duftenden Blumen geschenkt hatte. Dennoch sprach Lothar vorerst nicht von seinen Hoffnungen, er belauschte, er beobachtete sie. Er sagte sich: »Wie, wenn die Gewohnheit hier dennoch stärker als der Wille wäre? Wenn Lydia aus heroischen Träumen erwachend sich fröstelnd in einer Wirklichkeit fände, die dem widerspräche, was sie sich je als Glück gedacht hat? Wenn sie dann gebunden wäre an diese engen Kreise, an diese Einfachheit, die ihr Nüchternheit dünken könnte?« Mußte er nicht warten? Mußte dieser gährende Stoff nicht zuvörderst gekeltert werden? Konnte er es wagen,

sie zu fesseln, wenn Alles noch chaotisch in ihr lag? — Er hörte ihr mit sanfter Ruhe zu, wenn sie ihm dies oder das sagte, dies oder das ein bewegtes Herz, ein glühendes Aufathmen verrieth. Mit freundlichen Worten suchte er ihre verirrte Phantasie zu mäßigen, zu einer richtigen Schätzung irdischer Güter zu bringen. Seine Ruhe, seine gesunden, tüchtigen Ansichten, die Bescheidenheit seiner Wünsche übten momentan einen günstigen Einfluß aus. Lydia fand sich in ihre Lage, weil Lothar sie ihr süß machte. Sie saß Abends ihm gegenüber vor ihrem Arbeitskästchen und nähte ... zum erstenmale seit vielen Jahren. Die kleine Lampe bestrahlte ihr holdes Antlitz. Das Fenster war offen. Die Orangenbäume auf der Terrasse schauerten vom Hauche des Windes berührt. Hie und da schlug eine Nachtigall, oder zirpte ein Heimchen. Sie legte die Arbeit fort. »Reden wir« — sagte sie matt. »Das angestrengte Nähen greift den Kopf an. Erzählen Sie mir von sich. Seit zwei Tagen beschäftigen Sie sich be-

ständig mit mir. Es ist billig, auch von Ihnen zu sprechen. Wie ist es bei Ihnen auf dem Lande?«

Lothar suchte in seiner Brieftasche und langte den Brief seines Pfarrers hervor. »Das gebe Ihnen ein Bild meines Daseins,« antwortete er und las ihn ihr vor. Als er an die Stelle kam, wo Müller Sophiens Erwähnung that, bezog sich Lydiens Antlitz mit einer kleinen Wolke. »Halt,« rief sie, »beichten Sie. Wer ist diese Sophie? Was berechtigt sie, Ihnen Ihre Krokus auszureißen?«

»Das ist die Tochter meines Gutsnachbarn,« entgegnete Lothar nicht ohne jene gutmüthige Neckerei, die ihm so wohl stand. »Das ist ein liebes, braves, tüchtiges, praktisches Wesen. So ein Wesen, das Wärme aus allen Poren ausströmt, nie an sich denkt, immer selbstlos sorgt, überall geliebt wird, von des Morgens bis zum Abend arbeitet, in der Wirthschaft keinen Fehler ungerügt läßt, die Augen überall hat und doch

nie beengt und verstimmt ist.« — »Eine wahre Vollkommenheit,« rief Lydia mit einem komischen Pathos. »Die müssen Sie herkommen lassen, Lothar. Das wäre eine Gouvernante für mich!«

»Scherzen Sie nur. Gewiß ist es, Sie würden Ihre Cousine lieben, wenn Sie sie wieder sähen!«

»Meine Cousine?« rief Lydia, »Sophie von Walldorf? Wie kommt die zu Ihnen!« — Doch besann sie sich bald darauf, daß sie gehört habe, Walldorfs seien von ihrem alten Gute auf ein neues gezogen. So erklärte sich Alles. Lydia und Lothar hatten einen neuen Berührungspunkt, aber dieser Punkt reizte Lydia, eben weil sie und Sophie durchaus verschieden waren und sie in einem Gemüth kaum das Gefühl für sie und die Freundschaft für ihre Cousine vereinigt annehmen konnte. Sie waren zu verschieden. Sie stießen sich in Allem ab; sie hatten sich bei ihrer Trennung gegenseitig so aufgegeben, daß sie sich nicht einmal schrieben und daher nichts mehr von

einander wußten. Das war natürlich. Lydia strebte immer nach Oben, immer nach Außen; sie versplitterte sich in Wünschen und Träumen, in Unmöglichkeiten, in Phantasmen, hatte einen unausreißbaren Widerwillen gegen Alles, was einer stillen geregelten Häuslichkeit nur im Entferntesten nahe kam, war schwach und krank, wenn ihr ein häusliches Geschäft aufgetragen wurde, und rasch und keck, wenn es sich um eine Ausfahrt, um einen Ball handelte. Sophie hingegen ging in die Welt, weil sie das nicht immer vermeiden konnte, aber mit Ruhe, zuweilen mit Ermüdung. Sie war gern im Hause, sie arbeitete, ordnete, rechnete, sie hatte eine Martha-Natur, nicht viel Phantasie, nicht viel Zwecke, aber ein reines Gemüth, das an seiner Pflicht, wie die Austerschale an dem Felsen klebte. Was Lydia ihr über Kunst, Schönheitssinn und Poesie sagte, hörte sie zwar an, weil sie einen höflichen Zug im Charakter, eine reine offene Güte besaß, aber in ihrem Innern hielt sie das Alles für Verkehrtheiten oder

Faſeleien. Wie gewöhnlich unter Mädchen, ward Abends beim Ausziehen oder Schlafengehen das große Kapitel: die Ehe verhandelt. Lydia wollte und konnte nur einen Altadligen, einen Steinreichen heirathen. Sie wollte ein Hôtel bewohnen, auf Teppichen wandeln, ein Boudoir haben. Das Boudoir mußte Caſchemir-Vorhänge haben, mußte roſenroth, mit weißen Drapperien darüber, ſein, mußte gothiſche Möbeln bieten. In die Ecken ſtellte ſie Marmorſtatuetten, künſtliche Blumen im Winter und duftende im Sommer, füllte Etagèren mit Nippes und Schreibtiſche mit ſächſiſchem Porzellan und war ſo von all den Gedanken abſorbirt, daß ſie vergaß, ihren künftigen Gatten auszumalen. Sophie hingegen fing gleich bei ihm an. Wes Standes er ſei, war ihr gleich. »Er braucht nicht reich zu ſein, denn Reichthum iſt eine Laſt,« ſagte ſie. »Aber gut und verſtändig will ich ihn. Er wird mir Abends vorleſen und, wenn wir das Land bewohnen, viel mit mir ſpazieren gehen.« Ein wolkenloſer Himmel, der Duft der Blumen,

ein warmer Händedruck schien Sophien so viel, so unendlich viel, daß sie fast erröthete, als sie sich kühn über die Zukunft aussprach. Lydia war das ein Gegenstand heilloser Sarkasmen. Je älter sie wurden, desto schroffer trat eine bestimmte Abneigung zwischen ihnen hervor. Sophie dachte später zuweilen Lydiens. Lydia dachte nie Sophiens. Desto erstaunter war sie, ihr Andenken auf Lothar's Lippen zu finden.

»Das ist ein sonderbares Zufallsspiel,« sagte sie. »Erzählen Sie mir von Sophien. Ich fühle mich versöhnt, seit ich einsehen lernte, daß sie so Unrecht nicht hatte.« Sie gingen an jenem Abend noch lange auf der Terrasse hin und her und Lothar sprach von Sophien. Aber er entwarf auch einen Plan für Lydiens Zukunft; er stellte ihr zunächst die Nothwendigkeit geregelter Beschäftigungen vor. Sie sollte am Morgen sich der Musik und der Malerei widmen, eine Auswahl unter ihren Bekannten treffen, große Versammlungen vermeiden, jedoch Abends die Cirkel besuchen, die

man die Avant-Soiréen nennt. Lydia war mit Allem einverstanden. Eine kleine Wohnung war gefunden, das Nothwendige von den Möbeln wurde behalten, das Andere verkauft. Mit diesen Anordnungen gingen vierzehn Tage hin, in denen Lydia einige Besuche empfing und erwiederte, aber Abends mit Lothar allein blieb. Er fesselte in diesem Augenblicke ihre ganze Aufmerksamkeit, eben weil es ein Mann war, der sich wenig beredt zeigte und doch immer thätig blieb. Sie war unschlüssig, träumerisch. Sie wußte sich selbst nicht zu erklären, wie sie im Moment, wo sie das einbüßte, was ihr so viel schien, keine Leere, kein Unbehagen, sondern etwas Unsagbares, Unbekanntes empfand. Der ganze Tag schien ihr lang, wenn sie Lothar nicht sah, und der Abend unendlich kurz, wenn sie ihm gegenüber saß. Ein kindlicher Enthusiasmus, ein fast blinder Glauben zog sie zu dem, der ihr mehr als ein Bruder und weniger als ein Geliebter war. Sie fühlte sich umgewandelt. Es war ihr Alles wunderbar,

befremdlich. Die Vergangenheit war ihr zum unbestimmten Schatten geworden, sie lebte im Sonnenglanze der Gegenwart, in jenem Sonnenglanze, der aus Lothar's Auge zu ihr herüberstrahlte und in ihr eine neue Welt hervorrief. Das dauerte, wie gesagt, vierzehn Tage. Sie trank mit durstenden Blicken die Worte, die Lothar vor ihr aussprach. Sie athmete den Duft seiner Sorge, die sich in Bitte und Zartheit kund that. Ihre Träumereien wiegten sie ohne Widerstand in jene Sphäre, wo jeder Luftzug Entzücken und jede Welle Kühlung brachte. Zuweilen, wenn er hingerissen von der Situation einen Gedanken andeutete, der alle Zärtlichkeiten ihrer Seele wach rief, wenn er ihre Hand faßte und diese Berührung wie eine magnetische an das innerste Heiligthum ihres Gemüths schlug, war es ihr, als müßte sie rufen: »Ich bin Dein! ich liebe Dich!« aber Lothar hielt die Stunde nicht für günstig: er hatte eine Wissenschaft erlernt, die man im Französischen esprit de conduite nennt und

die faſt ein Inſtinct iſt. Die ſagte ihm, daß man in allen Dingen den Schwerpunkt faſſen, in allen Zuſtänden die Uebereilung vermeiden muß. Er drängte alſo Lydia's theilnehmende Ausbrüche zurück, aber er war glücklich durch ſie. Wenn er zu ihr kam und ſie ihm heiter, ohne Affectation, den Lauf ihres Tages, ihre Beſchäftigungen erzählte, wenn ſie ſich bemühte, einfach zu ſein, und dieſe Einfachheit ſich auf ihre Kleider erſtreckte, wenn ſie ihm ſeinen Geſchmack ablauſchte, Weiß mit Blau trug, weil er es liebte, wenn ſie ihm Schubert's Ständchen vorſpielte oder mit ihm den Garten durchſtreifte, den ſie ach! bald verlaſſen ſollte, dann hätte er der Zeit vorgreifen und ſtatt Tage, Jahre hinter ſich haben mögen. Lydia dagegen ward mißmüthig, ſogar ungeduldig. Sie wollte wohl ſäen, aber auch gleich ernten. Als das Samenkorn nicht auf der Stelle eine Blüthe ward, fühlte ſie ſich traurig, traurig bis zum Sterben. »Er liebt mich nicht,« dachte ſie, »denn liebte er mich, ſo würde er es mir ſagen Was hindert

ihn am Reden? Wir sind beide frei. Wir hängen beide von uns selbst ab. Warum spricht er denn nicht?"

Lothar hatte größtentheils Lydia's Angelegenheiten übernommen. Noch konnte er über nichts urtheilen. Aber er saß oft tief bis in die Nacht und las, um sich hineinzuarbeiten. Nebenbei erschreckte ihn ihre Verwöhnung: er sah viel Entbehrung, viel Leiden vor sich, denn was sie Einfachheit nannte, war lange noch nicht das, was er von ihr verlangen mußte. Sie hatte sich gar zu sehr mit Dingen amalgamirt, die sie für nothwendig und er für sehr überflüssig hielt. Doch entmuthigte ihn das nur auf Augenblicke; wenn er bei ihr war, war Alles rosenroth. So kam der letzte Tag, den Lydia in der Villa verleben sollte, heran. Schon Morgens, lange ehe Lothar erschien, war sie auf der Terrasse, in den Treibhäusern, am kleinen Wasserfall im Gebüsch gewesen. Sie wollte Alles noch einmal sehen, noch einmal in sich aufnehmen. Dort hatte sie mit Lothar gesessen, hier hatte er ihr den Namen

einer Blume gelehrt. Seit vielen Jahren hatte sie der Frühlingswiederkehr mit fast krankhaften Gefühlen beigewohnt. Es war nicht so wohl Traurigkeit als Lebensüberfluß, der sie so niederdrückte; sie hatte sich eingepfercht, in ihren besseren Gefühlen da gehemmt gefühlt, wo Alles um sie das reichste Dasein zeigte. War sie nun befreit von der Bürde ihres ehelichen Lebens, so mußte sie sich doch halb unwillig fragen, warum denn um diese neue Existenz sich so viele Entbehrungen stellten? — Die Anmeldung eines weiblichen Besuchs unterbrach den Lauf ihrer Gedanken. Sie überwand, sich ihn anzunehmen und jene Gemeinplätze zu hören, hinter denen die Schlangen des Neides und der weiblichen Rancüne nur zu oft lauern. Später kam Lothar. Sie war in jener Stimmung, wo Alles verwundet. Sie war noch lange nicht geläutert genug, um das Ungemach wie eine Prüfung zu empfangen und still zu tragen; es rief noch den Widerstand in ihr wach, jenen, der herb macht. Mochte nun

Lothar sich ein Gesetz daraus gemacht haben, ihre Lage leicht zu nehmen, oder war er in jener glücklichen Gemüthsverfassung, wo wir zu dem Schicksal mit lächelnder Miene sagen: was kannst du mir anhaben?... kurz er erschien Lydien so heiter, daß sie sich unmuthig dachte: »Er ist doch recht leichtsinnig, daß er den letzten Tag auf der Villa gar nicht wie ein Ereigniß nimmt.« Ein Ereigniß war er auch nicht für Lothar, dazu war er zu positiv. Aber er hatte Lydiens Trübsinn bemerkt und wollte sie auf andere Gedanken bringen. »Spielen Sie mir etwas vor,« bat er. Sie setzte sich an das Clavier. Was sie spielte, war so unglaublich traurig, daß es Lothar mit traurig gemacht hätte, wäre er heute nicht froh gewesen. »Warum diese Grabesmelodien?« fragte er fast verweisend. »Ist das Leben etwa nicht voll Todtengeläute?« entgegnete sie melancholisch.

»Welche schwarze Stimmung!«

»Habe ich kein Recht dazu?«

»Nur ein kleines,« rief er, »denn Sie besitzen so

viel in sich, daß es Frevel wäre, wollten Sie klagen!«

Das verwundete sie noch mehr. Sie wollte heute, gerade heute beklagt sein, und daß Lothar das nicht that, schien ihr eiseskalt. Als er am Ende dieses mühseligen Abends ihr sagte: »Ich freue mich auf morgen. Es wird Ihnen in Ihrer neuen Wohnung gefallen; sie ist klein, aber sehr, sehr freundlich,« — machte sie eine Bewegung voll Ungeduld, stützte den Kopf in die Hand und sprach kein Wort mehr. Das befremdete Lothar. »Ist Ihnen etwas?« fragte er besorglich. »Nichts, nichts,« antwortete sie innerlich entrüstet. Beruhigt nahm er den Hut in die Hand, sagte heiter: »Also morgen Gräfin — morgen in der neuen Wohnung« ... und ging, der schönen Blumen gedenkend, die er in Lydiens neue Zimmer hatte bringen lassen und die ihr Freude machen sollten!

Dies war der erste Mißton, doch hallte er nicht nach. Lydia war gerührt, sogar beschämt, als sie in der neuen Wohnung überall Spuren

einer Sorglichkeit fand, die ſonſt einem Manne fremd iſt. Sie erkannte dankbar, daß Lothar ſich mit ihr beſchäftigte, aber wie er ſich beſchäftigte, hätte einem andern, weniger auf's Aeußere gerichteten Gemüthe noch wohler gethan. War er doch mehr als ein Bruder, arbeitete er doch für ſie, als wären ihre Angelegenheiten die ſeinen, opferte er ihr doch ſeine Zeit und das, was ihm ſonſt lieb war. Das war Liebe, Liebe, die weder Schlafloſigkeit noch Anſtrengung, weder falſches Urtheil noch tiefe Ungerechtigkeit ſcheut. Die erſten Tage vergingen Lydien in unvermeidlichen Anordnungen. So lange ſie thätig war, ſchien ihr die Wohnung allerliebſt. Als aber die wenigen Möbeln, die ſie behalten hatte, ſtanden, als die Staffelei gerichtet und der Schreibtiſch aufgeräumt war, ſah ſie ſich mit einer gewiſſen Aengſtlichkeit um und fragte ſich, ob denn Lothar wirklich Recht habe, wenn er ſagte: ſie brauche Glück, nicht Liebe! Sie erſchrak über das Wort, über das tiefſinnige, kalte und doch wahre Wort.

Sie rang die Hände, sie schalt sich, sie legte sich Entbehrungen auf. Sie ließ einen Plüschteppich aus den Zimmern nehmen, und war glücklich, als Lothar das beifällig bemerkte. Sie verkaufte selbst andere ihr theuere Gegenstände, sie wollte freiwillig entbehren. Ihre Liebe zu Lothar war ehrlich, wenn sie auch fiebrig war. Es war nicht Verwirrung, nicht Neugierde, oder Laune; es war ein durch und durch greifendes Gefühl, ein Gefühl, das ernst blieb, weil es den Schmerz kannte. Sie hielt Lothar für eine ihr tief verwandte Seele, sie rief für sich wie im süßen Taumel: »Da bist Du! Dich habe ich gesucht, Dich habe ich geliebt! Du sprachst zu mir, als ich kaum die Kindheit hinter mir hatte, Du schwebtest um mich, Du beugtest Dich über mich, Du ließest Deinen Athem über mich gleiten. Wie der junge Tag bist Du zu mir nach einer dunkeln Gewitternacht gekommen. Ist es mir doch, als hätte ich nur von der Verzweiflung geträumt, als sei Alles Täuschung, Alles Alpdrücken gewesen ....«

Aber sie hatte auch bittere Momente, Momente, die ihr wie Ahnung den Gedanken in's Herz gossen, daß alles Glück der Welt trügerisch sei. Sie betrachtete zuweilen Lothar mit mißtrauischen Augen, sie fand ihn ernster, nachdenklicher; sie schob das auf eine Abnahme seines Interesse für sie, sie zitterte das zu verlieren, was ihr so viel schien. Lothar war in der That trübe. Er saß ganze Nächte vor seinem Schreibtisch und arbeitete sich immer tiefer in Walden's Nachlaß hinein. Die Verwirrung war entsetzlich. Nicht allein, daß Lydia fast Alles eingebüßt hatte, sie war noch bedroht in dem Wenigen, was sie besaß. Das drückte ihn nieder. Seufzend mußte er sich gestehen, daß Sivry Recht habe, als er ihm lachend auseinander setzte, daß zwar in Romanen Millionen verschwendet werden, daß aber in der Wirklichkeit das Leben sich auf einzelne Ducaten und Louisd'ore reducirt. »Der Poet pflastert die Straßen mit Diamanten, füttert seine Zimmer mit Banknoten,« rief er schwermüthig,

»aber das Leben hat nur Kieſel und Schuldſcheine.«

Die Liebe nimmt immer viele Zeit, ſelbſt in der zeitreichſten Exiſtenz, wenn ſie aber zum Gegenſtand eine Frau wie Lydia hat, ſo muß ſie das Leben ganz verzehren. Sie that es redlich. Faſt jeden Mittag forderte Lydia Lothar auf, ſich zum Spaziergang im Luſtwäldchen einzufinden. Das koſtete ihm zwei Stunden. Dann hatte ſich Lydia nicht in dem Maaße von der Geſellſchaft zurückgezogen, daß ſie nicht täglich entweder einer Einladung folgte oder auch Jemand bei ſich ſah. Sie fand es ſo natürlich, daß Lothar dorthin kam, wo ſie war, daß ſie erſtaunt geweſen wäre, hätte er ihr von ſeinen Arbeiten geſprochen. Das nahm vier Stunden. Er beſuchte ſie Morgens und Abends, wenn ſie heim kam. Wieder drei Stunden. So geſchah es, daß er öfters bis fünf, ſechs Uhr früh am Schreibtiſch ſaß, kaum ſchlief, ſich Morgens mit Lydiens Geſchäftsleuten beſprach, dann ſich ankleidete, ſie ſah, ſie wieder verließ, arbeitete und ſich Abends bei ihr wie ein Mann

zeigte, der keine andere Ermüdungen, als die des Glückes kannte. Er war zu edel, um ihr Dankbarkeit aufdringen zu wollen. Einmal schien sie am Abend sehr nachdenklich. Er hatte am Morgen im Lustwäldchen gefehlt. »Was ist?« fragte Lothar.

»O, bekümmern Sie sich nicht um Dinge, die zu unbedeutend sind!«

»Lydia!«

Bei diesem Namen, den er selten nannte, zitterte sie. Lothar ging ein paarmal heftig im Zimmer herum. »Es wird,« warf er hin, »irgend ein nebelartiger Zweifel sein, den Sie immer über die großen Lebensangelegenheiten setzen!«

Sie schüttelte den Kopf.

»So reden Sie.«

»Lothar,« brachte sie stockend hervor, »Sie beschäftigen sich zu viel. Was bin ich inmitten dieser ungeheuern Bewegung? Heute Morgen war ich im Lustwäldchen, ich habe Sie erwartet ...«

»Nun« ...

»Wo waren Sie? Es war ein schrecklicher Morgen. Jedesmal, daß ich in eine neue Allee bog, hatte ich Herzklopfen. Sie ahnen nichts von diesem Gemüthsleben. Es zerreißt den Lebensstoff ...«

»Ja, es zerreißt ihn,« brach Lothar heftig los. »In einigen Monaten wird mein Dasein aufgezehrt sein. Ihre Vorwürfe heißen mich reden. Was Sie für zu wenig halten, ist vielleicht zu viel« ... Er machte ihr mit stürmischen Worten seine Sorgen, seine Nachtwachen, seine oder vielmehr ihre verwickelten Angelegenheiten kund. Als Lydia das ihr ganz geweihte Leben vor sich sah, riß es sie zur tiefsten Bewunderung hin. Er war ihr oft groß erschienen, jetzt schien er ihr erhaben. Sie weinte aus Verzweiflung. »Frauen können also nichts als denken, beten, anbeten. Wie viel Mittel haben die Männer zum Handeln, indeß wir ewig ein passives Leben führen!« rief sie trostlos. Sie betrachtete zum erstenmal Lothar aus diesem Gesichtspunkt und

war erschreckt, ihn so leidend zu finden. Seine Augen lagen in der That so tief in den Höhlen, daß sie, obwohl sie blau waren, schwarz erschienen, und die dunkeln Ränder um sie sprachen nur zu sehr von jenen gemüthlichen Reactionen, die zwischen einer gewonnenen und verlorenen Hoffnung hin und her springen. Vielleicht war Lothar in seinem Leben nicht so anziehend, als in diesem Augenblicke, gewesen. Sein Gesicht athmete Geduld, Willenskraft, reinste Moralität und jene Tiefe des Gemüths, die ruhig scheint, weil sie gewaltig ist. Der Zweifel, dieses höchste Liebesdrama, hatte sich seinem Blute mitgetheilt. Bald empfand er eine himmlische Begeisterung, wenn er sich sagte: »Sie wird werden, wie es zum Glück nothwendig ist« — dann strahlte sein Antlitz — bald fürchtete er unverstanden und zurückgedrängt zu sein. Es waren Unsicherheiten und Zärtlichkeiten in ihm, die den Augen statt einer, tausend Nüancen geben; Schwankungen, die ein Wort hervorruft, Traurigkeiten, die ein

Blick zerstreut. Oft hatte er eine ungeheuere Lust, Lydia zu umfangen und sie stürmisch fort in die Weite zu führen; oft ergriff es ihn mit fürchterlichem Schmerz, wenn er sah, daß sie so Vieles gar nicht verstand. Das fühlte er tief: Lydia hatte edle Eigenschaften, eine große Erregbarkeit, ein feines poetisches Gemüth, aber sie konnte nur auf weichen Teppichen, unter seidenen Drapperien, in der Fülle des Luxus glücklich sein. Er sagte ihr das sanft, ohne Uebertreibung, ohne Vorwurf, nur wie eine Beobachtung. Sie glaubte es nicht. Sie fand in Lothar's Worten, in seiner engelhaften Nachsicht eine Färbung des Mitleids, die sie bitter verwundete. Sie strengte sich sogar an, ihm das Gegentheil zu beweisen. Sie reducirte das Budget, das er ihr scherzend bewilligt hatte, noch mehr. Sie entschloß sich zu dem für eine Frau furchtbaren Opfer, in einem Kleide zehn Gesellschaften zu besuchen; sie ging zu Fuß, aber wenn sie das eine Woche hindurch getrieben hatte, so überkam sie eine Laune, eine

plötzliche Vergessenheit ihrer Lage und sie gab für einen Blumenstock mehr aus, als sie in der ganzen Woche erspart hatte. »Lothar beschränkt mich zu sehr, er ist ein Pedant,« konnte sie denken. Und daß Lothar längst sich selbst Alles entzogen hatte, was ihm entbehrlich war, daß er in einem Dachstübchen wohnte und ernstlich daran dachte, sein Gut zu verkaufen, um Lydiens Schuldenmasse zu tilgen und dann in Staatsdienste zu treten, das wußte sie nicht. Dazu fehlte ihr das Verständniß. Sie war ein glänzender Schmetterling, voll Farbenspiel, voll Genußsucht, voll gutmüthiger Liebenswürdigkeit; aber das Leben an eine Idee setzen, für diese Idee glühen und sterben, davon hatte sie keine Ahnung. Kleine Vorfälle betrübten Lothar, ohne ihm von seiner Hingebung zu rauben. Es ist unmöglich, alle die Schmerzen aufzuzeichnen, die sich ihm aufdrängten, wenn er sich sagen mußte, daß sie an nichts dachte, daß das Leben für sie eine laterna magica war und sein Herzblut sich in ihr purpur-

roth abspiegelte. Handelte es sich doch nicht allein um Geld, sondern um alle Reichthümer seiner Seele. Lydia hatte die Gewohnheit gehabt, ihren Bekannten an Geburts- und Namenstagen Erinnerungszeichen zu bringen. Sie wollte auf diese Sitte nicht verzichten, sie fand sie bedeutungsvoll und schien verletzt, als Lothar ihr vorstellte, daß eine veränderte Lage auch diese Gebräuche verändere. »Was sind Sie für ein beständiges Rechenexempel,« sagte sie. »Ich spreche ja nicht davon, meinen Freunden kostbare Geschenke zu machen, ich will nur nicht eine Sitte aufgeben, die einen Liebessinn hat.« Sie zog ihn fort in ein Magazin und wählte dort an sich werthlose aber geschmackvolle Sachen, die dennoch dreimal mehr kosteten, als sie daran wenden durfte. Lothar, der edle Freund, bezahlte sie. Ein andermal war ein ländliches Fest vom Hofe angeordnet, wo im Freien getanzt werden sollte. Lydia hatte eine so lebhafte Freude an diesem Gedanken, daß sie sich alsbald einen dazu passenden Anzug bei

der ersten Schneiderin bestellte. Er sollte sehr einfach sein, aber die Sorte frischer Erica's, die Lydia als Besatz gewählt hatte, war selten, und so kam der Anzug theurer, als sie gedacht hatte. »Ich habe kein Rechnungstalent,« sagte sie beklommen, indem sie dem guten Lothar die Sache erzählte. Er seufzte und schwieg, denn der Gedanke, Lydien pedantisch zu erscheinen, schmerzte ihn tiefer, als die unerhörten Anstrengungen, denen er fast erlag. Und in Wahrheit, was sollte Lothar beginnen? Was konnte er gegen einen Charakter aufbringen, der seine Genüsse in Dingen suchte, die ihm wie neckende Geister erschienen? Er beschloß mit Aufopferung seiner selbst, sie nicht mehr zu stören, er hatte sogar Augenblicke, wo er reuevoll daran dachte, ihr Genüsse geraubt zu haben, die ihr Lebenselemente waren. Er ließ heimlich Diamanten, die er von seiner Mutter geerbt hatte, in der Residenz verkaufen, machte Lydien glauben, daß ein Gläubiger sich zu einem Vertrage mit ihr entschlossen

habe und händigte ihr eine Summe ein, wovon sie eine Zeitlang sorglos leben konnte. Dann dachte er immer ernstlicher an den Verkauf seines Guts. Er wollte sich irgend einer Carrière widmen und hoffte durch Glückszufälle einen Posten zu erlangen, der Lydiens Wünschen einst angemessen sei. Als er diesen Plan reiflich erwogen hatte und neben den gewöhnlichen Arbeiten sich auf ein Examen durch ernste Studien vorbereiten wollte, erhielt er einen Brief des Pfarrers Müller. »Die Blumen sind verblüht,« schrieb dieser, »der wilde Wein am Lusthäuschen wird roth. Sie kommen nicht zu uns zurück, geehrter Herr Baron, ja, es heißt in der Umgegend, daß Sie Ihr Gut verkaufen wollen. Was hält Sie nur in der Stadt? Was hat denn alle Ihre Ansichten so gewaltsam geändert? Ach, wir sind bekümmert um Sie. Ihre Abwesenheit schmerzt uns tief. Wir können sie uns nicht erklären, aber vergessen Sie uns doch nicht, ich bitte Sie dringend, vergessen Sie uns nicht. Neulich war

der Baron von Walldorf und seine Tochter hier; sie besahen das Haus, den Garten, die Wirthschaftsgebäude. Fräulein Sophie sah sehr ernsthaft aus und sagte mir: Schreiben Sie dem Baron, daß er sein Gut nicht verkaufen soll, oder wenn er es durchaus los sein will, schlagen Sie ihm meinen Vater als Käufer vor. Es kann ihm nicht unlieb sein, uns als Nachfolger darauf zu wissen. Mein Vater will es mir schenken. Besser aber ist es, der Baron Lothar kommt selbst, tausendmal besser, setzte sie wehmüthig hinzu, und ich sah, daß sie mit stillen Thränen kämpfte. Bester Herr Baron, ich darf mir zwar keine Meinung anmaßen, aber ich kann Sie an Ihre stillen, glücklichen Tage erinnern, die Sie hier verlebt haben und die Ihrem Gemüthe wohlthuend waren. Geben Sie sie nicht auf. Wir Alle erwarten Sie mit immer gleichen Gesinnungen.« Der Brief that Lothar wehe. Seine verschiedenen Interessen, seine aufgegebenen und wieder gewonnenen Hoffnungen wirbelten ihm im Haupte.

Zum erstenmal seit Jahren weinte er stille, ungesehene Thränen. Als er Lydia am Abend sah, fand er sie in ihrem kleinen Zimmer umgeben von einem Tulpenflor, der von dem Glanze vieler Lichter sich auf dem grauen Stoffe, der die Wände bekleidete, wunderbar abzeichnete. Sie erschrak, denn so wie heute war er ihr noch nie vorgekommen. Seine Züge waren verzogen, seine Lippen hatten sich entfärbt, sein Antlitz war mit Leichenfarbe bedeckt. Er setzte sich neben sie, sprach ihr von dem Gutsverkauf, den er vorhabe, bat sie um Nachsicht und hatte einen so langsamen Ton in der Stimme, daß sie fast strenge klang. Dann theilte er ihr seinen Plan, in Staatsdienste zu gehen, mit und fragte: »Ob sie's zufrieden sei?« Es war so viel verborgene Zärtlichkeit in diesen Worten, daß Lydia aufsprang, seine beiden Hände erfaßte und ihn fragte: »Was fehlt meinem Freunde?«

»Nichts, nichts,« rief er mit Heftigkeit, »ich leide ja nicht. Aber . . . zuweilen möchte ich

die Goldgruben Peru's besitzen, um sie Dir zu Füßen zu legen.«

Er hatte sie nie Du genannt; in diesem Du lag eine Welt voll Liebe. Sie fühlte das so tief, daß sie in Thränen ausbrach: »Warum Gold, Lothar! Sie geben mir ja Alles, was der Mensch Großes besitzt, Sie geben mir ja Liebe,« rief sie schluchzend.

Er sah sie lange, lange wie verloren in Gedanken an. »O,« brachte er endlich hervor, »warum können Sie nicht die Angst scheuchen, die mich zu Tode quält?«

»Welche Angst, Lothar?«

»Um Sie, Lydia, um die Zukunft, um dies Leben, das Ihnen geweiht ist und das in der Wurzel wankt.« Er wiederholte ihr, was sie schon wußte, er schilderte ihr seine Hingebung, verschwieg ihr aber seine Geldopfer, bat um ein tiefes Geheimhalten seiner Plane, versprach ihr eine Stellung, wenn sie Muth für die Gegenwart und Vertrauen in die Zukunft habe und

ging gefaßter von ihr, als er gekommen war, weil er sich ausgesprochen und neue Zauber, die Bitte um Großmuth, das aufrichtige Geständniß ihrer Schwäche, das Versprechen auf bessere Tage wachgerufen hatte. Der Gedanke, sie zu besitzen, war eine Krankheit unter diesen Umständen geworden. Er arbeitete trotz seiner körperlichen Schmerzen die ganze Nacht; er hätte sich auf's Goldmachen legen mögen und konnte zuweilen matt beten: »Sei gerecht, mein Gott! hilf mir sie glücklich machen, auf ihre Weise, da meine Weise nichts ist. . . . «

Sivry überraschte ihn eines frühen Morgens, als die Sonne schon zwischen den Gardinen durchschimmerte und die Lampe noch auf Lothar's Schreibtische brannte. Ernster, als es sonst seine Art war, zündete er eine Cigarre an, fragte, ob er bleiben dürfe, setzte sich bequem auf's Canapee und begann: »Hören Sie, Lothar, ich meine es ehrlich. Ich will nicht in Ihre Geheimnisse dringen, sie gehen mich nichts an. Was mich an-

geht, ist Ihre Gesundheit und Ihre Person. Sie arbeiten sich zu Tode. Ein Mann, der fünf Jahre im Freien gelebt hat und sich plötzlich zum Stubenarrest verurtheilt, wird entweder leberkrank oder stirbt am Schlage. Seitdem ich Sie habe hier anlangen sehen, sind Sie um zehn Jahre älter geworden. Auch scheinen Sie so absorbirt, daß Sie mich noch nicht einmal gefragt haben, warum ich eigentlich hier bin.«

»Discretion,« warf Lothar hin, indem er seine Papiere in Ordnung brachte, eine Spirituslampe anzündete und den Caffee machte.

»Bah!« entgegnete Sivry. »Redensarten, lieber Lothar. Man ist nur discret, wenn man gleichgültig ist. Ich nehme Ihnen aber nichts übel. Heute komme ich zu Ihnen, weil ich Ihnen nützlich sein kann. Ich habe eine Gelegenheit, Ihnen zu einer Anstellung zu verhelfen, die äußerst einträglich ist. Wollen Sie darauf eingehen?«

Lothar rückte vor Freude heftig seinen Stuhl, sagte aber kalt: »Lassen Sie hören.«

»Ich bin seit mehreren Monaten in der Residenz, um die Uebersiedlung eines grand Seigneur zu bewerkstelligen. Dieser Mensch ist colossal reich, hat aber Ehrgeiz und verläßt das . . . sche Gebiet, weil er dort von seinem allergnädigsten Herrn zurückgesetzt worden ist. Hier will er dafür ein großes Haus machen, das alle Häuser der Residenz auslöscht. Ich habe das große Hôtel dem Theater gegenüber für ihn gemiethet. Zwei französische Köche sind schon angelangt.«

»Was hat das mit mir gemein?« fragte Lothar.

»Hören Sie nur,« lächelte Sivry, »die Vorrede bedeutet, daß dieser Millionair neben Köchen, Pferden, Hôtels, Etalagen aller Art, auch einen höchst intimen, geschäftskundigen Intendanten und Privatsecretair nöthig hat. Es ist ein sehr bedeutender Gehalt mit dieser Anstellung verbunden. Auch wissen Sie, lieber Lothar, daß

aus Privatintendanten sehr oft tüchtige Staatsdiener werden.«

»Wie heißt Ihr Millionair?«

»Es ist der Graf Friedrich.«

»Der berühmte Verschwender, der in allen Bädern sich herumtreibende Graf Friedrich?«

»Nun, nun, mäßigen Sie sich, lieber Lothar. Sie scheinen noch nicht zu wissen, daß das Geld ein passe partout ist.«

»Das ist möglich,« sagte Lothar ziemlich trocken, »aber des Grafen Ruf ist zweideutig.«

»Sagen Sie originell; das ist das Wort dafür. Und in der That muß man eben so sehr originell sein, um reich zu werden, als reich zu bleiben.«

»Sein Reichthum hat ihm wenigstens nicht Zeit zu einer guten Erziehung gelassen,« entgegnete Lothar. »Er soll von einem Menschen begleitet sein, der eine Art Glücksritter ist und als solcher die Welt durchreist.«

»So soll Ihre ganze Ernte ein Hagelwetter

treffen,« rief Sivry, die brennende Cigarre von sich schleudernd. »Schlecht umgeben wäre Graf Friedrich, sagen Sie? Ich bin der Glücksritter, den Sie meinen.« Er stolzierte im Zimmer herum, trat vor den Spiegel, warf einige Blicke auf Lothar, dem es war, als husche eine Schlange vorüber, sammelte sich wieder und sagte: »Bah, wir sind Thoren, uns um die Moralität der Anderen zu kümmern. Was geht sie uns an. Die Hauptsache ist nicht, was ein Mensch ist, sondern wie er zu gebrauchen ist. Weisen Sie die Sache nicht von sich. Ich bin überzeugt, Friedrich bekommt eine bedeutende Stellung in unserm Staate. Er ist reich, jung, vornehm, unverheirathet. Lauter Eigenschaften, die zur Diplomatie gehören. Sie sind ein vortrefflicher Arbeiter. Warum wollen Sie sich mir nicht anvertrauen? Ich weiß, Sie haben große Summen eingebüßt. Besinnen Sie sich. Es kostet mich ein Wort und Sie sind angestellt!«

Er hätte noch lange reden können und Lothar

hätte ihn, in tiefe Betrachtungen verloren, nicht unterbrochen, wenn nicht Wagengerassel und Peitschenknallen Sivry an's Fenster gelockt hätten. »Himmel,« schrie er, »da fährt Graf Friedrich vorüber im leichten Coupé und seine Frau Mutter als schwere Cavallerie hinter ihm drein. Nun habe ich keine Zeit mehr. Aber nochmals, bedenken Sie, was ich Ihnen gesagt habe.«

Und damit war er in zwei Sätzen die Treppe hinunter und den Wagen nach. Lothar stand da, hörte die Sechsspänner rollen, hörte das Laufen der Leute und konnte sich kaum auf das besinnen, was Sivry alles geschwatzt hatte, so beklemmt sah er den Wagen nach, denen von Zeit zu Zeit andere, zu dem ganzen Train gehörende, folgten. Graf Friedrich! dachte er und drückte die brennende Stirn an die Fensterscheibe. Indem trat das Dienstmädchen, das ihm das Zimmer reinigte, ein, und erzählte sehr angeregt: die vornehme Herrschaft, die eben vorübergefahren sei, hätte ein Unglück erlebt. Gerade vor der Wohnung der

Gräfin Walden wäre an der großen Kutsche ein Rad gebrochen und die arme alte Dame, die darin gesessen, sei leichenblaß, aber ohne Schaden herausgehoben und in ein nahes Haus gebracht worden.

Lothar zog sich indeß an und ging bald darauf aus. Sein Weg führte ihn in die Gegend, wo das Unglück geschehen war. Der gebrochene Wagen lag, umstanden von Hunderten von Menschen, noch vor Lydiens Wohnung. Das summte wie ein Bienenschwarm. Die Postillone fluchten. Sivry befahl und Niemand gehorchte, indeß die Kammerdiener gaffend vor dem Hause standen und der Schmidt bereits an dem Rade hämmerte. Betroffen eilte er näher. Oben in Lydiens Zimmern war's eben so lebendig als unten im Hause. Eine alte Dame lag halb ohnmächtig auf einem Lehnsessel und Lydia war um sie beschäftigt. Seitwärts stand ein junger, eleganter Mann und erzählte mit sonderbar leiser Stimme, wie der Unfall sich bei der raschen Biegung um die

Ecke ereignet hätte. Nach und nach kam die alte Gräfin wieder zu sich. Sie dankte Lydien, die alle Grazien ihres Wesens, die ganze Holdseligkeit ihrer kindlichen Natur fast bewußtlos gezeigt hatte; sie betrachtete die einfache und doch geschmackvolle Einrichtung, sie sagte etwas affectirt im Weggehen. »Sie lieben Blumen? Es ist auch meine Leidenschaft,« sie sah noch einmal auf das schöne junge Weib, das von der Morgenluft rosenroth angehaucht war, gab dann ihrem Sohn den Arm, und wollte aus der Thüre mit der ihr eigenen grandezza schreiten, als die Franzen ihres Mantels an dem Schäferknaben, der im kleinen Vorzimmer allerdings etwas auf schwankendem Piedestal aufgestellt war, hängen blieben und sie unversehends ihn zerschmettert herunterriß. Groß war der Schreck, aber groß auch Lydiens weltkluge und des Tones kundige Freundlichkeit. Nicht einen Blick gönnte sie dem geliebten Bildwerke. Ihre ganze Aufmerksamkeit war auf die Gräfin gerichtet, der sie lachend zu beweisen suchte, wie

der kleinen Wohnung durch Abschaffung dieſes Möbels ein Dienſt erwieſen ſei. Sie ging dann in die Zimmer zurück, ließ die Stücke wegräumen und warf ſich ſehr angenehm berührt auf's Sopha: Wie war ihr denn? War nicht Lothar da geweſen, als ſie um die Gräfin beſchäftigt war und der junge Graf ihr den Unfall erzählte? Sie ſchellte und fragte nach Lothar. Freilich war er da geweſen, aber auch gleich wieder fortgegangen. Warum? Sie ſann darüber nach. Und indeß ſie ſann, war Lothar langſam in ſein Zimmer zurückgekehrt und hatte ſich erſchöpft auf's Bett geworfen. Er fühlte ſich todtkrank. Er liebte Lydia, liebte ſie eben ſowohl mit dem Verſtande, als mit dem Herzen. Seine energiſche Intelligenz hatte ſich eine Aufgabe geſtellt. Er war wie Napoleon geweſen. Kein Menſch hatte ihm das Diadem gereicht, er hatte es ſich genommen. Sie war, unter allen Frauen, eine Dichtung, der Stoff aller ſeiner Betrachtungen, der Magnet ſeiner Wünſche geweſen; er hatte ſich wie Adam gefühlt,

dem Eva aus der Hüfte entſpringt. Lydia war ſein, weil er ihr Alles das gab, was in ihm rüſtete, keimte, zitterte, litt. Ob er ſie verlieren konnte? Friedrich an ihrer Seite war ihm wie der Verſucher im Paradieſe vorgekommen. »Wir klagen die Frauen der Undankbarkeit und des Egoismus an,« ſagte er mit Bitterkeit, »indeß ſie nur ſchwach ſind.« Er verfiel in einen Zuſtand, der ihm alle Blüthen knickte. Wie von einem unbekannten Dämon getrieben, wandte ſich ſein ſcharfes Urtheil auf das, was ihm heilig war. Er dachte tief verwundende, unendlich harte Dinge, Dinge, die ihm tauſendfach das Herz durchſchnitten, Dinge, die ihn hätten wahnſinnig machen können, wenn er ſich den Wahnſinn erlaubt hätte. Graf Friedrich an ihrer Seite! Und er nur Friedrich's Secretair! Das waren die Phantaſien, die ihn faſt zu Tode marterten. Gegen Abend ſtand er auf, kleidete ſich an und ging verſtört zu Lydia. Sie kam ihm lebhaft, erfreuet, in neckiſcher Laune entgegen. Ohne ſein blaſſes

Aussehen zu bemerken, sprach sie ihm von dem Vorfall am Morgen, von dem Eindruck, den sie empfangen, von den Worten, die Friedrich oder die Mutter mit ihr gewechselt hatten. Sie kam endlich auch an die Katastrophe mit dem Schäferknaben. Sehr komisch erzählte sie, wie die zertrümmerten Stücke am Boden gelegen und sie groß, wie eine Porzia, gesagt habe: »Es schmerzt nicht!« Jetzt fuhr Lothar, wie aus einem Traum erwachend empor. »Wie denn?« rief er ungeduldig, »der Schäferknabe ist ja keineswegs zertrümmert. Ich habe ihn eben mit diesen meinen Augen im Vorzimmer gesehen!«

»Sind wir behext,« fragte Lydia lachend und ergriff ein Wachslicht. »Ueberzeugen Sie sich, Lothar, daß mein Bildwerk wirklich den Todten angehört, daß nichts mehr von ihm existirt, nichts als der Schmerz, es einmal besessen zu haben.«

Sie lief in's Vorzimmer und blieb plötzlich in der Mitte des Gemachs wie gefesselt stehen. Der Schäferknabe stand wirklich unversehrt an seiner

Stelle, aber ſtatt von Gyps, war er von Marmor, ſtatt eine Copie, war es das berühmte Original ſelbſt von Pompeo Marcheſe aus dem Beſitz des reichen Grafen Friedrich, der es in Mailand einſt gekauft und in der Gallerie ſeines neuen Hôtels ſchon aufgeſtellt hatte. Lydia ſchwieg hocherröthend, indeß Lothar mit gepreßter Stimme ſagte: »Das nenn' ich geben können!«

Sechstes Kapitel.

Man ſah ſeitdem Lydia einige Male mit dem Grafen Friedrich reiten. Sie war zerſtreut, das Geſtern mit Heute verwechſelnd und das Heute für Morgen hingebend; aufgeregt; das Wichtige überſehend; das Nichtige tauſendfach beſprechend. Eine hüpfende Gazelle, heute mit der Anordnung eines Feenanzuges beſchäftigt und mor-

gen den ganzen Tag über brütend in ihrem einsamen Zimmer. Zuweilen zärtlich gegen Lothar und dann wieder vornehm und abstoßend. Lothar suchte zuerst Entschuldigungsgründe. »Sie mußte nothgedrungen durch des Grafen jeweilige Aufmerksamkeiten, durch die Zuvorkommenheiten der Mutter beschäftigt sein; ihre Gefühle sind außer dem Bereich des Herzens noch überschwenglich, weil sie eine poetische, keine exclusive Natur hat,« sagte Lothar, seinen innern Menschen beruhigend: aber in dem Augenblicke, als er sich das sagte, ging die Thüre auf und Daniel trat mit einem Blumenbouquet herein, das ganz nach Art der italienischen von dem wundervollsten Farbenschmelz schillerte. »Graf Friedrich läßt der Frau Gräfin einen unterthänigen guten Morgen wünschen und anfragen, ob Sie geneigt wäre, mit ihm auf die Felsenplatte zu reiten?«

Wie alle großen Gemüther, war Lothar durchaus selbstlos. Die, die wahrhaft lieben, werden wissen, ob es eine Wahl zwischen der eigenen und

der Freude desjenigen giebt, was man liebt. Um Lydien Freiheit zu lassen, war Lothar an's Fenster getreten und hatte sich lebhaft mit einem Album beschäftigt, das auf ihrem Zeichentische lag. Sie hatte ihn fragend angeblickt, aber er war ihrem Blick ausgewichen. Es entstand eine Pause. Das Bouquet zitterte in Lydiens Händen. Plötzlich rief sie: »ich habe Kopfweh, ich kann nicht reiten,« und in demselben Augenblicke war Lothar neben ihr und küßte freudeerglüht ihre Hand. Er hatte in der That nicht erwartet, daß er ihr Antlitz noch einmal so holdselig für ihn lächeln sehen, ihr noch einmal eine so reine, wenn auch verdiente Freude danken würde.

»Kein Wort darüber!« rief Lydia. »Keine Bemerkung. Ich habe Kopfweh. Wir wollen die Blumen ordnen.« Es waren Treibhauspflanzen und Wiesenblüthen.

»Diese sind schöner als die goldenen, purpurrothen, saphirartigen Tulpen,« sagte Lothar. »Die einen zeigen ein glühendes, nach Außen hin ver-

schwendetes Leben, die anderen deuten ein sanftes, in sich verschlossenes Dasein an.«

Lydia schlug die Augen zur Erde und als sie den Blick hob, schwamm eine Thräne darin. »Warum diese Auslegung?« . . . brach sie hervor, indem sie einen ganzen Strauß Nelken in ein gläsernes Gefäß steckte.

Er ergriff ihre Hand, zog sie an seine Lippen und sagte gerührt: »Sie sind Feldblume und Prachtgewächs zugleich, Lydia. Nur Schade, daß ich keine Treibhäuser habe, um diese Doppelpflanze unter meinem Dache pflegen zu können!«

Sie sah ihn verwirrt an.

Es giebt Neigungen, die mit Heftigkeit empfangen, mit Heftigkeit fortempfunden werden, Neigungen, die das Unglück eingerahmt hat, deren Freuden Schmerzen, deren Zweifel Todesangst sind. Eine solche Neigung glühte in Lothar's Herzen. Er fragte sich nicht, ob Lydia ihn liebe, er zwang sich es zu glauben; er glitt auf der Eisdecke, ohne sich stützen zu dürfen, aus Furcht

in eine Tiefe zu ſtürzen, die eben ſowohl ein Abgrund als gänzliche Vernichtung ſein konnte. Vielleicht liebte ſie ihn, wie ſie zu lieben vermochte. Wenige Herzen ſind ſelbſtlos; Wenigen iſt es gegeben, ſich ſo im Andern aufzulöſen, daß nichts mehr vom Ich nachbleibt: Wenige beſonders können die Conſequenz, die eine den Verhältniſſen entgegenſtrömende Neigung erfordert, durchführen bis an's Ende. Wir Alle ergreifen fröhlich den Wanderſtab, uns Allen kommt das Gebirge, das vor uns liegt, von magiſchem Duft umfloſſen, weder zu weit, noch zu hoch vor. Wir ſteigen den erſten Tag mit der ganzen Kraft unſeres Daſeins: wir ſind auch am zweiten, am dritten noch ſtark. Die Höhe vermindert ſich zwar nicht, aber unſere Pulſe ſchlagen jugendlich. Am vierten fühlen wir Ermattung. Wir ſehen vor uns eine ſchwindelnde, kaum erreichbare Höhe. Wir lehnen ermüdet an Felsſtücke, wir fühlen fröſtelnd eine bis in's Mark dringende Iſolirung, wir denken zum erſtenmal: ob Umkehren nicht beſſer als Wei-

ersteigen ist? Der Gedanke wiederholt sich, je mühsamer die Höhe wird . . . wie war das Thal doch so friedlich, so wohlthuend, so wenig ermüdend . . . . Es ergreift uns eine Sehnsucht nach Ruhe, eine Abneigung gegen diese steile Höhe, daß wir plötzlich im Nu einen Entschluß gefaßt, ein Vorhaben aufgegeben haben. Hinunter in's Thal zieht es uns; zu der stillen, von aller Forschung freien Lage, zu dem Bekannten, das uns in besseren Tagen umfing, dahin, wo wir ohne große Entzückungen, aber auch ohne Ermüdung gelebt haben.

Wie es dem Wanderer geht, so ging es Lothar. Es kam der Augenblick, wo er bei seinem Verstande sich sagen mußte, daß Lydia, mit einer nicht zu stillenden Glanzliebe, ihn hinab in den Abgrund bodenloser Verwicklung ziehen würde. Zuerst scheuchte er den Gedanken. Lydia war so gut, so kindlich, so biegsam, daß das, was in ihm aufdämmerte, ihm wie Verrath erschien: er hielt sich für egoistisch: er schalt sich, wenn sein

Herz vor Entmuthigung, vor Schmerz, vor Uebermüdung stockte, er schalt sich schwach, er warf sich mit doppelter Anstrengung in die Arbeit, er achtete weder seine Gesundheit, noch seine Neigungen, er wollte sein Wort lösen, wollte sie nicht allein lieben sondern sie auch glücklich machen. Aber so sehr er sich anstrengte, es gelang ihm nicht. Niemand würde ausdrücken können, was in ihm gährte, mit welchem männlichen aber concentrirten Zorn nach und nach das Gefühl seines Unvermögens über ihn kam. Zuweilen fielen noch einzelne schiefe Lichtstrahlen durch den Regenverhang seines Lebens. Zuweilen begriff Lydia seine Lage, seine Aufopferung, zuweilen warf sie den Tand von sich und stand da in ihrer ursprünglichen, edlen, menschlichen Gestalt. Dann war er wieder muthig, dann jubelte es in ihm und er sagte sich innerlich: »Sie wird die Frivolität aufgeben und gesundere Ansichten schöpfen. Sie wird ihre Vorsätze durchführen und mir nicht den ewig nagenden Vorwurf lassen, hier die Nachsicht

bis zur Schwäche getrieben zu haben!« Aber wenn er das dachte, wenn er sie Abends still, in sich gekehrt, hingebend, weiblich gefunden, wenn sie ihm vorgelesen oder vorgespielt hatte, so lockte ihn Morgens Pferdegetrappel an's Fenster und er sah sie an Friedrich's Seite die Straße hinabkommen und ihn sonderbar mit der Reitpeitsche grüßen. Hinunter war dann die gläubige Stimmung, hinab rollten die Gerüste seiner Hoffnungen. Bitter mußte er sich gestehen: er war nichts gegen den Glanz, der Friedrich umgab. Was konnte er ihr bieten: die Beschränkung. Paßte die für sie? Was hatte sie trotz dem Wechsel ihres Schicksals bisjetzt entbehrt, was gelitten? Wie, wenn sie mit der Nothwendigkeit endlich im Kampfe, vom Zauber der Jugend schon halb verlassen, Lothar anklagte, ihn verantwortlich für das machte, was sie seinetwegen missen würde? Es gehören starke Schultern dazu, um durch die Menge zu brechen, ein bronzirter Wille ist zum Erlangen eines Sonnenplätzchens erfor-

derlich. Und hat man's erlangt, wie kalt iſt oft der Strahl, der uns erwärmen, der uns für Erlittenes ſchadlos halten ſoll! Alle dieſe folternden Gedanken marterten Lothar. Die Nothwendigkeit, einen feſten männlichen Entſchluß faſſen zu müſſen, rang mit der Sehnſucht, Lydien nicht verlaſſen zu wollen. Wie ſchrie es in ihm in nächtlicher Stunde, wie litt er, wenn er Abends von einem Feſte kommend ſich die Geliebte im wirbelnden Tanze, der Zerſtreuung des Augenblickes hingegeben, denken mußte. Oft geſchah es ihm, ein ſolches Feſt zu verlaſſen, ſinnend die dunkeln Straßen zu durchwandern und unvermuthet wieder vor erleuchteten Fenſtern zu ſtehen, wo entfernte Muſik und hin- und herrennende Schatten den entſetzlichſten Contraſt mit den ſtillen Abenden bildeten, die er im Anfange ſeiner Bekanntſchaft mit Lydia verlebt hatte. Er ließ ſie dann an ſich hinanſtürmen, die zahlloſen Betrachtungen. Er ſah, daß er Stolz und Würde einbüßen und aus dieſer Liebe zermalmt, zerbro-

chen hervorgehen, Tage haben, wo er seine Brust zerreißen und den Leib, der ihn geboren, verwünschen würde. Eine maaßlose Traurigkeit kam über ihn; schwer schien ihm dies Kreuz, steil war ihm sein Golgatha. Den Schweiß auf dem Antlitz, das Herz in Zuckungen, sagte er sich zwar, daß die Zeit auch dies heilen müßte, aber die Gegenwart war eine versandete Quelle, an der seine dürstende Lippe keine Nahrung fand. Den Kopf auf die Hände gelegt, die Röthe des Fiebers auf den Wangen, rief er: »Die Liebe ist das Läuterungsfeuer der Jugend. Aber was nachbleibt, ist kein Gold: Schlacken statt edles Metall: Mißtrauen statt Hingebung: Egoismus für Selbstlosigkeit. Das ist's, das ist's! die Erfahrung macht uns bettelarm.«

Er kam endlich zu dem Entschluß, Lydien ihrem unermeßlichen Glück allein gegenüber zu lassen. Er hatte Zeit gehabt, diese Tiefen auszumessen; er hatte für zwei gelitten, nun wollte er hinweggehen, still, ohne Klage, seine Anstrengun-

gen für nichts haltend, da sie kein Resultat ge-
habt hatten. Der Tag, der diesen Entschluß in
ihm reifte, hatte ihm auch die Gewißheit ge-
bracht, daß Lydia in kurzer Zeit am Rande von
Nichts stehen würde. Er selbst hatte sein Gut
mit einer Schuldenlast belegt und Summen zu
Dingen verwandt, die wie Staub verweht waren.
Das zerschmetterte ihn. Es kam über ihn wie
eine ungeheuere Katastrophe. Er verließ sein klei-
nes Zimmer, stieg langsam die schmale Treppe
hinab, ging zu Lydia, fand sie mit dem ihr sonst
so verhaßt gewesenen Sivry im lebhaften Ge-
spräch, nahm sprachlos Platz, hörte nicht, was ge-
sprochen wurde und stand eben so sprachlos auf,
weil er fühlte, daß das erste von ihm ausgespro-
chene Wort zum Weberuf werden würde. Das
ging so einige Tage fort. Sein Schmerz hatte
den Charakter der Verzweiflung, neben dem Ge-
brochensein der Zärtlichkeit. Indeß kam Sivry
täglich zu Lydia. Er schwatzte ihr fortwährend
von Friedrich, von seiner Leidenschaft zu ihr. Er

fragte sie insgeheim um Rath, wie dies oder das Gemach im neuen Hôtel decorirt werden sollte, er ließ ihrer Phantasie einen Spielraum, wie sie ihn seit lange nicht vor sich gehabt hatte. Wenn sie dann seufzend, mit glühenden Wangen dachte: „es sei doch sehr angenehm, reich zu sein, nicht des Geldes, sondern der ungetrübten Genüsse wegen, die der Reichthum schafft," dann wollte der hämische Zufall, daß gerade eine Rechnung gebracht wurde, die sie in Verlegenheit, Lothar gegenüber, setzte, die sie an ihre Beschränkung und an ihren Mangel an praktischem Sinn mahnte. Das beklemmte sie mehr und mehr. Sivry, den sie doch im innersten Herzen nicht mochte, den sie dämonisch, zuweilen trivial schalt, war wieder bei ihr, als Lothar eintrat. Sie hatten so viel mit einander geschwatzt, von Kunst, Schönheitssinn, Liebhabereien, daß Lydia sehr angeregt war. Sie bemerkte Lothar's Ernst. Er war diesmal gekommen, um ihr seine Abreise positiv anzukündigen. Wie er Sivry fand, war

er im Begriff zu gehen, doch ließ es dieser nicht zu.

»Wie ist es mit der Stelle, die ich Ihnen vorschlug,« rief er fast ironisch, »werden Sie sich nicht endlich eines Bessern besinnen und annehmen, was annehmbar ist?«

Lothar warf ihm einen kalten, durchbohrenden Blick zu und antwortete: »Reden wir von etwas Anderm, Sivry. Ich bin kein Kind. Ansichten, die ich einmal gefaßt habe, gebe ich nicht auf. Sie sollten das wissen.« — Als Sivry fort war, fragte Lydia aufmerksam geworden: »Von welcher Stelle sprach denn Sivry?«

»Von der Stelle eines Secretairs bei dem Manne, der Ihr künftiger Gatte sein wird!« antwortete Lothar mit einer Trockenheit, die um so fürchterlicher war, als unter ihr ein Vulcan brannte.

Vor dieser Stimme, vor diesen Worten, vor diesen fast dunkelrothen Blicken ward Lydia so schneeweiß, wie die Lilien, die auf ihrem Tische

blubten. Sie zitterte am ganzen Leibe, wollte reden, fühlte, daß sie keine Stimme hatte, rang die Hände ineinander und konnte nichts sagen als: »Nie, nie, nie!«

Lothar hatte entschlossen ihre Hände in die seinen genommen und antwortete: »Doch Lydia, doch! Sie täuschen sich, Sie wissen nicht, was Sie wollen. Fragen Sie sich recht fest, ob Sie die Frau eines Secretairs von dem Manne werden möchten, dessen Gattin Sie sein können?«

»Foltern Sie mich nicht!« rief Lydia entsetzt.

»Ich rede nur Wahrheit. Mir bleibt wenig. Ich muß mich entweder auf's Aeußerste beschränken oder die allerdings einträgliche Stelle annehmen. Ich kann das Erste — ohne Sie, aber das Zweite nicht mit Ihnen. Ich fühl's, es ist also aus mit uns . . .

»Sie ängstigen mich zu Tode,« sagte Lydia mit blassen, bebenden Lippen.

»O, ich möchte Ihnen nur wohlthun. Sie sind ja mein Höchstes. Für Sie habe ich mich

hingegeben. An Sie habe ich geglaubt. Zu Ihnen habe ich gebetet« . . . er konnte nicht weiter vor innerer fürchterlicher Bewegung, denn er sah, wie Lydia zusammenknickte, rückwärts den Kopf an die Wand lehnte, die Augen schloß und ihre Thränen glühend heiß unter den Wimpern sich vordrängten.

»Weine nicht,« rief er sanft geworden, »kümmere Dich nicht um mich, lasse mir die Sorgen, die Schmerzen, die Kämpfe, Du aber sei glücklich!« —

»Aber ich kann's ja nur mit Dir, durch Dich sein,« sagte sie unendlich weich. »Was drängst Du mich weg von Deinem Herzen?« — Sie schlug ihre beiden Arme um seinen Hals. Lothar betrachtete sie mit unaussprechlichem Schmerz. »Ich reise,« entgegnete er beklommen: »ich lasse Dich allein. Ich muß so handeln, wenn ich mir Achtung vor mir selbst, Achtung vor Dir retten will. Besinne Dich, Lydia. War ich Dir ein treuer Freund?«

Ihre Kniee zitterten, sie machte eine heftige, convulsivische Bewegung, aber konnte nicht reden. „Du kennst mich," fuhr er gefaßter fort, „Du weißt, wie ich bin. Wir sind verschieden. Sehr verschieden. Ich bin ein vom Blitze getroffener Baum, meine Zweige hängen am Boden. Könntest Du so an der Erde mit mir hinwuchern? Reißt Dich nicht Alles empor, hat Deine Phantasie nicht so gewaltige Flügel, daß sie Dich ewig aus der Wirklichkeit heraus in andere Welten trägt? Du weißt nicht, Du armes zartes Wesen, daß Du an den Dornengehegen des Lebens Deine Federn lassen müßtest; noch schmückst Du Dir die Beschränkung mit glänzenden Farben, noch hast Du den Glauben an Dich und an Deinen Muth. Aber weißt Du denn, was Muth ist? Du hast das Dasein, wie den Champagner, abgeschäumt. Du kennst nicht den Grund des Bechers, es schwimmen giftige Elemente darin."

Er ging ein paarmal im Zimmer auf und ab und legte dann seine glühende Hand auf ihre

kalte Stirn. Sie zog die Hand hinunter an ihren Mund: »Reise nicht, Lothar, laß mich nicht allein, habe Vertrauen zu mir,« bat sie schmeichelnd.

Er schüttelte traurig das Haupt: »Du hältst mich für hart, wo ich nur verständig bin. Könntest Du die Schmerzen zählen, die ich gelitten habe, die unvergessenen Thränen sehen, die in mir brennen, Du würdest großmüthiger sein. Es ist nicht so leicht zu lieben. Liebe fordert die ganze männliche Kraft auf. Liebe ist Religion. Liebe ist mehr, als Du ahnest; sie ist eine unendlich lange Kette von Entsagungen. Was sagte ich Dir, als ich Dich zuerst traf: Sie bedürfen Glück, nicht Liebe....«

»O Himmel,« rief Lydia, »Sie rechten fürchterlich, das aber sage ich Ihnen: ich heirathe Friedrich um so weniger, als er mich nicht heirathen will.«

»Hm!« sprach Lothar eben so hastig. »Man macht nicht an einem und demselben Tage eine Bekanntschaft und einen Heirathsantrag. Der gute Ton weiß die gute Stunde zu treffen. Ge-

nug, Lydia ... ich will zu vergessen suchen, ich reise ...«

Wie er sich rasch der Thüre nahte, war Lydia aufgesprungen, breitete beide Arme aus, versperrte ihm den Weg und sagte wie im Todeskampfe: »Reise nicht, ich beschwöre Dich, reise nicht.«

»Tödte mich,« rief er, »aber foltere mich nicht. Laß mich im schwer errungenen Frieden meinen Weg gehen. Wirf mir nicht noch Felsstücke unter die wunden Füße. Du siehst ja, ich kann nicht weiter ...«

Er war todesbleich. »Leb' wohl, Lydia, lebe wohl .....« sie ließ bei diesen Worten langsam die Arme fallen, er drückte seine Lippen auf ihre Stirne, und ... sie hielt ihn nicht mehr, sprach nicht mehr. Grabesnacht war über sie gekommen: Leichenkälte hatte sich ihr um's Herz gelegt.

Sie verbrachte einen herzzerreißenden, schrecklichen Abend, einen Abend, an dem sie sich selbst verdammenswerth vorkam und an dem sie sich

mit einer Strenge verurtheilte, die Lothar, hätte er sie gesehen, gerührt haben würde. Aber er sah sie nicht, hörte sie nicht. Er war wirklich fort. Sie glaubte es erst nicht. Ließen sich Tritte auf der Treppe vernehmen, so richtete sie sich empor und blickte unverwandt nach der Thüre. Rollte ein Wagen vorüber, so hielt sie den Athem an, um zu erforschen, ob es nicht eine Reisechaise, ein Rückkehrender, ihr Gehörender war. So vergingen die ersten Tage. Die darauf folgenden waren trüber. Die Einsamkeit, die Reue zerdrückten sie. Ihre Stunden wurden zur Einöde: ihre Erinnerungen lagen centnerschwer auf ihr: ihre Lage trat immer greller hervor. Lothar hatte zwar im Augenblicke seiner Abreise Lydiens Angelegenheiten so weit geordnet, daß sie die ersten Monate ohne Beschränkung leben konnte, aber schon hatte sie sich daran gewöhnt gehabt, einen Rathgeber, eine Stütze, einen Verlaß in ihm zu suchen. Das fehlte ihr. So lange er da gewesen war, hatte sie ihn oft kaum beachtet;

jetzt, wo er nicht mehr da war, vermißte sie ihn stündlich. Mit dem Gefühle, Lothar's Strenge verdient zu haben, öffnete sich ihr Herz einer ernstern, festern Liebe. Vierzehn Tage so tiefen Nachdenkens über ihn, zeigten ihn ihr in einem wahren, ehrenvollen Lichte. Wie sie ihn jetzt liebte, hatte sie ihn nie geliebt. Ob er wiederkommen wird? Kann er denn fortbleiben? Das stieg auf und ab in ihrem Gemüthe. Sie schrieb ihm lange Briefe, ohne sie fortzuschicken, sie las ihm vor, sie spielte seine Lieblingsmelodien: sie sagte scherzend: »Setz Dich zu mir, Lothar,« und rückte sich zurecht, um ihm Platz zu machen. Dies rührende Spiel trieb sie und wartete und seufzte und er kam nicht. Ihr Herz litt darunter, litt unendlich. »Morgen,« sagte sie sich beschwichtigend, — aber der Morgen kam und ging, und Alles blieb, wie es war. Das erbitterte sie zuerst, erkältete sie nachher. Sie war nicht billig genug einzusehen, daß Lothar ganz andere Seiten, als diese, an ihr kennen gelernt, daß er sie gezwun-

gen verlassen hatte. Besuche, die sie Wochen hindurch fern gehalten hatte, klopften endlich nicht mehr vergebens an ihre Thüre. Die Zeit trocknet unsere Thränen und entführt unsere Freuden. Und dann — giebt es nicht Tage, wo die Natur im Trauergewand erscheint? Wo der Himmel grau und die Erde schwarz ist, Tage, wo die Luft bewegungslos und die Pflanzen zusammengesunken scheinen? Der Gesang der Vögel ist verstummt, von den Bäumen tropft es langsam, der Wind schläft . . da zerreißt ungesehen eine Hand die Wolken, die Nebel sinken, die Bläue zeigt sich, die Erde erstebt. Und wie es in der Natur ist, so ist es in unserer Seele. Wenn ein großer Schmerz uns zermalmt hat, wird es still in uns, ganz still. Ewige Nacht dünkt uns das Leben, ewige Entsagung scheint uns die Aufgabe. Aber wider Willen dringt ein Ton in die Stille, fällt ein Strahl in die Nacht. Erst leise, dann stärker . . . . . .

Die alte Gräfin Friedrich war die Erste, die

Lydiens Einſamkeit unterbrach. Sie konnte ſie, da ſie ſchon zweimal vergebens da geweſen war, zum drittenmal nicht abweiſen. Es war eine alte freundliche, wenn auch herrſchſüchtige Frau. Da ſie ſehr ſchön geweſen war und Frauen ungern auf Schönheit verzichten, ſuchte ſie das Verlorene durch äußern Prunk zu erſetzen. Das glänzte und duftete und rauſchte an ihr ſo ſehr, daß es zuviel war. Aber ſie hatte eine herzliche Zuneigung zu Lydia, vielleicht weil ſie ſie leiten wollte und weil Frauen immer etwas thun müſſen, entweder lieben, oder ſich ſorgen, immer etwas, das außer ihnen liegt. Als ſie Lydien gewahrte, die von der Zimmerluft und den ſtürmiſchen Gemüthsvorgängen wie eine Lithophanie ausſah, hinter der ein Licht brennt, ſchlug ſie die Hände zuſammen, küßte ihr mütterlich die Stirne, ſtrich ihr die Wangen, rief: »Sie müſſen an die Luft, Gräfin« — und drang ſo lange in ſie, bis ſie neben ihr im Wagen ſaß. Draußen, vor dem Thor begegneten ſie Friedrich. Der Kutſcher hielt in der

Meinung, er würde einsteigen. So trat er heran. Er war still, ehrerbietig, zurückhaltend. Sein Blick hatte Ernst. Er erkundigte sich mit Theilnahme nach Lydiens Befinden; er stützte den Arm auf die Kalesche und fragte, zur Mutter gewendet, »Wohin fahren Sie?« »Nach dem Gehölze hinter der Felsplatte,« war die Antwort. »Willst Du mit?« Er entgegnete nichts, aber sah auf Lydia, die hoch erröthete. »Darf ich indiscret sein?« fragte er mit liebenswürdiger Bescheidenheit. Als sie nicht antwortete, nur lächelte, saß er ihr schon gegenüber und sie mußte ihn mit ihrem tiefen Augenaufschlag unwillkürlich so oft anblicken, daß sie ganz heiß davon ward. »O Lothar,« tönte es in ihr, »warum bist Du es nicht, der da drüben sitzt.« Sie versank in tiefes Nachdenken. Es war Anfangs November; die Sonne glitt rasch hinter den Bergen hinab, die Luft war kühl. Lydia wickelte sich fester in ihren Shawl, die alte Gräfin ward schweigsamer. »Sie sind recht leidend, recht ermüdet,« bemerkte Friedrich,

indem er den Mantel um sie schlug. Sie hörte nicht auf seine Worte, sondern antwortete wie im Traum: »Mein Gott, wie erquickend ist der Anblick der Berge!«

»Warum entbehrten Sie ihn so lang?« entgegnete er vorwurfsvoll.

Sie versank wieder in Schweigen und er störte sie nicht. Aber er fand sie so schön, so unendlich, so hinreißend schön, daß er im Zimmer seiner Mutter beide Handschuhe auf den Tisch warf und rief: »Mama, Sie müssen mir zu der Frau verhelfen.«

Sie sah ihn mit ihren blitzenden Augen sehr freundlich an, umarmte ihn und sagte: »Gottlob, daß Du heirathen willst!«

»Warum Gottlob, Mama?«

»Das giebt Aussicht auf eine freudenreiche Zukunft für mich,« antwortete sie sehr gütig.

Er küßte ihr die noch schönen Hände und bat sie, nichts zu übereilen.

So zog Friedrich's Mutter Lydia allmälig im-

mer näher an sich. Ohne unhöflich zu sein, konnte diese die tausend Aufmerksamkeiten, die sie umspannen, die vielen Einladungen, die an sie ergingen, nicht ablehnen. Sie war erst sehr zurückhaltend. Die Wunde blutete noch, die Erwartung zitterte noch. Wenn es sich thun ließ, blieb sie für sich allein. Aber diese Augenblicke wurden seltener. Der Wirbel erhob sich wieder. Bald war's eine matinée musicale, bald war's ein Ball, bald war's die Elsler, die im Theater Furore machte und die sie aus der Friedrichs'schen Loge bewundernd mit ansah. Einmal schickte Friedrich Camellien, die Lydiens Lieblingsblumen waren, und ein andermal hatte die Mutter einen Reisvogel aufgetrieben, der den gestorbenen Kanarienvogel ersetzen sollte. Alle diese kleinen socialen Verpflichtungen beklemmten Lydien ungemein. Sie gehörte der Welt an, sie nahm, ohne wiederzugeben. Das Netz strickte sich fester. Der Auswege gab es seltener. Lothar war verschollen. Mitten auf einem Balle konnte Lydia zuweilen

ihre Augen langsam auf die Thüre heften und denken: aber er muß kommen, er muß ... Es überfiel sie eine unbeschreibliche Angst, als sie Friedrich mit immer deutlicheren Worten reden hörte, die alte Gräfin immer mütterlicher und Sivry immer ironischer wurde.

Der Winter malte Eisblumen an's Fenster. Lydia saß in ihrem Morgenstübchen. Eine Tigerdecke, die Friedrich aus dem Süden mitgebracht hatte, schmiegte sich um ihre Füße. Syringen, Narcissen und Camellien blühten auf den Tischen. Schon war das Zimmer nicht mehr so einfach, als damals, als es Lothar eingerichtet hatte. Kleine an und für sich unbedeutende Gaben hatten nach und nach aus dem Schreibtisch einen Prunktisch gemacht. Da waren Vasen aus Sèvres, Rococofiguren aus Meißen, Malachit-Gefäße und Glasmalereien. Das Zimmer athmete nicht mehr Stille und Traulichkeit, es hatte den Anstrich der Unruhe, ja der Frivolität bekommen. Lydia fühlte das, seufzte aus tiefer Brust, sandte

einen trüben Blick zum Himmel, dachte mit unausſprechlicher Wehmuth der Vergangenheit .... da brachte ihr Daniel einen Brief. Er war von Lothar. Sie mußte ſich ſetzen, ſo heftig wirkte der Anblick dieſer Schriftzüge, die erſten, die ſie ſeit ſechs Wochen ſah. Haſtig riß ſie das Blatt auf, aber ehe ſie es entfaltete, drückte ſie lebhaft ihre Hand auf das Herz. Es war, als wenn es ihr zerſpringen ſollte. Dann las ſie und las wieder und immer wieder ....

Lothar ſchrieb ihr von ſeinem Gute. Er ſchrieb ihr gefaßt, ſogar heiter. Er ſcherzte über ſich, über ſeine Naivetät, die Liebe für die höchſte Angelegenheit des Lebens genommen zu haben. Er ſagte ihr, daß Scheiden beſſer, als martervolles Sehen ſei. Er ſprach ihr von Sophie; er ließ Lydien leiſe merken, daß, da der Herr von Walldorf bereits einige Hypotheken auf dem Gute habe, ein Familienbündniß nicht unmöglich ſei. Er bat Lydia um ihre Freundſchaft. Die Stadtluft, eine gänzlich veränderte Lebensweiſe habe

äußerſt nachtheilig auf ſeine Geſundheit gewirkt. Jetzt erhole er ſich. Er ging dann auf Lydiens Angelegenheiten über. Er ſprach von ihrer Zukunft, von den Beobachtungen, die er angeſtellt, von dem Reſultate, das er erlangt habe und das ihm bewieſe, daß ſie für die Welt, für die Repräſentation, für das Aeußere geſchaffen ſei. Er ſagte ihr das ohne Bitterkeit, im brüderlich liebevollen Tone, den er ſchon öfters ihr gegenüber angenommen hatte. Er fügte dieſen Bemerkungen einige Rathſchläge bei. Selbſtgefühl ſchien ihm in der Lage, in die Lydia treten würde, das Nothwendigſte. Ihm bei, bat er ſie, jene ſanfte wohlthuende Höflichkeit zu fügen, die ſie immer wie ein poetiſcher unwiderſtehlicher Duft umfloſſe. Sich in Anderen vergeſſen ſcheinen, wäre, was er eine chriſtliche Blüthe nennen würde, wenn er nicht fürchten müſſe, dadurch ihren gutmüthigen, lieblichen Spott zu erregen. Er warnte ſie vor der Leichtigkeit, Verſprechungen zu leiſten, die ſie nicht erfüllen könne. Es ſei beſſer, gleich

nein! zu ſagen, als dies Nein durch eine That, durch einen Wortbruch erſt verwundend zu machen. Pflichten ſind keine Gefühle, ſchrieb er ... und in der Kategorie der ſocialen Pflichten ſchien ihm die unerläßlich, nie von ſich zu reden. Von ſich, von ſeinen Intereſſen, von ſeinen Leiden und Freuden erzählen, hieße die Meiſten von ſich ſcheuchen. Aber von dem ſprechen, was Andere angeht, hier die Springfedern ſpielen laſſen, das feſſele die Menſchen, das mache ſie wohlwollend. Lydiens Zartgefühl, ſetzte er hinzu, werde in dieſer Hinſicht Rückſicht von Schmeichelei zu unterſcheiden wiſſen. Er warnte ſie vor der Jugend. Er nannte ſie egoiſtiſch, ohne Hingebung. Er bat Lydia, ſich der ältern Generation anzuſchließen. Was ihm dieſen Gedanken gäbe, ſei nicht Eiferſucht, ſagte er, aber wahres Intereſſe. Das Alter könne einen Ruf gründen. Die Jugend wiſſe ihn nur zu zerſtören. Liebevoll kam er dann auf ſeine Geſinnungen zurück. Sie ſeien an ſich unverändert, er wiche aber den

Umständen, die er beklage, ohne sie ändern zu können.

Ein so verfandendes Ende zerwühlte Lydiens Gemüth um so mehr, als sie auf Lothar gehofft, an ihm wie an einem Ideal gehangen, für ihn, wie für den Edelsten geglüht hatte. Je weniger sie bis jetzt selbst gethan, desto mehr hatte sie von ihm erwartet; denn denken konnte sie sich jede große That, nur sie ausführen, das vermochte sie nicht. Sie hatte, wie gesagt, Phantasie, aber die eiserne, durch nichts gebrochene Kraft des Willens mangelte ihr.

»Er hat Recht,« dachte sie mit heißen Thränen, »ich wäre ihm eine Bürde, keine Stütze geworden. Sophie ist für ihn geschaffen. Warum sollte er nicht an sich selbst denken, er, der so oft an mich gedacht hat?« Dennoch war ihr der Gedanke an diese Heirath so bitter, daß ihre verletzte Eigenliebe das Haupt erhob. Warum diese? Warum so schnell? Warum so getröstet? rief es tausendfach in ihr. Wie eine Viper stach sie der

Gedanke in's Herz. Sie wandte sich von den beschwichtigenden Betrachtungen zu den vernichtenden. Die Bilder der Liebe machten denen der verwundeten Eigenliebe Platz. Was sich in diesem Herzen ereignete, stöhnte oder jubelte, blieb ein Geheimniß. Gewiß ist, daß Gräfin Walden acht Tage nach Empfang dieses Briefs die Braut des Grafen Friedrich ward.

Siebentes Kapitel.

Es giebt Gemüthszustände, in denen Alles zum Schmerz wird, Lagen, die uns zur Lüge zwingen, wenn jede Faser in uns nach Wahrheit schreit. In dieser Lage war Lydia. Unüberwindliche, nicht zu stillende Leiden, ein fast bis zur Verzweiflung gesteigertes Mitleid mit sich selbst, die Ahnung, daß ihr nicht zu vermeidende Nata-

strophen bevorstünden, stritten in ihr mit der Nothwendigkeit, sich mit Friedrich zu verbinden.

Dennoch war es nur der Ehrgeiz, der sie in Friedrich's Arme jagte. Sie konnte dem Lockbilde, die Gattin eines Crösus zu sein, nicht widerstehen. Ihr Ergriffensein durch eine den Frauen eigene moralische Kraft bezwingend, sagte sie ihren zitternden, leidenden Nerven: schweigt — ihrem Gemüth: verstimme! — Sie warf sich in die Mitte der ihr bereiteten Feste, sie schwärmte von einem Balle zum andern, von einem Triumph zum andern, sie betäubte, verwirrte sich. Sie hätte eine Willy abgeben können, eine aus Schmerz am Tanze sterbende Willy, sie fühlte nicht, dachte nicht. Ein Taumel hatte sie erfaßt, eine fürchterliche Fieberhitze war über sie gekommen. Ihr Lebensprincip hatte sich mit Gift vermischt; ihre Seele verlor sich in den Schmerzenswegen, die sie sich selbst gebahnt hatte; ihre Pulse stockten ..... So kam der Vorabend ihrer Hochzeit heran. Sie hatte Friedrich früh entlassen. Sie

wollte ſich ſammeln, ſich faſſen, ſich wiedergewinnen. Ihre Lieblingsmöbeln waren aus dem Zimmer fort in die neue Wohnung getragen worden. Arbeiter hatten eben ſorgfältig den Schäferknaben vom Piedeſtal herabgehoben. Nur das Walter'ſche Bild hing noch vergeſſen dem Sopha gegenüber an der Wand. Sie betrachtete es wehmüthig. Ihr Herzkrampf löste ſich. Hier war Lothar geweſen. Hier, in dieſem Eckchen hatte er geſeſſen und traulich: Lydia geſagt. Wer nannte ſie ſo liebevoll, wer hatte eine ſeelenvollere, erregendere Stimme? Wer war ſelbſtloſer, gütiger, feſter? Ihre Blicke fielen auf den Hochzeitsſchmuck, der ausgebreitet auf zwei Stühlen lag. Sie hätte vor dieſem Anblick aus Schmerz ſchreien mögen, hielt ſich aber und ſchien von Eis, als Friedrich's Kammerdiener ihr die ſogenannte Corbeille von weißem Atlas mit Allem brachte, was der Luxus erfunden und die Mode beſtätigt hat. Eine Zeitlang beſchäftigte ſie ſich mechaniſch mit dem Inhalt, ließ die Perlenſchnüre durch die Finger laufen,

betrachtete die funkelnden Diamanten, warf sie dann in den Korb zurück und stützte das Kinn auf die Hand. Einen Moment später streifte ihr Auge einen Brief, den sie noch nicht bemerkt hatte und der unter vielen Visitenkarten auf einer Mappe lag. Sie schob ihn fort, nahm ihn aber wieder, als sie ihrer Cousine Sophie Handschrift erkannte. „Wahrscheinlich eine Heirathsanzeige,“ sagte sie mit zitterndem, krampfhaft zusammengezogenem Herzen. Sie öffnete langsam und hastig .... Sophie wünschte ihr liebevoll Glück zu ihrer Heirath mit Friedrich. Sie bat sie, ihre romantischen Reden bei ihrer Verbindung mit Graf Walden zu vergessen, von ihr ein schwesterliches Bild in die veränderten Verhältnisse hinüberzutragen, überzeugt zu sein, daß die Erfahrungen sie toleranter gemacht und ihre Zuneigung zu Lydia unverändert dieselbe sei. Sie sprach dann von sich, von ihrem Stillleben. Wehmüthig berührte sie Lothar's Entschluß, sein Gut ihrem Vater verkauft zu haben und in die Residenz gezo-

gen zu sein. »Ich bin überzeugt,« schrieb sie, daß Lothar einem Irrthum anheimgefallen ist und nie und nimmer in städtischen Verhältnissen glücklich sein kann. Er ist für die Natur, für die Stille geboren. Stelle ihm das vor, liebste Lydia, Du siehst ihn gewiß täglich und hast ohnstreitig bei Deinem Verstande Einfluß auf ihn. Grüße ihn tausendmal von mir. Wir sind nicht hinüber auf sein Gut gezogen, sondern ich fahre nur zuweilen des Morgens hin, um zu sehen, ob Alles in Ordnung ist.«

Lydien entfiel das Blatt. Lothar nicht verheirathet? Er hatte sein Gut verkauft und lebte in ihrer Nähe, ohne daß sie es ahnete? Also hatte er eine Verbindung mit Sophie nur vorgegeben, um sie frei zu lassen. Diese ungeheuere, ganz unerwartete Entdeckung erschütterte sie fürchterlich. Erst war sie wie erstarrt, dann kam sie plötzlich zum Entschluß. Sie schellte. »Daniel,« rief sie krampfhaft dem eintretenden Diener zu, »Du mußt gleich aus und Dich erkundigen, wo

der Baron Lothar wohnt. Er ist hier. Ich weiß es. — Eile Dich.« — Und indeß Daniel ging, blieb Lydia allein; allein mit dem furchtbarsten, nagendsten Seelenschmerze. Sie sah noch einmal in Lothar's Brief. Was hatte sie aus ihm gelesen? Was sie lesen wollte! Und morgen war sie Friedrich's Gattin. »Bin ich denn wahnsinnig?« fragte sie sich tonlos. »Was hab' ich thun können? Was gethan? Kann ich zurück? Zurück, ohne ein Gegenstand ewiger und quälendster Neugier zu werden? Soll ich wieder mein Wort brechen? Ich muß es, muß es — Lothar, nur Lothar!« — . . . .

Lothar hatte sein Gut an den Baron von Walldorf verkauft. Er fühlte ein unbeschreibliches Verlangen nach Bewegung, nach Freiheit, nach Vergessenheit. Er hätte sich athemlos rennen mögen, um den Lethequell zu finden und sich an ihm satt zu trinken. Der Gedanke an seine ländliche Einsamkeit, selbst an Sophiens freundliche Theilnahme ward ihm zur Folter, der er entgehen

wollte. Sein Gut, durch den Wunsch, Lydiens Angelegenheiten zu ordnen, hatte ihm als Garantie für Summen dienen müssen, die ihm schwer zur Last fielen. Mühsam suchte er zu sich selbst zurückzukehren und in der Gegenwart zu leben, allein bald gewahrte er, daß die Gegenwart nicht für ihn da sei, daß seine Seele ewig sich zurück zu Lydia wandte, zu Lydia, die er aus Selbstlosigkeit einem Glücke gegenüber gelassen hatte, daß ihr zwar, nach ihrem Charakter, genügen mußte, das ihn aber in dem Gedanken, es sei dies Gebäude auf den Trümmern seines innersten Menschen erbaut, vernichtete. Er hatte seine Kraft in der Selbstverleugnung gesucht, seinen Stolz zurückgewiesen, sein Dasein für ein anderes ausgelöscht. Und dennoch war seine Anstrengung wie Staub in der Luft an diesem räthselhaften, sybinrartigen Wesen zerschellt worden. War nicht für ihn die Liebe wie eine Andacht gewesen? Die Gottheit aber, vor der er geopfert, das Ideal, das er gefunden hatte, war

eitel, war vergänglich. Er wußte nun, daß die Tugend schwankend, die Größe begrenzt sei. Das Opfer ganz zu vollenden und Lydia ganz frei zu lassen, schrieb er ihr mit gebrochenem Herzen einen ruhigen, brüderlichen Brief. Lothar war gerecht, wahr und groß. Er hatte eine männliche durchaus geistige Richtung, eine seltene Verstandeskraft, eine rechtliche Seele. Ruhe in der Stärke, Geduld und Güte waren in ihm duftende Blüthen, die seinen Charakter schmückten, ohne ihm seine Einfachheit zu nehmen. Mit diesen Gaben hätte er jedes andere Weib, nur nicht Lydia glücklich gemacht, die durch Lothar's Stoicismus sich täglich gereizt und verletzt fühlte. Der Widerspruch, der dadurch entstand, hatte Lothar unglücklich, aber nicht schwach gemacht. In seinem Gemüthe lebten die edelsten Kräfte, in seinem Geiste keimten die höchsten Entschlüsse. Was ihn schmerzte, war eine augenblickliche Nutzlosigkeit, die sich über sein Leben ausbreitete und die er von sich wie ein Leichentuch zu entfernen suchte.

Es mußte ein neuer Zweck gefunden, andere Kreise mußten gezeichnet werden. Mitten in diesen Schwankungen traf ihn die Nachricht von Lydiens Verlobung. Das war das Härteste, aber doch Sicherste. An demselben Tage unterschrieb er die Verkaufsacte, drückte dem alten Müller die Hand, beurlaubte sich nicht ohne Rührung von Sophie und ihren Eltern und wäre ohnstreitig gleich in die weite Welt gezogen, hätten ihn nicht wichtige, drückende Geschäfte noch einmal zurück in die Residenz gerufen. Da saß er nun verborgen in einem stillen Zimmer, ging nur Abends in der Dunkelheit aus, sah nichts, hörte nichts und arbeitete an Rechnungen, die sich nicht entwirren wollten. Sivry war der Einzige, der ihn besuchte, aber gleich von vornherein hatte ihm Lothar sein Ehrenwort abgefordert, aus seiner Anwesenheit ein Geheimniß zu machen und Sivry hatte sein Wort gehalten, weil es in seine Plane paßte, daß Lothar verschollen blieb. Was dieser in jener Zeit litt, wäre schwer zu beschreiben, aber er litt

männlich und stark, weil er wußte, daß Schmerz eine Himmelsaufgabe, ein stilles, wenn auch glühendes Feuer ist. Endlich war auch diese Prüfung hinunter. Morgen konnte er reisen und morgen war Lydia's Hochzeitstag. Die Schreibereien beseitigt, hatte Lothar eine Reisekarte hervorgeholt und sie vor sich auf dem Schreibtische ausgebreitet. Seine Augen schweiften melancholisch über Länder und Meere, über Städte und Flüsse. Die Blicke waren matt, wenn auch ruhig, die Athemzüge leise. So tief hatte inneres Gemüthsleiden sich in ihn hineingenagt, daß nichts mehr in ihm war, als Stille, denn jeden Gedanken an eigenes Glück hatte er mit ungeheurer Gewalt vertrieben und an seine Stelle die Sorge für Andere gesetzt.

Indem rauschte es hinter ihm. Die Thür war aufgegangen. Er blickte sich um. Vor ihm stand Lydia. Sie selbst. Lydia, wie vom Schwindel ergriffen, athemlos, Lydia, die nichts reden, nichts stammeln konnte, sondern gebrochen,

geknickt auf einen Sessel sank und ihre Seele auszuhauchen schien.

Lothar hatte sich indeß gefaßt und aufgerichtet. Mit männlicher Entschlossenheit war er vor sie hingetreten. »Wir sollten uns nicht wiedersehen,« sagte er sanft. Ich habe Dich schwächer als heute gekannt und bin stark geblieben. Ich habe Dich bewacht, Dich in Schatten mit meinem Schatten gehüllt, wenn die Sonne Dir auf der Stirne brannte; meine Lippe hat Deinen Athem, mein Auge Deinen Blick getrunken. Ich liebte Dich, liebte Dich so sehr und so heiß, als ich zu lieben vermag. Du warst für mich eine Hieroglyphe, die ich zu entziffern suchte, eine Dichtung, die mein war. So viele zarte Empfindungen mußten der Wirklichkeit zum Opfer fallen; zu viele Schmerzen, zu viele angstvolle Stunden haben sich zwischen uns gedrängt.«

»Sprich nicht also,« unterbrach ihn Lydia, »Du zerreißt mir das Herz!« Lothar seufzte tief, hob den Blick mit unaussprechlicher Trauer gen

Himmel, fuhr mit der Hand über die Stirn als wollte er eine Täuschung scheuchen und mit Gewalt zur Wirklichkeit zurückkehren, dann entgegnete er: »Als Du das Leben noch nicht kanntest, glichest Du den Engeln des Himmels. Da warst Du der Typus der Unschuld. Aber Du hast die Flügel fallen lassen und bist eine menschliche Natur geworden.« Lydia wollte reden. »Nein,« fuhr er gefaßt fort, »unterbrich mich nicht. Laß mich einmal noch zu Dir sprechen. Sonst warst Du der Typus der Unschuld, jetzt bist Du .... wie soll ich sagen? der Typus der Willensunfreiheit. Sie entehrt nicht, aber sie zerstört. Die Ansichten, die ich Dir mittheilte, haben in Deinem Herzen, als Du sie ausüben solltest, einen sandigen Boden gefunden. Du glaubst, daß mein Weg nicht zum Glücke führt. Du findest mich zu steisch, zu spiritualistisch. Es ist oft Spott in Dir gewesen, wenn in mir Andacht war. Ich beklage Dich, ohne Dich zu verdammen Gott will, daß wir unser Schicksal verstehen und daß

unſer Daſein ſich vermittels der uns gegebenen Bedingungen zu einem Ganzen runde. Er hat uns, um uns zu erheben, zu tragen und zu tröſten, Neigungen aller Art gegeben, die bald zart, bald ſtark, bald ausſchließlich ſein, aber immer den Charakter der Größe, der Gerechtigkeit haben müſſen. Werden dieſe Neigungen Genußſucht, dieſe Gemüthsgänge Widerſprüche, dann ſind auch unſere Thaten Feigheiten. Dann iſt die Liebe ein Rauſch, die Ehe ein Handel; dann ſind die Familienbande eine Galeere, die Ordnung eine Qual, der Egoismus ein Geſetz.«

Es entſtand eine Pauſe, in der Lothar den Schirm von ſeiner Lampe hob und Lydiens Geſicht betrachtete. »Die Vorurtheile, die Erziehung, das Beiſpiel haben Dich in Kreiſe gebannt, aus denen Du nicht herauskannſt,« ſprach er weiter, »Du biſt gewohnt, Alles auf Dich zu beziehen, indeß das Weib Alles auf Andere beziehen ſoll. Es giebt zwei Wege: einer, der den Beifall der Welt erſtrebt, der andere, der zur moraliſchen

Freiheit führt. Du, Lydia, hast die Gesellschaft gewählt, Du hast Dich von ihr meistern, beherrschen, unterjochen lassen. Du bist wie der Schaum des Strudels, der überall hin sich verspritzt und nie sich zu sammeln vermag. So schwach bist Du, daß Du nicht einmal weißt, was Du willst.«

»Nenne mich unglücklich!« seufzte sie.

»Nicht unglücklich, aber beklagenswerth. Gott wird Dich tragen, Dich schützen, Dich nicht strafen, weil Du verblendet, nicht schuldig bist. Jetzt aber verfolge den Weg, den Du eingeschlagen, bleibe der Gesellschaft, ihren Vorurtheilen, dem Glücke, dem Glanze, Dir selbst treu. Vergiß mich, Lydia . . . .«

Er legte seine beiden Hände auf ihr Haupt und versuchte, sie aufzurichten. Sie umklammerte ihn aber mit einer Kraft, die nur der Schmerz giebt.

»Du bist hart gewesen,« rief sie, »doch hast Du das Recht, hart zu sein. Seit Du von mir geschieden bist, hat sich Alles in mir im Taumel

gedreht. Alle Elemente des Irrthums und der Wahrheit, der Größe und der Verworfenheit haben sich erhoben, gemischt und gesichtet. Im Grunde meiner Gedanken gab es furchtbare Gewitter. Ich wollte Dich vergessen. Aber in diesen Versuchen, in diesem Aufgeben lag ein Leiden, das unaussprechlich, eine Einsamkeit, die unaushaltbar ist. Wie habe ich Dich zu mir gesehnt, wie habe ich Alles erkannt, Alles geliebt, was Du bist und Alles gehaßt, was Dir fremd scheint. Nein! meine Freuden sind nicht im Glanze, nicht im Reichthume, sind bei Dir. Ich bin undankbar gewesen . . . laß mich den Flecken auslöschen durch Liebe! Laß mich Dein bleiben, Lothar, Dein, jetzt, wo es noch Zeit ist . . . .

„Armes Herz!“ sagte er mitleidig, „es ist zu spät für Dich, für mich, für uns Alle. Bedenke, was Du thust. Morgen ist Dein Hochzeitstag und heute Abend erst sagst Du, daß es noch Zeit ist? Lydia, wie bist Du doch immer neben, nie in der Wirklichkeit! Als Du frei

warst, als ich anbetend an Deinem Wesen hing, da konntest Du nichts hingeben, nichts aufopfern. Jetzt, wo Du gebunden bist, wo ich mich als Mann von Zartgefühl losreißen mußte, wo der Wurf gelungen ist . . . jetzt willst Du das Glück von Dir weisen, die goldene Saat niedertreten? Heute bist Du nichts, morgen liegt eine Welt zu Deinen Füßen!« Ein convulsivisches Schluchzen, das sich aus Lydiens Brust drängte, unterbrach Lothar. Er besann sich, beug sich über sie, strich ihr liebevoll die Haare von der Stirn und sagte sehr freundlich: »Du hättest nicht kommen sollen, und doch könnt' ich weinen, daß Du kamst. Es ist aus zwischen uns. Du kannst nicht leben ohne Glanz. Sammele Dich, gehe. Ich reise morgen in aller Frühe. Ich will die Welt sehen, gesund werden, an Dich in Liebe denken, Dich in mir haben, innig, treu, wahr . . . . «

Er suchte seine Rührung zu bemeistern und sie überwältigte ihn. Thränen rollten langsam über seine Wangen.

„Warum verbirgst Du Deinen Schmerz?“ fragte sie mühsam, indem sie ihn mit ihren großen Augen seelenvoll ansah, denn Lothar's Gesicht schien völlig verändert; seine Hände zitterten, seine Lippen, sein ganzer Körper zitterte.

„Ehre meine Entschlüsse, Lydia, sie sind auf das tiefste Studium Deines Charakters begründet,“ war die beklommene Antwort. „Siehst Du denn nicht, daß ich selbst leide . . . . .“ Er bedeckte ihre Hände mit Küssen . . . da knarrten Schritte auf der Treppe, ein Liedchen wurde gesummt, die Thüre eines Nebenzimmers schien sich drinnen zu öffnen.

„Das kann Besuch sein,“ stöhnte Lothar; „um Gotteswillen, Lydia, geh', geh' . . .“ Er drängte sie hastig nach dem Eingange; zitternd, wie unter Schwertstreichen zuckend, ohne Abschied . . . Lydia ward zu Muthe, als fiele alles Erlebte von ihr. Sie hing sich an seinen Hals, liebevoll, anschmiegend, heftig, zerknirscht. „Ich gehe nicht,“ rief sie, „wenn Du mir nicht Hoffnung auf's

Wiedersehen giebst. Was soll mir das Leben ohne Dich? Ich hasse es, hasse mich, hasse Friedrich . . . . "

Lothar warf ihr den Schleier über das Gesicht, den Mantel über die Schultern. Er hatte sich wiedergewonnen. »Keine Uebertreibungen,« sagte er fast streng. »Wir spielen nicht Komödie, Lydia, wir sind mitten im Leben, mitten in der Wirklichkeit, am Vorabend Ihrer Hochzeit . . . «

Als Lydia diese Worte hörte, hätte sie im Grunde des Meeres sein mögen. Sie konnte Lothar's Blick nicht mehr aushalten, nicht mehr diese vibrirende Stimme ertragen, nicht mehr dieses Antlitz sehen, das sich für sie mit Leidenszügen bedeckt hatte. Im Nu erntete sie alle Schmerzen, die sie gesäet, alle Sorgen, die sie verursacht hatte.

»Lothar,« rief sie außer sich, »ich spiele keine Komedie, ich lebe, ich bin das Weib eines Andern, aber Lothar, Lothar, ich beschwöre Dich — schwöre Du mir — in sechs Monaten sehen wir

uns wieder in in Carlsbad . . . .“
Sie machte eine Bewegung als wolle sie sagen: oder ich sterbe, aber die Stimme verließ sie. Sie zog den Schleier dicht über das Antlitz, reichte Lothar sprachlos die Hand, öffnete die Thür, sah noch einmal zurück auf ihn und ging dann langsam den Gang hinab, auf den Thorweg zu. Plötzlich blieb sie stehen, sie horchte. Es war ihr, als höre sie hinter sich lachen . . . ihre Augen wurden starr, sie schauerte in sich zusammen, sah sich scheu um, lief ein paar Schritte vorwärts, blieb wieder stehen, ward von einem ungeheuern Grauen ergriffen, fing mit rasender Schnelligkeit an sich über die Straße nach Hause zu stürzen, fühlte kaum, wie der Schnee sich ihr an die Gewänder hing, oder ihr in das Gesicht schlug, glaubte etwas hinter sich zu haben, etwas, das ihr immer näher rücke, und kam endlich halbtodt, erschüttert im Marke des Lebens in ihrer Wohnung an, wo sie kraftlos und mit dem verhaltenen Schmerzensrufe: Carlsbad! zusammensank.

Tu 39036 5618

Aus
der Bücherſammlung
des
Dr. Leopold Hirſchberg
1913

Lydia.

Von

Therese,

Verfasserin „der Briefe aus dem Süden," „eines Tagebuchs," „Falkenbergs," „am Theetisch," u. s. w.

EGON NAX
BUCHHANDLUNG
MARIENWERDER

2. Band.

Braunschweig,
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und S

1844

Lydia.

Zweites Buch

Erstes Kapitel.

Lydiens Hochzeitstag war herangekommen. Der Himmel hatte jene unbestimmten Tinten und jene zitternden Nebelschleier, hinter denen hindurch die Sonne einer feurigen Kugel ohne Strahlen gleicht. Der Schnee feuchtete auf den Dächern. Es war zehn Uhr. Friedrich stand angekleidet in der Mitte seines Arbeitskabinets. Er trug die elegante Kammerherrnuniform, die mehr Goldstickerei als Tuch zeigte; ein Orden hing im Knopfloch. Die kleine Gestalt war gespannt im ganzen Wesen. Schlank, schien Friedrich dennoch im Wachsthum unentwickelt geblieben, vielleicht deswegen, weil er früh gereift über die Jünglingsjahre hinweg mit Uebereilung in das Mannes-

alter getreten war. Sein Teint war farblos. Seine Augen hatten einen lauernden, zuweilen einen ironischen Blick. Der Mund war klein, aber so fest geschlossen, daß er Trotz verrieth. Von Jugend auf verwöhnt, vom Leben nur die Lichtseiten kennend, sich Alles gewährend, besaß er zwar einige gesellige Eigenschaften, aber kaum Tugenden. Das Schicksal hatte es sich zur Angelegenheit gemacht, ihm alle Blüthen des Daseins in den Schooß zu schütten. Reich, unabhängig, die Täuschungen rasch abschäumend, den Flug nach dem richtend, was der Augenblick bot, war ihm die Erde zum Garten geworden, der in seinen schön gezeichneten Wegen überall lachende Perspectiven oder malerische Baumgruppen zeigt. Er hatte einen leichten Anflug von Heiterkeit, war zuweilen zudringlich, sogar hartnäckig, verletzte aber nie den sogenannten guten Ton, was ihn allezeit auch denen angenehm sein ließ, die sich im Stillen über seine glänzende, durch nichts in seiner Persönlichkeit gerechtfertigte Lage ärgerten;

denn man mag sagen, was man will, eine zufällige, durch kein Verdienst erworbene Stellung demüthigt die, die schwer erringen müssen, was Anderen mühelos, gleichsam im Traume wird.

Vor einem Toilettenspiegel stehend, betrachtete Friedrich sehr aufmerksam den Schnitt seiner Uniform, zog den linken Handschuh über, trat vor den Kamin, nahm ein reichgeschliffenes Flacon von der Marmorplatte, träufelte einige Tropfen eau de Portugal auf das feine mit seinem Wappen versehene Schnupftuch, besah seine Zähne, feilte an den Nägeln und ging dann der alten Gräfin, die pathetisch im seidenen Kleide zur Thür hereinrauschte, höflich entgegen. Sie war äußerst festlich geschmückt. Federn wallten auf dem Kopfe, Diamanten funkelten auf dem halbbedeckten Halse. In der einen Hand hielt sie den üblichen Fächer, in der andern duftete das einer Spitze ähnliche Schnupftuch. Wie sie eintrat, küßte sie Friedrich feierlichst auf die Stirne, räusperte sich, warf das Haupt zurück, wollte

reden, aber Friedrich fiel rasch mit den Worten ein: »Sie wissen, Mama, daß ich die Zukunftsgedanken nicht liebe. Kommt Zeit, kommt Rath. Die heutige Operation — « Er schwieg.

Die alte Gräfin lächelte. »So bist Du doch immer derselbe. Nie daß Du in irgend etwas Dein ganzes Wesen tauchtest. Du tastest an Allem; triffst Du auf dieses oder jenes Hinderniß, so suchst Du es hinwegzuräumen, erhitzest Dich sogar dabei, aber wenn der Wunsch erreicht und das Hinderniß fort ist, nimmst Du Dich aus, als habest Du nichts ersehnt.«

»Mama, Ihr Kleid schimmert wie eine Perlmutterschaale,« rief Friedrich, den Fluß dieser Rede unterbrechend. »Wer hat Ihnen das prachtvolle Zeug verschafft?«

»Lydia.«

»Dachte ich's doch. Sie hat ein unnachahmliches Geschick, immer das Geschmackvollste zu finden. In der Hinsicht ist die Partbie eine wahre bonne fortune. Unser Haus wird an Geschmack gewinnen.«

»Ob auch an Glück?« fragte die Mutter bedenklich.

Friedrich drehte sich auf dem Absatz herum, schlug mit dem Zeige- und mit dem vierten Finger auf die behandschuhte Hand, bot mit Anstand der Gräfin den Arm, führte sie bis an die Schwelle des Gemachs, sagte: »Verzeihung, ich habe vor der Ceremonie noch ein Geschäft zu vollbringen,« verbeugte sich tief, trat in sein Kabinet zurück, schellte, befahl dem Kammerdiener, Herrn von Sivry zu rufen, und als dieser fünf Minuten darauf mit glattem Gesicht im schwarzen Anzug erschien, warf sich Friedrich in seine couchette, nahm eine Rolle Papier zur Hand, zog Sivry neben sich und sprach: »Ich heirathe, Sivry. In wenig Stunden ist Gräfin Walden meine Frau. Du wirst es nicht allein vernünftig, sondern auch anständig finden, daß ich unter der Hand, ohne ihr Vorwissen, alle ihre Schulden bezahlt habe. Es war dies keine kleine Aufgabe. Feller ist mir dabei zu Hülfe gekommen. Hier sind die Quit-

tungen vom Juwelier, von der Modistin, vom Gärtner, vom Kunsthändler, vom Confiseur. Diese Schulden haben etwas unbeschreiblich Charakteristisches. Denke Dir, daß Lydia für dreihundert Thaler frische Blumen in einem Jahre verbraucht hat. Das zeigt dieses excessive Gemüth in seiner eigenthümlichen Gestalt. Alles ist nun bezahlt. Ich mache damit meine sogenannte Morgengabe. Nur ein Punkt ist unerörtert geblieben. Es ist ein Posten von zehntausend Thalern, den Lydia irgendwo schuldet und über den sie sich Feller gegenüber nicht hat aussprechen wollen. Diesen Gläubiger herauszufinden und zu befriedigen, sei Dein Geschäft, Sivry. Willst Du das übernehmen?«

Anscheinend sich harmlos stellend sagte Sivry: »Wer kann dieser Gläubiger sein? Etwa die französische Schneiderin?«

»Die ist bezahlt,« entgegnete Friedrich. »Es ist eine Schuld anderer, feinerer Art, möchte ich sagen. Auch beschränke ich mich darauf, sie zu be-

zahlen, nicht den Gläubiger kennen zu wollen. Lydiens Vergangenheit ist mir gleichgültig. Was kümmert sie mich! Soll ich erfahren, daß das kunstvolle Bild auf grobe Leinwand gemalt ist? Ich bitte Dich, wühle nicht in Dingen, die nicht Dich, nicht mich angehen. Warum habe ich Lydia geheirathet? Weil sie schön, elegant, von guter Geburt ist, weil sie mir im Hause die Honneurs und außerhalb Aufsehen machen wird, und — setzte er nach einer Pause sinnend hinzu — weil sie zu mir paßt« .....

»Bist Du ihres Herzens gewiß?«

»Ihres Herzens?« sagte Friedrich nachdenklich. »Giebt es doch Mittel, sich der Treue einer jeden Frau zu versichern.« Es entstand eine Pause, während welcher Friedrich sich im Spiegel betrachtete, dann brach er das Stillschweigen. »Bist Du heute in Deiner dämonischen Stimmung, so sag' ich Dir, Sivry, ich bin bequem geworden, ich will Ruhe haben; die verschaffe ich mir am besten durch Ignoriren. Dies ist eine der besten

Erfindungen des guten Tons. Was mich genirt, ignorire ich und was ich ignorire, genirt mich nicht.«

»Dennoch wolltest Du wissen, welche Bewandtniß es mit den zehntausend Thalern hat, die die Gräfin Walden schuldet?« erwiederte Sivry kalt.

Friedrich bemerkte Sivry's Zurückhaltung nicht oder wollte sie nicht bemerken. Er brach ab, warf einen eigenthümlich fragenden Blick auf den unheimlichen Sivry, der halb sein Freund, halb sein Untergebener war, und fuhr zu Lydia.

Lydia hatte sich Ruhe erzwungen. Es kam ihr Alles so klein, so nichtssagend vor. Wenn der Sturm an die Fenster schlug, wenn die Schneeflocken hernieder rieselten, wenn die Tannen in ihren Wipfeln sich bogen, dann meinte sie wohl, sie mußte das All in sich ziehen, um die unendliche Leere zu füllen, aber einen Moment darauf erhob sie sich wieder ganz ruhig, ganz fest, denn was sie erleben sollte, schien ihr ein Schatten-

spiel, was sie erlebt hatte, war ihr die Welt. Im Geiste gehörte sie Lothar, im Herzen feierte sie eine heilige, große Versöhnung. Der Wahnsinn, der bisjetzt ihr nachgejagt, war verschwunden; sie war fein, sie überredete sich, sein bleiben zu können; sie lächelte über die Komödie, die sie heute mit Friedrich vor der Welt zu spielen haben würde, sie sagte sich: »Nur der Geist bindet.« Es lös'te sich Alles in ihr zu einer harmonischen Welle auf, in die sie sich tausendmal tauchte. Die Vergangenheit umschwamm sie wie Duft, Lothar's Worte umschwebten sie wie fernes Glockengeläute. Ein süßes Gefühl beschlich sie; sie sprach einfach mit sich selbst, sie ermahnte, tröstete sich. Ihr Starrkrampf war verschwunden, sie hing sich mit Kindlichkeit an den Glauben, daß sie das Gute beschlossen habe. Ihr phantastischer Sinn rückte an der Wirklichkeit: sie las einen Augenblick in Lothar's Briefen, wühlte in sich und vergoß heiße Thränen. Dann erstand der Trieb geistiger Erhaltung, richtete sich das Ge-

fühl innerer Würde so in ihr auf, daß sie sich darauf stützte und Entschlüsse faßte, die sie in die Feuerströme ihrer Seele mit leidenschaftlicher Hast eindrückte. Mit ausnehmender Freundlichkeit ließ sie sich von der Kammerfrau ankleiden, sprach von Diesem und Jenem, aber immer war es ihr, als sei sie weit entfernt, als sei sie nicht die, die sich ankleidete, die Friedrich's Wagen vorfahren hörte, als sei sie bei Lothar, den sie mit Verzweiflung, mit Andacht, mit unaussprechlicher Zärtlichkeit liebte.

Die Trauung ging vorüber, wie alle Trauungen. Lydia hatte die Glückwünsche der Anwesenden mit einer gewissen schneidenden Kälte empfangen, in der bei ihr Hoffnung und Furcht zu einem Zustand in einander flossen, der sich wie Gleichgültigkeit ausnahm. Auf Augenblicke war sie gereizt. Sie fand Friedrich unerträglich. Sein Aeußeres, seine Reden, seine Manieren, Alles mißfiel ihr. Zuweilen mußte sie sich zusammennehmen, um ihm nicht eine immer höher steigende

Ungeduld ihres Innern schonungslos zu zeigen. Dann verfiel sie in tiefes Nachdenken. Der sollte ihr Gatte sein, der sollte sie durch's Leben führen, für ihn sollte sie fühlen, dichten, trachten und wenn's Noth thäte, sterben?! Sie empfand eine unaussprechliche Unruhe, ihr Gewissen sagte ihr: »So hat Dich der Gedanke geblendet, die Reichste im Lande zu sein!« Sie seufzte unter all diesen streitenden Gefühlen. Je kälter, je sterbender sie sich in ihrer Seele sah, desto heftiger trieb es sie zu Lothar. Sie schüttelte mit dem Kopfe, ging lebhaft in den Sälen einher und empfing zerstreut die Gäste, die sich zum Hochzeitsballe vereinigt hatten. Es war viel Glanz im Friedrich'schen Hôtel. Livrée-Bedienten standen an beiden Seiten der Treppe, Diener im habit habillé warteten in den inneren Gemächern auf. Der Ballsaal war prächtig. Goldene Säulen trugen ihn; die Capitäler waren von Malachit, die Wände glänzten von Spiegeln, der Fußboden legte sich zum zierlichsten Mosaik zurecht. Alles duftete,

flimmerte, zitterte. Beim Souper saß Lydia wieder neben Friedrich, der Mutter gegenüber. Sie war blaß: unter den Brüsseler Spitzen zuckte ein zerrissenes Herz. Friedrich schien Manches zu errathen, Manches zu begreifen. Er war schonend, zurückhaltend, von gutem Ton und noch besserm Geschmack. Ueber Dies und Das fragte er sie um ihre Ansicht. Immer ließ er sie empfinden, daß er sie als Herrin anerkenne, ihrem Willen sich fügen, ihr gefallen wolle. Sie nahm das gleichgültig hin, fand aber im Umhersehen, weil sie denn doch endlich mit irgend einer festen Haltung hervortreten mußte, daß die Friedrich'sche Livrée nicht schön sei. Sie äußerte das, um nur etwas zu äußern.

»Was sind das für Farbenzusammenstellungen,« rief sie. »Haben Sie denn Göthe's Farbenlehre nicht gelesen, wissen Sie nicht, wie die Natur uns in ihrem bunten Schmelz dennoch Harmonie lehrt, und wie jenes schreiende Roth neben dem Himmelblau, in das Sie Ihre Diener kleiden,

dem schmetternden Trompetenstoß mitten im Piano gleicht, der erschreckt, statt wohlthut?«

»Sie haben gut reden,« fiel ihr die alte Gräfin in's Wort. »Dies Roth gehört unserm Wappen an. Man kann das nicht ändern, was mit unserm Adel zusammenhängt.«

»O der ererbten Sitten, die uns das Leben verleiden!« sagte Lydia. »Also weil unsre Vorfahren ohne Geschmack waren, sind wir gezwungen, es ihnen nachzumachen?« Die alte Gräfin verzog das Gesicht, Friedrich lächelte für sich hin, Lydia war erschreckt, schon zu viel gesagt zu haben.

Die Lichter brannten düsterer, die Gespräche wurden einsilbiger. Man zog sich zurück. Die davonrollenden Wagen, die hin- und herrennenden Diener, die verhallenden Orchestertöne zeigten, daß der Hochzeitsreigen verstummt und die Ruhe dem Feste Platz gemacht habe. Die alte Gräfin küßte Lydia auf die Stirne, begleitete sie mit Friedrich bis in die neu eingerichteten Zimmer und zog sich zurück. Friedrich öffnete die Thüre.

»Dies Dein Boudoir,« sagte er mit Bescheidenheit. Sie traten ein. Es war weiß drappirt, völlig rund und hatte, außer einem Divan mit weißem Atlas überzogen, nur eine von Silber schillernde Toilette und einen Marmorkamin. Aber überall an den Wänden stiegen Blumen in die Höhe oder rankten sich am Kamin hernieder. Da duftete der Jasmin, die Orangenblüthe, die Myrthe, und dazwischen glühten die Cactus und die Camellien. In der einen Ecke stand ein muschelförmiges Gefäß, aus dem ein Amor einen Strahl wohlriechenden Wassers trieb, und in der andern war der Schäferknabe von Pompeo Marchese aufgestellt. Lydia war überrascht, betroffen. Sie wußte nicht, was sie sagen, wie sie danken sollte. Verwirrt blickte sie auf Friedrich, der ihr die beiden Hände küßte und ihr schonend sagte: »Dein liebes Antlitz trägt Spuren einer Ueberreizung, die mich bekümmert, Du bist müde, Lydia . . . .«

»Zum Sterben,« erwiederte sie leise . . .

»So ſchlafe ſanft und denke, daß Du ein Herz, eine Stütze, einen Freund in mir haſt.« Sie ſah ihn betroffen, bewegt an, ſie wollte reden, er legte ſeine Hand auf ihren Mund, und ging langſam der Thüre zu. Sie kämpfte einen Augenblick, ob ſie ihn halten ſolle; als aber die Thüre offen und Friedrich wie ein Geiſt hinausgeglitten war, da war es ihr, als ſei ſie von einem ungeheuern Unglück befreit. Fröhlich erging ſie ſich im Zimmer, das ihr plötzlich wunderbar ſchön vorkam. Neben dem Boudoir war das Schlafzimmer, das mit violettem Sammet und gelbem Seidenzeuge drappirt war, dann kam der himmelblaue Wohnſaal, dann ein kleines wunderliebliches Treibhaus voll duftender Pflanzen und ſingender Vögel. Sie ſah ſich in dem Allen wie ein Kind unter ſeinen Weihnachtsgaben um. Sie war wieder die alte, heitere, glückſuchende, glückfindende Lydia. Sie ſchlief ganz prächtig. Aber am andern Morgen, als ſie in weißen Caſchemir gehüllt, vor einem Tiſche ſaß, wo in Vermeille

ihr der Caffee gebracht war, empfand sie eine große Befangenheit Friedrich gegenüber. Eifrigst war sie bemüht, durch Zuvorkommenheit in kleinen Dingen gut zu machen, was ihr an Hingebung fehlte. Mit einer fast krankhaften Hast lobte sie Dies in ihren Zimmern oder Das in der Corbeille, ging eine ganze Liste von Besuchen, die sie beabsichtigte, mit ihm durch, sprach von ihren Bekannten, vom Hofe, von Reisen, von Bildern, von Musik, von Kleidern, von Blumen . . . Sie war athemlos, als die alte Gräfin um zwölf Uhr das lebhafte Gespräch unterbrach, um sie zum Spazierenfahren aufzufordern. »Verzeihen Sie, liebe Mutter,« sagte sie verstimmt und bestimmt, »wenn ich Ihnen von vornherein erkläre, daß ich die Morgenstunden für mich behalten will. Ich bin gewohnt mich zu beschäftigen, nicht aber gleich mit einer Spazierfahrt anzufangen, von der man zerstreuet und unfähig zu ernsterer Sammlung heimkehrt.«

Die alte Gräfin war von dieser Antwort un-

angenehm berührt. »Biſt Du denn nicht meine liebe Tochter, meine treue Geſellſchafterin, mein zärtliches Kind geworden?«

»Alles in Allem,« entgegnete Lydia, »aber Alles zu ſeiner Zeit. Indeß iſt das nur beiläufig geſagt; ich will nicht gleich mit einer Laune anfangen. Alſo, wenn Sie es erlauben, heute, ausnahmsweiſe, fahre ich mit Ihnen aus!«

Sie ſchellte, ließ ſich den Pelz umhängen und die Stiefelchen von der Kammerfrau ſchnüren und fragte dann: »Friedrich, willſt Du galant ſein?« Das Du war ihr in den Mund, ſie wußte ſelbſt nicht wie, gekommen. Er verbeugte ſich. »Fahren Sie mit.« Er war ſchon hinüber in ſein Zimmer geſprungen, um ſeinen Hut zu holen. Unterwegs, wie Lydia Friedrich gegenüber im Wagen ſaß, dachte ſie plötzlich: »Wenn wir Lothar begegneten!« Aber gleich hinterdrein ſcheuchte ſie den Gedanken mit der Hoffnung: »Er iſt ſicher abgereiſt.« Dennoch war ihr befremdlich, beklommen. Die Rede ſtockte. Die Worte fielen lang-

sam, einsilbig, gezogen, wie Regentropfen auf dürre Blätter. Auf eine große Anregung war Niedergeschlagenheit, auf das Gefühl des Waffenstillstandes die Betrachtung gefolgt: wird dieser Zustand dauern? Sie schauerte in sich zusammen — da knallte eine Peitsche und ein Posthorn tönte . . . Lydia hing am Wagenschlage, den Blick dahin festgebannt, woher der Schall kam . . . Eine bestimmte Ahnung durchflog sie, eine fürchterliche Angst kam über sie, die Diligence rollte schwerbepackt vor ihr vorbei, der Landstraße zu. Erbleichend sank sie in die Wagenecke zurück; es betäubte, zermalmte sie; sie hatte Lothar gesehen, den kranken Lothar, wie er sich vorwärts gebeugt und dann die Hand auf die Augen gelegt hatte. Ihre Blicke waren sich begegnet, ihre Herzen hatten gleichzeitig gestockt. Wie die Art des Holzhauers im Walde widerhallt, wie die abgehauenen Zweige niederstürzen, wie es raschelt und tönt, so sanken Erinnerungen über Erinnerungen, Schmerzen neben Freuden,

Entzückungen auf Entzückungen. »Lebewohl, Lothar,« dachte sie leise, »leb' tausendmal wohl.« Ihre Gedanken verwirrten sich fürchterlich. Es war ihr, als wenn sie immer neue Felsstücke vor sich hätte, diese überstiege, dann Wüsten sähe, dann wieder Felsstücke . . . sie konnte sich nicht bezwingen, nicht mäßigen, eine Ohnmacht flog über sie, eine Todeskälte übergoß sie; sie griff in die Luft, nach Lothar, ihre Hände flogen wie Laub, das der Sturm bewegt.

Zweites Kapitel.

Friedrich hatte das Alles beobachtet. War es Mitleid, war es Zartgefühl, was ihn dem Kutscher zurufen hieß: »Umgekehrt, nach Hause«?

Wer konnte es wissen? Auch Lydia wußte es

nicht, aber sie warf ihm einen dankbaren Blick zu, als die Gräfin ungehalten von Capricen, von affectirtem Nervenweh und dergleichen murmelte und er fast heftig antwortete: »Sie sehen ja, liebe Mutter, daß Lydia unwohl ist.«

Er küßte ihr die Hand, sah ihr harmlos in's Angesicht, ließ umkehren, scherzte im Fahren über ihr bleiches Angesicht und führte sie dann schonungsvoll die große Treppe hinauf in ihre Zimmer zurück, wo sie allein blieb. Verzweifelnd warf sie sich auf ihr Sopha. Ihre Seele war im Umstürzen begriffen, sie kam sich wie eine Blüthe vor, die plötzlich in das Räderwerk einer eisernen Maschine geworfen, von dieser zerstoßen wird. Lothar, Friedrich, die Mutter . . . das Alles wirbelte und tobte in ihr. Sie hatte das köstlichste Gut ihres Lebens für Irdisches dahin gegeben, sie hatte sich Ketten auferlegt, die sie schon jetzt drückten. Wie sie das niederschlug! Wie sie der vergangenen Zeit nachweinte! Wie sie im Voraus die Nadelstiche ahnete, die ihr

dieſe Verhältniſſe verſetzen würden, wie ſie Lothar herbeiſehnte, und dann ihn wieder fortwünſchen mußte. Tauſend Stimmen klagten in ihr, fielen ſich an in ihr, zerriſſen ſie in Vorwürfen und fruchtloſer Reue. Am Abend ließ Friedrich anfragen, wie es ihr ginge. Sie war ſchon ausgekleidet, bat ihn aber an die Thüre zu kommen. Freundlich reichte ſie ihm die Hand durch die Spalte und ſagte wehmüthig: »Ich vergaß Dir zu danken.« Vor der Mutter ließ ſie ſich verleugnen. Es hatte ſich zwiſchen den beiden Frauen ſchon ein Abgrund aufgethan. Dieſe Kälte am Morgen, dieſer Egoismus beim Spazierenfahren waren Lydien Beweiſe, was ſie zu erwarten, was ſie zu fürchten habe. Man ſage doch nicht, daß das Leben zu Dreien ſo leicht ſei. Eine Aufgabe, eine Prüfung iſt es. Obwohl meiſt ein Jeder ſolche Erlebniſſe in ſich verſchließt, ſo ſind ſie dennoch der bittere Trank, der von Mund zu Mund, von Familie zu Familie gebt. Klein iſt der Anfang, zernichtend iſt das Ende. Erſt ſind

es Nadel-, dann sind es Dolchstiche. Der Tag, an dem wir das Gestrüpp dieser Schwierigkeiten in ihrer Wurzel fassen, die gleich Lianenzweigen die Bewegung und die Athemzüge hindern, der Tag ist ein neblichter, feuchter Tag. Lydia fühlte, wie kleine Beschränkungen sich um sie wie weiße, einschneidende Fädchen legen würden. Sie mußte tief aufseufzen, als sie sich die strengen Gesichtszüge der Mutter, das schillernde Grau ihrer Augen, die Kälte ihrer Bewegungen dachte. »Das wird Kämpfe geben,« sagte sie leise. »Das wird ein Spaß werden,« lachte Friedrich. Er war in seinem Zimmer, umgeben von Tuchproben, von Kleidermodellen, auf seinem Sopha ausgestreckt, dem Schneider gegenüber, der eherbietig seine Befehle entgegennahm. »Morgen muß wenigstens eine neue Livrée fertig sein,« sagte er hastig. »Den Schnitt machen Sie vorne mehr rund als eckig, die Schöße sehr lang, die Kamaschen faltenreich, die Westen von Plüsche mit aufstehendem Kragen « . . . Wie Friedrich damit beschäf-

tigt war, trat Sivry ein. »Was giebt denn das?« fragte dieser.

»Ich lasse neue Livréen machen, die alten gefallen meiner Frau nicht.«

Der Schneider wurde entlassen. Und Sivry sagte: »Allen Vermuthungen nach ist derjenige Gläubiger, der zehntausend Thaler zu fordern hat, gefunden, aber er weigert sich, das Geld anzunehmen.«

»Wer ist es?«

»Baron Lothar.«

Graf Friedrich schien sich auf Lothar zu besinnen, indeß Sivry ihn scharf fixirte. Es entstand eine kleine Pause, dann warf Friedrich nachlässig hin: »Ich muß ausgeben. Warum nimmt er das Geld nicht?«

»Sonderbare Frage! Ich dächte, Du solltest erst fragen, wie kommt Lydia dazu, ihm zehntausend Thaler schuldig zu sein?«

»O ich bitte Dich, Sivry,« rief hier Friedrich,

»solche Combinationen strengen mich an. Bezahle dem Baron das Geld. Adieu.«

Er ging. Sivry stand eine Weile unschlüssig. Es reizte ihn, Friedrich Manches zu entdecken, was er wußte: er schwankte zwischen verschiedenen Entschlüssen, dann entfernte er sich nachdenklich. —

Lydia saß am folgenden Tage vor ihrem Schreibtische. Ein versiegeltes Billet lag vor ihr. Sie schellte. »An die Frau Oberhofmeisterin,« sagte sie kurz, als der Bediente herein getreten war. »Ich bäte um Antwort.« Der Bediente mit einem Silberteller in der Hand, auf dem das Billet schon lag, zögerte. »Nun?« fragte sie ungeduldig, indem sie zum erstenmal aufsah. Sie stutzte, als sie jetzt eine neue Livrée, ganz veränderte Farben und einen neuen Schnitt erblickte. »Das ist ja allerliebst,« rief sie vergnügt, da Friedrich eben eintrat. »Das nenne ich überraschen. Welch eine graziöse Aufmerksamkeit.« Sie reichte ihm angenehm aufgeregt beide Hände entgegen. Still sah

er sie an. Vor diesem Blick schlug sie die Augen nieder, dann rief sie beengt von dem Moment: »So liebenswürdig Du bist, so unliebenswürdig bin ich. Ich habe noch etwas auszusetzen. Sieh, so meinte ich, müsse das Ganze sich geschmackvoller ausnehmen.«

Sie nahm ihre Farben, setzte sich an den Tisch, entwarf rasch eine Skizze, illuminirte sie ... »Darf ich mir einen Stuhl holen?« fragte Friedrich. Sie nickte mit dem Kopf. »Was bist Du für eine Künstlerin,« warf er schmeichelnd dazwischen, »wie leicht und correct hast Du die Zeichnung auf das Papier gezaubert! Jetzt hier einen Strich und dann hier einen .... Wie viel könnte ich von Dir lernen?« Sie sah ihn selbstzufrieden an. Ihre Wangen glühten, ihr Athem ward lebhafter. Entzückt bemerkte das Friedrich; er rückte sogar etwas näher, ganz leise ... da trat der Diener ein und rief ihn ab. Unwillig ging er. Unwilliger kam er wieder. »Das ist eine fatale Geschichte,« sagte er im Hereintreten.

»So eben kündigt mir der maitre d'hôtel an, daß mein Nachbar zu bauen anfängt. Das verdirbt mir die ganze Aussicht aus meinem Arbeitszimmer, des Lärms nicht zu gedenken, der mich schrecklich stören wird. Ich hatte mich an den Blick in's Freie gewöhnt. Nun stellt man mir ein Haus von drei Etagen davor hin und ich büße meine liebe Morgensonne, meine Stille ein!«

Er trommelte verstimmt an den Fensterscheiben und Lydia stand schweigend neben ihm. Es war, als müsse sie ihm sagen: »darf ich Dir rathen?« Aber die Worte blieben ihr im Munde stecken, denn war das die Kälte, die sie sich vorgeschrieben, das die Zurückhaltung, die sie sich zur Pflicht gemacht hatte? Indem kam ein zweiter Diener. »Der gnädige Graf haben befohlen, den Arbeitstisch aus dem rothen in das gelbe Zimmer zu tragen; wo soll er stehen, am Fenster, zwischen den Fenstern oder in der Mitte des Zimmers?« fragte er.

»Ich will ausziehen,« seufzte Friedrich niedergeschlagen dazwischen. »Ich kann den Lärm des Bauens nicht aushalten. Da werden schon Ziegelsteine in den Hof gefahren« .... Traurig starrte er vor sich hin.

Das rührte Lydia. »Wozu mein Egoismus,« dachte sie muthlos, »wozu mein Festhalten an Kleinigkeiten? Indem ich gegen Friedrich dankbar bin, begehe ich noch keinen Treubruch ...« aber es strichen ihr bei diesen Gedanken sonderbare Schmerzen durch die Seele. Sie wurde ängstlich. »Ach, das Leben ist trübe,« dachte sie wieder. »Ach, das Leben ist schwer ...« sie schwieg noch zwei Minuten, dann war sie zum Entschluß gekommen.

»Lieber Friedrich,« sagte sie mit freundlicher Kälte. »Du hast eben meinen Geschmack gelobt; ich will versuchen, ob ich Dein Lob verdiene. Zeig mir Dein Zimmer, wir wollen Rath schaffen!«

»Das alte,« fragte er, »oder das neue?«

»Das alte und das neue!«

So beklommen, halb scherzend, halb ernsthaft ging sie mit ihm über den langen Corridor vor der Mutter Zimmer vorbei in Friedrich's Zimmer. Es war unbeschreiblich einfach. Die Wände waren von polirtem Holz, nur hie und da mit einer kleinen halb verwischten Malerei verziert. Auf dem Kamin stand eine in Ebenholz gefaßte Pendüle, die mit hohen Porzellanvasen umgeben war. Weiße Vorhänge ohne Frangen waren nachläßig zurückgeschoben. Graue Ueberzüge deckten die Möbel. In der einen Ecke stand ein aus Holz geschnitzter Bücherschrank mit vielen unordentlich durch einander geworfenen Büchern, in die andere war der leicht bewegliche Sopha gerollt. Davor hatte, augenscheinlich von mütterlichen Händen hergerichtet, eine Toilette ihren Platz gefunden, die in Gold alle die kleinen Ueberflüssigkeiten zeigte, mit denen in jetziger Zeit aus dem Manne ein Dandy wird. Das war auch das einzige elegante Möbel im ganzen Zimmer. Daneben schwebte auf einem kleinen

Support eine Venus von Medicis in Alabaster, hinter der eine mächtige Universitäts-Tabakspfeife als Andenken verstäubt hervorguckte. »Hier Alles so einfach und bei mir Alles so prächtig,« dachte Lydia, als sie vor dem Bücherschranke stand und auf dem Rücken der Bände die Titel lauter bekannter, meist frivoler Bücher las. Es überkam sie ein Anflug von Wehmuth. Sie mußte sich unwillkürlich sagen, wie verschieden die Bildungsgänge des Menschen, seine inneren Schicksale seien, wie dieser von seinen Umgebungen, jener von seiner Lectüre, ein Dritter von plötzlichen Eindrücken abhinge. Friedrich war vielleicht ursprünglich ein reines Gemüth, aber die Erziehung, die er genossen, der Reichthum, der ihm aufgebürdet worden war, hatten ihn zu einem alltäglichen, im Sande des Lebens stecken gebliebenen Manne gemacht! Sie seufzte bei diesem Gedanken tief auf. Lothar stand wieder vor ihr. Heftig ergriffen schlug sie ein Buch auf, das eine Abhandlung über gesellschaftliches Leben enthielt.

Sie las: »Die Gesellschaft durch die Glückstheorie, die das Individuum mit Geschicklichkeit auf Kosten der Masse anwendet, erklären wollen, heißt ein gefährliches Mittel anwenden, denn es bringt das Gemüth dahin, das als Recht anzuerkennen, was es im Geheim, hinter dem Rücken des Gesetzes, sich als Eigenthum erobert. Nach dieser Ansicht wäre der geschickte Dieb freigesprochen, die Frau, die im Stillen sündigt, tugendhaft, ein begangener aber nicht bewiesener Mord ein unschädlicher Vorfall. Eine solche Theorie flößt Grauen ein, denn sie ist die Theorie des Verbrechens. Anders ist die Theorie der Pflicht, durch die die Gesellschaft allein bestehen kann. Jeder hat in ihr sich für Andere zu vergessen. Jeder hat seine Schuld auf seine Weise zu entrichten. Als befruchtendes Princip gelte also das Eine: nie gegen das individuelle und nie gegen das öffentliche Gewissen zu fehlen, was mit andern Worten ausdrückt: nicht die Redlichkeit, die Ehre, die Wahrheit zu verletzen; nicht scheinen zu wollen,

was man nicht ist, sondern zu sein, was man im innersten Wesen, seiner angebornen Natur nach, sein muß. Ein solches Princip kann zwar Feindschaften herbeiführen, aber sie sind nicht niederwerfend. Was vermieden werden muß, ist: Lächerliches einerseits, anderseits Nichtachtung. Man sei immer, in welcher Sphäre man lebe, unerschütterlich in seinen Beschließungen. Sein Ziel im Auge, gehe man geraden Weges. Jede Feinheit, jeder Betrug ist schädlich. Der zittert nicht, dessen Boden Aufrichtigkeit ist. Lösen oder zerhauen, sei die Sprache dem Gegner gegenüber. Wollen, die Devise desjenigen, der in die Welt tritt« ....

»Was lieseſt Du da?« fragte Friedrich nachläſſig dazwiſchen, indem er ſeine Vermeilletoilette forttragen ließ.

»Worte der Ueberzeugung, Worte des Heils.«

»Das dumme Buch, in dem Sentimentalitäten mit Weisheitsſprüchen abwechſeln?« ſagte Friedrich ſich vor ihr vergeſſend. Sie ſah ihn erſtarrt

an. Da trat der maitre d'hôtel herein, um die übrigen Möbel in Friedrich's neues Zimmer stellen zu lassen. Sie folgte, erhitzte sich über die Ungeschicklichkeit der Leute, die keinen Stuhl auf den rechten Fleck und jeden Tisch schief stellten, hielt dann eine Vorlesung über die geraden und die krummen Linien und hatte endlich das Zimmer so geschmackvoll angeordnet, als das andere ungraziös und häßlich gewesen war. Friedrich wollte sie umfassen. Sie trat abwehrend vor ihm zurück. »Schaffen ist Glück,« sagte sie mit gezwungener Miene, »das Geschaffene gehört der Welt.« — Friedrich blickte sie mit einer Art stupider Ueberraschung an, dann verbeugte er sich tief.

»Nun denn, meine holde Schöpferin,« rief er, »was soll denn jetzt geschaffen werden?«

»Eine neue Bibliothek,« sagte sie rasch. »Ich will Bücher aufschreiben, die Du lesen sollst ...«

»Jetzt fängt das Erziehen an,« dachte er und mußte lächeln. Doch bezwang er sich. »Willst

Du zum Buchhändler fahren?« fragte er schmeichelnd.

»Morgen.« Sie ging schnell der Thüre zu. »Lydia,« rief er, »Du hast mir mein Zimmer so schön und so heimlich gemacht. Weihe es ein. Bleibe den Morgen über hier.« Er ergriff ihre Hand, die sie zurückzog. Ein grauenhaftes Entsetzen ergriff sie, ein bleierner Druck sank auf sie. Entschlossen antwortete sie: »Ich bitte Dich, mach' mir meine Freiheit nicht streitig . . .«

»Unweib,« rief er anscheinend entrüstet. Dann setzte er hinzu: »Du hast Recht, Lydia. Du hast etwas Göttliches in Dir, das verdient, nicht gefordert werden darf!« Ehrerbietig führte er sie in ihre Zimmer zurück.

Drittes Kapitel.

Was Lydien das Drückendste im Hause war, das war die Abhängigkeit von der alten Gräfin. Sie hatte sich das nicht überlegt, das sich nicht so gedacht. Ueberall stieß sie auf Hindernisse in ihren Anordnungen, auf kleinliche Verfolgungen, die in der Luft als Atome schwammen, die sie nicht bezeichnen konnte und die ihr doch Athem, Genuß und Freiheit nahmen. Hatte sie am Morgen z. B. dem maitre d'hôtel einen Auftrag ertheilt, so wußte sie im Voraus, daß dieser Auftrag widerrufen, hintertrieben oder schlecht ausgeführt wurde. Trug sie ein Rosa Kleid, so hörte sie bei Tische, daß Blau schöner sei. Wollte sie Abends in die Oper fahren, so hat sie die Schwie-

germutter, die Vierte am Whisttisch zu sein. Forderte sie nach dem Thee Limonade, so bestellte die alte Gräfin Mandelmilch. Lobte sie ein Buch, so riß es die Andere herunter. Und das Alles mit der Phrase: »O, ich genire Niemand! Ich lasse einem Jeden seine Freiheit! Es ist gut mit mir leben!« Am meisten controlirte sie Lydiens Bekanntschaften und ihre Toiletten. Die einen waren ihr nicht vornehm genug, die anderen schienen ihr zu prächtig. »Wo soll das hinaus?« sagte sie mit halb süßlichem, halb bitterm Ton. »Wir haben mit dieser Heirath so viele neue Gesichter in's Haus, wie Sterne am Himmel, bekommen. Gelehrte, Künstler und Poeten drängen sich so, daß man sein bischen Verstand zusammenhalten muß, um an einem und demselben Abend von der Galvanoplastik, der Düsseldorfer Schule und den Homerischen Dichtungen mit gleichem Interesse reden zu können. Früher war das anders. Da blieb jede Sphäre für sich. Jetzt geschieht es mir nicht selten, daß ich einen Doctor

Herr von nenne und einen Edelmann Herr Doctor, was wahrhaft demüthigend ist.«

»Nicht so demüthigend, als Sie denken, Mama,« rief Friedrich, der diese Klagen am Frühstückstisch mit angehört hatte. »Dem Doctor, den Sie Herr von nennen, ist vielleicht weniger mit dem Adelsdiplom als dem Adligen mit dem Doctorhut gedient. Wir leben in einer Zeit, wo die Bildung den Ausschlag giebt. Das Mittelalter ist nicht mit seinen Rittersporen in das neunzehnte Jahrhundert gezogen.«

Lydia warf ihm einen geneigten Blick zu, indeß die Mutter ihren Sohn von schädlichen Ansichten, die sie der Schwiegertochter unterschob, inficirt fand. Um ihrem Aerger Luft zu machen, griff sie Lydiens Morgentoilette an. »Zu unserer Zeit,« sagte sie, »zogen sich die jungen Frauen gleich früh Morgens an, trugen Schnürleiber und Schuhe und wären wohl schwerlich in Schlafröcken, wenn sie auch von Caschemir sind, oder

in Pantoffeln noch um zwölf Uhr Mittags anzutreffen gewesen.«

»Aber, liebe Mama,« rief Friedrich ungeduldig, »sagen Sie selbst, kann man etwas Reizenderes als dieses weite Gewand, diese graziösen Aermeln, diesen Circassier-Schnitt sehen. Lydia sieht wirklich wie eine Sultanin im Serail zu Konstantinopel aus.«

»Heidnisch sieht sie aus!« murmelte die Gräfin.

»Sagen Sie biblisch, Mama.«

Lydia hielt sich bei diesen Gesprächen passiv, obwohl sie mit Dank erkannte, daß Friedrich ihr zur Seite stand und seine Pflicht, sie vor der Welt zu vertreten, mit Grazie that. Eines Morgens aber riß Lydiens zu straff angezogene Geduld und sie sagte lebhaft, indem sie sich in den Lehnstuhl vor ihrem Zeichnentisch warf: »Deine Mutter setzt mich auf starke Proben. Das hält kein Engel, geschweige denn ich aus. Habe ich sie oder Dich geheirathet? Wozu diese Abhängigkeit, diese Reibungen, die mit Bewußtsein

uns unsere Häuslichkeit verderben? Ich dächte, Du sprächest ein Machtwort und .... sie ließe uns allein!«

Friedrich gerieth in nicht geringe Verlegenheit. »Meine beste Lydia,« rief er, »Du hast gut reden, Du weißt nicht, daß unser eclatantes Vermögen von der Mutter herrührt und daß wir ihr außer kindlicher Devotion, auch noch die Rücksicht schuldig sind, sie befehlen zu lassen, so viel und so oft sie will. In dem Verhältniß bin ich machtlos. Das muß ertragen werden.«

»Ich begreife es aber nicht. Setze mir auseinander, wie es sich mit dem Vermögen, mit dieser drückenden Abhängigkeit verhält!« entgegnete sie lebhaft. Er rollte einen Sitz neben sie und indeß sie den Kopf auf die Hand stützte und mit der andern einen ganzen Bogen voll Blätter, Häuser und Strichen malte, erzählte er ihr, wie seine Mutter, eine reiche Erbin, ihm zwar einen bedeutenden Theil der Güter und Capitalien überlassen, es sich aber zum Bedingniß gemacht habe,

sich nicht von ihm zu trennen. »Doch kann hier,« schloß er freundlich, »eine Aenderung allmälig in der Hinsicht eintreten, daß Du Abends selbst bei Dir empfängst. Das macht Dich unabhängiger und mir giebt es Beruhigung« . . . Er sah sie tief an. Sie war überrascht, sich verstanden zu sehen Diese äußere glänzende Lage, diese wohlthuende Sphäre, diese erfüllten, in ihr Lebensblut wie Balsam dringenden Wünsche, hatten für sie die Gewalt des Ballons, sie trugen sie hoch in die Lüfte. Aber plötzlich ward es Nacht vor ihren Augen, der Ballon sank, die Erde umgab sie wieder, die Erinnerungen schwollen wie Wellen in ihrem Herzen. »Mit Friedrich rechne ich, was ich besitze, mit Lothar überlegte ich, was ich nicht besaß« — das war der Blitz, der ihr das Herz zerriß. Sie ließ beide Arme auf den Tisch und den Kopf auf die Hände fallen, so daß ihre Locken vornüber auf das Zeichnenpapier rieselten. »Lothar, ach, Lothar!« klagte eine Stimme in ihrem Innern. Friedrich wollte ihr

den Kopf in die Höhe richten, sie litt es nicht. Er wollte die Kammerfrau rufen, sie verbot es ihm. »Ruhe,« sagte sie endlich, »heilt am besten.« Sie winkte mit der Hand. Er zögerte. »Wie kann ich Dich allein lassen?« sagte er theilnehmend.

Lydia riß sich empor, sie versuchte zu lächeln »Es ist nichts,« sagte sie, »gar nichts. Wir wollen nicht mehr daran denken, nicht mehr davon reden. Ich habe Nerven, die mich zuweilen überwältigen. Ich fühle, ich bedarf Zerstreuung. Wenn es Dir also recht ist, so nehme ich Deinen Vorschlag an und empfange bei mir. Dadurch gewinne ich Freiheit.« — Sie bedachte aber nicht, wie diese Selbstständigkeit, die sie sich erobert hatte, ein Schritt näher jener Gemeinschaft war, die sie vermeiden wollte. In den Salons ihrer Schwiegermutter war sie passiv gewesen. In ihren eigenen mußte sie positiv Friedrich's Frau vorstellen, mußte sich mit ihm amalgamiren, mußte sich immer tiefer in jene kleinen, unendlich kleinen Erlebnisse hineintauchen, die das täg-

liche Leben zu einer ununterbrochenen Klappermühle machen. Sie schritt von Verwirrung zu Verwirrung. Es riß sie oft ganz unwillkürlich hin, sich aufzugeben und für Friedrich Theilnahme zu empfinden. Tausend Rücksichten erschlafften ihre Fibern. Ihr Muth, in seinen Grundfesten erschüttert, erstarb oft, wenn sie Friedrich unausgesetzt beschäftigt fand, ihr die Luft mit Wohlgeruch, die Wege mit Blumen zu füllen. Besonders rührte es sie, daß er immer der Mutter gegenüber ihre Parthie nahm und mit Feinheit hier die Mittelstraße zwischen seiner Pflicht und ihr zu halten wußte. Seine Mutter war ein gar zu sonderbarer Charakter. Sobald sie in Gesellschaft erschien, zeigte sie sich graziös und liebenswürdig. Warum war sie es denn nicht zu Hause? Lydia wußte sich diese Seltsamkeit nicht zu erklären. Oekonomisch bis zum Geiz, war sie verschwenderisch, sobald es auf's Repräsentiren ankam. „Umgekehrt wäre besser,“ sagte Lydia, wenn sie mit Friedrich diese Zustände besprach. Er

leugnete das nicht. »Sie hat sich daran gewöhnt, Opfer zu verlangen,« antwortete er seufzend. »Du lernst in ihr jene Lebensseite kennen, die die gewöhnliche ist. Wir haben alle unsere Fehler und unsere Eigenschaften. Es ist dies die Regel, nicht die Ausnahme. Gewöhne Dich an sie. Im Ganzen genommen ist unsere Existenz doch angenehm . . . . « Er sprach dies mit ironischem Lächeln. Sie wußte nichts dagegen zu erwidern, aber sie konnte auch nicht beipflichten. Sehr unangenehm war ihr dabei die Vertraulichkeit, die zwischen der Schwiegermutter und Sivry obwaltete und die natürlich auch auf sie zurückwirkte. In ihrem phantastischen Wesen bildete sie den completesten Gegensatz zu Sivry, der sie mit seiner Ironie immer wieder zu der prosaischen Anschauung zurückführte. Sprach sie von dem Druck der Zeit, so rieth ihr Sivry lächelnd zu tausend kleinen Beschäftigungen, die sie anwiderten. Ließ sie etwas von dem Leben hinter sich, von den verlornen Täuschungen, von dem zer-

trümmerten Glauben merken, so gab Sivry allerdings zu, daß sie viel erlebt habe, aber er bewies ihr auch, wie erstaunenswerth sich ihre Gesundheit erhalten hätte, wie angenehm es sei, ein unabhängiges Vermögen, tausend Drapperien zu haben, hinter denen sie ihr inneres Elend verbergen könne. Mit einer wahrhaft satanischen Freude übersetzte er Lydia in Prosa, zerstach ihr ihre Phrasen mit seiner spitzen Zunge, blies Saft und Kraft heraus und überreichte sie ihr zum Ergötzen der Schwiegermutter, wie die leere Verpuppung einer Raupe. Sonderbar, sie entdeckte, daß sie förmlich mit ihrem Gatten einen Bund gegen die Anderen schließen müsse. An wen sollte sie sich auch halten, wenn es nicht an Friedrich war? So kalt, so schattenhaft war sie nicht, daß sie nicht Augenblicke von Hingebung hatte, die sie dann wieder innerlich tief bereuete. Auch war sie nicht so berechnet, daß sie die Folgen dieser oder jener Handlung gleich vorausgesehen, Das gethan, Jenes vermieden hätte. Sie kam

alſo nach und nach mit Friedrich auf den Fuß jener ehelichen Vertraulichkeit, die ſie hatte meiden wollen. Sie ſprach, ſie überlegte mit ihm. Sie ſaß am Schreibtiſche vor ihm und er dictirte ihr. Bald war es das Programm eines Feſtes, das entworfen, bald war es eine Rechnung, die durchgeſehen werden ſollte. Die Stunden, die ſie ſich zum Alleinſein ausbedungen hatte, wurden nicht mehr ſo gewiſſenhaft, als im Anfang, gehalten. Es geſchah, daß Friedrich ſchon am Morgen an ihre Thüre klopfte und ſie ihn hineinrief. Er zögerte, er hatte ihr etwas zurufen, nicht zu ihr gehen wollen. Warum nicht? Friedrich ſtand mit der brennenden Cigarre vor der Thüre, er ſagte: »Nein, liebe Lydia, ich bin gar nicht würdig, zu Dir in Dein Heiligthum zu treten, ich rauche!« Sie rief: »Nun, ausnahmsweiſe!« Kaum im blauen Wohnſaal, warf Friedrich die Cigarre fort. Dieſe artige Geſinnung, da ſie das Rauchen nicht leiden mochte, ſchmeichelte ihr. Ein einziges Ja oder Nein! hatten Friedrich ein für

allemal bewogen, nie, aber auch nie im Geringsten ihre Lage zu mißbrauchen. War das nicht viel? Manchmal war es ihr, als wüßte er Alles. Aber hinterdrein dachte sie auch: »Es giebt eine Gesinnung, die blendet und doch die Falschheit nicht scheut, die sich Alles erlaubt und auch Alles verzeiht; eine Gesinnung, die den Stolz und das Princip der Größen wankend macht. Mit einem Wort: eine Gesinnung, die die Feigheit heilig spricht und die Lüge gut heißt.« War Friedrich so? Gehörte er zu den Sprachfertigen, die statt Worte, Farben, statt Handlungen harmonische Bewegungen haben? War er eine schillernde, schmeichelnde, schleichende Schlange, von der die erste Frau, von der Eva zu erzählen weiß?

»Du lieſest ja da ein Journal, als wenn es ein Roman wäre,« sagte sie einmal zu ihm, als er neben ihr im Sopha saß. Er erklärte ihr, was ihn beschäftige. Es war das Börsenspiel. Er hatte gerade Staatspapiere, die im Steigen waren und auf deren Verkauf er sich besann.

Sollte er sie fortgeben? Lydia war schon mitten im Geschäft. Sie hatte in ihrem Leben nichts von Gewinn verstanden, aber in dieser Form kam er ihr anziehend vor. Sie wollte selbst einen Versuch im Spiel machen. Sie bat Friedrich um einige Papiere. Er war angenehm überrascht, sie so heiter, so theilnehmend zu finden. Am folgenden Morgen hatte er jene Papiere verkauft und ihr den Gewinn zu Füßen gelegt. Das gab ihr Veranlassung, eine Aufmerksamkeit für Friedrich haben zu wollen. Sie ließ anspannen und war schon im Pelz auf der Treppe, mit dem Bedienten hinter ihr, als Sivry hinaufstieg.

»Fahren Sie aus, Gräfin?« fragte er.

»Ich will in die Magazine, um für Friedrich Einkäufe zu machen.«

»Darf ich mein Votum dabei ablegen?«

»Nein!« — Er verbeugte und sie besann sich: »Oder doch!« rief sie plötzlich. Ich schicke den Wagen fort, wir gehen zu Fuß. Sie helfen mir kaufen.«

Es war ein heller Wintertag. Sie schritten

rasch über die Straßen. Der Schnee glitzerte. »Friedrich ist so aufmerksam gegen mich,« sagte sie im Gehen, »daß ich ihm durchaus eine Freude machen will.« Sie standen mitten im Galanterieladen und Sivry rieth ihr zu allerlei barocken Gegenständen, was sie sehr ungeduldig machte. »Was soll Friedrich mit den chinesischen Dintenfässern, aus denen keine Dinte fließt? Ich hasse die nutzlosen Gegenstände, eben so als die häßlichen . . « rief sie. »Ohe,« dachte Sivry, »das geht auf mich.«

Indessen hatte Lydia ein wundervolles verre d'eau mit goldenem Deckel gefunden, das sie eingewickelt auf der Straße hinter sich drein tragen ließ. Sivry ging neben ihr. Er war ihr wieder ganz besonders unausstehlich. Noch im Pelz, mit dem Einkauf in der Hand, trat sie wie vom Morgenroth angehaucht in Friedrich's Zimmer, setzte sich zu ihm, packte selbst aus und weidete sich an seinem Dank. Dabei ließ sie einige Worte über Sivry fallen und meinte, ob es denn so nothwendig wäre, daß er zum Hause gehörte?

»Mein bestes Herz,« sagte Friedrich, »von Sivry kann ich mich nicht trennen. Der ist mir Alles in Allem. Der hat die Leitung meines Vermögens. Ohne den würde ich keine ruhige Stunde haben. Er ist Intendant, Administrater, Freund.« Sie sah ihn erstaunt an, stützte den Kopf auf die Hand, besann sich und rief: »Ach, das kann ich Alles selbst sein!« —

Friedrich schien diese Wallung nicht zu bemerken. Er fuhr fort ihr auseinanderzusetzen, wie schwierig die Güteradministration sei. Er pries Sivry's hellen Verstand, seine Hingebung an ihn, seine Freundschaft für ihn. »Reichthum ist eine Last,« sagte er melancholisch. »Ich kann diese Last nicht allein tragen. Ich bedarf eines sichern Freundes, der mich unterstützt, mir räth, mir hilft. Nach den getroffenen Einrichtungen muß der Gutsherr Korn und Vieh, kurz Ernten aller Art selbst verkaufen. Ich würde Dich ermüden, wollte ich Dir die Schwierigkeiten dieser Administration auseinandersetzen. Gewiß aber

bleibt das, meine Aufgabe würde zu drückend sein, sollte ich sie allein tragen. Sivry ist mir nothwendig . . . «

»Das ist möglich,« sagte sie lebhaft, »aber er ist nicht unersetzlich. Auch wirst Du mich nicht überzeugen, daß er Dir hier in der Stadt so unentbehrlich ist. Auf den Gütern ist Manches zu ändern. Du hast mir längst von einem Kanal gesprochen, den Du zum Flößen des Holzes anlegen willst. Thue das jetzt. Schicke Sivry auf das Gut, laß ihn die Arbeiten leiten. Was thut er hier? Für das Alltägliche, Nächstvorkommende kann ich Dir behülflich sein.«

Sie hatte das in einem Athem gesagt und hielt jetzt inne. Friedrich schien bewegt. »Du bist eine kleine Zauberin,« sagte er schwankend. »Du lehrst den Gehorsam gar eindringlich, gar lieb. Du machst mich ungewiß . . . . «

Er küßte ihr das Innere ihrer weichen kleinen Hand und sie ließ sie ihm mit jenem harmlosen Vertrauen, das mehr drückend als erhebend ist.

»Das ist eine ernste Angelegenheit,« seufzte er.

Es überflog sie ein leises, ungeduldiges Zittern. »Nimm es leichter,« sagte sie. »Wage den Versuch . . . . «

»Aber überlege, liebe Lydia, daß Du Dir Dinge aufbürdest, die Dich einstmals drücken könnten.«

»Das ist ein Vorwand. Ich will mich nützlich machen.«

Als Lydia fort war, ließ Friedrich Sivry kommen. Er setzte ihm die Nothwendigkeit, einmal wieder nach Werden zu reisen, auseinander. Er schob den Kanalbau, die vielen Arbeiten, die Reparaturen an den Wirthschaftsgebäuden vor; er war freundlich, fast verlegen. Sivry durchschaute ihn. Es that ihm leid, weil er darin einen neuen Beweis von Lydiens Einfluß auf Friedrich sah; er erinnerte ihn leise, wie sehr diese Frau ihm gegenüber gewonnenes Spiel habe, wie sie ihn in Allem beherrsche und wie es endlich dahin kommen würde, daß Friedrich weder Willen, noch

Selbstständigkeit sich erhalten könne. Aber Friedrich scherzte zu dem Allen. »Es ist noch nicht aller Tage Abend,« sagte er. So entschloß sich Sivry zur Reise; er ging kopfschüttelnd, gereizt. Es wurmte ihn unendlich, Lydia den Sieg gönnen zu müssen. Aber er mußte für den Augenblick wenigstens weichen, mußte Friedrich beweisen, daß nicht Eigennutz allein, sondern auch Freundschaft ihn band, daß er Opfer zu bringen und Unverstandenes zu ehren wisse. Er verabschiedete sich also und Lydia triumphirte. Wie er das Haus verlassen hatte, schien ihr Alles besser. Die Luft war reiner, die Bewegung freier. Ihre Schönheit blühte mächtiger, denn je. Ihr Geist gewann an Elasticität. Friedrich bewies ihr durch kleine Ergebnisse, daß sie seine stete Rücksicht war, daß er sich sogar unschuldiger Täuschungen schuldig machte, bloß um ihr einen Dienst zu leisten. Das bestrickte sie. Aber plötzlich überfiel es sie mit fürchterlicher Angst. »Wozu diese Anstrengungen? Wozu diese Opfer? Ist nicht Alles

gleich!' Ich richte mich für ein Leben ein und ich will dies eingerichtete Leben nicht genießen. Ich will ja nicht, darf ja nicht . . . . . « Sie schlug sich vor die Stirne. »Ich bin aus dem Centrum heraus,« dachte sie tief bewegt. »Erst habe ich meinen Schmerz durch irgend eine Thätigkeit betrügen wollen. Nun ist diese Thätigkeit meine Beherrscherin geworden. Kaum daß zwei Monate über Lothar's Abreise verstrichen sind und wie Vieles ist anders geworden!« Sie wollte wieder in das alte Geleis hinein. Es war nicht mehr möglich. Fremde Zustände waren ihre eigenen, fremde Interessen die ihren geworden. Sonst sagte Lydia zu Friedrich gewandt: ich, Du; jezt sagte sie: wir. Das ernsteste Verhältniß in der Welt, die Ehe, hatte sie zum Spielwerk machen, zum Vorwande brauchen wollen und die Ehe hatte sich das nicht gefallen lassen, sie war zur Kette geworden. Das quälte sie. »Bisher war alles nur Zeitvertreib, nur Hinhalten, nur Lückenbüßer,« sagte sie. »Wie, wenn ich nun all'

dieſen Strömungen erläge, wenn ich von den Anpflanzungen eingeengt, mich nicht mehr aus dieſem Zweigwerk hinauszufinden vermöchte?“ Mit ängſtlicher Beklommenheit ergriff ſie ſonderbar das Bewußtſein ihrer Schwäche. Es klangen ihr die Worte in's Ohr: In ſechs Monaten — Carlsbad! —

Viertes Kapitel.

Wie viel ſich Lydia Neues durch dieſe Lage auferlegt hatte, fühlte ſie lebhaft, als Friedrich eines Morgens ihr eine nothwendig gewordene Abreiſe in einer dringenden Angelegenheit ankündigte und nun noch einmal mit ihr all' die Obliegenheiten durchging, denen ſie ſich freiwillig unterzogen hatte. Alle Verbeſſerungen und Ein-

richtungen ruhten seit einiger Zeit in ihren Händen. Sie begriff sich selbst kaum in diesem neuen Wirkungskreise und mußte doch lächeln, als Friedrich ihr sagte: »Seit ich Dich habe, ist alles unendlich viel besser. Meine gute Mutter hat ein gar zu schlechtes Gedächtniß. Niemand gehorcht ihr mehr, weil sich ihre Befehle fast immer widersprechen. Sie ist zu absolut. Du hast einen schönen Mittelweg gefunden. Du befiehlst kaum und Alles gehorcht Dir. Ich bin Dir sehr verpflichtet, sehr dankbar. Ich reise getröstet. Du bist mein holder, sehr geschätzter Minister des Innern, meine constitutionelle Königin!«

Lydia hörte diese Lobeserhebungen mit einiger Beklemmung an, denn was in ihr vorherrschend war, war der Gedanke, daß sie sich durch Friedrich's Abreise wie erlöst, wie sich selbst wiedergegeben, sehr wohl fühlen würde. Sie betrieb die Anstalten zur Abreise, die in einigen Wochen erfolgen sollte. Sie bestellte Reisechatulle und Reiseschreibzeug, sie dachte an eine Wiener Uhr, die sie

Friedrich mitgeben und die in der Wagentasche ihren Platz finden würde. Es war eine Hast, ein Drängen in ihr, als wollte sie sagen: »ach! es ist doch sehr glücklich, mit guter Manier Jemand los zu werden.« Sie behing diese gute Manier mit lauter kleinen Aufmerksamkeiten, ja sie zerbrach sich ordentlich den Kopf, was Friedrich wohl nöthig haben, womit sie ihn versorgen könne. Friedrich hätte sich über diese weiblichen Anordnungen täuschen und ihnen ein anderes, als das wahre Motiv unterlegen können, aber er war Menschenkenner und sah in dies fiebrige, unheimliche Treiben tiefer hinein, als Lydia es ahnen konnte. Eine Welt war zwischen ihnen; ein Meer, kälter als das Eismeer, bewegter als der Ocean, drängte und tobte an diesen beiden Inseln.

Als Lydia eines Mittags von ihrem Spaziergang heimkehrte, war Friedrich ohne Abschied fortgereist. Einige Zeilen, die er hinterlassen, sagten ihr, daß ein eingetroffener Brief ihn mit Windeseile fortriefe, daß er auf ein baldiges

frohes Wiederſehen hoffe und ſich ihr und der Mutter einſtweilen angelegentlichſt empfehle. Das beſtürzte ſie faſt. »Was iſt denn geſchehen?« fragte ſie ſich ängſtlich und beruhigte ſich nur, als Friedrich wenige Tage nach der Abreiſe ihr bereits Nachricht von ſeiner Ankunft auf dem Stammgute gab und dieſer Nachricht unbedeutende, harmloſe Details über die ſchlechten Wege bei einem Winter ohne Froſt hinzufügte.

Was ſie zuvörderſt am meiſten beſchäftigte, war ein kleiner Anbau an den rechten Flügel des Hôtels. Sie hatte alle Hände voll damit zu thun, mußte ſich mit Maurer- und Zimmerleuten ſelbſt beſprechen und ſich dabei mancherlei von der Mutter an ſtachlichten Anmerkungen gefallen laſſen; denn dieſe, die ſich vor Friedrich zuſammengenommen, ließ nun, da er fort war, ihre Bitterkeit über Lydia fließen. Jetzt erſt blickte Lydia tief in alle Ecken dieſes unerträglichen Charakters, hörte ſie täglich dieſe ſchreienden Anmerkungen über Dinge, die gar nicht der Rede werth

waren. Es war eine Unbehaglichkeit in diesem Leben, die dem Leben Anderer alle Blüthen raubte, eine Tyrannei, die immer neue Opfer forderte, ein ewiges Klagen, wenn doch kein Grund zur Klage da war. Ging Lydia mit ihr spazieren, so war sie gewiß, daß die Schwiegermutter todtmüde, auf's Aeußerste gelangweilt, heimkam und ihr diese Ermüdung, diese Langeweile aufbürdete. Mit Heftigkeit beschwerte sie sich, daß sie nichts mehr im Hause sei. Begegneten diese Worte einer ehrerbietigen, stillschweigenden Geduld, so wurde Lydia mit Bitterkeit befragt: »ob die Pflicht ihr etwa die Nichtbeachtung ihrer Schwiegermutter geböte?« Zuweilen verfiel sie in ein todtenähnliches Schweigen, was Lydia so sehr erschreckte, daß sie ihr liebevoll Magddienste that. Diese empfing sie dann mit verhehlter Freude, innerlich befriedigt, endlich doch gequält zu haben. So war denn Lydiens Leben nichts weniger denn rosenroth, aber sie zwang sich, es erträglich zu finden und durch körperliche Ermüdung zu heftigwirkende

Gedanken zu unterdrücken. »In der Arbeit liegt Weisheit,« konnte sie schwermüthig denken. Kleine Briefe von Friedrich und ihre Antworten drückten ihre gegenseitige Stellung zu einander lebhaft aus.

»Dürfte ich Dich ersuchen, liebe Lydia,« schrieb er, »bei dem Bau des Flügels darauf zu achten, daß er fünf Zoll weiter, als auf dem Plane steht, herausgeschoben wird? Ich bedauere, daß ich Dich mit Dingen behelligen muß, die in der That Deiner nicht würdig sind. Ich hoffe, Du entschädigst Dich für kleine Dir aufgebürdete Lasten dadurch, daß Du immer mehr um Dich die Geistreichsten in der Residenz ziehst.«

»Ich muß bemerken,« antwortete Lydia, »daß ich gleich nach Empfang Deines Briefes die Bauleute habe kommen lassen und daß die Mauer, wie Du es wünschest, um fünf Zoll mehr herausgeschoben wird. Dadurch zeigen sich nun Fehler in dem Treibhaus, denen abgeholfen werden muß. Ich conferire darüber

morgen. Die Teppiche für das rothe Zimmer sind angelangt. Schade, daß Gardinen und Teppiche nicht einerlei Roth haben. Den Offenbacher Wagen lasse ich inwendig mit dunkelblauer Seide ausschlagen. Der Namenszug auf der Bockdecke ist bereits beim Bronzearbeiter bestellt. Andromache, die lustige Springerin, hat sich gestern den Fuß verstaucht. Der Groom behauptet, daß sie vor acht Tagen nicht wieder geritten werden kann.«

»Deine letzten Zeilen,« antwortete Friedrich, »beweisen mir, wie viel ich Dir, durch die Umstände gezwungen, habe aufbürden müssen. Vergieb mir diese Unbequemlichkeiten. Ich lebe indeß hier auf unserm Schlosse sehr einsam, gehe dann und wann einmal auf die Jagd und betreibe meine Angelegenheiten so thätig als möglich. Sie sind verwickelter, unangenehmer Art und ich sehe den Zeitpunkt noch nicht ab, wo ich heimkehren werde. Dabei ist es bitter kalt und ich vermisse die Pelze, die der Kam-

merdiener einzupacken vergessen hat. Es ist überhaupt gar nichts im Schlosse, nicht die geringste kleine Bequemlichkeit, wie wir sie in der Stadt gewohnt sind. Die Stühle sind gerade wie Bretter, alle Sopha's hart wie Seetangmatratzen. Ich fühle recht den Unterschied jener »parkettirten Existenz«, wie Du sie bereitest und dieser, für die nur die alte graue Haushälterin sorgt. Wäre es zu viel verlangt, wenn ich Dich bäte, für die Sendung der Pelze zu sorgen und die Studierlampe und einige Bücher hinzuzufügen?

Nochmals meine fast schüchterne Entschuldigung für so viel Mühe.«

Lydia hatte schon an der Glocke in ihrem Zimmer gezogen und den eintretenden Diener um die Pelze gefragt. Sie waren nirgends zu finden. Ungeduldig über dies Mißgeschick, mitleidig, sich Friedrich in seiner unbehaglichen Wohnung den-

kend, ließ sie anspannen, fuhr selbst zum Pelzhändler, suchte einen schönen großen Schuppenpelz aus, sprach beim Buchhändler vor, wählte das Neueste und brachte dann den übrigen Morgen mit Einpacken zu, indem sie selbst die Adressen schrieb, hin und herlief und endlich auch noch aus Friedrich's Zimmer die Lampe und einige Bücher holte. Wie es sie anfröstelte, in diesem kalten, verlassenen Zimmer! Wie sie melancholisch sich sagen mußte: »so öde, wie diese Wohnung, ist unser Leben!« Sie kam dann wieder herüber in die warme Atmosphäre ihres blauen Wohnsalons, ließ die Sendung aus dem Zimmer hinunter zum maître d'hôtel tragen und setzte sich angeregt von den vielen kleinen Geschäften zum Schreiben nieder.

»Die Pelze,« schrieb sie Friedrich, »die Du verlangst, haben Deine Leute nicht finden können, ich habe daher einen neuen gekauft und hoffe, daß er bald in Deinen Händen sein wird. Ihm bei füge ich Lampe und Bücher. Unter letzteren wirst Du einige neue literarische Pro-

ducte und ein Lieblingsbuch von mir: Degerando, sur l'éducation de soi même finden. Thue mir den Gefallen und lies es. Es wird Dich, obwohl es sehr ernst und manchmal pedantisch ist, anziehen. Gehört es doch zu den Büchern, die mit seltener Klarheit uns auf innere Seelenzustände weisen und uns sagen, was wir anzunehmen und was zu verwerfen haben. Der »Missionair« von Sternberg lag halb aufgeschnitten auf Deinem Tische. Was soll er ungelesen da verderben, dachte ich und lege ihn bei. Sternberg weiß englische Gärten zu beschreiben, das Mondlicht durch große Schloßfenster scheinen zu lassen, Wildnisse, Einsamkeiten, plätschernde Quellen und brausende Meere zu erfinden, aber doch kein wahrer Diener der Natur zu sein. Dafür hat er zu viel in der Welt und in der Gesellschaft gelebt. Lavater's ausgewählte Schriften möchte ich wohl von Dir gelesen und durchdacht sehen. Aber das ist keine Lectüre, das ist ein Studium. Wenn Du

Dich an ihn wagst, so wirst Du alsbald von ihm gefesselt werden. Was mich am tiefsten gefangen hielt, war seine kindliche Bewunderung für die äußere Schönheit, die er unzertrennlich von der innern hielt. Interessant war es mir, eine Parallele zwischen Gall und Lavater zu ziehen. Der Eine ist durchdrungen von der heiligen Wahrheit seines Systems, ein Priester Gottes, ein Eingeweihter in die Mysterien der gewaltigen Geisterwelt. Der Andere ist Gelehrter, vielleicht etwas Charlatan. Indem er um jeden Preis ein System schaffen wollte, ist er von dem Wege der Wahrheit auf den der Absurdität gekommen. Doch vergesse ich mich im Schreiben und bitte Dich dieses langen Briefes wegen um mehr als Entschuldigung. Er muß Dich langweilen. Nachträglich bemerke ich noch, daß ich den Beitrag für die Warteschule diesmal nicht beigesteuert habe, weil ich, selbst Augenzeuge, fand, daß der Zweck hier nicht erfüllt wird. Dafür habe ich eine

Summe von dreihundert Thalern für ein neues Blindeninſtitut unterzeichnet und hoffe, daß Du damit zufrieden biſt. Andromache iſt beſſer. Ich denke ſie morgen in der Manège führen zu können.«

Als Lydia den Brief bereits zuſammengefaltet hatte, fiel ihr ein, daß ſie das Datum vergeſſen habe. Sie öffnete noch einmal. Da blitzte ihr der Gedanke durch's Herz, daß es ſchon Februar war! Drei Monate — Sie blieb in Gedanken verſunken, den Kopf rückwärts auf den Stuhl geſtützt, das Geſicht mit Thränen bedeckt, eine Stunde in derſelben Stellung träumeriſch der Vergangenheit, Lothar, ihrer Liebe zugewandt, die in ihr wie Schmerz zuckte und ihr gleich Gottesſtimme: »Lydia, wo iſt Lothar?« im Gegenſatz mit: »Cain, wo iſt Abel?« zurief. Indem meldete der Diener den Maler Walter, der in Gemeinſchaft mit einem

Portraitmaler, der Lydiens Bild angefangen hatte, eintrat. Walter, von seiner Reise nach Italien heim, wollte nun in der Residenz bleiben und hatte an Lydia einen mächtigen Anhalt gefunden. Sie sprach gern über Kunst mit ihm. Heute ließ sie sich erzählen, wie er in Frankfurt den Triumph der Religion von Overbeck bewundert habe. Der Portraitmaler hatte die Staffelei in der Zwischenzeit hervorgeholt und indeß Lydia halb sitzend halb liegend kaum bemerkte, daß er an dem angefangenen Bilde zu malen fortfuhr, sagte Walter: „Der Triumph der Religion von Overbeck ist ein ergreifendes Bild, das in der innerlichsten Zurückgezogenheit entstanden, das Werk einer wahren andachtsvollen Seele ist. Die Einheit im Leben, die Sammlung aller Fähigkeiten zu einem Zweck, die Intelligenz, die zur Hingebung an das Eine wird, können allein Werke wie dieses hervorbringen."

Lydia dachte: „Glücklich, wer seine Gedanken nicht zersplittert, den die Unruhe des Lebens nicht

von seinem Zweck abzieht, der den unsichtbaren Stimmen in stiller Nacht horcht.« Dann sagte sie laut: »Wie ich höre, macht man Overbeck den Vorwurf, daß er nichts erfunden hat. Er bewegt sich auf bereits gebahnten Wegen.«

»Man sollte nicht vergessen, daß der Künstler nie unabhängig von seiner Zeit ist,« bemerkte Walter. »Overbeck lebt zwischen Menschen, die der Ehrgeiz dahin treibt, wo er Profanation erblickt. Da muß er wohl in sich selbst sich verkriechen und eine Tendenz herausstellen, die allerdings der Kunst gegenüber fast zu christlich erscheint.«

Der Portraitmaler unterbrach hier das Gespräch, indem er um die Erlaubniß bat, Lydiens Bild in der nächsten Ausstellung dem Publikum zur Prüfung vorzulegen. »Nein,« sagte sie verstimmt, »ich habe eine natürliche Abneigung gegen diese Art von Oeffentlichkeit. Ich hasse das Begafftwerden.«

Der eigentliche Grund war aber, daß Lydia mit bittrem Schmerze sich dachte: „Als Gräfin Friedrich soll ich ausgestellt werden, als Gräfin Friedrich soll ich figuriren, als Gräfin Friedrich soll ich des Malers Ruhm in die Welt hinein posaunen? . . . ist das nicht auch Profanation Lothar gegenüber, dem ich ganz anders als so entgegentreten möchte!“ Und an diese Betrachtungen reihten sich zerreißende Gedanken, Anklagen gegen sich selbst, denen sie sich nicht zu entziehen wußte. Sie war in einem bedaurenswürdigen Zustande; ihre Phantasie flog höher als der Adler und ihre Verhältnisse schmiedeten sie immer fester an die Erde. Was sollte sie thun? Für wen sollte sie sich entschließen? Alles war Unrecht, Unrecht, an eine Zukunft zu denken, die nicht mehr ihr Eigenthum war. Mitten in dieser innerlichen Unruhe lief ein Brief von Friedrich mit der Nachricht ein, er würde den folgenden Morgen, an seinem Geburtstage, wieder bei ihr sein. Die alte Gräfin jubelte, rannte

aus ihren Zimmern in die, die Lydia bewohnte, und wieder zurück und konnte nichts Anderes sagen, als: »Er kommt! er kommt! An seinem Geburtstage. Wir müssen für Geschenke, für Ueberraschungen sorgen!« Mittags gab es Discussionen der Geburtstagsfeier wegen. Lydia war zu nichts aufgelegt und die alte Gräfin wollte die Ankunft durchaus mit einem Diner und einem Balle begehen. Mit welcher Schwermuth hörte Lydia diese Vorschläge an; wie sehr litt sie in dem Gedanken, daß diese Ostentation Dinge vergessen machen sollte, die ihr unvergeßlich waren. Sie fühlte sich gedemüthigt durch diese Schmeicheleien, die von der Laune herauf beschworen, der Laune weichen würden; sie sagte sich seufzend: »So ist der Mensch! Könnte ich mich entschließen, ihren Eitelkeiten zu huldigen, ich würde Alles erlangen. Aber diese Rolle widert mich an, entwürdigt mich in meinen eigenen Augen und so bin ich ihr gegenüber kalt und liebles, indeß in mir ein zärtliches, oft ein überwallendes Herz schlägt.«

„Was ſchenkſt Du Friedrich?“ fragte dazwiſchen die Schwiegermutter. „Womit erfreueſt Du ihn, welche Ueberraſchung wird er von Dir in ſeinen Zimmern vorfinden?“ Lydia war verlegen Sie hatte nichts vorbereitet, an nichts gedacht. Sie fand das kindiſch, was ſie früher liebevoll gefunden hatte. Endlich ſagte ſie matt: „Ich laſſe ihm mein Bild hinübertragen, es iſt nicht ſchlecht gerathen, ſo ſoll das mein Geburtstagsgeſchenk ſein.“

Als jedoch Friedrich am andern Morgen in ihr Zimmer ſtürzte, ſie in den leidenſchaftlichſten Ausdrücken bewillkommnete und von dem Bilde wie von einem Raphael ſprach, vor dem er einen wahren Götzendienſt halten wollte, kam er ihr ſo übertrieben in ſeinen Aeußerungen, ſo unwahr in ſeinen Gefühlen vor, daß ſie ſich den ganzen Tag nicht mehr in ihn zu finden vermochte und unwillkürlich zurück zu Lothar's einfachem Weſen, zu jener ſtillen heiligen Wahrheit gedrängt wurde, die über ihm wie ein Duft, wie ein Unſagbares, Ver-

trauen erweckendes, ehrend für ihn, beruhigend für Andere, schwebte.

»Noch zwei Monate bis Carlsbad!« das war der Gedanke, mit dem sie an jenem Abend einschlief.

Fünftes Kapitel.

»Was sind wir uns? Was können wir uns sein?« Mit diesen Fragen beschäftigt ging Lydia am andern Morgen in ihrem Zimmer auf und ab, als Friedrich's Kammerdiener ihr seine Entschuldigung, nicht bei ihr wegen plötzlichen Unwohlseins erscheinen zu können, mit der Bitte überbrachte, ob sie sich zu ihm herüber bemühen wolle. Sie schwankte, denn seit Friedrich's Ankunft war er ihr antipathisch, ja unheimlich vorgekommen. Um Zeit zu gewinnen, sah sie den Kammerdiener, der ein altes treues Hausmöbel

war, mit freundlichen Augen an und fragte mit schwerem Herzen: „Was hat denn der Graf?“

„Wahrscheinlich eine heftige Erkältung, die er sich in Werden zugezogen hat, gnädige Gräfin.“

„Der Graf ist ja gar nicht in Werden gewesen.“

„Doch, doch,“ sagte der alte Diener stolz, besser als die Gräfin unterrichtet zu sein. „Der Graf war nur einen Tag in Friedenberg; die übrige Zeit brachten sie in Werden zu. Dahin sind auch die Pelze und Bücher gegangen. Ich selbst habe die Adressen umgeschrieben und konnte wohl denken, daß gräfliche Gnaden im Irrthum seien.“

Lydia schwieg. Kaum daß aber der Diener aus der Thüre war, so fuhr sie wie der Blitz an den Schreibtisch, riß Friedrich's Briefe heraus, sah überall den Ort: Friedenberg am Anfang der Zeilen, erinnerte sich, daß Friedrich, als Sivry nach Werden reiste, die benachbarte Stadt als höchst amüsant geschildert habe, brachte das

nichtssagend, unbedeutend! Wahrlich, man sollte denken, daß gute und böse Geister sich ewig um dies Etwas streiten, das Leben heißt, und doch nicht Leben ist. Was stellt dieses Gemisch von bitterer und süßer Freude, von Entsagung und Besitz, von Wollen und nicht Können vor? Nichts ist dauernd, nichts ist ewig. Was war, wissen wir, was sein wird — wer weiß das?

Lydia lehnte lange am Fenster. Thränen tropften ihr über die Wangen. Seufzer quollen ihr aus der Brust. Dann kam ein betäubender Zustand über sie, in dem sie sich wie in zwei Hälften getheilt erschien, die nach Vereinigung strebten, und die doch nicht zu einander konnten. Es war noch etwas Schnee gefallen. Alles war todtenstill. Da that sich die Hausthür auf und zwei Männer in Mäntel gehüllt, schlichen aus dem Hôtel seitwärts die Straße entlang. Lydia sah sie ganz deutlich. Der eine war Friedrich, der andere Sivry. Sie verfolgte sie mit den Augen, bis sie um die Ecke bogen. Dann besann

ſie ſich. Es war ja ein Gaukelſpiel. Friedrich war ja krank und Sivry war abweſend. Sie hatte geträumt, ganz gewiß ängſtlich geträumt, hatte Fieber gehabt. Das Zimmer war ungewöhnlich geheizt, der Gärtner mochte ihr zu ſtark duftende Gewächſe gebracht haben. Sie trank ein Glas Zuckerwaſſer und ging raſch zu Bette. Um acht Uhr war ſie wieder auf. Sie ſchickte ſogleich hinüber zu Friedrich, er ſchlief noch. Das freuete ſie. »Möchte er lange ſchlafen,« dachte ſie freundlich und ſetzte ſich an den Zeichnentiſch. Als der Bediente ihr um zehn Uhr das Frühſtück brachte, ſagte er: »Der Baron Sivry läßt anfragen, wann er ſeine Aufwartung machen darf?« —

Sivry! Alſo war er doch hier? Alſo hatte ſie doch nicht phantaſirt und dieſer nächtliche Ausgang war keine Viſion? — Sie mußte tief aufſeufzen. Indeß war dieſer Seufzer kein Schmerz. Nur eine Beklommenheit, nur eine Wolke, die vorüberflog, ein Schatten, der auf

tauchte und verschwand, eine ganz kleine Neugierde. Sonst war Alles kalt, ruhig und still in ihr. Sie zeichnete bis zwölf Uhr und hätte länger gezeichnet, wenn nicht der Arzt bei ihr eingetreten und ihr einige kleine Verhaltungsregeln für Friedrich gegeben hätte.

»Was halten Sie denn von der Krankheit?« fragte sie, irre geworden.

»Nichts als Uebermüdung: Diät und Ruhe sind hier die besten Mittel. Der Graf läßt Sie zu sich bitten!« Sie ging widerstrebend, innerlich verwirrt, äußerlich gefaßt mit dem Arzt, der Getränke verordnete, vom Wetter, von der Oper sprach, Friedrich's Puls gereizt fand und sich endlich empfahl, indem er eine Anmerkung über die Fatiguen einer Winterreise machte. Glücklicher Weise war das Zimmer dunkel. Friedrich konnte Lydiens Gesicht nicht sehen, sie nicht das seine. So kamen sie beide über den peinigenden Moment hinüber, wo Blicke wie Blitze hin und her zucken und statt erleuchten, tödten. Neben Friedrich

sitzend und arbeitend, verging dieser und mancher andere Tag. Sie war nicht thätig, nicht hingebend, aber auch nicht abstoßend. Sie wollte ihm nicht wehethun. Sie vermied sogar, mit Friedrich über Sivry's Rückkunft zu reden. Sie war matt, eingeschüchtert, gebrochen. Zuweilen las sie Friedrich vor, oder er dictirte ihr. »Nicht so,« rief sie oftmals in Thränen, nicht so hatte ich mir zu leben gelobt. Aber wer kann berechnen, wer voraussehen?« Und das Netz, das erst ein Spinnengewebe gewesen war, war ein festes, unzerreißbares Netz geworden. Sie schrieb mehrmals in diesen Tagen an Lothar, schilderte ihm ihren Zustand mit glühenden unbeschreiblich ergreifenden Farben, bat, beschwor ihn, nicht nach Carlsbad zu kommen, und zerriß dann den Brief besinnungslos, weil sie nicht wußte, wo Lothar war. In Carlsbad siehst Du ihn! Er kommt gewiß, gewiß, tönte es in ihr. Diese Schwankungen machten sie traurig bis in den Tod. Hätte Jemand ihr in dieser Zeit gesagt: »in vierzehn

Tagen ſtirbſt Du« — ſie hätte die Verheißung auf ihren Knien, dankbar, getröſtet angehört. Aber die Ironie des Schickſals will, daß wir dann leben, wenn es uns am trübſten ergeht, und dann ſterben, wenn wir am liebſten leben möchten. Lydia blieb alſo leben und was ſchlimmer als das für ſie war, ſie wurde immer näher an Friedrich und immer weiter fort von Lothar gedrängt.

Eines Morgens, als der Arzt länger als gewöhnlich bei Friedrich geweilt hatte, kündigte er ihr an, daß ihm eine Reiſe in's Bad verordnet worden ſei. Sie horchte hoch auf.

»Ja, in's Bad,« ergänzte Friedrich »und noch dazu in ein recht glänzendes, recht ariſtokratiſches.«

»Welches?« fragte ſie ſichtlich bewegt. Er fixirte ſie mit ſeinen ſtechenden Augen, dann ſagte er nachläſſig ſich auf das Sopha zurücklehnend: »Wir reiſen im Juni nach Carlsbad, liebe Lydia. Du haſt doch nichts dawider?«

Sie wankte faſt, ſo erſchütterte ſie der Name,

ja, sie fühlte, daß ihr Herz, daß ihr Gesicht, daß ihr ganzes Wesen zuckte.

Nach Carlsbad! Sie faßte es, begriff es nicht. Es hieß die innersten Wünsche krönen und doch waren diese innersten Wünsche wie Nattern, die ihr das Herz zerrissen. Es hieß sie dahin führen, wohin sie längst mit ihren Phantasien, mit ihrer Sehnsucht, mit ihrer ganzen Leidenschaft sich geträumt hatte und doch war die plötzliche Erfüllung fast schauererregend. Sie bedurfte einiger Stunden, um sich zu fassen, sie schützte sogar Kopfweh vor und blieb in ihrem Zimmer, statt wie sonst in der letzten Zeit Friedrich als Secretair Hülfe zu leisten. Dafür machte er den galanten Ehemann und kam zu ihr. Er war fast wieder hergestellt: er wollte seine erste Ausfahrt wagen und fragte, ob sie ihn begleiten wolle: sie schlug es aus. Sie konnte, wollte nicht. Sie fühlte sich so gedrückt, so beengt und doch wieder so frei, daß sie Friedrich kälter denn je behandelte. Sie war im Geiste bei Lothar. Sie mußte

sich die ganze Situation wieder lebendig ausmalen, mußte sich ihn wieder lebendig vorstellen, in seiner Aufopferung für sie, in dieser rührenden, nie fehlenden, immer wohlthuenden Güte, die sie verkannt hatte und deren Andenken doch in ihr, wie ein in die Tiefe gefallener Diamant glänzte. Aber am andern Morgen war dieser erste heftige Eindruck verrauscht. Sie fühlte, daß sie Friedrich gegenüber schwer zu lösende Verpflichtungen eingegangen habe. Es rührte sie sogar, daß er, der doch Rechte hatte, gleichsam auf ihre Liebe wartete und sich auch nicht die geringste, nicht die kleinste Spur von Zudringlichkeit in einem Verhältniß erlaubte, das ihn täglich zu ihr oder sie zu ihm in tausend Verschlingungen brachte. Sie dachte, die Hand an die Stirn gelegt, über diesen Charakter nach und konnte nicht umhin, ihn in seiner Kälte für bedeutend zu halten. »Das ist keine gewöhnliche Natur,« sagte sie sich, wenn sie ihn in den Abendsoiréen über staatsökonomische Gegenstände mit Nachdruck reden hörte. Sie wußte nicht, diese

gute Lydia, wie der Verstand der Leute meist ein eingelernter ist und wie oft Geist da zu fehlen pflegt, wo das Gedächtniß in seiner ganzen Kraft waltet. Sie wußte auch nicht, daß gewisse Phrasen an gewisse Dinge gelegt, ihren Effect nicht verfehlen, daß die Worte: Tugend, Gewissen, Gerechtigkeit, Freiheit, immer einen Klang haben, aber nur dann ein Echo finden, wenn dieser Klang aus dem Herzen steigend, an das Herz schlägt. Lydia rieth Friedrich eifrigst, in Staatsdienste zu treten. Er lächelte. »Und wenn ich Kopfweh habe, und wenn ich Beängstigungen bekomme und wenn ich reisen will, wie dann?«

Sie widersprach, er fuhr aber fort: »Wenn ich die Menschheit dadurch glücklicher machen könnte, daß ich täglich drei bis vier Hefte Acten läse, dann referirte, dann wieder Acten läse, vielleicht opferte ich Kopfweh und Reisen auf. Doch — was kann ich in einem kleinen Staate für Dienste thun, womit kann ich mich in ihm beschäftigen, was ich nicht außer ihm auch könnte? Läuft nicht Al-

es in unserm Jahrhundert bunt durcheinander, rennt aneinander, lähmt und zerbricht sich, ohne daß der Einzelne eine Bahn ruhig umschreiben, eine Wahrheit laut verkündigen könnte? Durch wie viele Entbehrungen müßten wir hindurch, ehe wir eine Rolle auf dem Welttheater zu spielen bekämen? Was müßte da gearbeitet, da gedacht werden? Glaube mir, schweifen wir nicht über die Grenze hinaus, begnügen wir uns mit dem, was wir haben. Einmal mit unserm Besitzthum auf dem schwankenden Meere, könnten wir mit unsern Grundsätzen leicht in die Tiefe segeln, unser Selbstgefühl einbüßen und unsere Ruhe verlieren.«

Lydia verwarf diese Worte als egoistisch, aber Friedrich sagte ihr: »Du nimmst Theil an einer Masse, die Dich nicht kennt und die Dich, wolltest Du sie belehren, ausstoßen würde. Sieh Dich nur um. Nur der, der die Welt verachtet, regiert sie.« »O,« rief Lydia, »für die Menschen nur deshalb thätig sein, um sich im Triumph

von ihnen herumziehen lassen, das heißt der Eitelkeit fröhnen. Aber nichts erwarten und doch Alles thun, ist eines edeln Herzens werth; für den Zweck finden sich statt einer, tausend Freuden.«

»Dein Enthusiasmus ist fast eine Krankheit, liebe Lydia. Die Erfahrung wird Dich heilen.«

Solche und ähnliche Gespräche wirkten zwar unwohlthätig auf Lydia, verhinderten sie aber nicht zu denken, daß Friedrich bedeutend sei. Das machte sie fast gehorsam. Insbesondere freuete sie sich des imponirenden Ernstes, den er Sivry gegenüber zeigte. Dieser kam täglich in's Haus, spielte Whist mit der Schwiegermutter, hatte Conferenzen mit ihr, stichelte und stachelte wieder, aber ohne daß er zu seiner frühern Intimität mit Friedrich zu gelangen schien. Nur zuweilen überraschte es Lydia, daß dieser Sivry mit einer siegestrunkenen, fast herausfordernden Miene ansah, gleich darauf aber wieder ernst, fast starr ward. Sollten frühere Erinnerungen mit dieser Miene in Verbindung sein? Wollte Friedrich da-

mit ſagen, daß er Sivry zu entbehren gelernt, ſich von ihm emancipirt habe? Freilich war Sivry ſo viel wie nichts mehr, denn Lydia leitete Alles. Das ganze coloſſale Hausweſen ging durch ihre Hände, das ganze unendlich complicirte Räderwerk der Geſellſchaft und der geſellſchaftlichen Vergnügungen drehte ſich um ſie und bot dem wetteifernden Hofe die Spitze. Es konnten jüngere Sterne auftauchen und doch wurden ſie von Lydia überſtrahlt. Selbſt dann, wenn ſie nichts als Gräfin Friedrich geweſen wäre, hätte ſie den Sieg durch die Pracht ihres Hauſes und ihrer Toiletten errungen, aber ſie war mehr als reich, ſie verſtand auch reich zu ſein, ſie hauchte Sinn und Geiſt in die Goldadern, die ihr Leben durchſchnitten. Die Beſchützerin der Künſte, wußte ſie Künſtler zu heben, an den rechten Platz zu ſtellen, ſie zu tröſten. Sie ging mit raſtloſer Thätigkeit alle Phaſen des Daſeins durch. Bald war ſie an der Spitze irgend einer wohlthätigen Anſtalt, bald organiſirte ſie Blinden- oder Armen-

concerte. »O Gott,« konnte sie rufen, »ist es nicht genug, daß so viel Schmerz in der Welt ist, müssen wir Begüterten diesen Schmerz durch den Contrast noch steigern!« Was Wenige können, gelang ihr. Sie wußte für ihre Reichthümer Vergebung zu erlangen: ihre äußeren Vorzüge, ihr warmes, wenn auch flüchtiges Herz, ihre Zuvorkommenheit, ihre Einfachheit gewannen ihr die Gemüther. Sie wies Keinen von sich. Sie verstand eben so wenig Nein zu sagen, als das Ja in vornehme Kälte zu hüllen. Mit einem Wort: sie war durch und durch liebenswürdig, so liebenswürdig, daß der, der sie gesehen und mit ihr gesprochen hatte, sich reich durch ihr Lächeln, beglückt durch ihre Theilnahme fühlte. Dabei war sie unendlich freigebig. Wenn sie sich arm geschenkt, wenn das Gold flüssig in ihren Händen geworden war, dann blieb sie wohl einmal stehen und fragte: »wem verdanke ich diese Wonnen, diese süßen Empfindungen, diese freien Athemzüge?« Und wenn sie sagte: »Friedrich,« so konnte sie die

Hände in diesem Gefühl der Verpflichtung ringen und innerlich zerknirscht fragen: »warum Friedrich? Warum nicht Lothar?«

Und nur noch einen Monat! Der Mai war herangekommen. Die Kastanienbäume keimten. Die Nachtigall jubelte. Die Luftwellen brachten Blumendüfte in die geöffneten Fenster oder schüttelten Blüthenschnee zur Erde. Die Wiesen grünten. Der Schnee schmolz von den hohen Gebirgen in die Ebenen hinab. Die Beleuchtungen wurden glühender. Ganze Schaaren von Vögeln kamen herbeigezogen und suchten alte oder bauten neue Nester. Der Landmann wühlte mit dem Pflug in der Erde. Der Säer schritt ihm bedächtig, Korn in die Furchen streuend, nach. Je öder die Stadt wurde, desto belebter wurde das Land. Das regte Lydia seltsam, sehnsuchtsvoll auf. Sie schmachtete wahrhaft nach frischer freier Luft, nach weiten Spaziergängen, nach heiterm in sich Aufnehmen des Naturgeistes um sie, den sie zu lieben, anzubeten wußte. Angenehm über-

raſcht war ſie daher, als Friedrich ihr ſagte: »Ich ſehe, Dir wachſen die Flügel. Ich habe eben mit meiner Mutter geſprochen, wie wir den Monat Mai verbringen wollen. Zufällig beſitze ich ein kleines Landhaus, das Du noch nicht ſahſt, das drei Stunden von hier liegt, von Dir aber ſicher für uns zu klein gefunden werden wird. Willſt Du Dir indeß den Plan einmal anſehen? Ich habe ihn unter alten Zeichnungen heute früh in der Mappe gefunden.«

Er ſchob ihr den Plan hin und ſah ihr dann über die Schulter zu, wie ſie erfreuet ſagte: »So klein ſcheint mir das Haus doch nicht zu ſein. Hier wäre das Zimmer Deiner Mutter mit dem Ausgang nach dem Garten, hier ſeitwärts das meine, mit dem kleinen Kabinet daneben, in dem ich ſchlafen könnte. Gegenüber . . . .«

»Das, liebe Lydia, ſind die Zimmer für die Dienerſchaft,« fiel Friedrich ein. »Das Haus hat keine Nebengebäude: wer nicht in ihm wohnen kann, kann gar nicht in dem Garten wohnen.

Und so möchte ich Dir wohl den Vorschlag machen, mich, ein gar unbequemes Möbel, in der Stadt zu lassen. Ich käme dann zur Mittagsstunde heraus und ritte Abends wieder heim.-

Lykia sah beschämt vor sich hin. Das schreckliche spiritus diabolicus stand vor ihr mit allen seinen Sarkasmen, seinen giftigen und unschädlichen Pfeilen, seinen Unbequemlichkeiten, seinen maaßlosen Rücksichten. Was sollte die Welt von einer Frau denken, die ihrer Annehmlichkeit wegen, aus Mangel an Raum, vorzieht, den Mann lieber täglich in die Stadt reiten zu lassen, als ihm ein Zimmer neben sich anzubieten? Was sollte sie in ihrem Gewissen für Entschuldigungsgründe für dieses Verfahren finden, welchen Schleier über diesen Egoismus decken, wie sich aus diesem Labyrinth heraus in eine erquickliche Atmosphäre winden, da sie Friedrich doch Dankbarkeit, Schonung seiner Eitelkeit um so mehr schuldete, als er ihr gegenüber eine wahrhaft großartige Delicatesse zeigte?

»Du antwortest mir nicht?« sagte er freundlich. »Mißfällt Dir der Plan?«

»Ich zöge vor, in der Stadt zu bleiben!«

»Aber meine alte Mutter ist an das Landleben gewöhnt. Sie sehnt sich um so mehr nach Abwechslung, da sie nicht mit nach Carlsbad reist.«

Lydia wurde unsicher. Nach einer Weile sagte sie gedankenvoll: »Wir könnten anspannen lassen und die Zimmereintheilung selbst besehen.«

»Das ist das Beste,« rief Friedrich freudig.

Als sie im Wagen neben ihm saß, glitt Lothar's Bild durch ihre Seele. »Ueber diesen Monat hinweg und ich sehe ihn,« ..... das waren die Gedanken, die vor ihr auftauchten und sie so wunderbar verwirrend ansahen, daß ihr der Athem stehen blieb. Schweigend und träumend kam sie vor dem Landsitz an. Die kleine Façade war der Straße zugekehrt und trug eine goldene Inschrift.

»Du siehst,« sagte Friedrich, »das Haus gehört dem idyllischen 18. Jahrhundert. Inwendig sin-

deß Du an den Wänden nichts als Schäferspiele und auf der Façade stehen die Worte 'Hymen geweiht'. Es ist dies eine der tausend etwas kindischen Grillen meines alten, längst verblichenen Großvaters.-

Das beklemmte Lydia. Sie trat zagend in's Haus. Wie es der Plan gezeigt hatte, waren die Räume klein, aber so klein, wie in der Wirklichkeit, waren sie nicht auf dem Plan. Friedrich konnte in der That nirgends als in dem Kabinette wohnen, das dicht an Lydiens Zimmer stieß. Nun giebt es in der Welt für Verhältnisse, wo nicht bräutliche Liebe herrscht, nichts Schrecklicheres, als das Aufeinandergedrängtsein in den Stuben, als diese beengten Bewegungen, diese unwillkürlichen, oft sehr unschuldigen Espionagen, die bloß daraus entstehen, weil Eins dem Andern nicht ausweichen, Eins das Andere nicht übersehen kann. Wie muß man sich lieben, um sich in einem und demselben Raume von des Morgens bis zum Abend mit immer gleicher Geduld

zu tragen, wie rein muß der Sinn, wie ungetrübt die Laune sein; wie darf nichts das Gleichgewicht stören, keine Thräne die Wimper netzen, kein Seufzer die Brust schwellen, kein Geheimniß das Gemüth drücken! Und hat sich ein Geheimniß in diese Gemeinschaft geschlichen, wie wird sie zerstört, zerrieben, getheilt; wie tritt an die Stelle der Liebe das Mißtrauen, an die Stelle der Hingebung der Haß oder die Bitterkeit, wie verfolgen sich die Herzen, wie zerstören sich die Gefühle!

Lydia glaubte sich in einem Gefängnisse, als sie von den der Mutter bestimmten Zimmern in die ihren schritt. Sie ward unruhig, bestürzt. Sie wollte, durfte Friedrich nicht sagen: »da ist kein Platz für Dich,« und wollte, mochte noch weniger sprechen: »hier ist der Platz für Dich.« Unmuthig setzte sie sich auf's Sopha. Da fiel ihr Blick auf die wundervolle Ferne, auf die hohen im Park gepflanzten Platanen, auf die mit rosigten Blüthen geschmückten Apfelbäume. Der

Morgen war herrlich. Die Luft so warm, wie im Sommer. Der Rasen, der hie und da Abhänge bedeckte, nahm sich wie grüner Sammet voll bunter Steine aus. Ziegen, die seitwärts weideten, läuteten den Frühling ein. Einzelne Landleute zogen mit zweirädrigen Karren vorüber. Andere gingen mit Gebetbüchern in der Hand der nahegelegenen Capelle zu. Diese ganze bezaubernde Staffage versetzte Lydia in jene Stimmung, wo die Quellen des innersten Lebens lange erstarrt, gewaltsam hervorbrechen, wo das Herz sich frei von den beengenden Banden des Daseins fühlt, wo es heraus aus dem Busen, überströmen in die Natur will, wo es Gott für Leid und Freud, für Glück und Elend dankt und nichts denkt, als: gut sein, um glücklich zu machen! In dieser Stimmung, die Lydia überwältigte und weich machte, geschah ihr, was Vielen geschieht: sie gab die Zukunft für den Augenblick, die Saat einer langen Zeit für einen Moment hin. Es ist schwer, in der Zukunft zu leben, für

die Zukunft zu säen, für sie zu warten, in ihr auszuhalten, stoisch allen Beziehungen der Gegenwart zu entgehen und nur das im Auge zu halten, was kaum ein kleiner leuchtender Punkt in der Ferne ist, was sich verbirgt und sich zeigt, neckend da zu sein scheint und neckend verschwindet. Es ist noch unendlich viel schwerer, immer allein zu sein, immer an sich zu denken, immer für sich zu kämpfen. Was sind Entschlüsse, wenn diesen Entschlüssen eine Welt von Rücksichten sich entgegenwälzt? Was ist unser Herz? Was sind unsere eingebildeten Tugenden? Wer folgt den Vorschriften, die unsere Lehrer uns mit ihren Abschiedsküssen auf die Stirne hauchen? Wer ist nicht gestürzt und wieder aufgestanden? Wer ist nicht schwach gewesen und wieder stark geworden?

Als Lydia die Augen vom Fenster fort auf Friedrich lenkte, auf Friedrich, an den sie seit fünf Monaten auf die sonderbarste Art gefesselt wurde, sagte dieser mit einer Stimme, die zu beben schien und doch die tiefste Selbstbeherrschung

verrieth, mit einem Blicke, der auszudrücken schien: ich weiß Alles — »was beschließest Du?« Sie zitterte, schlug die Augen nieder und brachte endlich mühsam die Worte hervor: »Wir wollen uns hier einrichten.«

»Dank,« rief Friedrich mit einem unbeschreiblich triumphirenden Ausdruck, »Dank, tausend Dank. Wir thun, was Du sagst und in vier Wochen reisen wir nach Carlsbad!«

Lydia.

Drittes Buch.

Erſtes Kapitel.

Die Blüthen waren von den Fruchtbäumen gefallen, aber die Früchte ließen ſich noch erwarten. Die Sonne goß Lichtfluthen über die Erde. Die Blumen dufteten ſtärker. Jedes Blatt ſchien haſtig den Morgenthau in ſich zu athmen. Luftzüge liefen über die Gräſer und kräuſelten ſie. Die Brühl'ſche Terraſſe zu Dresden war mit Fremden gefüllt. Herren und Damen wogten durcheinander. Im Sonnen- oder im Mondſchein, immer war der Blick von der Höhe hinab in die Fluth oder auf die gegenüber liegenden Berge bezaubernd ſchön. Zuweilen ſtiegen leichte Nebel aus dem Waſſer empor oder kleine Nachen glitten mit leiſen Ruderſchlägen langſam vorüber. Da-

zwischen tönte Musik von der Elbbrücke herüber, oder es klangen die Glocken der katholischen Kirche im Vespergeläute. Das Alles schien ein Fremder, der langsam die Treppe der Terrasse heranstieg, in sich aufnehmen zu wollen. Er blieb wehrmals stehen. Auf der vorletzten Stufe drehte er sich um und sah statt auf-, niederwärts. Seine Züge hatten etwas Leidendes. Der Blick verrieth eben so wohl Anstrengung, als Hoffnung. Auf seiner Stirne hatte sich Blässe gelagert. Die ganze Physiognomie zeigte eine Resignation, die wehe that. Blühende Jugend stritt mit gesunkenen Kräften. Nacht kämpfte mit Licht, das Vernichtetsein mit dem sich Aufraffen aus dem Sturze. Der Fremde holte Athem; er schloß einen Augenblick die Augen, dann hob er die Wimpern. Die Bläue des Himmels schien ihm Freude zu machen, die Luft spielte ihm erquickend um die Schläfe. Er setzte sich auf die nächste Bank, träumend, sinnend, seufzend. Welche Gedankenwelt wogte in ihm, welcher Abgrund grub sich in

dieſem Gebirn? Vorübergehende ſchienen ſich das zu fragen, als ſie den Fremden in ſich gebückt ſitzen ſahen. Er war ohnſtreitig von betäubenden Betrachtungen ergriffen, denn ein Bekannter, der vorüberging, ſtand einige Minuten vor ihm, ohne bemerkt zu werden.

„Wie kommen Sie hieher?“

Dieſe Frage ſchreckte den Fremden aus Träumen, die um ihn wie Ueberbleibſel zerſchoſſener Fahnen zu flattern ſchienen. Er ſah auf, lächelte, zog den Hut und ſagte: „Das iſt ja eine angenehme Ueberraſchung, daß ich Sie hier treffe. Ich komme aus Paris. Der Winter iſt mir in dieſem Babylon nicht fühlbar geweſen. Aber das Frühjahr konnte ich da nicht ertragen. Das muſte ich in Deutſchland erleben.“

„Da thaten Sie Recht. Und nun erlauben Sie mir, Ihnen Dresden zu zeigen. Sie müſſen das Theater, die Gemäldegallerie, das grüne Gewölbe, den Plauenſchen Grund ſehen . . . .“

»Ich habe Alles das seit drei Tagen in Augenschein genommen.«

»Und bewundert?«

»Sehr. Am meisten die Gallerie und in ihr die Sixtinische Madonna.«

Ein Lächeln verklärte hier plötzlich des Fremden Gesicht, so daß er sich wie jene vom Feuer fast verzehrten Stoffe ausnahm, zwischen denen hindurch noch kleine Funken wanken. Aber nach dem Lächeln versank er wieder in die Asche seiner Traurigkeit.

»Die Sixtinische Madonna!« wiederholte der Bekannte des Fremden. »Sie wissen doch, daß sie restaurirt ist?«

»Wäre sie auch in Stücken, sie wäre dennoch schön. Das sind himmlische, verklärte, seelenvolle Augen. Sie haben die Jahrhunderte überdauert. Was das für ein Gedanke ist: der Mensch in seinem Dasein auf Jahre, in seinen Werken auf Jahrhunderte gewiesen! Raphael längst Staub und seine Farben hell, als wären sie gestern auf

die Leinwand getragen. Wenn wir das denken, macht uns diese Spanne Zeit einen fast lächerlichen Eindruck. Unser Ruhm, unser Haß, unsere Liebe . . . erregen dann Mitleid. Wie lange dauert das? Eine Minute! Unsere Gefühle sind Nichts, unsere Werke sind Alles.«

Er besann sich, er schien das Gespräch auf heitere Dinge leiten zu wollen. Sie waren auf und ab auf der Terrasse gegangen und blieben nun wieder am Eingang stehen.

»Wollen Sie eine literarische Vorlesung besuchen?« fragte der Bekannte.

»Man ist in Dresden!« antwortete der Fremde. Sie stiegen die Treppe hinab, bogen in das Thor und gingen die Schloßgasse entlang dem Markte zu. Unterwegs sprach der Fremde viel von Paris, von dem vielseitigen Leben in demselben, von den reichen Quellen, aus denen hier das Dasein fließt. »Ich habe viel gesehen,« sagte er. »Als ich Deutschland verließ, wollte ich eine große Reise machen. Ich habe mich auf Paris beschränkt.

Ich habe mich den Wissenschaften, der Literatur gewidmet. Nach vielem Nachdenken habe ich endlich begriffen, daß man das Leben nicht in das gebrechliche Herz oder in die sich abnutzenden Sinne, wohl aber in die Objectivität verpflanzen muß. Sie giebt unserer schwankenden Organisation allein jenen glückseligen Zustand, den wir Ruhe nennen!«

»Wo bleibt aber da der Genuß?« fragte der Begleiter.

Der Fremde sah ihn mit hellen Augen an. »Ich glaube, wir verstehen uns nicht«, sagte er. »Sie suchen Genuß, wo ich eine Idee finde. Was so gemeiniglich Schmerz, Hinderniß, Liebe, Ehrgeiz genannt wird, hat für mich aufgehört. Ich glaube Alles zu besitzen, weil ich Alles zu entbehren weiß!«

Sie traten in das Haus, wo die Vorlesung gehalten wurde. Ein junger Mann sprach über Shakespeare, indem er Citate aus Romeo mit Erklärungen begleitete, die ziemlich nüchtern klan-

gen. Als die Vorlesung geendet war, drückte der Fremde abschiednehmend dem Bekannten die Hand, und fügte mit leicht gerötheten Wangen hinzu: »Das Dichterwerk des großen Shakespeare von einem so kleinen Gesichtspunkt aus betrachtet, hat mich auf Gedanken gebracht, die ich Ihnen mittheilen möchte, wenn ich nicht im Gasthof erwartet würde.« —

»Sie sind weniger Philosoph nach, als vor der Vorlesung?« fragte der Bekannte gutmüthig spottend.

»Nein! aber es schlummern unergründliche Geheimnisse im Menschen, die ihn dem Himmel und der Hölle gleich nahe bringen!« —

Am andern Morgen stand im Dresdener Fremdenblatt: Baron Lotbar abgereist nach Carlsbad und einige Tage nach dieser Abreise brachte dasselbe Blatt unter den Angekommenen den Namen: Graf Friedrich nebst Gemahlin und Gefolge. Das war freilich ein anderes Ankommen, ein Aufsehen erregendes Ge-

raſſel, ein Hin- und Herrennen der Diener, das mit Lothar's ſtiller Ankunft und ſtiller Abreiſe ſonderbar contraſtirte. Lothar hatte im vierten Stock eines kleinen Hôtels gewohnt. Friedrich und Lydia wohnten im Hôtel de Saxe, in den für fürſtliche Reiſende befindlichen Gemächern, umgeben von Glanz und von Bequemlichkeit. Unter den Gaffenden hieß es alsbald, Friedrich ſei ein Fürſt incognito, der mit ſeiner Gemahlin Dresden in voller Freiheit genießen wolle. Ging Lydia gegen Mittag an Friedrich's Arm aus dem Hôtel, um die Stadt zu beſehen, ſo lief es wie Geflüſter durch das Spalier, das die Menge bildete. Im Theater war ſie der Gegenſtand allgemeiner Bewunderung. Ein Franzoſe machte die Bemerkung, daß Lydia wie die Schuld ausſähe, die der Reue entgehen wolle. Ein Engländer verglich ſie mit einer Oſſian'ſchen Geſtalt. Die Maler ſtudirten Lydiens Auf- und Niederaugenſchlag oder die wunderbar ſchönen Nüancen eines Geſichts, in dem der Stolz mit der Liebe ſtritt. Unwillkürlich

fragte man sich, ob sie nicht eben so dämonisch lächeln, als engelgleich weinen könne, und dennoch hatte sie so sanfte Bewegungen, daß sie sich wie die aus dem Bade gestiegene Venus von Canova ausnahm. Ihr Anzug war einfach, aber phantastisch. Sie wußte nur zu gut, daß der Cascheмir, die Brüsseler Spitzen, die Seide, der Duft nur der Jugend stehen. Sie schien sich zu eilen, diese Jugend zu genießen, denn schon hatte ihr die Zeit hie und da eine Rundung genommen oder ihr eine Höhlung eingedrückt. Wer die Lydia vom November mit der Lydia vom Juni verglich, mußte sich unwillkürlich fragen: »was denn in dieser Seele vorgegangen, welche ungeheuere Umwälzungen sie erlitten habe?« Sie lachte zuweilen ganz convulsivisch und wenn Friedrich sie anblickte, so kam ihm plötzlich ein ernsthaftes, fast trauriges Gesicht entgegen. »Himmel,« dachte sie dazwischen, »ein ganzes Leben an ein ungeliebtes Wesen verschwenden, Kinder erziehen, die uns verlassen, tausend Fußtritte in das weichste Herz-

fleisch erhalten und . . . dafür einen Segensspruch murmeln. Das nennt man in der Welt eine rechtschaffene Frau sein. — Man muß zu wählen wissen,« setzte sie nach einer Pause hinzu, — »aber ich wollte, es gäbe eine Anatomie der Herzen, ich wäre neugierig, das meinige in seinem jetzigen Zustande zu erblicken!«

Sie hatte das für sich hingesagt, indeß ihr das Mädchen den Shawl überhing. Sie wollte mit Friedrich in's Freie. Sie war schon mitten im Treibrade der Alltäglichkeit. Die Maschine bewegte klappernd ihre Tage, wirbelnd folgten ihr die Gedanken und die Gefühle. Viele Bekanntschaften waren angeknüpft, manche Empfehlungsbriefe abgegeben worden. Das führte zu tausend socialen Verpflichtungen, deren sie sich entledigen mußte. Selten war sie allein. Heute wollten Friedrich und sie den Weg nach dem Plauenschen Grund, zwischen duftenden Feldern, einschlagen. Es war ein schöner Tag. Friedrich pries ihn. Er war ungewöhnlich erregt. Er machte Lydia

auf jede Bewegung des Terrains, auf die schönen Wolkenschatten am Boden, auf den sammetartigen Rasen, auf die kleinen an den Abhang gelehnten Häuser, auf die schäumende Weißeritz aufmerksam, er sagte ihr: Hier, in und um Dresden, ist es wirklich so lieblich, man hat so Alles, die Stadt und das Land, die Einsamkeit und die Gesellschaft, daß man sich einen längern Aufenthalt wohl gefallen lassen kann. Wie ganz anders ist es dagegen in einem Bade, wo man um fünf Uhr des Morgens schon Toilette machen und Gespräche führen muß, wo man nie allein, immer beobachtet ist, wo man so aufeinander gepreßt, so aufeinander gewiesen wird, daß daraus eine ganz unaussprechliche Abhängigkeit entsteht."

Friedrich wollte damit Lydia auf eine Aenderung des Reiseplans bringen. Je näher sie Carlsbad kamen, desto mehr sah er ein, daß er dem Spiel, das er bis jetzt getrieben, ein Ende machen müsse. Auch mußte er sich gestehen, daß trotz seiner Anstrengungen Lothar's Bild immer

noch in Lydiens Herzensgrunde wohne. Das bewies auch jetzt ihr Schweigen neben ihm. Er wollte, konnte, durfte nicht nach Carlsbad und doch mochte er ihr keine Gewalt anthun, sondern sie einen freien Entschluß fassen lassen, um dann einen vollen Sieg zu feiern. Scherzend war er mit ihr von seinem Wohnort bis Dresden gefahren. Aber Dresden war der Scheideweg. Hier wollte er einen andern Weg einschlagen. Statt nach Carlsbad, wollte er nach Ischl. Das schmeichelte ihm. Lothar warten lassen, Lothar sich in Carlsbad sie erwartend denken . . . das war Triumph. Den mußte er haben. Er blickte seitwärts, so neben Lydia hinschlendernd. Man sah es ihr an, sie kämpfte, sie war nicht mehr dieselbe. Aus der kalten abstoßenden Weise war eine ängstliche, schwankende geworden. Sie blickte mit trüben Blicken hinter, mit noch trüberen Blicken vor sich. Der Moment, wo sie Lothar wieder sehen konnte, war da und sie zitterte! Sie zitterte vor diesem verbotenen, ersehnten, mit bei

ſſen Thränen herbeigewünſchten Glück. Die Stimmen der Pflicht und der innern Würde ſtritten mit denen der Leidenſchaft. Bald zog es ſie gewaltſam zu Lothar, bald fühlte ſie, daß ſie, um Achtung zu gewinnen und Achtung zu erhalten, an ihrem Platze bleiben, dies Eine in ihrem Leben vollbringen, dies Höchſte zum Opfer bringen mußte. Friedrich an ihrer Seite ſprach weiter. Er erzählte von Iſchl, er ſagte ihr: »Du freueſt Dich dieſer Anhöhen um Dresden, aber Du ſollteſt die Felsmaſſen bei Iſchl ſehen. Das iſt eine pittoreske Natur, die ſich neben dieſer hier wie eine Königin ihrer Dienerin gegenüber ausnimmt.«

Lydia ſtand einen Augenblick ſtill. Offenbar wollte ſie etwas Entſcheidendes ſagen, aber ſie fand nicht die Kraft dazu, ſondern fuhr nur mit der Hand über die Stirne und ſeufzte. Sollte ſie das Höchſte, das ihr das Leben bot, aufgeben? Sollte ſie der Ehrfurcht, die ſie plötzlich für das Maaß und die Grenze empfand, den Sieg laſſen? Sollte ſie Lothar nun wirklich ver-

lieren? Verdiente er das um ſie? Sein Name hatte in ihr alle Poeſie, alle Entſchlüſſe für das Beſſere wach gerufen: er war ihr Andacht und Gebet, Schmerz und Seligkeit geweſen und ſie ſollte ihn auslöſchen? Indem ſchrak Friedrich förmlich zuſammen. Aus einer Seitenallee bog Sivry ein und ging, anſcheinend erſtaunt ob dieſes Zuſammentreffens, auf ſie zu.

»Ich lange ſo eben an,« ſagte er lächelnd, »finde Deinen Namen im Fremdenbuch, höre von Deinen Leuten, daß Du dem Plauenſchen Grund zuwandelſt und komme, Dir Glück zu Deiner Reiſe nach Carlsbad zu wünſchen!«

Er ſah wirklich bei dieſen Worten wie ein Meyhiſtopheles aus. Friedrich biß ſich in die Lippen: auch war er ſo ungewöhnlich luſtig, dieſer Sivry, daß er von einem Paradoxon zum andern ſprang, ironiſch behauptete, die Willenskraft ſei einer materiellen Gewalt, zum Beiſpiel dem Dampf zu vergleichen. Nichts widerſtehe ihr, ſobald ſie concentrirt, feſtgebannt auf einen Punkt

sei. Ja, die Welt wiche durch sie aus ihren Angeln und die Gesetze der Natur seien ihr unterthan" ....

Er kam dann von dem Hundertsten in's Tausendste. Von der Weißerin, die tobte, auf die Frauen, die schwiegen. Endlich auch auf Carlsbad, das er im vergangenen Jahr besucht und so genau wie seine Tasche kannte, auf die dortige Gesellschaft, auf den österreichischen Adel .... „Ich bin ein armer Schlucker, wie Du weißt," sagte er lachend zu Friedrich gewandt, „aber ich schätze den Reichthum, nicht des Geldes, aber des Luxus wegen, der ein Duft, eine magische Erscheinung, ein Etwas ist, das nicht erklärt, aber gefühlt werden muß. Ich mag sehr thöricht sein, sehr Unrecht haben, jedoch kann ich mir die höchsten Genüsse nicht in einer Bodenkammer, in schmutzigen Kleidern, nur im Boudoir, in dieser Weihrauchatmosphäre des Wohllebens, auf Teppichen, hinter seidenen Gardinen denken!" Er sah Lydia scharf an; dann fuhr er tändelnd fort:

»Ja, ja, meine gnädige Gräfin, es zeige sich uns Männern ein edles Gemüth, aber von aller Staffage entblößt, es wird uns nicht anziehen: aber die grande dame mit dem kalten, wegwerfenden Herzen, mit dem brennenden Kopfe und den dumpfen Pulsschlägen, von Spitzen, von Gold, von Diamanten umgeben, die so hoch steht, daß unsere Wünsche sie nicht erreichen, die wird uns wahnsinnig oder selig machen — je nachdem es kommt.« —

Lydia lebte während dieser Gespräche nicht hier auf dem Wege nach dem Plauenschen Grunde, sondern bei Lothar, den sie ganz deutlich vor sich sah. Sie durchflog ihr Dasein, Tag für Tag, Gedanken für Gedanken. Sie sah sich immer unbefriedigt, immer zerstreuet, dem Felsen gleichend, an dem die Wogen schäumen und brechen, spielen und schmeicheln. Sie fragte sich, was sie zu wählen, für wen sie zu entscheiden habe; für Friedrich, an dessen Liebe sie glaubte, dem sie Dank schuldig war, dem sie durch einen Zufall gehörte, für den

das Geſetz ſprach oder Lothar, dem ſie Rechte auf ſich gegeben hatte? Sie kannte Lothar's Schmerzen, die Opfer, die er gebracht, die Selbſtloſigkeit, die er gezeigt hatte. Sie überſah ſeine und ihre Lage, ſeine äußere und ihre innere Armuth, ſeinen innern und ihren äußern Reichthum. Auch ſie hatte den Geſetzen, die die Welt regieren, gehorcht. Auch ſie war dem Glücklicheren, nicht dem Edleren gefolgt, auch ſie hatte erfahren, daß die ſogenannte erſte Geſellſchaft aus ihrer Mitte das Erhabenſte ausſtößt, wenn es nicht in ihre Farben gekleidet iſt. So groß eine That, ein Opfer, eine Anſicht ſein kann, die Geſellſchaft weiß ſie durch ein Wort lächerlich, durch ein Epigramm nur noch amüſant zu machen. Sie kennt nur einen Weg: es iſt der des Egoismus. Wer leidet, es ſei aus äußerm oder innerm Glücksmangel, der iſt geächtet. Für den ſind die Salons entweder verſchloſſen oder Schneegefilde: für den giebt es nur kühle Begrüßungen, nur kühle Blicke . . . . Indem ſie ſo die Geſellſchaft überdachte, ſie ſo in

sich concentrirte, überlief sie eine ungeheuere Verachtung, eine Lust sie niederzutreten, sich über sie hinauszusetzen, und einen Augenblick darauf rief es in ihr: »aber Du bist ihr unterthan, aber Du mußt ihr gehorchen, Du bist ja nicht frei« .... sie mußte unwillkürlich die Hände übereinander schlagen, Friedrich, Sivry, den Himmel, die Felder, Alles um sich anblicken, mußte an Friedrich's Zartgefühl, an sein übermenschliches Ansichhalten, an so Vieles denken, das wie Regenbogenfarben in diesem Gewitterſturm schwamm: da, mitten in diese Gefühle und Stimmungen hinein, bemerkte Sivry: »In Carlsbad wird es dieses Jahr sehr voll sein. Es sind manche Bekannte dort. Unter anderen ist Baron Lothar angekommen!« Friedrich warf einen Blick auf die erblassende Lydia, dann faßte er sich und sagte kurz und gelassen: »Wir reisen wahrscheinlich nach Ischl.« Worauf Lydia langsam, kaum hörbar antwortete: »Ischl? Ja! Wir reisen nach Ischl.«

Zweites Kapitel.

Seit den Worten: »nach Ischl« fühlte sich Lydia von Lothar getrennt; fühlte im innersten Herzen, daß sie getrennt war. Und sie war es nicht durch dieses Wort allein, sie war es auch durch die vielen Verschlingungen, die die Ehe herbeiführt, denen sie durch ihr unfreies Wesen unterlegen war. Denn sie hatte zwar Lothar im Herzen gehabt, aber doch auch Friedrich nicht aus den Augen verloren! Das Geschiedene hatte sie verbinden, das Ungleiche ausgleichen wollen! Nun erlebte sie an sich, was öfters schon vorgekommen ist und immer seine Strafe findet. Sie hatte sich lieben lassen. Dieser Friedrich, der den Anschein der Gebrechlichkeit besaß, war von Eisen.

Er handhabte das Leben mit bewunderungswürdiger Geschicklichkeit, wußte jedes Gefühl, jede Handlung zu zergliedern, ja er maschinirte seine Umgebung, wenn ich mich also ausdrücken darf. Er maschinirte sie, das heißt: sie bewegte sich oder stand still, je nachdem er das wollte. Lydia war durch ihn in einen andern Kreis geführt. Anscheinend übte er keine Rechte und besaß doch alle. Geschickt seine Plane verbergend, sog er den Saft aus der Gegenwart und dachte immer an die Zukunft. Auch eine Wunde hätte er empfangen und sich wie der Afrikaner den leidenden Theil ausschneiden und dazu lächeln können. Nie sprach er von Lothar, aber Alles ging dahinaus, ihn in Lydia zu tödten. Sie konnte zehn Briefe in seiner Gegenwart empfangen und eben so viele absenden, ohne daß Friedrich nur je nach der Adresse gesehen hätte. Von vorn herein schien er sich gesagt zu haben: »wenn sie mir entflieht, so ist es meine Schuld!« Das stand vor ihr, als sie vom Spaziergange zurück in ihr

Sopha ſank. Sie fühlte ſich namenlos unglücklich, ſie ſchmachtete nach Einſamkeit. Da wurde ihr die Frau von Maienfeld gemeldet. Es war eine ihrer Jugendbekanntinnen, eine Frau, die ſie nicht abweiſen konnte. Indem ſie dem Bedienten ſagte: »Es ſoll mir angenehm ſein,« preßte ſie die kalte Hand auf's Herz, dachte ſie mit der letzten Thräne im Auge an dies furchtbare Comödienſpielen in der Geſellſchaft, wo wir den Tod im Gemüth und das Lächeln auf den Lippen haben. Frau von Maienfeld trat ein. Sie war eine Frau in den Vierzigen: mit falſchen ſchwarzen Locken, in einem Kleide, das durch viele Falten die außerordentliche Magerkeit ihres Körpers verſteckte, ein Geſicht, deſſen Friſche ſich nach und nach in kupferfarbene Röthe verwandelt hatte. Sie umarmte Lydia mit affectirter Freundlichkeit, warf den Shawl hinten über und ſagte: »Ich komme von der Brühl'ſchen Terraſſe, wo es heute unerhört windig iſt, bin in der Gallerie geweſen und halte Sie jetzt beim Wort, liebe Gräfin.

Sie müssen mir Ihre Diamanten, Ihre Cascheemirs, Ihre Spitzen zeigen.« Damit pflanzte sie sich auf einen Lehnsessel und Lydia sagte matt: »Sie wollen meine Diamanten sehen ... ich habe sie nur theilweise bei mir; im Sommer, wissen Sie, braucht man dergleichen wenig, doch soll Ihnen das Mädchen bringen, was da ist,« klingelte und als die Herrlichkeiten ausgebreitet da lagen, als hier ein Stein glühte, dort ein Shawl sich drappirte und Frau von Maienfeld außer sich rief: »Allmächtiger Gott, liebste Gräfin, was sind Sie doch für eine glückselige Frau,« wirkte das so auf Lydia, daß sie mit tiefer Wehmuth wiederholte: »Ja, Sie haben Recht, ich bin eine glückliche Frau,« in einem Tone, wie man sagen würde: »was bin ich doch für ein elendes Geschöpf«. Aber nach und nach drang doch das Gefühl des Besitzes in ihre Poren; sie lächelte über das Entzücken der Frau von Maienfeld, öffnete ein Etui oder machte auf ein point d'Angleterre, auf dies oder das aufmerksam, mit dem heimlichen Wunsch:

»wär' ich allein« — sie wollte sich sammeln, sie vermochte es nicht. Als sie allein war, als sie träumerisch da saß, den Kopf in die Hand gestützt, fiel ihr ein, daß sie sich für eine Soirée zu kleiden, daß sie das Mädchen noch nicht über ihre Toilette unterrichtet habe. Darüber war es finster geworden. Die Lichter wurden gebracht. Der Diener fragte: um welche Zeit der Wagen kommen solle, raschelte an den Vorhängen, die er zuzog, und ging Lydia mit dem Gefühl lassend, daß sie nur eine halbe Stunde zum Anziehen habe. Sie fühlte sich todtmüde, aber sie mußte aus. Finkendorfs erwarteten sie. Finkendorfs hatten ihretwegen ein Concert veranstaltet. Sie seufzte unter der Last dieser conventionellen Pflichten, sie mußte sich wieder sagen, daß das Leben also genommen, erbärmlich sei, aber sie hatte keine Kraft, sich gegen dasselbe zu stemmen. Es riß sie fort in das Gerassel dieses ewigen Kehrwiedere. Und wie die Kronleuchter in dem Finkendorf'schen Salon flimmerten, wie die Thüren aufgingen und Lydia im Herein-

treten jenes beifällige Geflüster hörte, das halb Neid und halb Bewunderung ist, da ward sie von dem Gefühl getragen, daß in der Welt die Nothwendigkeit über jeden Schmerz siege. Mit blutender Seele sprach sie vom Wetter, von der Oper, von den Stickereien, die in Dresden gefertigt werden: mit zuckendem Munde hatte sie für Jeden eine Artigkeit, für Alle ein Lächeln. Sie litt unendlich unter dieser schmeichelnden, niederwerfenden Tyrannei: sie hätte schreien mögen, als Frau von Finkendorf ihr die Schönheiten Aichs, und den Weg dahin beschrieb; aber statt zu schreien, drängten sich geistreiche Worte über ihre Lippen. Endlich fuhr sie nach Hause, sie hoffte nun auf Ruhe: da kam ihr schon auf der Treppe ihr Mädchen mit einem bestürzten Gesicht entgegen und berichtete: »der Jäger des Grafen Friedrich habe sich mit dem Bedienten des Fürsten ** tödtlich entzweit, habe gegen diesen den Hirschfänger gezogen, habe das Unglück gehabt, seinen Gegner zu verwunden und sich eben aus dem

Staude gemacht, indem er ihr aufgetragen, bei der Herrſchaft ſeine Verzeihung zu erwirken.- Friedrich war verſtimmt. Die Polizeiofficianten warteten bereits. Das Kammermädchen wurde als Zeuge des Verfalls in Lydiens Zimmer verhört. Das Alles machte, daß wieder mehrere Stunden vergingen, ehe die ruhebedürftige Frau ein Stück Einſamkeit gewinnen konnte. Sie hatte ſich dann endlich doch entkleiden laſſen. Eingewickelt in ihren Shawl, einſam in dem von einer Nachtlampe erleuchteten Schlafzimmer, das Geſicht auf beide Hände gebückt, weit über die Lehne des Sopha's gebogen, ſaß Lydia in tiefſter Zerknirſchung, dem Strome ihrer Gedanken folgend, unbeweglich da. Sie empfand eine Lähmung im Innern, die wie der Tod war. Erſt nach und nach kam ihr die Ueberſicht der Vergangenheit und die der Gegenwart. Was mußte ſie ſich in dieſer Stunde für bittere Wahrheiten geſtehen, wie zitterte ſie vor dem drohenden Worte in ihrem Herzen, das ihr all' ihr Irren verwarf! Indem

sie Friedrich heirathete, hatte sie gegen Lothar gesündigt und jetzt sollte sie wiederum für Lothar gegen Friedrich sündigen? Liegt es in Gottes Rathschlüssen, rief sie unter Thränen, daß wir Frauen entweder entehrt oder überwältigt werden? Habe ich nicht das Heiligste wie ein Spielzeug verbraucht und Friedrich auf Proben gesetzt, die unmenschlich waren? Wenn ich mir nicht das Recht zuerkannte, zu täuschen, so mußte ich wenigstens so viel Kraft haben, meine innere Würde zu erhalten. Eitelkeit und Habsucht haben mich zu einer geistigen Entehrung geführt, die mir plötzlich wie ein glühendes Mal auf der Stirne brennt! Was soll ich nun beginnen? Ist nicht von meinem Verhältnisse zu Lothar längst jener reizende Duft, jenes Unsagbare fortgewischt, das mich wie eine Dichtung noch dann umschwebte, als sein Genius nicht unmittelbar mehr auf mich einwirkte? Was bin ich jetzt? Das Alltägliche, das Gewöhnliche hat mich bestrickt: das Ideale, das Unendliche gelangt nur noch, wie im Traume,

zu mir, so bleibe denn das Eine wahr: ich gehe nicht nach Carlsbad, ich sehe Lothar nicht wieder, ich bringe dieses Opfer ihm, mir und Friedrich.“

Sie war aufgestanden. Ihre Pulse schlugen fieberhaft. Welch' eine Welt von Erinnerungen that sich auf: wie schwankte sie in krankhafter Unruhe zwischen der Liebe, die immer noch in ihr war und dem kältesten Entschlusse, den sie je gefaßt hatte. Endlich rückte sie sich Papier und Feder zurecht, stellte zwei Wachskerzen auf den Tisch, zog langsam einen Sessel heran und schrieb fröstelnd in dieser fast geisterhaften Stille einen langen Brief, unterbrochen durch ihre Seufzer, durchfeuchtet von ihren Thränen. Als sie geendet hatte, fiel sie wie eine Verurtheilte in den Lehnsessel zurück. „Der Stab ist gebrochen,“ dachte sie dumpf, „und das Herz ist todt.“

Mühsam schleppte sie sich auf's Lager: mühsam stand sie wieder auf. Aber kaum aufgestanden, drang schon wieder eine Masse von äußeren Eindrücken auf sie ein. Da war Friedrich, der

ein Gemälde kaufen und dieſes mit dem Künſtler ihr zeigen wollte: da waren Spitzenlieferanten, die ihre Waare ausbreiteten, da waren Lithographien, die eben erſt vollendet waren, da waren Stickerinnen, die Lydiens Befehlen harrten. Mitten in dieſem Drangen, noch beim Frühſtück, trat der Lohndiener mit der Frage ein: „ob die gnädige Gräfin etwas zur Poſt zu bringen habe?“ Der Brief an Lothar lag verſiegelt vor ihr. Sie gab ihn hin. Sie wußte kaum, was ſie that, als ſie ihn gab, aber eine halbe Stunde darauf überfiel es ſie mit Todesangſt. Sie mußte immer an den Brief denken: „jetzt ſtempelt man ihn, jetzt wird er zu anderen gelegt, jetzt kommt er in das Aelleiſen,“ das dachte ſie und kalte Schauer übergoſſen ſie. Sie ward immer unruhiger. Sie ließ anſpannen, fuhr in's Freie, fuhr nach der Gallerie, machte Beſuche . . . vergebens! Sie konnte den Gedanken an den Brief, an den Eindruck, den dieſer Brief auf Lothar machen würde, nicht ſcheuchen. Im Geiſte kam ihr das rothe

Siegel wie ein Blutflecken, die Schriftzüge wie züngelnde Flammen vor. Fürchterlich lag das auf ihr; sie athmete ein paarmal so ängstlich nach Luft, daß Friedrich sie besorgt nach ihrer Gesundheit fragte. Schwermüthig lächelnd antwortete sie: »Ich habe zerrüttete Nerven, ich muß mich zerstreuen: gehen wir in's Theater?« Friedrich war auch gleich dazu bereit. Das schöne Haus mit seinen bunten Arabesken, mit seinen rothdrapirten Logen, mit dem in strahlende Lüster vertheilten Gaslichte wirkte sonderbar auf Lydia. Mehr noch die Aufführung der Hugenotten, die ihr ein Gespräch mit Lothar im Anfang ihrer Bekanntschaft zurückrief. Meyerbeer, der ohnstreitig in dieser Musik einen großen Reichthum der Ideen und der Individualitäten niedergelegt hat, der trefflich die poetische Seite des Protestantismus zu entwickeln wußte, jene, in der Mißtrauen, Unruhe, Kälte, Begeisterung und Märtyrsucht in einanderfließen — war doch für Lydia in diesen Vollkommenheiten wenig verhanden, eben weil sie

unter dem Zauber der Erinnerung war. Rechts saß Friedrich: hinter ihr Sivry. Das Haus war übervoll; nur eine Loge im zweiten Range, Lydien gegenüber, war bis zum zweiten Acte leer geblieben. Sie richtete zuweilen zerstreuete, flüchtige Blicke dorthin, gleichsam als wollte sie von dieser Menge hier ausruhen, hier sich erholen. Plötzlich entstand ein Geräusch — ein seidenes Kleid knisterte hörbar, eine Thüre wurde geöffnet und wieder geschlossen. Die leere Loge war nicht mehr leer. Eine Dame hatte sich langsam auf einem der Sessel niedergelassen. Ganz in schwarzen Atlas gehüllt, zeigte sich nichts Farbenes an ihr, als die weiße Hand, die auf dem Polster der Loge ruhte, als der schneeige Hals, der nur leicht verdeckt war. Sie war durchaus bleich, aber in dieser Blässe lag nicht Krankheit, sondern Leidenschaft. Es war eine wunderbare Erscheinung: eine Flamme schien um sie zu leuchten, eine Seele schien in diesen Augenhöhlen zu glühen. Als Lydia sich zu Friedrich wandte, um

ihn auf die Fremde aufmerksam zu machen, erschrak sie über einen Zug der Verzweiflung, der sich in seinem Gesichte zeigte, darüber und über Sivry, den sie laut hinter sich lachen hörte, starb das Wort auf ihren Lippen. Unwillig wühlte sie in Blumen, die sie vor sich liegen hatte, als Friedrich sagte: Wenn es Dir recht ist, liebe Lydia, so gehen wir nach Hause, es ist unausstehlich heiß. — Sie stand auch gleich auf, aber mit dem Gedanken: zu Hause wird es noch beklemmender, als hier sein. — So lud sie Sivry zum Thee ein. Es war dies doch eine kleine Zerstreuung, eine Anlehnung an Etwas, das außer ihr lag. Sie konnte, mochte, durfte nicht allein mit dem Gedanken im Herzen bleiben: ich habe Lothar aufgegeben. — Sie strebte förmlich nach Tödtung ihres innern Menschen. Gethöse, Lärm jeder Art, Bewegung wäre ihr tausendmal lieber, als diese discrete Stille um sie gewesen. Denn Friedrich und Sivry waren still, wechselten Blicke, die Lydia verletzten, ohne daß sie wußte warum.

Der Abend war kühl. Die Lichter brannten düster. Sivry blätterte in Zeitungen, indeß Friedrich mit etwas schweren Schritten die ganze Länge des Saales maß. Dann und wann blieb er vor dem flackernden Kaminfeuer stehen, das trotz der wärmern Jahreszeit angezündet war, schlug auf das glimmende Holz, daß die Funken fußhoch sprühten, und sah dann wieder zerstreut den monotonen Pendelschwingungen der Stehuhr zu. Endlich schien er sich zu ermannen: leicht setzte er sich zu Lydia und war eben im Zuge, ein Brillantfeuer von Witz und Frivolität anzufachen, als der Diener mit einem farbigen Billet zu ihm herantrat. Vor diesem Billet schien seine Fassung wieder zu wanken. Erst warf er es ungeduldig vor sich auf den Tisch, dann griff er darnach und sprang vom Sitze auf. »Unerträglich,« murmelte er zwischen den Zähnen, indem er sich der Thüre näherte. Besorgt blickte ihn Lydia an. »Willst Du denn nicht bleiben?« fragte sie freundlich ihm eine Tasse Thee reichend. »Ich komme wieder,«

rief er ſchnell entſchloſſen. »Dies muß ich erſt abmachen, dies ganz abmachen.« Er zerknitterte das Papier; kalter Schweiß perlte auf der Stirne. Als die Thüre hinter ihm zufiel, ſagte Sivry nach einer kleinen Pauſe, in der er ſeine Mundwinkel geordnet hatte: »Haben Sie wohl die Fremde im Theater bemerkt?«

»Es waren viele Fremde dort,« antwortete Lydia mit leichtgeröthteten Wangen.«

»Sie verſtellen ſich auf eine bewunderungswürdige Weiſe.« —

»Herr von Sivry.« —

»Ihr Ton,« warf er hin, »ſtraft zwar, aber im Innern denken Sie: wie gut er mich kennt! Ja, ja, meine Gnädige, ich kenne Sie durch und durch und ſo möchte ich Sie wohl fragen: warum gaben Sie einen Plan auf, der Ihr Lebensprincip war? Warum geben Sie nicht nach Carlsbad?«

Sie maß ihn von oben bis unten, dann ſagte ſie langſam: »Ich verſtehe Sie nicht.«

Leicht auflachend antwortete Sivry: »Nun,

so verstehe ich Sie desto besser. Ich sehe ein, daß Friedrich Sie denn doch gezähmt hat!«

»Gezähmt?« rief Lydia. »Wählen Sie Ihre Worte, Herr von Sivry.« —

»Nun, nun,« entgegnete dieser mit anscheinender Schonung, »es ist nur ein Ausdruck, den Friedrich einmal mir gegenüber gebraucht hat. Er soll Sie nicht befremden.«

Lydia war aufgestanden. Sie ging im Zimmer einher. Dann blieb sie stehen, faßte Sivry scharf in's Auge und sagte bitter: »Ich glaube, Sie würden in dem Moment, wo ein Kopf vom Rumpfe fällt, noch scherzen können!«

»Warum denn nicht?« fragte er sich mit Anstand verbeugend. »Ich lebe, ohne das Leben zu lieben. Die Erfahrung hat mich kalt gemacht. Habe ich mir doch nie verhehlt, daß wir uns in einer Uebergangsperiode, in einer Zeit bewegen, wo das Abendroth verloschen und der Tag noch nicht angezündet ist! Die Verderbtheit von der einen und die Meinungsungewißheiten von der

andern Seite haben die Rechte umgestoßen und Willkür an ihre Stelle gesetzt. Was ist das Dasein? Alles ist in ihm Verrath, Lüge oder Gemeinheit. Die Gesetze schwanken. Die Ehe, wie ich sie denke, existirt noch nicht. Unter meinen Augen habe ich Menschen, die gleichzeitig von Freiheit und Liebe durchglüht sein wollen und in einen Abgrund von Laster stürzen, sehe, wie viel wegen Mangel an wahrer Liebe, an wahrem Ehrgeiz verschwendet wird und wählte den bequemern Theil — statt Kampf — Gleichgültigkeit!« —

»Gleichgültigkeit?« rief Lydia gereizt. »Sie wollen sagen Ironie.«

»Nun wohl,« antwortete Sivry, »Gleichgültigkeit und Ironie: diese beiden Negationen sind mir ein Obdach gegen das Gewitter, ein Schutz gegen die Wölfe geworden. Das ist ein Karthäuserkloster mitten im Leben. Eine Oasis, umgeben von afrikanischer Wüste. Sie lächeln? Wüßten Sie nur, wie oft ich über die Ehe nachgedacht, wie tief ich in das Schicksal der Frauen geblickt habe. Man macht sie

glauben, daß sie glücklich sein können und man täuscht sie fürchterlich. Das Glück ist weder in der Selbstentäußerung, noch in der Leidenschaft, denn das Glück ist — Lüge.«

Er schwieg einen Augenblick und Lydia ließ sich auf das Sopha sinken. »Sie sind fürchterlich,« rief sie ängstlich. Sivry sah sie mit einem Anflug von Weichheit an. Diese schon etwas gehöhlten Augen, diese Pulsschläge, immer verborgen und doch so feurig — hätten ihn rühren müssen, wenn er der Rührung fähig gewesen wäre. Statt dessen war er darauf bedacht, auf Lydia's Herzensgrund einen Felsklumpen zu schleudern und mit der vollen Grausamkeit des Verstandes ihre Schmetterlingsflügel zu zerreißen. Er fuhr also mit der Kälte seines erfrornen Gemüthes fort: »Die Vergangenheit der meisten Männer ist Ehrgeiz, ihre Gegenwart Genußsucht, ihre Zukunft — Feigheit. Die Arme öffnen und das Herz schließen sie. In diesen Worten resümirt sich die Geschichte unserer Tageshelden. Frauen

mit schwarzen Haaren, Mädchen mit pfirsichrothen Wangen, mit schneeigen Schultern, mit zarten Füßen, anmuthevolle Wesen, lachende Gesichter, schüchterne Jungfrauen, Alles muß ihnen dienen, Alles muß für sie weinen, sie anbeten. Lärm, Spiel und Glanz — nichts fehlt. Was sie bezaubert, ist: daß sie in der Welt das Princip des Egoismus, das sie in sich tragen, so trefflich realisirt wiederfinden. Erst denkt man sich ein System, dann begegnet es uns in bedächtiger Praxis, ja, es wird sogar vom Katheder herab in mancherlei Form gelehrt. Denn die Philosophie jetziger Zeit sagt: »denk an Dich selbst und setze den Nächsten bei Seite. Thue, was Du willst, aber handele mit Feinheit.« Grand seigneur mit dem Laster, ist man impertinent in der Gesellschaft. Man spricht mit Begeisterung über die Liebe, die Literatur, die Kunst und die Religion und ißt zur Nacht mit den gefallenen Engeln. Ein Tag ohne Lüge, eine Nacht ohne Verrath wäre Verlust. Also dastehend hält man sich für groß.«

Lydien war bei diesen Reden wunderlich zu Sinne. Es schien ihr fast, als seien sie absichtlich gehalten. Das betraf sie. Sie verfiel in eine Spannung, die halb Angst und halb Neugierde war und die das besonnene Urtheil vernichtete. Was Sivry sagte, klang fürchterlich und doch rief eine Stimme in ihr, daß er so Unrecht nicht habe. »Aber Lothar ist anders, als Alle.« Das dachte sie und wie sich die Gedanken auf ihn richteten, mußte sie sich seine durchwachten Nächte für sie, seine übergroßen Anstrengungen wehmüthig zurückrufen. Unaussprechlich rührte sie das. Sie hatte Sivry neben sich vergessen; ihre Nerven zitterten, ihre Brust hob sich. Lothar blickte sie aus allen Ecken des Zimmers an. Sie hatte ihn aufgegeben und fühlte doch, daß sie ihn nie vergessen könne. Mitten in ihre geistigen Zuckungen, mitten in die Erschütterungen und Schmerzen eines Lebens, das sich neu gestalten sollte, trafen sie Sivry's Worte, wie Aquinoctialstürme, die den Winter vorbereiten. Da lag eine

Hoffnung und da wieder eine und hier weheklagte eine Erinnerung und dort blutete eine zweite. »O Gott, wie schwer ist die Kunst des Lebens,« seufzte sie innerlich, indem sie sich an das Clavier setzte, das Friedrich ihr am Morgen hatte bringen lassen. Aber kaum, daß sie zwei Accorde angegeben hatte, so trat der Kammerdiener mit dem Bescheide ein, Friedrich lasse sich für den Abend entschuldigen und Sivry zu sich bitten. Dieser ging rasch, fast triumphirend und Lydia blieb wieder allein. Sie fuhr ein paarmal krampfhaft über die Tasten, dann überfiel es sie mit einer Traurigkeit, die sie kaum in diesem Maaße je empfunden hatte. Sie war einsam. Einsam, was sie auch beginnen, wohin sie sich auch wenden mochte. Einsam im Gewühl der Welt, einsam in diesem Glanz .... »Was soll ich anfangen, um dieses Herz zu tödten?« rief sie fast laut mit schmerzlich gerungenen Händen. Und nach einer Pause löste sich die Angst ihres Innern in dem Gebet auf: »lehre mich vergessen, gütiger Gott!« Doch statt zu ver-

gessen, tauchten die zurückgedrängten, unendlich herben Klagen von Neuem und mit doppelter Stärke in ihr auf. Sie fühlte sich wie zerrieben, herabgeworfen aus dem Himmel ihrer Phantasmen auf die gemeine Erde, zertreten von ihren Entschlüssen, die ihr doch Tugend schienen. Als der Diener eintrat, fragte sie zerstreut: »ob Friedrich daheim sei?« — »Der gnädige Graf scheint krank,« war die Antwort, »wenigstens hat er sich Brausepulver herausgeben lassen.«

Eine Weile blieb Lydia noch im Zweifel über das, was sie thun sollte, dann sagte sie sich matt: »ich muß doch sehen, ob Friedrich meiner bedarf.« Als sie die Thüre des Vorzimmers geöffnet und auf die zugehen wollte, die zu Friedrich führte, und diese nur durch eine Portière leicht verhängt war, hörte sie Sivry, der zu ihrem Manne sagte: »In Deiner Stelle würde ich mit Amadea selbst reden.« — Amadea? Eingewurzelt blieb Lydia im Dunkeln stehen. Amadea? —

Drittes Kapitel.

»Du kennſt Amadea nicht,« ſagte Friedrich, indem er ſich vom Sopha mit einer Bläſſe erhob, die Lydia wider Willen weich ſtimmte, »Du weißt nicht, daß das ein Weib iſt, die wie die Boa mich eher erſticken, als loslaſſen würde. Sieh nur die Kühnheit, hieher nach Dresden zu kommen, ſich hier vor mir in eine Theaterloge zu ſetzen und wie die Nemeſis unbeweglich mich in's Auge zu faſſen ... das ſchon ſollte Dir beweiſen, daß wir nicht mit gewöhnlichen Kräften zu kämpfen haben.«

»Du konnteſt aber doch vorausſehen, daß Amadea Dir folgen würde.«

»Ach,« rief Friedrich, »als ich ſie in Paris

kennen lernte und von da sie auf mein Schloß im Winter kommen ließ, wo sie mir da und in der Stadt die Zeit leidlich vertrieb, da kam sie mir im Anfang demüthig, weiblich, schüchtern, gehorsam vor. Da konnte ich nicht ahnen, daß aus der Leidenschaftlichkeit eine Leidenschaft entstehen würde. Jetzt bin ich ihrer über und über satt. Sie muß fort.«

»Das wird sie nicht wollen!«

»Sie muß,« entgegnete Friedrich, indem er sich zurück in's Sopha lehnte. »Hier muß die Dankbarkeit wirken und die Hingebung eine Rolle spielen. Ich war, wie Du weißt, kurz vor meiner Verheirathung für einige Monate in Paris. Schon öfters auf den Boulevards begegnete ich einer Gestalt, die mystisch an mir vorüber in ein Seitengäßchen huschte, dann stehen blieb und mir zu winken schien. Erst belustigte mich das, dann ärgerte es mich. Die Gestalt war nicht anziehend genug, um mich zu reizen. Aber eines Abends war ich ihr wieder begegnet. Diesmal rief sie:

Ah Monsieur, ayez pitié de moi. Sie rief das mit einer Stimme, die mich erſchütterte. Dennoch hörte ich nicht darauf und ging weiter. Aber als ich längſt nach Mitternacht denſelben Weg zurückwanderte, fand ich mich unwillkürlich vor dem unſcheinbaren Hauſe, in das die Unbekannte geſchlüpft war. Eine ſonderbare Unruhe ergriff mich. Die Worte: ayez pitié de moi kamen mir wieder in's Gedächtniß. Wie es geſchah, weiß ich nicht, aber ich befand mich plötzlich vor der Loge der Portière, der ich ein Fünffrankenſtück mit den Worten zuwarf: »Wohnt hier nicht ein junges Frauenzimmer, das ſpät Abends heimgekehrt iſt und das ſehr unglücklich ſcheint?« Die Portière lachte, — »au quatrième, mon beau Monsieur,« antwortete ſie, indem ſie das Geld einſteckte. Ich ſtieg hinauf. Im vierten Stock war Alles dunkel, doch hörte ich leiſe Seufzer, denen ich nachging. Ich klopfte. Niemand antwortete. Die Thüre war unverſchloſſen. Als ich in das Zimmer trat, ſah ich meine Unbekannte

vor einer Muttergottes von Gyps, die Hände gefaltet, den Kopf auf die Erde gestützt. Ein Kohlenbecken neben ihr erzählte ihren Entschluß. Sie schien sterbend. Das Bett war unangerührt. Ein tief herunter gebranntes Talglicht zeigte, wie sehr das unglückliche Geschöpf durch ihre Betrachtungen absorbirt gewesen war. Mit mir zugleich drang die frische Nachtluft in das Zimmer. Das rettete Amadea. Sie richtete sich auf ihren Knieen auf, sah mich mit irren Blicken an, schrie laut auf und sank wieder in sich zusammen. Ich trug sie auf ihr Bett; ich rieb ihr die Stirne mit etwas starkriechendem Wasser, das ich bei mir führte. Nach und nach kam Bewußtsein in sie. Indeß sie mir ihre Dankbarkeit mit Mienen ausdrückte, die herzzerreißend waren, blickte ich im Zimmer umher. Es herrschte darin ein sonderbares Gemisch von Elend und Luxus, von Prunksinn und schmutziger Vernachlässigung. Ein Sopha ohne Kissen stand neben roth angestrichenen hölzernen Stühlen. Auf dem einen lagen Küchengeräthe, auf

dem andern war ein schillerndes Seidenkleid ausgebreitet. Ueber einem Korbe mit rohen Kartoffeln hing ein eleganter Hut. Der Schrank, in dem sie gesucht zu haben schien, war leer; einige Pfandzettel lagen am Boden. »Unglückliche!« rief ich, »was brachte Sie zu diesem furchtbaren Entschlusse?« »O,« antwortete sie, indem sie sich die pechschwarzen Haare aus dem Gesichte strich, »an den Pforten des Todes wird Alles Wahrheit, da helfen keine Verkleidungen mehr, da sagt man: das war ich, das bin ich. Ja, mein Herr, vor drei Monaten noch war ich ein verworfenes, abscheuliches Geschöpf, aber plötzlich erschien mir ein rettender Engel. Den liebte ich, für den verließ ich das Haus, in dem ich mich befand, für den warf ich das bequeme Leben fort und ergriff das harte, dem ich erlegen bin. Ich lernte Théophile im Theater kennen; er wußte nicht, wer ich war, ich schämte mich, es ihm zu gestehen. Ich sagte ihm, daß ich ihn nicht bei mir empfangen könnte und gab ihm bald hier,

bald da auf Spaziergängen Rendez-Vous, in denen ich ihn als den edelsten, besten Menschen kennen lernte. Das drückte mir den Stachel der Reue nur tiefer in's Herz. Die Liebe war plötzlich in mich gedrungen. Die wirkliche Liebe. Ich beschloß, mein verworfenes Leben hinzugeben und ein rechtschaffenes zu beginnen. Es gelang mir. Ich miethete mich hier ein; ich arbeitete ganze Nächte hindurch, nur um dessen werth zu werden, den ich so unaussprechlich liebte. Um was ich Gott bat, war, daß er vor Théophile den Schleier, der meine Vergangenheit barg, nicht lüften möchte. Mehrere Monate ruhte offenbar die Hand der Versehung auf mir. Ich begegnete, Théophile am Arm, meinen ehemaligen Gefährtinnen, die mich nicht kannten; ich begegnete Männern, die mich früher gesehen hatten und die gleichgültig an mir vorübergingen; ich begegnete Ihnen, der mich einmal auf einem Maskenball zum Souper eingeladen hatte und der mich vergessen zu haben schien. — »Wie,« rief ich, »Sie sind das aus-

gelassene Geschöpf, das mir mit so vieler guter Laune erzählte, daß es weder schreiben, noch lesen könnte und nie in einer Kirche gewesen sei?«

»Dieselbe,« erwiderte Amadea. »Aber wer Théophile kennt, verändert sich durch und durch. Daß Sie mich nicht erkannten, wundert mich nicht, ob ich auch einen Theil meiner Hoffnung auf Sie gesetzt hatte.«

»Auf mich?« fragte ich verwundert.

»Ja, auf Sie,« entgegnete die Unglückliche, »denn Théophile ist arm und ich hoffte, daß Sie durch Ihren Einfluß und Ihren Reichthum ihm eine Stelle im Auslande verschaffen und ich alsdann mit ihm Paris verlassen könnte. Doch kam Alles anders, als ich dachte. Indem ich mich Ihnen zu nähern suchte, flohen Sie mich, und indeß ich Théophile zu besitzen hoffte, verlor ich ihn. Es war gestern auf dem Boulevard. Théophile war mit mir ausgewesen; er hielt mich am Arm. Da rief es hinter mir: »Amadea!« Théophile sah sich verwundert um, er begriff nicht, woher

dieser Name käme. Indem zogen an zehn junge Leute bei uns vorüber. »Amadea!« rief der Eine und »Amadea!« rief der Andere; »woher kommst Du, was machst Du hier in diesen bescheidenen Kleidern, warum bist Du nicht mehr bei der mère Trillot?« Ich stand wie angeschmiedet. Théophile war blaß geworden. »Meine Herren,« sagte er, »Sie irren sich, dieses Mädchen ist nie bei der mère Trillot gewesen, es ist ein tugendhaftes Mädchen, ist meine Braut« — Man lachte. Théophile zog mich hinweg. Er zitterte am ganzen Leibe. »Amadea,« sagte er mit erstickter Stimme, »Amadea, träume ich? War das Wirklichkeit? Was war das? Sprich, rechtfertige, entschuldige Dich. Es ist ein Mißverständniß, nicht wahr, ein grobes Mißverständniß? Du bist meine gute, meine reine, meine ebenbürtige Braut« —

Ich konnte keine Worte finden. Vor zwei Monaten hätte ich gelogen. Jetzt konnte ich nur weinen. Théophile verstand mich. Er drückte mir die

Hand. »Lebewohl,« sagte er gepreßt, »wir dürfen uns nie wieder sehen: sei glücklich.« — Ich hielt ihn nicht und er ging. Aber einen Augenblick darauf überfiel es mich wie Raserei. Ich rannte ihm nach. Ich wollte mich an seine Kleider hängen, ihm sagen: »Laß mich Deine Magd, Deine Sclavin sein, nur verlaß mich nicht.« Vergebens, Théophile war verschwunden. Da faßte ich den Entschluß zu sterben. Im Nachhausegehen begegnete ich Ihnen; meine Zukunftsgedanken erwachten noch einmal, ich rief Ihnen zu: ayez pitié de moi. Sie hörten mich nicht. Da kam ich nach Hause, zündete das Kohlenfeuer an und wollte sterben.«

»Sie fing wieder heftig an zu weinen. »Konnte die Entehrte, die ihre verächtliche Lage kannte, je Théophile's Gattin werden?« rief sie. »Ich begreife meine Verblendung nicht. Warum haben Sie mich nicht sterben lassen?« Dieser letzte Gedanke kam immer wie ein sengender Blitz wieder. Ich suchte sie emporzurichten. Sie schüttelte mit

dem Kopf. »Wir sind auf ewig geschieden,« sagte sie. »In diesem Augenblicke, wo wir mit einander reden, hat sich Théophile von mir und meinem Bilde losgerissen. Seine Ehre gilt ihm höher als seine Liebe. Ich wußte das längst. Und dennoch, was ist Liebe anders, als ein gänzliches Aufgeben des Ehrgeizes? Sich aufopfern, ganz still sein, sein Blut tropfenweise vergießen, weder Eigenliebe noch Unmuth haben, Alles geben, selbst das, was elend macht, das ist Liebe!« —

Amadea hielt erschöpft inne. Ich war in tiefes Nachdenken versunken. Das Mädchen zog mich an. Ich hoffte sie zu retten. Ich schlug ihr vor, sie bei rechtlichen Leuten in Pension zu geben. Ich sagte ihr, daß sie dort lernen, sich dort bilden, ja Théophile's würdig werden könne. Sie hatte bei diesem Vorschlag ein so irres Lächeln, daß es mich erschütterte. Ihre ganze excessive Natur lag vor mir. Außer allen Grenzen in Freude und Schmerz sprang sie vom Bette auf, umschlang mich, weinte Ströme von Thränen,

küßte mir die Hände, und warf mir die ſüßeſten, die excentriſchſten Namen zu, gerade als ſei ich ſelbſt Thé-ophile. Das that mir wohl. Vielleicht wirſt Du darüber lächeln: ich erkläre es mir durch den Drang, die äußere Schönheit mit der innern zu verbinden. Heißt eine ſolche Miſſion erfüllen nicht ein Stück Engel vorſtellen? Ein gefallenes Weſen erheben, kommt der Wonne des Schaffens gleich. Aus dieſem Geſichtspunkt laſſen ſich Ariſtoteles, Sokrates, Platon, Alcibiades erklären.«

Sivry lächelte. Lydia hatte ſich athemlos auf einen Stuhl neben der Thür geworfen.

Friedrich fuhr fort: »Als Amadea ihr Quartier verließ, wollte ſie mir etwas als Andenken aus demſelben geben. Sie fand nichts, als einen Strauß Veilchen. »Gott!« ſeufzte ſie, »man hat mir von einem Weibe geſprochen, das Chriſtus die Füße mit Wohlgerüchen wuſch. Weniger als dieſes, habe ich nur Thränen.« Dieſe Aeußerungen ſchmeichelten mir. Bisjetzt hatte ich zwar viel, aber doch noch nicht dieſen Fall erlebt. Ich

miethete Amadea bei einer Familie ein und besuchte sie täglich. In der gesunden Atmosphäre der Häuslichkeit blühte sie dergestalt auf, daß sie zwischen Blume und Frucht stand. Sie hatte einen wunderbaren Schönheitsreichthum. Ihre Hände waren weiß, weich und durchsichtig: ihre Haare konnten von zehn Fingern kaum gebändigt werden, und waren so lang, daß sie auf die Erde hinabflossen. Dabei hatte sie einen elastischen Körper, der wie ein Rohr sich bin und her bog und alle Bewegungen der Katze annahm. Ihr Auge war glühend und doch unendlich zärtlich. Es währte nicht lange, so hatte sie die Bescheidenheit der Bürgertochter, die Grazien der Aristokratin sich angeeignet. Der gute Wille, der sie beseelte, und die milde Behandlung, die sie genoß, trugen nicht wenig dazu bei, sie umzustimmen. Nicht allein, daß sie lernte — sie verlernte auch. Aber mitten in dieser neuen Existenz hatte sie Anfälle von Melancholie, die erschütternd waren. Was beweinte sie? Théophile? Ich glaube, sie hatte Théophile ver-

geſſen. Wenigſtens ſprach ſie nie von ihm. Sie beweinte vielleicht das ſtürmiſche, armſelige Leben, deſſen Freuden eben ſo ſchrecklich, als ſeine Schmerzen ſind. Auf Augenblicke war ſie wie von ihrer wahren Heimath getrennt. In der Sünde groß geworden, haßte ſie ſie zwar, aber konnte ſie vergeſſen? Ich beobachtete Amadea einmal in der Kirche. Sie kniete vor einem Crucifix, in Thränen gebadet: und dennoch waren es Thränen des Unmuths, die ſie vergoß. Unmuth über ſich, die ſie ſtatt heilige, unheilige Gedanken hatte. In ihr war der Kampf des böſen und des guten Geiſtes. Als ich ihr ankündigte, daß ich Paris verlaſſen müſſe, ihr aber einen Unterhalt geſichert hätte, fiel ſie vor mir nieder. Sie beſchwor mich, ſie mit nach Deutſchland zu nehmen. »Ich will Alles, was Sie wollen, thun,« rief ſie, »ich will auf glühendem Eiſen gehen, will einen Gürtel von Nägeln tragen, will mich von Brot mit Aſche beſtreut, nähren, nur laſſen Sie mich nicht hier!« Ich verſprach ihr endlich, ſie nachkommen zu laſ-

sen. Sie war damit nicht zufrieden. Sie brachte die extravagantesten Plane zum Vorschein; sie gehörte, ich sah es wohl, immer noch zu den gefallenen Engeln. Als ich aufstand, um zu gehen, rief sie: »Diese Trennung wird mich tödten!« — Ich verstand das nur halb, aber bald nach meiner Abreise erfuhr ich, daß Amadea in einen Zustand verfallen sei, der lebensgefährlich war. Der Arzt gab ihr nur wenige Monate zu leben. Das störte mich. Ich hatte Lydia kennen gelernt. Es war doch eine reinere Luft das. Dazu kam, daß es in meine Plane paßte, sie zu heirathen.«

Bei diesen Worten fühlte sich Lydia wie auf Nesseln. Sie wollte sich leise fortschleichen. Ein unerklärliches Gefühl hielt sie. So hörte sie weiter, wie Friedrich sagte:

»Ja, es ist sonderbar, lieber Sivry, welche Gewalt oder vielmehr welchen Zauber diese Lydia gleich anfangs über mich ausgeübt hat. Sie ist für mich das Wild geworden, das der Jäger mit einer Art von Zorn verfolgt. Besitzen konnte ich

sie nur durch die Ehe. So bat ich um ihre Hand. Aber denke Dir, was mir geschah. Als Braut war sie mir oft wunderlich, undinenhaft, ich kann sagen unheimlich vorgekommen. Sie war eisig, abgemessen, ohne daß ich das Warum erfahren konnte. Endlich kam der Aufschluß. Du erinnerst Dich, daß ich Dir den Auftrag gab, Lydiens Schulden zu tilgen. Ein Posten, der sich auf zehn tausend Thaler belief, blieb unerörtert. Am Vorabend der Hochzeit erfuhr ich zufällig, daß diese Schuld an einen gewissen Baron Lothar, der früher einmal in der Residenz gewesen und jetzt anwesend war, zu entrichten sei. Um Alles in Allem zu tilgen, gehe ich selbst hin. Baron Lothar wohnte in einer abgelegenen Gegend, zwei Treppen hoch, in einem Quartier, das ich mit einiger Mühe fand. Als ich an die Thüre, vergnügt im Gedanken an das Morgen, komme — ich glaube wahrhaftig, ich trällerte ein Lied — schallt mir eine weibliche Stimme entgegen, die mich in meinen Fibern erzittern machte. Ich bleibe stehen;

ich horche. »In sechs Monaten sehen wir uns in Carlsbad!« ruft eine Frau, die an mir vorbei zur Treppe eilt — das Haar steht mir zu Berge. Diese Frau ist Lydia, ist meine Braut, ist morgen meine Frau! Ich erkannte sie so deutlich, als ich Dich vor mir sehe, dennoch zweifelte ich noch, eilte ihr nach« —

Lydia, die dieser Erzählung mit einer Art von Stumpfsinn gefolgt war, sank aufgelöst zusammen. Sie zitterte fast vor Furcht, als Friedrich, zu Sivry gewandt, fortfuhr:

»Es hatte geschneit. Ueber den großen Platz hinüber stürzt Lydia, mit einer Behendigkeit, daß ich ihr kaum folgen konnte. Ich sehe sie in ihr Haus treten, sehe sie die Treppe hinaufschwanken — kein Zweifel, sie ist es, sie liebt einen Andern und heirathet — mich!«

»Ich erkläre mir nun Dein abstoßendes, gereiztes Wesen am Hochzeitstage,« sagte Sivry, »wo Du auf die zehntausend Thaler nicht mehr eingingest.«

»Ich ſage Dir,« rief Friedrich, »mir ſchwindelte in der erſten Stunde nach dieſer Entdeckung. Ein Anderer hätte die ganze Parthie aufgegeben, mir flüſterte ein guter oder ein böſer Geiſt ein, daß ich hier ein Problem zu löſen hätte. »Wie?« ſagte ich mir, »ſollte ich nicht durch Aufmerkſamkeit und Zartgefühl dahin gelangen, Lydia dauernd an mich zu feſſeln? Sollte mir der Triumph nicht werden, ſie, die mir durch das Geſetz gehört, frei zu geben, um ſie durch Schmeichelei wieder zu gewinnen?« Du weißt, Sivry, es war von jeher meine Aufgabe, Syſteme wahr zu machen, Plane durchzuführen. Ich liebte Lydia nicht, aber ſie war mir intereſſant, ich wollte verſuchen, wie ſich es mit einem ſolchen Weſen leben läßt!«

»Nach dem erſten Schreck beſchloß ich ſofort, ſie durch ſyſtematiſche Delicateſſe in ſich ſelbſt zu verſtricken, in ſich ſelbſt zu unterjochen« —

Hier ſeufzte Lydia ſo tief, daß Friedrich inne hielt. Als Alles ſtill blieb, fuhr er fort:

»Statt ihr zu ſagen: »Weib, ich bin Dein

Herr, Du bist mein rechtmäßiges Eigenthum, Du mußt mich dulden, weil Du mich geheirathet hast,- statt ihr das zu sagen, ließ ich ihr anscheinend eine Freiheit, die beispiellos war.-

-Man könnte diesen Heroismus füglich monstruos nennen,- warf Sivry hin, indem er sich behaglich auf einen Stuhl streckte.

-Monstruos oder nicht, es war immer ein Heroismus der Consequenz, denn ich richtete all' mein Augenmerk darauf, Lydia mit den feinsten Fäden an mich zu binden,- sagte Friedrich. -Ich gestehe Dir, diesen Zweck zu erreichen, diesen Triumph zu feiern, diesen Plan zu erfüllen — das nahm nach und nach meinen ganzen Menschen in Anspruch. Ich wollte sie klein machen, sie in sich selber auflösen, sie in's Allgemeine verflüchtigen. Darum ordnete ich den Hausbau an, darum freuete es mich, Lydiens Parthie meiner Mutter gegenüber nehmen zu können, darum endlich reiste ich sogar auf's Land.-

-Nun, nun,- rief Sivry lachend, -Dein Thema

reißt Dich hin. Auf's Land gingest Du Amadea's wegen, die an der Schwindsucht krank schien.«

»Nur theilweise,« sagte Friedrich. »Das Hauptaugenmerk war immer das, Lydien so in alle kleinen häuslichen Beziehungen einzutauchen, daß sie endlich meinem Willen sich fügen und Lothar aus dem Grunde heraus, aus sich selbst, aufgeben müsse. Du glaubst nicht, wie ich oft über die gute Frau gelächelt habe, wenn sie zwischen Pflicht und Liebe getheilt, mich behalten und Lothar doch sehen wollte. Eins oder das Andere zu wählen, dazu mußten die Verhältnisse sie nach und nach zwingen. Ich bin mir oft in dieser Zeit wie ein Arzt vorgekommen, der an seinen Patienten Experimente macht. Das ist ein Triumph, Sivry, den ich für alle Amadeen der Welt nicht hingebe.«

»Und den ich vollkommen begreife,« entgegnete Sivry. »Du hast Dich in der That en homme du monde bewiesen. Ich bekomme Respect vor Dir,« fügte er lachend hinzu, »Du hast den Mei-

ster übertroffen. Ich will also zu Amadea, ihr sagen . . .«

Er hielt inne, denn Lydia stand plötzlich todtenbleich in der Mitte des Zimmers. Sie schien im fürchterlichsten Kampfe zu liegen, so völlig athemlos war sie. Dann faßte sie sich, sah Friedrich starr an und sagte mit erstickter Stimme: »Ich komme nur Dir anzukündigen, daß ich morgen nach Carlsbad reise.«

Und ehe er noch entgegnen oder sich besinnen konnte, hatte sie schon geisterhaft das Zimmer verlassen. Verwirrt sahen sich Friedrich und Sivry an.

Viertes Kapitel.

Es giebt Punkte in der Gegend von Carlsbad, von deren Höhen man mehrere Thäler auf einmal überſieht. Aecker, Hütten und Landhäuſer verſchwimmen in die bläuliche Ferne, indeß näher heran übereinandergeſtürzte ungeheuere Felsblöcke von Rieſenfauſt dahin geſchleudert, ſich wie Titanenaltäre ausnehmen, auf denen der menſchliche Gedanke, gleich einem Adler, ſich niederläßt und von der Erde getrennt, über der Erde zwiſchen Abgründen das Facit ſeiner Erfahrung macht.

Lothar liebte dieſe Punkte. Es war ihm, als wenn er auch heute, beim Niederſinken der Sonne, hinauf auf die Höhe, unter die grünen Eichen, die ſchauernd die Küſſe der Abendwinde empfin-

gen, ſich lagern müſſe. Als er auf der Spitze des Berges war, dämmerte es ſchon. Der Mond ſchien neblicht hinter den Anhöhen emporzuklimmen. Ein ſilberner Schleier hatte ſich über den durchſichtigen Himmel gezogen. Einzelne Pappeln wiegten grüßend das Haupt. Das Moos, mit Erlen geſchmückt, glitt weich den Abhang hinab. In den Zweigen ſchwieg es, aber es zitterte darin wie Geheimniß. Lothar betrachtete dieſe Schöpfung. Er ſuchte ſich Rechenſchaft von dem abzulegen, was in ihm ſeit ſechs Monaten ſich abgelagert und geſichtet hatte. Es war ſo Vieles anders! Und doch lebte er! Und doch war er hier und überſah das Daſein, das ihm nur noch lieb in der Regel, nur erträglich in der Ruhe und der Enthaltſamkeit war. »Gütiger Gott,« dachte er, »Du haſt Dich auch an mir bewährt. Du haſt meine irrenden Gedanken geleitet, haſt mich getröſtet und geſtärkt. Ich bin wieder heimiſch in dieſer Welt, ob ich mich auch aufgegeben habe. Alle meine Gefühle gehören dem Unglück. Ihm

widme ich Arbeit und Anstrengung, diese Athemzüge, die aus der Intelligenz, um die Intelligenz zu wecken, strömen. Meine Nächte haben Ruhe, meine Tage haben Kraft. Vor sechs Monaten war das anders. Da war ich heftig erkrankt und hatte das Gefühl, das nach dem Delirium eintritt, wo die Zeit lang und kurz, verzehrt von Träumen, in sonderbaren Stimmungen wie zerrissen ist. Welche Wohlthat liegt für mich in meinen neuen Gedankenzügen! Ich verlasse gleichsam ein sinnverwirrendes Drama, um die ruhige Anschauung und die Wissenschaft einzutauschen. Die Natur ist mir wieder heilig geworden! Langsam die Blüthe betrachten, die ich im Keime verlassen hatte, langsam die Quelle, die still zu meinen Füßen rieselt, in ihrem Laufe verfolgen, das sind wieder ächte, rechte Freuden.-

Er lächelte für sich. -Wie habe ich mich zu beschränken gelernt, ich, der ich schon so beschränkt war! Fünfhundert Thaler als Jahresgehalt und daneben — der eiserne Wille zur Beschäftigung —

in einer Welt lebend, die wie eine chineſiſche Mauer zwar alle Klänge, aber keine Verſuchung zu mir ließ .... es mag bizarr, ja unmöglich ſcheinen, aber es iſt wahr, daß ich die ſonderbaren Effecte der äußerſten Mäßigkeit an mir ſelbſt erprobt habe und nun weiß, daß man für einige Groſchen täglich das Leben friſten, es lieben, eine ſehr lebhafte Einbildungskraft erhalten und ein helles Urtheil erringen kann. Ein Mann, der alſo lebt, wird allerdings den Frauen wenig gefallen, denn dieſe wollen in der Liebe ihre Eitelkeit befriedigt finden. In der Beſchränkung aber finden kleine gefühlvolle Affenkünſte keinen Platz. Oder bin ich ungerecht? Verübt mich die Erfahrung ſo unſanft, daß ſie mit ſpitzen Nägeln das Gift in die Wunde gräbt? Verurtheile ich Alle, weil die Eine anders als Alle war?'

Lothar blickte eine Zeitlang ſtill vor ſich hin. Dann rief er: 'Warum bin ich hier, wenn es nicht iſt, um ſie wiederzuſehen? Was hat mich aus Paris fort und hieher, aus meiner Dach-

kammer in dies Gewühl gejagt.' Der Gedanke an sie. Noch immer dieser Traum.' Noch immer die seltsame Hoffnung, einmal diese Eisschollen zu schmelzen und sie das Erhabene weiblicher Hingebung ganz erkennen zu lehren.' Stechende Schmerzen liegen wie Nadeln in meiner Seele, wenn ich mir die Naivität ihres schrecklichen Egoismus zurufe. Wie ein mit Wasser getränkter Schwamm, so dehnt sich mein Herz und sinkt bei der Erinnerung an diese Erscheinung, die die Liebe in ihrer Größe verkannt hat und den Schrei einer sterbenden Hoffnung nicht zu hören vermochte. Giebt es denn nur ein Weib auf Erden.' Meine Gedanken haben sich zehntausendmal vor mir verkörpert und mich fort von ihr gerissen, aber einen Augenblick darauf tauchte sie wieder auf, lächelte, weinte, bat .... Es muß einen Zauber geben, denn wie hätte ich anders die dem Irdischen so feindlichen Schmerzen wie eine Märtyrerkrone angenommen.' Was hab' ich nicht gelitten, nicht erlebt.' Durch Lydia habe ich Empfindungen ken-

nen gelernt, die ich für unmöglich hielt. Durch sie weiß ich, was es heißt, sich gedemüthigt fühlen, sich vor Menschen beugen, deren Sitz ein Geldsack ist, kalte Blicke ernten .... für ein großmüthiges Herz sind Verpflichtungen der Art die Hölle. Aber inmitten dieser Leiden rief es immer lauter in mir nach getheilter, geträumter, unmöglicher Liebe!«

Lothar verfiel jetzt in ein tiefes Sinnen. Als er das Haupt hob, war es Nacht um ihn. Die Hitze am Tage war drückend gewesen. Nun lief es kühlend über die Berge mit leisem fröstelnden Windeshauch. Das that ihm wohl. Er stieg langsam die Felsen hinab. »Ich werde doch endlich Nachricht erhalten,« sagte er weitergehend. »Endlich wird doch diese Ungewißheit gehoben, dieser Zustand beendet sein! Was will ich?« Nicht sie besitzen, das ist unmöglich, das verträgt sich weder mit der Ehre, noch mit dem Gesetze, noch mit dem Gewissen, aber sie sehen, erfahren, wie es mit ihr steht, ihr Freund auch dann sein, wenn

sie in mir vielleicht einen Feind erblickt, mich ihr unerschütterlich in schmerzlicher Ergebung, ohne Schwäche gegen sie, ohne Mitleid für mich zeigen — das möchte ich, das erbitte ich mir vom Geschick, das wäre Trost- . . . . .

Er war jetzt bis zum Cursaal gekommen. Wie immer wurde auch heute dort getanzt. Die Musik schallte zu den Bäumen, unter denen Lothar stand. Die warmen Abendlüfte hoben ihm die Haare, die Gedanken glitten wie leichthin gefärbte Wölkchen durch seine Seele. Seine Trauer wurde still, seine Freude nebelartig, seine Sehnsucht flügelmatt.

Am andern Morgen sprach er auf der Post vor und ging dann mit einem ganzen Pack Briefen den Bergen zu. Der Pfarrer Müller hatte ihm ausführliche Nachricht über sein ehemaliges Gut gegeben und seine laute Freude über Lothar's Rückkehr nach Deutschland ausgedrückt. Der Brief wurde zuerst gelesen. Müller schrieb: »Es ist mir noch immer, als gehörte Ihnen das Gut,

werther Herr Baron. Nichts ist in ihm geändert. Alles steht und liegt, wie sonst. Nur der wilde Wein am Lusthäuschen ist üppiger, als im vergangenen Jahr. Im Uebrigen scheint Ihr Geist zu waiten und Ihr Wille heilig zu sein. Die Wirthschaftsgebäude sind neu beworfen. Der klappernde Storch steht mit der Frau Störchin gleichzeitig auf einem Bein, sieht von seiner Höhe hinab auf den Hof und putzt sich behaglich die Flügel. Das Wohnhaus ist unverändert. Leider beweist das Gras auf der steinernen Treppe, daß es verwaist ist. Zuweilen erscheint Fräulein Sophie, schließt selbst die Thüre auf und läßt frische Luft in Ihr Arbeitscabinet dringen. Dann kommt doch einige Bewegung hinein, aber sie ist langsam, fast traurig. Auch sagte mir Fräulein Sophie, daß sie dieses Jahr eine Reise mit ihren Eltern unternehmen und vom Lande in die Berge ziehen wolle. Möchten Sie ihr auf Ihrer Reise begegnen! Was meine Briefe nicht können, wird sie erlangen . . . Ihren Besuch bei uns, den wir

eben so heiß wie den Segen Gottes zur Ernte ersehnen. Bewahren Sie mir indeß Ihre Freundschaft, werther Herr Baron. Sie ist der Sonntagsgedanke meiner Seele!«

Lothar war innig gerührt. Sophie in ihrer Einfachheit stand vor ihm und neben ihr Lydia. Beide so verschieden und doch verwandt. Im Hintergrunde das liebe Gut, die »süße Gewohnheit des Daseins«, eine durch und durch veränderte Existenz und dazwischen der ganz leise, kaum gestandene Wunsch, wahr zu machen, was Müller in seinem Briefe angedeutet, aber nicht ausgesprochen hatte. Es war eine Krisis, diese jetzige Zeit, eine Uebergangsperiode, die in ihm unendlich viel an- und aufregte. Ist nicht eine starke Seele für den Augenblick nöthig, wo die Enttäuschung eintritt? Hatte Lothar diesen Augenblick nun auch hinter sich, wie unendlich viel gab es noch zu entwirren, wie drängte ihn sein Gemüth vorwärts und warf ihn doch wieder zurück in die Vergangenheit.

Er faltete nun auch die anderen Briefe, meist literarischen Inhalts, auseinander. Sie waren von neuen Freunden, von französischen Gelehrten und Schriftstellern, die ihn in Paris kennen und seiner tiefen tüchtigen Bildung wegen schätzen gelernt hatten. Der eine sprach ihm von neuen Erfindungen, der andere von Eugène Sue, der dritte von Politik. Alle athmeten Heiterkeit und Objectivität. Nicht ein einziger trug Spuren jener innern Zerrissenheit, von der die Literatur, wenn auch nicht der heutige Literat, überfließt. Lothar sog mit innerer Lust die Briefe in sich, lächelte, als die Franzosen ihm schmeichelhafte Worte über sein Gelehrtsein, das keines war, sagten, und gedachte endlich den Rückweg anzutreten, als er plötzlich auf einem Felssprung Sophie vor sich sah. Sie war purpurroth. »Baron Lothar!« mehr konnte sie nicht sagen. Auch er war erschüttert.

»Welche Ueberraschung! Wo kommen Sie her?«

»Wir sind seit heute Morgen hier,« antwortete Sophie verwirrt. »Mein Vater sucht Sie in Ihrer Wohnung auf; ich habe mich hier auf dem Spaziergang verirrt.«

Sie standen an einem schattigen Orte. Die Sonne stahl sich zwischen Eichenblättern durch und fiel wie goldener Staub auf Sophiens Rabenhaar. Sie war lieblich in dieser Umgebung, angestrahlt von einer Erschütterung, die mit dem sonst ruhigen Wesen seltsam contrastirte. »Jetzt gleich,« rief sie nach zwei Secunden Stillschweigen, »erzählen Sie mir, wie es Ihnen in diesem Jahr ergangen ist und ob Sie nicht Ihr kleines Elderado in Paris vermißt haben?«

Sie sah ihn fröhlich an. Eine Bank stand neben ihnen. Lothar und sie setzten sich. »Das Studium,« sagte er, nachdem er ihr einen Ueberblick über die Vergangenheit gewährt hatte, »hat so viele besänftigende Seiten, daß in ihm der Lohn neben der That ruht. Wie oft habe ich in meinem Bodenstübchen fünf Stock hoch gesessen,

mit heiterm Gemüth mein Milchbrötchen verzehrt und vor mir die mit grünlichem Moos angeschossenen Dächer betrachtet, die zwar anfangs gar monoton schienen, aber mir doch den Blick in wunderbare Schönheiten gönnten. Ich entdeckte Lichteffecte, die einzig waren, und die sich von dem Nebel bis zum Aufblitzen der Sonne, von der Nachtstille bis zum Tagesjubel erstreckten. Mein Zimmer hätte Manchem mißfallen. Mir war es lieb. Es erinnerte an die Bleikammern Venedigs, hatte aber eine himmlische, von keiner Nachbarschaft gestörte Einsamkeit.« Sophie sah ihn fragend an. Er fuhr, ohne sich unterbrechen zu lassen, fort: »Sie wissen an sich selbst, welche gesunde Atmosphäre ein monotones Leben einschließt, aber das wissen Sie nicht, wie sehr die Ausbildung des Denkvermögens zum Glück oder zum innern Frieden beiträgt. In meinem Dachkämmerchen habe ich oft auf einem klaren See, umgeben von einer erhabenen Natur, angehaucht von einer lauichten Luft geschwommen und doch

kann dies Bild das Gefühl nicht ausdrücken, das mich bei der Entdeckung einer neuen Idee ergriff.«

»Und womit beschäftigten Sie sich?« fragte Sophie ernsthaft geworden.

»Mit einem literarischen Werke, das neue Theorien aufstellt und dem zu Liebe ich die alten Klassiker studirt habe. Ich bin wie der Seidenwurm gewesen, der von einer unsichtbaren Macht getrieben aus sich heraus warme Hüllen spinnt.«

»Und Ihre Plane?« sagte Sophie, ihrer innern Bewegung kaum Meister.

»Ich habe eine ehrenvolle Unabhängigkeit erlangt, habe meine Verpflichtungen erfüllt, bin frei!«

»So kommen Sie wieder zu uns?«

»Vielleicht,« entgegnete Lothar mit einer Nüchternheit, die ihn selbst befremdete.

Sophie war blaß geworden. Sie strich die Haare von der Stirne, zog ihre Echarpe über die Schultern, blickte Lothar ernst an und sagte dann mit einigen raschen Athemzügen: »Es wäre

Zeit, dachte ich, den Rückweg anzutreten.« Sie hatte seinen Arm ergriffen und so zwischen Gesprächen, die das Gut betrafen und die Lothar bewiesen, daß Sophiens Eltern und sie selbst durch und durch tüchtige Landleute seien, kamen sie nach Carlsbad zurück. Sophiens Eltern empfingen ihn auf's Freundlichste. Der Vater sprach ihm von der Ernte, die Mutter von dem Pfarrer Müller, Sophie von den Spargelbeeten und dem Hühnerhof. Vor einem Jahre hätte ihn das entzückt. Jetzt beklemmte es ihn. Es war doch nicht mehr wie sonst; er hatte andere Interessen, andere Wünsche. Sein Horizont war weiter, seine Gedankenkreise waren größer geworden. Selbst Sophie behagte ihm nicht mehr. Zu tief in die Wirklichkeit getaucht, war sie gewohnt, ihre Gefühle statt in Worte, in Thaten zu kleiden, sie entbehrte des zarteren Ausdrucks oder der hingebenden Grazie. Ihre Thätigkeit hatte sie vor Wünschen bewahrt. Sie war eben so wenig träumerisch, als sie prosaisch war. Der

Anblick einer schönen Landschaft versenkte sie nicht in unendliche Wonne. Gott hatte in sie eine jener Seelen gelegt, die für das Stillleben geschaffen, auch nur im Stillleben gedeihen können. Genügte das Lothar? Warum mußte er immer an Lydia, an die wonnevollen Stunden mit ihr, an so Vieles denken, das ihn weit fort von Sophie trieb? Mitten in den vertraulichen Mittheilungen über sein Gut, bemächtigte sich seiner eine Sehnsucht nach der Vergangenheit, die ihm wunderbar befremdlich war. An Sophiens Seite hätte er sich beruhigt fühlen können. Was hieß ihn denn die Ruhe von sich stoßen? Die sanften Freuden der Freundschaft waren ihm auf einmal weniger lockend als das schwankende Glück, Lydia doch noch einmal wieder zu sehen. Dahin zog es ihn, für den Augenblick lebte er, ja er hatte Momente, wo er sich lächelnd sagen mußte: »Himmel, wie mag ich Lydien mit meinen Enten und Gänsen einst vorgekommen sein, da ich jetzt von Sophiens Gesprächen so kühl berührt werde!«

Und doch betrübten ihn diese Betrachtungen, denn er kam sich in ihnen undankbar, und was schlimmer ist, sich selbst unerklärlich vor.

Als er am andern Morgen von einer Brunnenpromenade in sein Zimmer trat, lag vor ihm auf dem Tische, neben einem Strauß Blumen, den die Wirthsfrau dorthin gelegt hatte, ein Brief. Lothar erkannte die Handschrift auf den ersten Blick. Ein Krampf glitt ihm über die Züge; Leichenblässe bedeckte sie. Seine Hände flatterten, als er das Blatt nahm, das Siegel lös'te und das Papier langsam auseinander bog.

»Ich komme nicht nach Carlsbad,« schrieb Lydia. »Ich weiß, daß Sie da sind, und komme nicht. Freiwillig, ohne Ueberredung, nur dem innersten Drange gehorchend, bleibe ich entfernt. Ich löse mein Wort nicht, kann es nicht lösen. Beklagen Sie mich, aber verdammen Sie mich nicht. Ich weiche einer höhern Macht. Ich bin nicht glücklich, aber ich will auch nicht schuldig sein. Bis Dresden war ich gekommen. Bis hie-

ber hat mich der Wunsch, Sie wiederzusehen, getrieben. Nun bleibe ich stehen. Es ist aus mit mir, Lothar. Ich bin Ihrer wirklich nicht werth. Das ist keine Demuth, sondern eine immer stärker werdende, schmerzliche Ueberzeugung. Sie haben Großes an mir geübt. Ihr Geist wollte meinen Geist durchdringen. Ich verstand Sie auch, ich begriff, daß in diesem Leben etwas Unsagbares ruhen, eine Gewalt stärker, als der Besitz, herrschen müsse, aber Ihre Stimme war drohend, sie schlug furchterregend an mein Herz, sie nahm mir alle meine Freuden. Ich liebte Sie, und doch schien mir Ihre Weisheit Kälte, Ihre Güte Egoismus. So legte sich erst Unverstand, dann Mißverstand zwischen uns. Mit der Entdeckung, daß Sie aus Edelmuth mich aufgegeben hatten, kam die Selbsterkenntniß und die Reue. Ich wollte nun wieder gut machen, wollte Ihnen eigen sein, selbst als Frau eines Andern so eigen sein, daß Sie mit Stolz sagen könnten: ich habe gelitten, aber ich bin belohnt! — Ich legte mir

viel auf. Jeder Gedanke enthielt eine krankhafte Regung, einen versteckten Wunsch, eine tiefe Reue. Friedrich ließ mir Freiheit. Ich lebte in seinem Hause und war einsam. Ich war in einer Wüste und hämmerte an einem Felsen. Ohne bestimmten Plan wich ich dieser oder jener Aeußerlichkeit, die mich mit Friedrich in Berührung brachte, nicht aus. Ich hatte die Ehe als eine leere Form betrachtet. Meine erste Heirath hatte mich an einen Mann gefesselt, der dem Wahnsinn näher als der Vernunft war. Meine zweite brachte mir Glanz . . . aber auch Strafe. Noch ahnete ich nichts von der Heiligkeit eines Bandes, das der Zufall zu knüpfen und das Schicksal zu festigen scheint. Erst nach und nach erkannte ich, daß sich in ihm unwillkürlich ein gegenseitiger Austausch von Verpflichtungen bildet, so zart, daß das Gemüth, wenn nicht gefesselt, doch berührt, wenn nicht durchglüht, doch erwärmt wird. Was ich vor vier Monaten noch für unmöglich hielt, ist eingetroffen. Dankbare Gewohnheit hat mich an

Friedrich, an den Mann gefeſſelt, dem weder mein Herz, noch mein Verſtand gehört. Ich liebe ihn nicht, und kann nicht los von ihm. Erklären Sie mir dieſen Widerſpruch. Mein Weſen ſtrebt zu Ihnen, Lothar, und mein Gewiſſen zwingt mich, Sie nicht wieder zu ſehen. Meine Anſichten haben ſich nicht plötzlich auf dieſe Seite gewandt; ſie werden mir jetzt erſt völlig klar. Ich habe nicht definirt, nicht anatomirt, nicht die Schläge meines Herzens, wie der Geizige ſeinen Reichthum, gezählt . . . meine Gefühle ſind wie Schiffe geweſen, die der Sturm zerſchellt. An den Reſten, die das Meer an's Ufer wirft, erkenne ich ihre Größe und ihren Inhalt. Nach und nach ſind mir dieſe Alternativen, in denen ich lebe, dieſe Pendelſchwingungen, die immer eine und dieſelbe Stelle treffen, unerträglich geworden. Ich mußte einen Ausweg in der Selbſtachtung und der Reſignation finden. Sonſt war die Ehe ein Mittel geweſen: jetzt ſoll ſie mir Zweck werden. Wäre man in ihr doppelzüngig, zu welcher Lüge,

zu welcher Verwirrung würde das führen. Was rettet vor der Lüge? Wahrheit. — Wahrheit? Wenn das Wort nicht von der Liebe getragen wird, wie kalt ist es dann! Es fröstelt mich, indem ich es in tiefer Nacht niederschreibe. Stärken Sie mich, Lothar. Denken Sie meiner ohne Bitterkeit. Machen Sie, daß ich Sie mir nie zu großmüthig, nie zu edel gedacht habe. Vergeben Sie mir.

»Das ist das Leben. Wir Alle verlassen das Vaterhaus mit freudigen Hoffnungen. Wir sind mit Schätzen der Liebe und des Glaubens beladen. Allein, wenn wir uns mit den Ereignissen, den Menschen, dem Leben und der Bewegung eine Zeitlang vertraut gemacht, uns an ihnen zerarbeitet haben — wie schwinden die Reichthümer. Leben Sie wohl, Lothar. Mein Gruß steigt wie ein zitterndes Gebet zu Ihnen auf. Er ist der wehmüthige Dank für all' die Freuden, die Sie geben wollten und die ich verschmähen mußte.«

Lothar hatte mit trockenen Augen bis hieher

geleſen. Nur ſeine blaſſen, zitternden Lippen zeugten von jenem innern Ergriffenſein, an dem der Menſch ſterben könnte. Da klopfte es an die Thür, und ehe noch Lothar »herein« geſagt hatte, trat ein beſtäubter Jäger mit einer Viſitenkarte und dem Beſcheide ein, die Gräfin Friedrich lange ſo eben an und bäte den Baron Lothar, alsbald zu ihr in den Gaſthof zu kommen! Lothar war erſtarrt. Er kam ſich mit dieſem Brief in der Hand, im Angeſichte des Jägers und Lydiens Viſitenkarte wie wahnwitzig vor. Eine Weile blieb der Jäger ſtill vor ihm ſtehen, dann fragte er: »welchen Beſcheid er der Frau Gräfin zu bringen habe?« »Daß ich kommen werde,« rief Lothar mit einer Haſtigkeit, vor der er erſchrak, und als er allein war, wiederholte er: »daß ich gleich kommen werde!« Der Gedanke, Lydien wieder zu ſehen, machte ihn glücklich; aber was ſollte der Brief? Was ſie ihm geſchrieben hatte, ſchmerzte ihn furchtbar, und doch war es aus ſeiner innerſten Ueberzeugung genommen,

konnte nur mit seiner innersten Ueberzeugung übereinstimmen. Warum triumphirte er denn? Was wollte er überhaupt? Konnte er ihr sagen: »Du hast Unrecht!« wenn Alles in ihm rief: »Sie hat Recht!« Warum war sie gekommen? Wozu dieser Kampf, da doch sein Ende Entsagung war? Und dennoch, wie er sich auch mit seinen Fragen hin- und herwandte, immer fühlte er, daß das, was ihn zu Lydia trieb, zwar dem Anschein nach verdammenswerth, aber völlig rein und glühend empfunden war. Sollte er sich in seinen eigenen Augen herabsetzen, sollte er sich mit herber Strenge anklagen? Er mußte sie sehen: er durfte ihr ein mündliches Lebewohl, ein tiefgefühltes Wort mit auf den Weg geben. Das konnte ihm kein Gott, geschweige denn das Gesetz rauben. Das war mit inbegriffen in jene Freiheit, die sein Eigenthum und das Eigenthum Lydiens war. Vor diesem Worte brauchte er sich nicht zu schämen, in dieses Wort wollte er den Stamm der Unsterblichkeit pflanzen.

Feierlich ging er zu Lydia: eben ſo langſam und geſammelt, als er vor fünf Minuten ſich hinüber zu ihr mit raſender Schnelle geſtürzt haben würde. Vor der Thüre des Gaſthofes ſtand der beſtäubte Reiſewagen; auf dem Corridor kam ihm Lydia zitternd entgegen. »Daß wir uns ſo wiederſehen müſſen!« rief ſie, indem ſie ihn in ihr Zimmer zog und ſich leichenblaß auf einen Stuhl warf; »daß ſich in die Wonne dieſes Augenblicks der Wermuth einer ſolchen Vergangenheit miſchen muß! Können Sie ſich denken, Lothar, daß ich, die Ihnen ſchrieb, daß ich entſagen, mich opfern, meiner Pflicht treu bleiben wollte, jetzt Alles — zurücknehme?«

Lothar ſchlug erwartungsvoll die Augen auf und Lydia ergoß die gepreßten Ströme ihres Zorns und ihrer Liebe in ein Meer von Mittheilungen, das ihm ungeheuerlich erſchien. Mit fliegenden Pulſen erzählte ſie, was ſie ungeſehen in Friedrich's Zimmer gehört hatte. »Und nun mitten in dieſem Elend, mitten in dieſer Lüge, wer iſt wahr, wer —«

rief sie und stürzte sich in seine Arme, »wer ist wahr als Du! Erst jetzt fühle ich, wie ich Dich liebe, wie ich Dich immer geliebt habe. Meine Glanzsucht, meine Verirrung, meine Unruhe hatten hauserhoben Schutt auf meine Liebe geworfen. Jetzt sprießt sie auf einmal wie eine Blüthe hervor, deren Schönheit mich überrascht, so überrascht, daß ich nichts sagen kann, als nimm mich, ich bin Dein, vernichte mich!«

Ihre Thränen flossen stärker. Sie umschlang ihn, als er immer noch sprachlos mit stummer, wehmüthiger Geberde vor ihr stand, umschlang ihn so, daß er nicht loskonnte, und rief: »Dich habe ich geliebt, Dich immer und unaussprechlich geliebt! Könnte ich nur ausdrücken, wie mir ist. Reue, Schaam und Glückseligkeit erfüllen mich in einem Maaße, daß sich die Begriffe in mir verwirren und nur das Eine fest ist: daß ich Dich wieder habe und Dich nicht wieder lassen werde.«

Erschöpft ließ sie den Kopf auf Lothar's Schultern fallen und dieser fühlte, daß der Wunsch, in

den Armen der Geliebten sterben zu dürfen, ein sehr natürlicher, ein sehr einfacher sei. Doch beherrschte ihn dies Gefühl nur einen Augenblick, dann führte er Lydia zu ihrem Sitze zurück, ließ sich vor ihr auf die Knie nieder und sagte so sanft wie möglich:

»Lydia, besinne Dich. Du bist nicht frei, bist nicht in Deinem Recht. Das Gesetz stellt Dich unter den Einfluß eines fremden Willens. Du kannst Friedrich weder Deine Treue, noch seinen Namen, ja nicht einmal Deine Dankbarkeit entziehen.«

Erstaunt blickte sie ihn an; dann gab sie ihm die kalte Hand und sagte mit einem Ausdruck großartigen Vertrauens: »Lothar!«

Er behielt ihre Hand, er drückte sie sich an die heißen Augen.

»Ach,« seufzte sie, »es ist möglich, daß, was Du sagst, einen Sinn hat. Du hattest schon einmal unternommen, mich zu Dir zu erheben. Damals verstand ich Dich nicht. Zeige mir jetzt, daß Du barmherzig und duldsam bist.«

Lothar war aufgestanden, war einigemal auf und ab gegangen und hatte sich dann wieder neben sie gesetzt. Er glaubte einen Wehschrei ausstoßen zu müssen, doch bezwang er sich. »Du willst,« sagte er, »die freie Wahl, den heiligen Bund zweier Herzen über das setzen, was Dir die Gesellschaft und die Gewohnheit aufgebürdet hat. Du weißt nicht, was Du thust. Du weißt nicht, daß Du heute von Friedrich getrennt, es morgen auf's Tiefste bereuen würdest. Du weißt nicht, daß es etwas Höheres als die Befriedigung unserer Neigungen, etwas Wichtigeres als den vorüberrauschenden Augenblick giebt. Wenn ich Dir einmal sagte: »Du bedarfst Glück, keine Liebe,« so wollte ich damit ausdrücken, daß Wesen, wie Du, in den Farben der Phantasie schwimmen. Was ist der Grundton der Phantasie? Was trägt oder nährt sie? Der Glanz, der Dir ward, das Glück, dem Du erlagst. Verlange Du nicht nach Liebe. Sie ziemt denen, die aufzuopfern und zu darben wissen. Der Schöpfer legte

auf die eine Waagschale das Glück, auf die andere — die Liebe. Lydia, Du hast gewählt.«

»Nein, nein!« rief sie. »Laß mich die lügnerische Glücksillusion fliehen. Gieb mir Arbeit, Anstrengung, Nützlichkeit, Schmerz, Schaam über mich, die ich die Ruhe, den Glanz, die Behaglichkeit wollte. Lehre mich einfach sein, mich vergessen, mich auflösen für Andere!« —

Ihr Gesicht glühte. Lothar betrachtete sie mit steigender Wehmuth. »Ertrage Friedrich,« sagte er mit gepreßter Stimme; »sei versöhnend, nicht richtend. Tröste ihn, wenn er des Trostes bedarf, sei ihm in Wirklichkeit der Engel, von dem die Bibel sagt: »ich werde Dir einen Gesandten schicken, auf daß er Dich in seine Arme nehme.« Das, Lydia, ist der Weg, den Du wandeln sollst, vielleicht mit Schmerz, vielleicht mit Verzweiflung, aber unwiderruflich wandeln sollst. Auf ihn bist Du gewiesen; für ihn mußt Du arbeiten und wenn es Noth thut, leiden. Liebt Dich jetzt Friedrich nicht? Opferte er Deinetwegen nicht

Amadea? Wenn sich zwei Menschen begegnen, wenn sie sich vor Gott Treue schwören, so ist das nicht bedingungsweise, sondern ganz, sondern ohne Ausnahme, ewig. Ihr gegenseitiger Besitz ist heilig.«

Lothar hielt einen Augenblick inne, dann rief er wie begeistert:

»O Liebe! Göttliches Gefühl in irdischer Brust! So stark, so flüchtig, so ewig! Du bist der Funke, den Gott in jeden Menschen legt. Du bist der wahre Sohn Gottes, das wahre Element, in das wir uns tauchen, um wieder Du zu werden. Werde einheimisch auf dieser Welt, durchglühe uns ganz!« . . . .

Er hatte Lydiens Hände ergriffen. Sie zog sie mit den seinen an die Brust. Sprechen konnte sie nicht. Da wurde es plötzlich laut vor dem Gasthof und eine Minute darauf trat Sivry mit etwas bestürztem Gesichte herein. »Das nenne ich reisen,« rief er lachend. »Das heiße ich Courierpferde brauchen. Friedrich ist außer sich, gnä-

dige Gräfin, daß Sie statt nach Ischl, nach Carlsbad gegangen sind. Er wollte Sie in Ischl mit einem neu eingerichteten Hause, mit Dingen überraschen, die Ihnen Freude gemacht hätten. Wenn es möglich wäre, ihn nicht in seinen Planen zu stören, so . . . sieh da, lieber Lothar, Sie kommen wie gerufen. Sie helfen mir gewiß die Frau Gräfin überreden, nach Ischl zu reisen!«

Lothar maß ihn von oben bis unten mit einer fast verächtlichen Miene, dann sagte er ganz kalt: »Noch ehe Sie anlangten, war das der Gräfin Entschluß. Was sie veranlaßte, nach Carlsbad zu kommen, ist die zufällige Anwesenheit ihrer Cousine Sophie, mit der sie zu reden hatte. Das Geschäft ist nun abgemacht. Die Pferde können bestellt werden.«

Lydia sah ihn bei diesen Worten mit einem so schweren Blick an, daß er mit der Hand über die Augen fuhr.

»O Gott, o Gott!« rief sie, als die Postpferde angespannt wurden, und Sivry sich ent-

fernt hatte. Ich kann nicht los von Dir. Sag' mir ein Wort des Troſtes, irgend Etwas, an dem ich mich erheben, an das ich glauben kann.«

Lothar beſann ſich einen Augenblick, dann ſprach er weich: »Ich will allein und im Geiſte — Dein bleiben!«

Lothar hat Lydien Wort gehalten. Er iſt allein geblieben. Allein mit ſeinen Erinnerungen und mit ſeinem Bewußtſein, allein, aber nicht einſam. Im Anfang ſchien er durch das Herz zu leben, dann hat er ſich in der Wiſſenſchaft, in der Intelligenz, in der Politik und Philoſophie ſo feſt gebaut, daß er in ihnen einen verſöhnenden Lebenszweck gefunden hat.

Amadea, der Friedrich eine reiche Mitgift ausgeſetzt hatte und die Sivry heirathen wollte, iſt in Paris verſchollen.

Sophie hat ſich mit einem blonden Vetter verbunden.

Friedrich und Lydia leben abwechſelnd auf ihren Gütern oder in der Reſidenz. Ihre gebrochenen Wünſche, ihre zurückgedrängten Leidenſchaften haben ihrer Verbindung einen Anſtrich von Haltbarkeit und Vertrauen gegeben, der ſich bei gewöhnlichen Heirathen ſelten findet. Das kommt daher, daß die Ehe nicht mit ſich ſcherzen läßt. Entweder ſtählt oder tödtet ſie.

Druck auf Papier
von
Friedrich Vieweg und Sohn
in Braunschweig

Am Theetiſch.

Von

Thereſe.

Braunſchweig,
Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn.

1841.

Ex

Vorwort

Der Titel dieses Buches soll andeuten, daß sein Inhalt zwischen einer Tasse Thee und einem Besuch gelesen werden kann. Das siedende Wasser summt, der Hausvater ruht im Lehnsessel, die herangewachsene Kinderschaar fragt ungeduldig: „was lesen wir?“ Sorglich hebt die Mutter ein Packet Bücher, das der Buchhändler geschickt hat, hervor, aber bald ist das Eine zu lang, bald das Andere zu sentimental, oder ein Drittes zu gelehrt. So helfen vielleicht diese Blätter über das Wählen hinweg. Aus Zufall entstanden, sind sie dem Zufall geweiht.

Inhalt.

	Seite
Jugend. Eine Novelle	1
Holland und Belgien. Im Frühling 1842	36
Schweizerbriefe	107
Ein Tag in Straßburg	193
Weimar'sche Erinnerungen	211
Napoleoniden	223
Reiseskizzen	241
Blicke auf St. Petersburg	309
Bodensee und Rheinthal	332
Ueber Thomas Thornau	355

Jugend.

Eine Novelle.

„Meine schöne Mutter zürnt mir?“ fragte der junge kaum zwanzigjährige Marquis von Sincy die Baronin von Tinchamp, die er in ihrem Boudoir traf.

„Warum sollte ich Ihnen zürnen, Marquis,“ erwiderte diese ernst, indem sie die großen blauen Augen zu ihm herüberschweifen ließ.

„Wenn Sie mir nicht zürnen, warum sind Sie so ... wie soll ich sagen?“ — ungnädig gewesen. Ich war gestern dreimal an Ihrer Thüre und bin jedesmal abgewiesen worden.“

„Ich war beschäftigt.“

„Beschäftigt?“ mit einem neuen Ballkleide, mit einer neuen Eroberungsidee?“

„Sie sind grausam, Marquis.“ —

„Ich bin nur aufrichtig, höchstens ... eifersüchtig?“

„Eifersüchtig ist das rechte Wort,“ erwiderte Ja-

bella, den Kopf in die Hand gestützt. Plötzlich füllten sich ihre Augen mit Thränen, sie ergriff hastig ein Buch, sie blätterte darin. »Hören Sie, Marquis, was einer unserer besten Schriftsteller über die Eifersucht sagt.«

»Ich will nichts hören,« rief der junge Mann. »Was helfen mir Worte, wenn ich Gefühle habe! Lassen Sie mich leben, nicht reflektiren. O dieses ewige Grübeln an Ihnen, dieses Zergliedern all der Empfindungen, die gleich Schmetterlingen im Paradiese der Liebe flattern, hat etwas tiefschmerzendes. Es macht mich irre!«

»Habe ich Ihnen wehe gethan, Victor?« fragte Isabella. Sie war aufgestanden und legte ihre Hand auf seine Stirne, sie brannte.

»Wehe kann mir meine schöne Mutter nicht thun, aber sie macht mich traurig.«

»Wir wollen ins Freie, wir wollen unsere Sorgen abstreifen, heiter sein,« rief Isabella. Sie schellte, ein Diener erschien. »Daß die Calesche angespannt wird,« befahl sie, dann als der Diener fort war, sah sie Victor wehmüthig freundlich an. »Sie fahren mit mir, wir wollen später spazieren gehen, es wird uns beiden wohl thun« ... mit diesen Worten schlüpfte sie ins Nebenzimmer.

»Wie ist sie doch so lieblich, so gut, so ganz wie alle Frauen sein sollten,« dachte Victor, indem er Isabellen weinetrunken nachsah. »Sie ist meine erste, sie wird auch meine einzige Liebe seyn,« fügte er hinzu.

Isabella war wirklich Victors erste Liebe: sie hatte seine ganze Thatkraft in Anregung gebracht. Seine Studien waren vollendet, er war in die Welt getreten: manche Erscheinung war an ihm vorübergestreift, keine hatte ihn gefesselt. Er gehörte einer vornehmen Familie an und wurde alsbald in jenen Wirbel der Hauptstadt, in jenes raffinirte Leben der subtilsten Vergnügungen hineingezogen, vor dem es vielleicht Herkommen ist, die Achseln zu zucken, das aber doch ins Geheime durch alle Poren der Jugend dringt. Auf einem Balle war ihm Isabella zuerst begegnet, war sie zuerst von ihm beobachtet worden. Sie war zehn Jahr älter als Victor, war von ihrem Manne geschieden, sie hatte ein bewegtes Leben hinter sich und erschien nur nach langen Pausen in den Häusern, in denen sie früher vielfach gelebt hatte, im Uebrigen hatte sich ein kleiner Kreis um sie gebildet, der sie angenehm unterhielt und den sie nicht mit der großen Welt vertauschte. Ihr Ruf war untadelhaft. Fragte man nach ihrer Vergangenheit, so schien diese zwar

ein Geheimniß einzuhüllen, von dem aber Niemand Kenntniß hatte oder von dem man nicht sprach. Sie hat eine trübe Jugend gehabt, hieß es, sie war nicht glücklich in der Ehe, sagten Andere. Alle aber kamen überein, daß Isabella von Dienheimy eine der ausgezeichnetsten Frauen ihrer Zeit sei. Sie trug meist ein weißes langes Kleid, das in zahllosen Falten um sie floß und dessen größter Schmuck eine fast raffinirte Einfachheit war. Sie schien auf den Putz, auf die Eitelkeit, auf alle jene Künste Verzicht geleistet zu haben, die Frauen in diesem Alter vorzugsweise anwenden. Zart von Formen, war sie unbeschreiblich blaß, aber ihr Auge, ob auch meist von langen Wimpern beschattet, hatte wahren Sternenglanz; es verrieth ein stilles inneres Leben und eine über das Leben hinwegsehende Ergebung. Oefters war es, als sei sie von einem Gedanken wie völlig beherrscht, dann blickte sie träumerisch vor sich hin, sah die Welt nicht mehr, glaubte sich von ihr ungesehen und zeigte in ihrer ganzen Stellung, die in sich zusammengesunken war, daß, wenn sie die Seligkeit einer Leidenschaft ausgekostet, sie im Grunde des Bechers zu viel Bitterkeit, zu viel Trübsal gefunden hatte, um je ihn wieder an die Lippen zu bringen.

In Pieter bot sich ihr eine neue, außergewöhnliche

Bekanntſchaft dar. ſie ahnete eine Zukunft und wollte ſie nach ihrer Weiſe anbauen. Victor ſollte in ihr von Anfang an eine ältere Schweſter, aber nicht eine mögliche Geliebte ſehen. Sie erſchrak faſt, als ſie bei dem jungen Manne alle Zeichen einer Leidenſchaft, an ſeinem Zittern ihr gegenüber eine aufkeimende Hoffnung erkannte, ſie fühlte zu deutlich, wie viel Schmerz für ſie in der Zukunft, in der Stellung des reiferen Alters der ſtürmenden Jugend gegenüber liegen würde, als daß ſie nicht gewaltſam das Verhältniß in eine Form zu bannen, ſich ſelbſt ſchwere Feſſeln anzulegen dachte. Ihr Widerſtand reizte ihn: alle die zarten Nuancen, die eine Empfindung wie dieſe birgt, die träumeriſche Sehnſucht, die Abweſenheit jeder Berechnung, die Hingebung der erſten kräftigen Jugend umſpielten Victor, wie Wellen das blühende Eiland. Das Mädchenhafte ſtritt mit der Männlichkeit, das Abgeſchloſſenſein mit dem Bedürfniß des Anlehnens. Iſabellen gegenüber hatte er Furcht, Furcht, ihr nicht zu gefallen, Furcht vor den kleinen ſpöttiſchen Falten ihres Mundes, wenn er von Liebe ſprach, Furcht vor zu zertrümmernden Hoffnungen. Die zurückgedrängten und dann wieder überſtrömenden Gefühle ſtachelten ſeine Leidenſchaft, ſo wie der ſchöne Wunſch in ihm aufſchoß, für all den

Kummer, den Iſabella gehabt, ſie durch große, hingebende, ſelbſtvergeſſene Liebe ſchadlos zu halten. Und Kummer, tiefen, wühlenden Kummer hatte ſie gehabt, das nahm er aus Allem, beſonders aus ihrem Betragen gegen ihn wahr. Sie war einfach und freundlich, wahr und entſchieden, würdevoll und kindlich. Ihre geheimen Schmerzen zogen über ihre Seele wie die Nebelſchleier, die der Morgen hervorruft. In ihren Worten lag Wehmuth, vielleicht Reue: . . . ſie hatte Augenblicke gänzlicher Zerſtreutheit, dann ſah ſie weder die Welt, noch Victor, dann blickte ſie geiſterartig in die Vergangenheit und verſank in tiefe, tiefe Schwermuth.

An jenem Tage, wo ſie Victor ihre Thüre verweigert hatte, war in ihr das Bedürfniß wach geworden, ſich einmal in ſich ſelbſt zurückzuziehen; ſie wollte einen Entſchluß faſſen, ſich von Victor losreißen, ihm und ihr eine unvermeidliche, drohende Agonie erſparen; ſie wollte fort, eine weite Reiſe unternehmen, Victor entfliehen.

Unruhig ging Iſabella in ihrem Zimmer umher; bald ſchlug ſie die Arme übereinander, lehnte die brennende Stirne an die Fenſter ihres Cabinets, von wo aus ſie den Himmel mit ſeinen tauſend Sternen flimmern ſah, bald faltete ſie die Hände, ſetzte ſich auf

die chaise longue, die zunächſt dem Fenſter bei einer ſchönen Marmorſtatue ſtand, ließ Hände und Kopf ſinken und dachte: „Eine wogende Welt in ſich tragen und kalt ſcheinen müſſen! Alle Stimmungen der Seele durchlaufen, doppelt leben in ihm und in uns, Räume durchfliegen, auf den Wellen der Leidenſchaft ſchwimmen und . . . ſchweigen! — Welches Glück, welche Qual! In jeder Minute ein unendliches Intereſſe haben, ſein Daſein an ein Kommen oder Nichtkommen heften, in der Welt nur einem Auge begegnen, die Hinderniſſe wie Felſen im Wege fühlen, unbequeme Beſuche, die die Augenblicke der Extaſe uns aus den ſchlagenden Adern ſaugen, verwünſchen und ſie freundlich begrußen! — Ein ſolches Leben führen, heißt athmen, eine ſolche Dichtung durchfliegen, heißt jung ſein . . . in wenig Jahren wird erſtarrende Kälte folgen, Kälte auf dieſen blüthetreibenden, fruchtanſetzenden Sommer.“

Iſabella war an ihren Secretair getreten, hatte einen Brief herausgezogen, hatte ihn entfaltet und las mit flammenden Augen:

„Du biſt verheirathet, Iſabella, und ich bin frei. Du liebſt mich, ich bete Dich an. Nichts ſtört mich an Dir, nicht einmal Deine Ehe. Was thut Deine Ehe mir? Ich ſchwöre Dir ewige Liebe, eine Liebe,

ſo groß, wie Du ſie nicht ahneſt, eine Treue, ſo eiſern, daß ſie die Welt in Feſſeln ſchlagen würde. Bräch ich je meinen Schwur, ſo gäbe ich Dir das Recht, mich zu verachten.«

An dieſer Stelle blickte Iſabella in die Höhe, das Papier zitterte in ihren Händen, eine ſchreckliche Erinnerung umflatterte ſie. »Er hat ſeinen Schwur gebrochen und ich verachte ihn.« — Sie ſchleuderte das Papier weit von ſich, riß ein Männerportrait aus der Schieblade, ſtarrte es an, zerwühlte es mit dem Blick und ſandte es dem Papier nach, dann warf ſie ſich zurück in Thränen aufgelöſt auf den Divan. »Ich bin wahnſinnig,« ſprach ſie nach einer Pauſe, »was thut mir die Vergangenheit, ſie iſt todt!« — Sie hob das Portrait und den Brief vom Boden auf, rief ihrem Diener, befahl Feuer im Kamin zu machen, ſteckte kaltblütig die ſeit Jahren bewahrten Liebeskleinodien in die Flammen, ſah ſie Aſche werden, ſagte entſchieden: »Uebermorgen reiſe ich,« entkleidete ſich und ging zur Ruhe.

Victor und Iſabella fuhren ins Freie. Der Tag war durchſichtig und helle, die Berge ſchimmerten, die Natur lag im Brautſchlummer. Die Liebe ſympathiſirt mit der Schönheit, die Schönheit mit der Natur. Iſabella fühlte ſich wie bekannt von dem

Duft der Blumen, von der Atmosphäre des Frühlingstages, von dem gewaltsam gefaßten Entschluß ihrer Abreise. Alles schien ihr geheimnißvolle Andeutung, Alles rief den Drang wach, noch einmal sich in die ungestüme Fluth der Liebe zurückzuwerfen. Da sie auf Victor Verzicht leisten wollte, liebte sie ihn nur inniger; er war ihr nie so jung, aber auch nie so rührend erschienen. Seine Jugend war ihr Schmerz, sie fürchtete sie und dann wurde sie dadurch wieder angezogen. „Warum bin ich nicht achtzehn Jahr," sagte sie still wehmüthig; sie verfiel in Nachdenken, Victor weckte sie mit einem Händedruck. Die Caleſche hielt, Victor sprang heraus, er trug Isabella mehr als daß sie hinabstieg. Sein ganzes Wesen war aufgeregt, er zitterte vor seiner Zukunft und wollte sie wissen. Sie gingen eine Weile schweigend, beklommen nebeneinander; beide hatten in sich die schlagenden Fibern der Liebe, in beiden rang die Wirklichkeit mit der Traumwelt der Gefühle. Wie Victor das Schweigen unterbrechen wollte, machte Isabella ein befehlendes Zeichen. „Still, still," sagte sie, „oder wollen Sie reden, so reden wir von meiner Pflicht Ihnen gegenüber. Sie haben mir von Liebe gesprochen, nicht von jener, die der jüngere Mann der älteren Frau gegenüber empfindet, die er empfinden soll und

muß, sondern von jener, die stürmisch begehrt, die in der Zeit lebt und in ihr stirbt. Ich habe Sie ungern angehört. Der Unterschied unserer Jahre, die heilige Obliegenheit der Vernunft, die Gewißheit, das Sie einst Opfer, die Ihnen jetzt leicht dünken, wie ein schweres Gewicht empfinden wurden, ein erlebtes Unglück, das ich Ihnen nicht zu nennen brauche, das Sie errathen, zwingen mich, Sie von mir zu weisen. Ich darf Ihre Schwester, Ihre Mutter, wenn Sie wollen, sein, nicht Ihre Gattin: dieser Gedanke demüthigt mich, denn er zeigt mir im Hintergrunde: Lächerlichkeit! — Ich lese im Schicksalsbuche, Victor: Sie sind ein Kind, ein gutes, reines, liebenswerthes Kind, Sie betrüben sich willenlos, Sie lieben mich nicht, Sie lieben eine Idee!« —

Sie waren auf einem Platze angekommen, wo von der einen Seite ein Waldstrom sich bäumte und stürzte und von der andern große Platanen dem Himmel zustrebten.

Victor hatte sich vor Isabellen ins Moos niedergeworfen. »Gnade,« rief er, »Gnade! verstoßen Sie mich nicht, schicken Sie mich nicht fort in dieser Bitterkeit. Ich habe Ihnen mein ganzes Herz und für ewig gegeben. Was sind Worte, wenn sie eine Flamme beschreiben sollen! meine Liebe ist eine Flamme

. . . unwillkührlich werde ich zu Ihnen getrieben, geheimnißvoll umschlingt es mich, daß ich nicht fortkann.«

Er drückte sein Gesicht in ihre Kleider.

»Es ist Ihre erste, aber nicht Ihre letzte Liebe,« entgegnete Isabella ernst.« Sie werden einem andern jungen Wesen begegnen. Sie werden . . . mich vergessen.« —

»Wenn ich Sie vergäße, wäre ich ein erbärmlicher Mensch,« rief er heftig. »Hören Sie mich, Isabella, ich schwöre Ihnen« . . .

»Keinen Schwur, um Gotteswillen, keinen Schwur. Freiheit, Freiheit in der Liebe« . . . sie ächzte, als sie diese Worte sagte, sie war von einem ungeheuren Schmerz befangen . . . Platanen und Waldstrom tanzten vor ihren Augen. Victor schwieg erschreckt beim Anblick dieser Blässe, bei dem Zucken dieses Mundes fühlte er instinktmäßig die Reaction, die sich vorbereitete.

»So dulden Sie mich,« sagte er sanft. — Was seine Bitten nicht vermocht hätten, hätte fast seine Demuth bewerkstelligt; die Frauen haben oft sonderbare Ideen . . . ihm einmal in der ganzen Glorie ihrer Liebe erscheinen, so traumartig sein, daß das eine Herz ohne Schuld und das andere ohne Ver-

wurf bleibe, ſich als Königin vor Victor zeigen, aber als nachſichtige, reizende Königin, ſich in durchſichtige Schleier hüllen und dann . . . entfliehen — der Gedanke bemeiſterte ſich Iſabellens mit ſolcher Heftigkeit, daß ſie vollkommen aus ihrer Rolle fiel. Sie bückte ſich über Victor, ihr Hut entſchlüpfte ihr, ihre langen Locken rollten über ihn, ihre Seele begegnete Victors Seele, hing ſich an ihn, ſog ſeinen Anblick tief, tief in ſich, betrachtete ihn mit gänzlicher Vergeſſenheit und . . .

Ein aufgeſcheuchtes Wild, das durch die Platanen raſſelte, weckte ſie. Sie fuhr in die Höhe, ihre Vergangenheit durchſchnitt ſie wie ein Dolchſtoß, ſie ſchämte ſich ihrer Schwäche und, ſich völlig ſammelnd, ſagte ſie ängſtlich: «nach Hauſe, nach Hauſe!» — Victor hörte nicht ſogleich, er lag noch vor ihr auf den Knieen, er betrachtete ſie mit ſteigendem Entzücken; fühlte er nicht zum erſtenmal ganz deutlich, daß Iſabella ihn liebe? — »Nach Hauſe,« wiederholte ſie noch einmal, indem ſie, von ihren Entſchlüſſen gemartert, ſchon vorwärts ſchritt.

Sie ſtützte ſich ſanft auf Victors Arm. Er war glücklich; ſie innerlich ganz zerriſſen. Ihm erſchien Iſabella engelhaft, vollkommen, da ſie gut, achtungswerth, da ſie tugendhaft war. Sein Herz zerfloß

vor ihr . . . er war nicht mehr er, ſondern ſie; ſie zog ihn in ihren reinſten Gefühlskreis, ſie ſprach ihm von ſchweſterlicher Neigung und unſterblichen Gefühlen, ſie hob ſich ſo kühn in die Wolken, daß ihr der Kelch der Entſagung ein köſtliches Gefäß wurde.

Schon an ihrer Thürſchwelle, ſchon im Begriff zu ſcheiden, hob ſie noch einmal das ſchwärmende Auge zu Victor auf.

»Ihre Schweſter,« ſagte ſie mit ihrem zarteſten Lächeln.

Er wollte antworten, ſie war verſchwunden.

Am andern Morgen, als eben Victor, aus ſeligen Zukunftsträumen erwachend, an das holde Geſtern mit ſeinen widerſprechendſten Gefühlen dachte, brachte ihm der Kammerdiener ein zierlich geſchriebenes Billet. Es war von Iſabella, er erbrach es haſtig. —

»Wir wollen uns jetzt nicht wiederſehen, ſchrieb ſie. »Wenn wir uns wiederſehen, werden Sie dieſe wenigen Worte zu ſchätzen wiſſen. Sie werden dann in mir die verheißene Schweſter finden, die nichts wollte als Ihr Glück, die nichts annehmen darf als Freundſchaft.«

Er wollte ihr antworten, der Kammerdiener berichtete, daß Iſabella abgereiſt ſei. Auch Victor rief nach Poſtpferden, er tobte im Zimmer herum, er

ſchickte Boten aus, um Iſabellens Reiſeroute zu erfahren; er erfuhr ſie, ſo geheim ſie auch gehalten war. Einen Tag ſpäter rollte er ihr nach. Mit welchem Entzücken betrachtete er die Zimmer, in denen ſie verweilt, die Pferde, die ihren Wagen gezogen hatten! Am Komerſee, wo ſie eine Zeitlang bleiben wollte, erreichte er ſie.

Iſabella erſchrak bei Victors Eintritt, aber ſie erſchrak freudig. Welche Frau wäre bei ſo viel Liebe ungerührt geblieben? Iſabella ergab ſich in ihr Schickſal, von einem ſo jugendlichen Herzen geliebt zu ſein. Das Glück goß ſeinen reinſten Schimmer über ſie, ſie ſtaunte zuweilen, ſich ſo ſchön, ſich ſo jugendlich zu finden. Nur wenn Victor von Ehe ſprach, ſchüttelte ſie wehmüthig mit dem Kopfe. „Ich habe Dich zu lieb, um Dich binden zu wollen,“ ſagte ſie, „wachſe und gedeihe neben mir in ſorgloſer Freiheit, aber verlange nicht von mir, daß ich Dich zur Schlingpflanze mache.“ Später jedoch entſchloß ſie ſich auch zu dieſem letzten, entſcheidenden Schritt. Das Geſetz, die Ehre forderten es, nur ihr Herz nicht, das mehr Victor als ſich liebte.

Sie hatten ſich am Komerſee in einer Villa eingemiethet, die, hart am Waſſer gelegen, ſich rückwärts an Felſen lehnte. Die Zimmer, die ſie bewohnten,

waren ſchön, aber einfach: ſie zeigten Glück und Poeſie. Das träumeriſche Element ſchwamm in der Luft in dem Flüſtern der Wellen; das heitere offenbarte ſich auf ihren weiten Spaziergängen oder in der Stille der Abendfeier, wo ſie wie glückliche Kinder die beſten Klaſſiker laſen und ſich ſelig ineinander hineinlebten. Iſabella hatte zu viel und zu lange in der Welt gelebt, um ſich nicht in dieſer Zurückgezogenheit zufrieden zu fühlen; das höhere geſellſchaftliche Treiben war von ihr ausgekoſtet; die ephemeriſchen Freuden eines Balles, die Neigungen, die auf ihm entſtehen und ſterben, waren von ihr zur Genüge erſchöpft worden. In dieſer Abgeſchiedenheit, die ihr Victor unbeſtritten erhielt, in dieſem Daſein, ohne Einmiſchen eines Dritten, kam ſie ſich zuweilen wie unter eine Glasglocke ſitzend vor. Sie zitterte, daß ihr das Schickſal ſie zerſchlagen würde, und da ſie zitterte, ward ſie nur liebender, nur hingebender. Ihre Augen, voll Glück, voll Bewunderung, voll Dankbarkeit, ſprühten oder ſäeten Funken. Sie konnte ſtundenlang in extaſiſcher Innigkeit in Victors Anblick verſunken ſein, dann ſagte ſie unzuſammenhängende, oft verworrene Worte, die wie das Murmeln eines ſich zwiſchen Felſen hinſtürzenden und dann ſterbenden Quells, der tauſend Echos wachruft, anzuhören wa-

ren. Ein andermal erschien sie ihm gebietend stolz, ernst, dann sprach sie von der Zukunft, von Victors Zukunft, dann streifte sie alles ab, was Weiblichkeit oder Egoismus der Liebe war, sie sah die gegenwärtige Zeit wie eine Episode an, sie täuschte sich nicht über ihr Schicksal, aber sie erhob sich über dasselbe.

Eines ihrer Zimmer hatte sie zu einem wahren Tempel umgeschaffen, es war ein kleines Boudoir, das sie nur Abends benutzte, denn alle Fenster in ihm waren verhangen oder drappirt. In der Mitte hing eine silberne Ampel, die Wände waren mit weißem Stoff bezogen, der einen rosigen Schimmer hatte. Ringsumher lief ein breiter, nach orientalischer Art geformter Divan, dessen zwei Enden von einem weißen Marmorkamin getrennt waren. Im Winter flackerte in ihm das muntere Feuer, im Sommer schmückten Blumen die Oeffnung. Blumen waren überhaupt Isabellens liebste Gefährtinnen: sie legte ihnen einen eigenen mystischen Sinn bei, den sie wiederum auf ihre Liebe, auf das bezog, was ihr das Theuerste war.

Für Victor und Isabella folgte nun eine Zeit, die sich in zwei Worten ausdrücken läßt: sie waren glücklich. Nach vier Jahren aber wankte das Glück, ohne daß Isabella den Grund finden oder das innerlich zerstörende Princip erkennen konnte. Der vier-

zwanzigjährige Victor nahm ſich anders als vor vier Jahren aus. Jedes Jahr gebiert eine neue Form; es iſt unmöglich, daß nicht auch das Gefühl ſeine Stufenleiter, das Auf- und Niederſchweben der ſchaffenden Macht, in uns habe. Ohne ein äußeres Ereigniß, ohne ein disharmoniſches Wort in dieſem ewigen Conzert zweier liebenden Seelen empfand Victor dennoch etwas, was einer Leere, einem dumpfen Vegetiren der üppigen Treibhauspflanzen glich; Iſabella hatte, trotz ihrer unendlichen Liebe, ein Glückselement verſiegen gemacht, und zwar eben durch das unendliche Glück, das ſie ſchuf, ich meine das Element der Wünſche. Sie zog über Victor den ewig blauen Himmel, die wolkenloſeſte Einigkeit, . . . es ging ihr wie den Dichtern: ſie können ſich wohl eine Hölle, aber keinen Himmel mahlen. Gott allein wird uns einmal das Räthſel, wie eine ewige Glückſeligkeit zu tragen iſt, löſen; bis dahin aber bedürfen wir, wie die Maler, eines reichhaltigen Farbekaſtens zu unſerm Daſein; wir bedürfen Schmerz, Freude, Furcht, Entzücken, Verzweiflung, Ruhe. Victors Seele war erdrückt im Glück; tauſend Kräfte lagen brach in ihm, er litt nicht, aber er genoß auch nicht. Iſabella war immer dieſelbe, er zitterte nicht ſie zu verlieren, er fand ſie Morgens und Abends mit demſelben Lächeln, mit der-

ſelben Treue, er konnte ſich daher nirgends an ein bedeutendes Ereigniß halten, das ihm erlaubt hätte, ſeine Energie zu üben oder ſeine Phantaſie zu entwickeln. Einförmig war Alles in ihm, einförmig war Alles um ihn.

In dieſem Zuſtand der Glücksapathie überraſchte er eines Morgens Iſabella mit dem Wunſche, mit ihr die Reiſe nach dem St. Gotthard zu unternehmen. »Wir haben Mailand und ſeinen Dom, den Lago maggiore und ſeine Isola bella und Isola madre geſehen, ſo laß uns auch einmal nach den Schweizerbergen, nach der Furka und dem Rhonegletſcher ſteuern,« ſagte er. Iſabella ſchlug willig ein; die Reiſeanſtalten waren ſofort gemacht; das von Komo herrauſchende Dampfſchiff ward an einem ſchönen Junitage angehalten, und Victor und Iſabella flogen abſchiedgrüßend durch die wogende Fluth bis Menaggio, wo ſie ſich ans Land ſetzen ließen. Einer kleinen vorübergehenden Wehmuth konnte ſich Iſabella nicht erwehren, als ihre Villa in nebelartiger Ferne zerfloß; wer bürgte ihr, daß über den Zauberkreis hinweg, den ſie dort um ſich gezogen, nicht Gefahren wach wurden, von denen ſie früher ſo oft geträumt hatte? — Sie vergaß jedoch bald dieſen über ſie hinweggleitenden Eindruck, um mit Victor die wundervolle Gegend zu bewundern, die

ſich bis an den ſogenannten langen See wie ein faſt überladenes Panorama ausbreitet und die dann wieder, vom See aus geſehen, einen eigenthümlichen Charakter annimmt. In Porlazzo ſorgte Victor für eine geräumige mit weichen Kiſſen gefütterte Gondel, die ſie bis Lugano brachte. Er war, angeregt durch neue Eindrücke, unerſchöpflich im Bewundern der reichen Natur; er legte ſich zu Iſabella's Füßen und rief in einem fort: »ſieh doch da hoch auf dem Felſen die kleine Kapelle, über der ein Adler kreiſt.« — Und als Iſabella ihre beiden Arme um ihn ſchlang und ihm zärtlich antwortete: »ich ſehe Dich, ſehe Dich froh, das genügt mir,« empfand er eine Ungeduld, die ihn zu der Bemerkung hinriß: »liebes Herz, Alles hat ſeine Zeit!« — Sie ſchwieg verletzt. — Am zweiten Tage langten ſie auf der Höhe des Gotthards im Hospital an. Victor war wie umgewandelt und unermüdlich. »Morgen in aller Frühe reiten wir über die Furka nach dem Rhonegletſcher; freuſt Du Dich denn nicht ein bischen, Iſabella?« — rief er. »Recht ſehr,« antwortete ſie träumeriſch, indem ſie in die Ecke des Sophas gedrückt ihre langen blonden Locken durch ihre Finger laufen ließ. Früh Morgens machten ſie ſich auf den Weg; Iſabella bekam ein gutes, ſicheres Pferd, worauf ſie von Victor behutſam gehoben wurde,

dann ſchwang dieſer ſich ſelbſt auf ein zweites, das ihm vorgeführt worden war. Die Leute wurden im Hospital zurückgelaſſen; nur der Führer, der rüſtig mit ſeinem Alpenſtock voranſchritt, begleitete ſie. Erſt ging es in die wildbrauſende Reuß hinab, dann ſtiegen ſie aufwärts zur Furka. Langſam bewegten ſich die Pferde auf dem äußerſt beſchwerlichen Wege vorwärts; zuweilen mußten ſie über kleine Brücken ohne Geländer an ſchauerlichen Abgründen vorbei, wo Iſabella ſchwindelnd nicht hineinzublicken wagte; dann hatten ſie die Schneelinie erreicht und klimmten über rieſige Schneelawinen immer höher. Als ſie die Höhe der Furka erreicht hatten, fanden ſie ſich völlig von Wolken eingehüllt; Keiner ſah mehr den Andern, noch etwas um ſich. Aengſtlich rief Iſabella: »aber Victor, wo ſteckſt Du?« . . . es erfolgte keine Antwort; ſie hielt ihr Pferd an, ſie ſpähte umher, auch der Führer war verſchwunden. Nun rief ſie lauter: »Victor, Victor!« . . . »Iſabella!« tönte es weit von ihr aus der Tiefe herauf . . . Iſabella horchte. Mehrere Stimmen ſchallten auf einmal aus derſelben Gegend zu ihr herüber, die Wolken zogen ſeitwärts, nach einer Weile wurde es heller, vor ihr im Thale lag der ungeheure Rhonegletſcher, der wie aus tauſend Aquamarinſpitzen geformt ihr entgegenglänzte . . . um ihn herum, un-

bekümmert ob des ewig ſtarrenden Eiſes, blühten die zarten Alpenroſen; zur Rechten ſah ſie Victor, der emſig ſich um zwei Frauen bemühte, von denen die eine wie leblos am Boden lag und die andere neben ihr knieend alle Zeichen der Angſt von ſich gab. Aus der benachbarten Sennhütte waren Menſchen herbeigeeilt, es ſchien ein Unglück gegeben zu haben. »Um Gott, Victor, was iſt geſchehen?« rief Iſabella, indem ſie behende vom Pferde ſprang und zu ihm hinunterſtieg. —

»Ein böſer Zufall,« ſagte einer der Führer. »Die Pferde ſind meiſt ſicher, aber man muß ihnen Freiheit laſſen. Da hat nun die Dame da in dem Nebel, der uns plötzlich umgab, das Pferd in der Angſt hier und dorthin gezerrt und iſt endlich mit ihm auf dem Schneefelde geſtürzt. Wenn ſie mit dem Leben davonkommt, wird's ein Wunder ſein.«

Iſabella war nun ganz nahe herangetreten. Ein blutjunges Mädchen lag in Thränen aufgelöſt vor der Leidenden, der Victor die Schläfe rieb. Das knappe anſchmiegende Tuchkleid zeigte die anmuthigſten Formen. »Retten, retten Sie meine Mutter!« rief ſie Iſabella händeringend entgegen. Eine Tragbahre wurde geholt, die noch immer Ohnmächtige ward daraufgelegt, und nun ging es langſam dicht bei der

Rheinquelle vorüber nach dem Hauſe, das einſam neben dem rieſigen Gletſcher ſteht und das faſt das einzige Obdach in dieſer durchaus wilden Gegend iſt. Hier wandten Victor, Iſabella, die Hausleute, das arme, traurige Kind die ihnen zu Gebote ſtehenden Mittel zur Erleichterung der Verwundeten an, allein eine heftige Gehirnerſchütterung ſchien tödtlicher als die äußeren Verletzungen zu ſein; noch in derſelben Nacht endete die Unbekannte, nachdem ſie mit ſtummen Zeichen ihre Tochter Iſabellen empfohlen, und dieſe ſich der Waiſe anzunehmen gerührt verſprochen hatte.

Traurig ſaßen die drei Reiſenden am andern Morgen bei dem ſelbſt im Sommer in dieſer Gegend nothwendigen Kaminfeuer; jedes Herz war in ſeiner Art tief erſchüttert. »Liebes, theures Kind,« hob endlich Iſabella an, indem ſie ſich zu Clotilde Braun wandte, die, die Hände gefaltet, ein Bild der Verzweiflung, gedankenlos in das Feuer ſtarrte, »haben Sie Verwandte, Freunde?«

»Niemand, Niemand,« brachte Clotilde ſchluchzend hervor.

»Darf ich Sie nach Ihrem Wohnort, nach Ihren Verhältniſſen fragen?«

»Ach, unſere Verhältniſſe waren ganz einfach, ich muß ſagen, faſt dürftig. Seit ich denken kann, lebte

ich mit meiner Mutter in Zug, wo ſie von unbekannter Hand eine Penſion bezog. Wenn ich ſie nach meinem Vater fragte, ſo ſagte ſie: 'er iſt todt.' Verwandte hatte ſie nicht. Sie war engelgut und ſo fromm, daß ſie keinen Abend zur Ruhe ging, ohne vor dem Muttergottesbilde auf den Knieen gelegen zu haben. Ein ſtiller, unbekannter Kummer ſchien an ihrem Herzen zu nagen, ich fand ſie oft in Thränen; alljährlich aber im Juni erfaßte ſie eine heiße Sehnſucht nach dem Rhonegletſcher, dann machte ſie ſich mit mir auf, und wir zogen über den Rigi nach dem Vierwaldſtädterſee und von da nach dem St. Gotthard, wo die Gute, von brennenden Erinnerungen ergriffen, keine Ruhe hatte, bis wir den Ritt über die Furka nach dem Rhonegletſcher machten. Dann pflückte ſie am Fuße des Eiſes Alpenroſen, ſteckte ſie ſich, wie zum Andenken, an das Kleid, ſprach und weinte viel für ſich und war die übrige Zeit gefaßt, wenn wir wieder in Zug angelangt waren. Das ging Jahr aus, Jahr ein, bis ſie denn endlich hier die ewige Ruhe gefunden hat.«

»Was wollen Sie aber nun ſo allein in der Welt,« fragte Iſabella gerührt, indem ſie Victors Augen ſuchte, der ſie bittend anſah.

»Weiß ich's?« rief Clotilde unter neuen Thränen.

Es lag ſo viel Unſchuld, ſo viel Schmerz, ſo viel unterdrückte Verzweiflung in dem Ton, daß Iſabella, überwältigt von der Situation, die Arme ausbreitete und aus reinſter Ueberzeugung ſagte: »ich will Ihre Mutter ſein!« —

Clotilde fiel Iſabellen faſt zu Füßen, ſie klammerte ſich an ihre Kleider, ſie drückte ihr Geſicht auf ihren Schooß und konnte nichts hervorbringen, als: »Sie ſollen's nicht bereuen!« —

Statt weiter nun nach Luzern zu gehen, wie Victor und Iſabella es zuerſt beſchloſſen hatten, kehrten ſie mit Clotilden nach ihrer Villa am Komerſee zurück. War Iſabella ergriffen von dem Unfall geweſen, ſo war ſie es innerlich noch weit mehr durch den ängſtlichen Gedanken, daß durch den Hinzutritt einer dritten Perſon ihr Verhältniß zu Victor, wenn nicht verändert, doch modificirt werden würde; jedoch verſenkte ſie dieſe Beſorgniſſe in ſich und ſtand anſcheinend heiter auf dem Dampfſchiff, das, vor der Villa haltend, ſie von Menaggio herübergebracht hatte. Jetzt ward ein Brett nach dem Ufer hinausgelegt, und Iſabella ſchritt hinter Victor, der ihr die Hand reichte. Langſam kam Clotilde, in Trauerkleider gehüllt, ihr nach; nahe dem Ufer ſchon, blieb ſie ſtehen. Sie ſchien tief aufzuathmen, Thränen bedeckten ihr Geſicht: »Meine zweite

Mutter!« rief ſie plötzlich und flog den Steg hinab in Iſabella's Arme. Der Augenblick war ergreifend für Alle, am ergreifendſten aber für Iſabella, die eine unbezwingliche Wehmuth beim Anblick dieſer blühenden, eben ſich erſt entfaltenden Jugend empfand. Clotilde war ein gar liebliches, junges Weſen, das man zwar nicht vollendet ſchön nennen konnte, das aber den ganzen Schmelz jungfräulichen Zaubers an ſich trug. Sie hatte beſonders wundervolle Augen, die in ihrem tiefblauen Waſſer an den Saphir erinnerten; dabei war die Haut durchſichtig und weiß, und das Haar ſo ſchwarz und weich, daß es ſich wie Seide um Stirn und Nacken legte. Die Villa gefiel Clotilden ausnehmend; das ihr angewieſene Zimmer ſprach ſie in allen Theilen, namentlich der Nähe der Bibliothek wegen, an, aus der ſie eine bereits ſchön begonnene Bildung fortzuſetzen dachte. »Wie meine Mutter gütig iſt,« konnte ſie öfters zärtlich ſagen. Der Name Mutter war Iſabellen, vor Victor ausgeſprochen, grade nicht angenehm, jedoch ſiegte bald ihr edles Herz, und ſie ſagte ſich wehmüthig: »könnte ich denn nicht eine ſechszehnjährige Tochter haben, muß ich denn nicht endlich auf Jugend und Schönheit Verzicht leiſten? was iſt's? Lieber vor der Zeit als nachher reſignirrn.«

Sie fing wirklich an, ſich in ihrer mütterlichen Rolle zu gefallen. In der erſten Zeit dieſer neuen Lebensepoche ging Victor viel auf die Jagd oder machte wohl gar Fahrten nach Komo und Mailand; er ſchien ſich abſichtlich von den Frauen zu entfernen. Erſt ſollte das Verhältniß zwiſchen Iſabellen und Clotilden feſtgeſtellt ſein, ehe er ſich als dazu gehörend ihm beigeſellte. Dann als Clotilde acclimatiſirt war, als ihre erſte Trauer gewichen und die heitere Gegenwart von ihr völlig genoſſen ward, kehrte er unbefangen zu ihnen zurück. Er las ihnen vor, er fuhr mit ihnen auf dem überall kaum eine Stunde breiten See, er war Iſabellen zärtlich, ehrerbietig gegenüber. Clotilde behandelte er faſt gleichgültig, er ſchien ſie eher zu dulden als zu lieben. Zu jener Zeit fing Iſabella leiſe an zu kränkeln; ſie hielt ſich öfters zu Hauſe, ſie überließ, völlig über Victor beruhigt, dieſem die Obhut und Leitung des Pflegekindes.

»Geht in's Freie, freut Euch des lieblichen Herbſttages,« konnte ſie ſagen. Wenn dann beide, Victor und Clotilde, heiter über den Raſenſitz, der vor der Villa ausgebreitet lag, in das kleine Boot ſprangen, Victor das Ruder ergriff und bis in die Mitte des Sees fuhr, wo er anhielt und in freundlichen Geſprächen das kleine Fahrzeug von den Strömungen treiben

ließ, dann blickte Iſabella von ihrer chaise longue, die auf den Balkon gerollt worden war, hin auf den kleinen verſchwimmenden Punkt, der ihr Theuerſtes barg und dachte innig: »wie treu er mir iſt!« — Und treu war Victor, ob auch anders als Iſabella es glaubte. Clotilde hatte ſein Weſen, ſeine Jugend ſympathetiſch angeregt. Zum erſtenmal empfand er die Wahrheit deſſen, was Iſabella ihm ſchwermüthig vorhergeſagt hatte. Die Villa, die Umgegend, der See, Iſabella, Alles ſchien ihm verändert, er kannte ſich nicht in ſich ſelber, kaum in ſeinen Erinnerungen wieder. Die gebundene Phantaſie brach los, ſie trieb ihn in's Unendliche. Ganz klar erkannte er ſeine Lage, erkannte, daß ein gewaltſam Losgeriſſenes ſich nicht wieder in das Gleis bringen läßt. Entſchlüſſe ſtürmten auf ihn ein und verließen ihn wieder, deswegen auch ſpinnt er ſich tiefer in ſeine Liebe, denn iſt er Herr ſeiner Handlungen, iſt Iſabella ruhig, was ſollte er ſchon jetzt an die drohende Zukunft denken?

Clotilde von ihrer Seite giebt ſich bewußtlos ihrer Liebe zu Victor hin; ſie überraſcht ihn oft mit kindlichen Aeußerungen entzückender Liebe, die ihn ſchwindeln machen. Sie läßt ſich vor ihm gehen in holder Unſchuld, ſie ſieht ihn an mit den großen verklärten Augen, ſie verſenkt ſich in ſeinen Anblick.

So saßen sie auch heute einander gegenüber im Kahn. Clotilde sprach ihm von Isabella, sie forschte fast neugierig nach dem ihr befremdlichen Verhältniß, sie dachte an ihren Eintritt in das Haus und rief:

»O, wir wollen ewig um die Theure bleiben, wir wollen sie pflegen, ihre Kinder sein!« —

Diese Worte brachten in Victor eine sonderbare Wirkung hervor; er schüttelte wehmüthig mit dem Kopf. »Ueber kurz oder lang,« sagte er, »stürzt diese Villa in Ruinen. Isabella wird Sie in die Residenz führen, Sie werden die Welt kennen lernen, sich verheirathen . . .«

»Niemals,« brachte Clotilde erschreckt heraus. — Schweigend schwammen sie dem Ufer zu, der Kahn gerieth ins Schilf, Victor ergriff das Ruder, fuhr mit seiner Hülfe an den Landungsplatz, sprang heraus und reichte, schon auf der Erde stehend, Clotilden die Hand; da sie aber mit dem Fuße, nicht sicher im schwankenden Kahn, ausglitt, so fiel sie, mit beiden Armen vorwärtsstrebend, an Victors Brust; er umschlang sie kräftig, hob sie aus dem Kahn, und berauscht vom Augenblick, entzückt, die süße Bürde so lebenswarm in seiner Nähe zu fühlen, drückte er einen heftigen, leidenschaftlichen Kuß auf Clotildens zitternde Lippen.

»Victor, Victor!« rief in diesem Moment Isabella's zärtliche Stimme vom Balken herab. Bestürzt blieb er stehen, er ließ Clotilde los, er sah ihre Verwirrung, er hörte die mahnende, warnende Stimme in seinem Innern, er hörte sie außer sich, denn nochmals rief Isabella: »Victor!«

Wie ein Blitzstrahl durchfuhr es ihn, er konnte jetzt nicht vor Isabellen hintreten, er bedurfte der Versöhnung mit sich und der Welt, so stürzte er fort in die Berge, so irrte er den ganzen Tag ringend mit stürmenden Gedanken umher. Spät Abends erst kehrte er zur Villa zurück. Zum ersten Mal begriff er, daß die Gefahr dringend war; seine Gefühle und seine Verhältnisse waren auf die Spitze getrieben; um den Sturz zu vermeiden, mußte er einen Entschluß fassen. Nur das Unbestimmte, Undeutbare, noch nicht im Geiste Festgestellte peinigt; ist einmal die Form gefunden, hat sich der Schmerz ein Organ gebildet, übt er sich in Entsagung, so ist seine Bürde leicht, die Wege sind geebnet, das Ziel ist gesteckt.

Victor war Isabellen zu sehr ergeben, er fühlte zu tief, was Ehre und Zartgefühl geboten, um nicht mit dem Heroismus der Jugend seinem Schicksal in das Auge zu sehen. Der spanische Krieg war ausgebrochen, selbst Ausländer zogen begeistert über

die Pyrenäen, ihnen beſchloß Victor ſich zuzugeſellen.

Anſcheinend ruhig, obwohl mit zerſtörten Zügen, ſetzte er ſich zu Iſabellen an den Theetiſch. Clotilde arbeitete ſtill für ſich hin, ſie war blaß und befangen. Iſabella lag krank auf der chaise longue und betrachtete Beide mit verſtohlenen Blicken. Ein Verdacht durchflog ſie.

»Liebes Kind, hol' mir Göthens Egmont aus der Bibliothek,« ſagte ſie anſcheinend ganz freundlich.

Clotilde ſtand auf, ſie nahm den kleinen ſilbernen Handleuchter, ſie trat damit in's dunkle Nebenzimmer. Kaum hatte ſich die Thüre geſchloſſen, als Iſabella lebhaft, mit beiden Füßen die Erde ſuchend, ſich von der chaise longue aufrichtete. Erſt ſah ſie Victor prüfend an, dann rief ſie, ſeine Hand in die ihre legend: »was haſt Du, was geht in Dir vor!«

Victor war betroffen, er ſchwieg ſichtlich bewegt.

Iſabella war dicht an ihn herangerückt, ſie betrachtete ihn mit flammenden Blicken. »Sag mir, was Du haſt,« ſagte ſie bittend.

»Ich habe eine Fahrt nach Mailand vor und wollte Dir für einige Tage Lebewohl ſagen,« antwortete er ſich faſſend.

»Was treibt Dich zu dieſer Reiſe?«

»Ein Geschäft, Isabella, denke an mich, wie früher, habe mich lieb, wie in meiner besten Zeit, ich verdien' es, ich bedarf es . . .«

Es entstand eine wehmüthige Pause, in der Isabella selbst nach Fassung rang. Victor bückte sich, er ergriff ihre beiden Hände, er legte sie auf sein hochschlagendes Herz.

»Ich komme wieder, betrüb' Dich nicht,« sagte er, wie auf eine unausgesprochene Frage antwortend . . . »sprechen wir nicht von dieser kleinen Reise vor . . . Clotilden!« —

Er war aufgestanden, er ging im Zimmer umher, Isabella hatte sich zitternd auf die chaise longue zurückgeworfen. Melancholisch war die Nacht herangezogen, es donnerte dumpf, der Wind schlug in die Ulmen, die Wellen brachen sich am Ufer, schäumten und starben. Da ertönte ein Schrei, ein einziger, fürchterlicher, die Luft durchschwirrender Schrei, und ein Fall folgte schwer, bleiern, todtenähnlich.

»Was ist das?« schrie Isabella, indem sie emporfuhr.

»Das ist Clotilde,« rief Victor, und die Thüre aufreißend sprang er in die Bibliothek. Niedergestürzt zur Erde lag hier Clotilde, sie war auf das Gesicht gefallen, der Handleuchter war ihrer Hand ent-

fallen, unsicher flackerte das Licht auf der Erde. Ihre langen schwarzen Flechten flossen ihr auf Hals und Schulter, das Gesicht war todtenkalt und marmorbleich. Victor hob sie auf, er trug sie vor der hinzugeeilten Isabella vorüber auf den Divan, er kniete vor ihr. Endlich erwachte sie, ihr erster Blick fiel auf Victor. »Gott sei Dank,« rief sie mit einem Thränenstrom, »Sie leben!«

»Was war denn die Ursache des Unfalls,« fragten Isabella und Victor wie aus einem Munde.

»Ach! ich hatte eine schreckliche Vision,« antwortete das erschütterte Mädchen, indem sie ihren Kopf mit beiden Händen stützte. »Wie ich in die Bibliothek trete und den Egmont vom Bücherbrett herunterlangen will, blicke ich ganz mechanisch, nur mit dem Buch beschäftigt, ohne etwas Absonderliches zu denken, hinauf, und meine Augen fallen auf das große Balkonfenster, das Abends immer geschlossen ist. Diesmal war es offen oder vielmehr es öffnete sich, und ein Kopf blickte durch die Spalte, ein blutriefender, todessprühender Kopf, in dem ich . . . nein, nein!« rief hier Ehrhilde in krampfhaftes Weinen ausbrechend, »ich habe nichts gesehen, ich bin ein albernes, thörichtes Kind.«

Sie schwiegte sich an Isabella. »Es ist Alles

gut, ist Alles vorüber, wir wollen nicht mehr daran denken, ich bin krank und will zur Ruhe.– Sie küßte Isabella und reichte auch Victor die Hand. –Tausend gute Nacht denn,– sagte sie fast heiter. –Fahren wir morgen auf den See? O bitte, bitte!–

Sie ging in ihr Zimmer. Beklommen blickten sich Isabella und Victor an; beide waren von Ahnungen erfüllt, aber Keiner wagte zu reden. Nach einer Weile nahm Victor Abschied von Isabella; sie solle, krank wie sie sei, ihre Morgenruhe nicht unterbrechen, bat er. –Ich komme wieder, bald, bald,– setzte er hinzu, –jetzt aber wollen wir beide der Ruhe pflegen.–

–Der Ruhe?–

Er betrat sein Zimmer. Schon hatte der Kammerdiener heimlich die Effecten gepackt. Victor gab Befehl, das nach Como am frühen Morgen steuernde Dampfboot anhalten zu lassen, setzte sich in der Stille der Nacht an seinen Schreibtisch und durchdrungen von seiner Lage, seiner Liebe, seiner Entsagung schrieb er Isabellen, was folgt:

–Es ist eine Krisis in meinem Leben eingetreten, ich muß sie überwinden. Ertrag mich, sorge für Clotilde, bete für mich. Ich komme wieder, wenn ich darf. Bis dahin gehab Dich wohl, Isabella, dulde mein Schweigen, achte mein Herz, denke– . . .

Hier löschten Thränen die Worte aus. Er warf die Feder fort, er war unfähig, weiter zu schreiben. Die ganze Gewalt seines Entschlusses drang auf ihn ein, er zitterte convulsivisch.

Gegen Morgen rauschte das Dampfboot heran, Victor begab sich eiligst in den Kahn, es schien ihm, als würde er, durch eine kleine Zögerung, nicht mehr Herr seines Gefühls bleiben. Wie er auf dem Deck angelangt war, warf er einen Blick rückwärts. Der Purpurglanz der aufsteigenden Sonne vergoldete die Fensterscheiben der Villa und die Wipfel der Cypressen. Alles war noch still, nur die Balkonthüre öffnet sich, es war Clotilde, die heraustrat. Sie hatte nicht schlafen können, die Unruhe im Herzen und im Hause hatte sie aus ihrem Zimmer getrieben, so war sie unvermuthet Zeuge von Victors plötzlicher Abreise. Er schwenkte abschiedgrüßend mit einem Tuche, sie antwortete, dann sah sie ihm nach, lange, lange, bis das Dampfschiff ihren Augen entschwunden war.

Seitdem lebten die Frauen einsam. Isabella hatte Alles errathen und Alles verstanden. Ihr erster Schmerz war fürchterlich, Clotilde kam ihr haßenswerth, entsetzlich vor; dann wurden ihre Gefühle sanfter, sie sah ihre Liebe über das Kind aus, das ihr das Schicksal gegeben, sie erkannte die an sie ergehende

Mahnung, an Clotilden eine theure, unausgesprochene Pflicht zu üben.

Victors erster Brief brachte ihr die Nachricht von seinem Eintreten in die carlistischen Truppen; der zweite war von unbekannter Hand. Er berichtete, daß eine feindliche Kugel den Geliebten getödtet habe. Sie traf ihn am Jahrestage seiner Abreise vom Romersee, am Abend und in derselben Stunde, in der Clotilde die Bibliothek betreten und Victor blutig vor sich gesehen hatte.

Leicht sei ihm der Grabeshügel!

Holland und Belgien.

Im Frühling 1842.

Die Sterne funkelten wie in Italien. Ihr Licht spiegelte sich in den glatten Fluthen der Elbe und schien bald aus der Tiefe heraufzusteigen, bald in sie hineinzusinken. Die Freunde standen abschiedsgrüßend am Ufer der Hansestadt. Seitwärts erhob sich der Michaelisthurm und starrte unbeweglich zum Himmel; vor und neben uns schwankte der Mastenwald im Hafen. Das kleine Boot hatte uns aufgenommen, in die stille Nacht hinein rief ich den Freunden, die uns scheiden sahen, ein letztes treues Lebewohl zu, dann ging's zum Dampfschiff. — Die Börse von Amsterdam, — dessen schwarze Rauchsäule die nahe Abreise verkündete. Abreise, Scheiden ..., immer eine Frage an das Schicksal!

Wir hatten die Annehmlichkeit, in der Damenkajüte allein zu sein. Knirrend begrüßte uns eine dicke

Holländerin, die sich freute, die Frau, wie sie mich nannte, zu sehen. Der Raum war klein, die Luft kalt; ihr zum Trotz blühte ein herrlicher Blumenstrauß auf der Mitte des Tisches. Kleine Reseden guckten neben den stolzen Camelien, zarte Erika neben den Azaleen hervor. Ich stand lange vor den Blumen. »Wie lange wird's dauern,« dachte ich, »so senkt ihr die Köpfchen, verliert eure Farbenpracht und werdet unscheinbar und fahl, wie jene, die dem heimathlichen Schooß entrissen, statt mit warmer Erde mit kaltem Wasser genährt werden.« Was zum reichen, zum schönen, anmuthigen Leben, zur Grazie des Daseins nothwendig ist, das ist gerade so viel Wärme, gerade so viel Nahrung, gerade so viel Zukunft zu haben, als unsern Kräften zur harmonischen Entwicklung oder zur Erhaltung nothwendig ist. Nehmt dem Leben seine Sonne, das heißt die Aecture, nehmt ihm seine Nahrung, das heißt die Arbeit, nehmt ihm seine Farbung, das heißt die Liebe, und es wird sein wie der Blumenstrauß in der Damenkajüte, er wird nur eine Stunde duften und dann welken, nur eine Stunde blühen und dann sterben.

Ich ging noch lange auf dem Verdeck auf und ab. Die Nacht, die die Formen in unbestimmten Umrissen erscheinen läßt, hat etwas Mysteriöses, bald drängt sie

uns mit ihren Träumen in die Vergangenheit, bald weis't sie uns mit ihren Ahnungen in die Zukunft. Kinder des Augenblicks, gehören wir dennoch nur der Zukunft. Sie ist es, die uns reizt, die uns lockt, die uns wie Ossiansgebilde einen Zustand nebelartig andeutet, den wir nicht kennen und den wir ersehnen. Spült ihr kleinen Wellen, schaukelt und fluthet, eilt dem Meere, dem unermeßlichen, zu, tragt bald Nachen, bald Dreidecker, zieht Schätze oder Menschen, Blitze oder Sterne in eure Tiefe, seid bald schneeig, bald krystallrein, bald geschwätzig, bald schweigsam, auch ihr brecht euch an jenem geheimnißvollen Gesetze, an einem gewaltigen Geiste, der unverrückt auf Wolken und in Herzen thront.

Die Anker wurden um zwölf Uhr gelichtet. Als die Sonne aus dem Wasser wie ein glühendes Meteor leuchte und die Morgenwölkchen sie mit Schleiern drapirten, hatten wir Glückstadt erreicht. Jenseits Cuxhaven, wo der weiße Neuwerkersand leuchtet, breitet sich das Meer aus. Die gesellschaftliche Atmosphäre steckt, die Luft, die auf der festen Erde voll ist von gewitterhaftem Gefühle, von schmählicher Gährung, vom Lärm der essenbien Freuden, von dem Geschrei des Hasses, des Zornes, der Angst, der Schmerzen, löst sich auf in heilige, andachtsvolle Stille.

Der Himmel wird unendlich, der Zeitenlauf langsamer, das Leben concentrirter. Alles drückt mit beredtem Schweigen eine andre, größere Ordnung der Dinge, eine sichtbarere Harmonie, eine ewige Einheit aus. Es giebt Minuten, Stunden, seltener Tage, wo das Mißtrauen, die Vorurtheile, die Ungewißheiten schweigen, wo der unsichtbare Genius uns sagt, was wahr ist, wo unsere kleinen Gefühle große Ueberzeugungen, unsere großen Ueberzeugungen unerschütterlicher Glaube werden. Solche Augenblicke ruft der Anblick des Meeres hervor.

In der Nähe von Helgoland überfiel uns die Seekrankheit. Was ist doch der Mensch für ein gebrechlich Ding, wie stolz in seiner Phantasie, wie schwach in der Wirklichkeit! Da lagen wir, die wir eben noch von der Welt und des Himmels Herrlichkeit geträumt hatten, und empfanden nichts mehr, als daß es peinlich sei auf einem elenden Brett den Wellen Preis gegeben zu sein, sich todeskrank zu fühlen und keine andere Nothwehr als Geduld zu haben. Ich ödte sie, indem ich das Seeungethüm mit seinen Kreisen sich mir auf die Herzgrube und die Stirne setzen ließ. So blieb es an mir haften, bis wir in den Südersee (Zuyderzee) einliefen.

Wie ich so auf der Zeiterbank dalag, setzte sich

die dicke Holländerin neben mich und erzählte mir, daß auf der vorigen Reise eine Frau am Bord gewesen, die aus Amerika kommend nach Holland gewollt hätte. Mit einem zehnjährigen Knaben und einem sieben Monat alten Mädchen sei sie gegen Mitternacht aufs Schiff gestiegen, habe das Kleine, das wundervolle schwarze Augen gehabt habe, still genährt und gepflegt, sonst aber nicht viel geredet. Freundlich habe ihr die dicke Holländerin die Sorge um das Kind erleichtern und es pflegen und reinigen wollen, das habe aber die Mutter, die einem tiefen Gram anheimgefallen geschienen sei, nicht geduldet. Am zweiten Tage früh Morgens seien sie in der Mitte der Nordsee angelangt, das Meer wäre stürmisch, der Himmel voll grauer Wolken gewesen, die Mutter habe den zehnjährigen Knaben in der Kajüte gelassen und sei mit dem Säugling hinauf aufs Deck gekommen. Da habe sie das kleine schuldlose Wesen liebevoll an sich gedrückt, habe es tanzen lassen, habe sich an dem Lächeln des Kindes geweidet und dann plötzlich, unversehends es hinab in das Meer gestürzt'

Die herbeigeeilten Männer hielten die Unselige ab, dem Kinde zu folgen. Sie weinte nicht, sie sprach nicht. Ein ungeheurer Schmerz war in Wahnsinn, ein

wohlthuender Wahnsinn in Zügellosigkeit übergegangen. Bei näherer Nachforschung fand es sich, daß die Frau ihren Gatten in Amerika aufgesucht, von ihm, den sie zärtlich geliebt, hart aufgenommen und zurück nach Hamburg geschickt worden war, von wo aus sie in Holland Verwandte zu besuchen gedachte. An ihrem eignen Weh die Last des Lebens messend, hatte sie wohl verworren gedacht, sie wolle ihrem Liebling ein gleiches Schicksal ersparen! — Wird sie von dem Richter dort oben für schuldlos erkannt werden, wird ihr gefoltertes Herz das Gewicht des Verbrechens vermitteln, die Absicht hier für die That gelten können? —

Wir kamen glücklich, aber mühevoll über den Pampus, eine weite Sandbank im Meere, die nur zu oft den ein- und auslaufenden Schiffen in ihren Bewegungen, wenn auch nicht unheilbringend, doch störend ist. Gegen zehn Uhr tauchten die erleuchteten Häuser in Amsterdam, die sich im Halbkreis lagern, gleich einem Strahlendiademe aus dem Süderſee hervor. Die Fluth war still, mit einigen Ruderschlägen waren wir am Ufer. Nach langer Wanderung durch prachtvoll mit Gas erleuchtete Straßen voll großer Magazine erreichten wir das Gasthaus. Wogte die Menge zu Fuß in den Gassen, baten die Armen sin-

gend um Almoſen, ſchrieen die Verkäufer ihre Waare aus, ſo begegneten uns nur ſpärlich einige ſeltſam geformte Equipagen, die, auf Schleifen geſetzt, von einem Pferde mühſam über das Straßenpflaſter gezogen wurden. Die Gegenſtände trugen einen neuen, ungewohnten Charakter, ſie ſagten uns, daß wir nicht mehr auf deutſchem Grund und Boden wären, daß ein neuer Vorhang aufgerollt ſei, hinter dem wir bunte, wechſelnde, ſchöne Bilder zu erblicken hofften.

Amſterdam ſchließt im Halbmond das Meer ein, das hier das Ey (het Y) genannt wird. Die Stadt hat mich ihrer Größe, des hie und da faſt zur Majeſtät ſich ſteigernden Eindrucks wegen in Erſtaunen geſetzt. Vielfach von Kanälen durchſchnitten, die in einander greifen und bald durch die Amſtel, bald durch das Ey bewäſſert werden, zählt Amſterdam neunzig kleine Inſeln, die durch ſteinerne oder hölzerne Brücken in Verbindung geſetzt ſind. Häufige Ueberſchwemmungen zwingen zur Zeit die Bewohner einzelner Stadttheile, namentlich des Harlemer, in kleinen Böten auf den Straßen zu fahren. Im Ganzen jedoch hat dieſe dem Meere entrungene Stadt einen weniger poetiſchen Anſtrich, als ihre Schweſter Venedig. Die ſchwarzen Gondeln, die Fiſcher in ihrem eigenthümlichen Coſtüm, die Palläſte mit ihren weißen und

ſchwarzen Marmorbekleidungen fehlen. Mittelalterlich erheben ſich die ſpitzen Giebel der Amſterdamer Häuſer, ſchmal und hoch, aus Ziegelſteinen, dem Nutzen, aber nicht der Schönheit erbaut. Einförmig läuft die Häuſermaſſe an den Kanälen herauf; nur hier und da guckt ein größeres Gebäude hervor. Unter dieſen zeichnet ſich der königliche Pallaſt aus, das frühere Amſterdamer Rathhaus, welches nun aber ſeiner erſten urſprünglichen Beſtimmung entſagt hat. Das Gebäude hat mit ſeinen unzähligen kleinen Fenſtern etwas Auffallendes, das aber nicht erhaben, nicht einmal ſchön iſt; jedoch zeichnet ſich das Innere durch Marmorſkulpturen und einige Malerarbeiten der klaſſiſchen Zeit Hollands aus.

Als Napoleons Bruder, der mir perſönlich bekannte Ludwig Bonaparte, Hollands Thron beſaß, hatte er den Plan gefaßt, die Reſidenz vom Haag nach Amſterdam, der bedeutendſten Stadt ſeines Reichs, zu verlegen, allein wie ſeine Macht, ſo zerfloß auch dieſer Gedanke in Nichts. Als ich durch dieſe weiten, jetzt völlig öden Säle ſchritt, wie mir hier die eine und dort die andere geſchichtliche Erinnerung entgegentrat, überwältigte mich das Gefühl menſchlicher Schickſale, namentlich im Cabinet des Königs Ludwig, der ſeine Krone mit dem Herzen erfaßt und

seine Menschlichkeit höher denn seine Herrscherwürde geachtet hatte. Ich dachte mir dies edle, sanfte, schöne Profil, das ich vor einigen Jahren mit Bewunderung angeblickt hatte, dachte es mir mit jenem Diadem geschmückt, das Ludwig unfreiwillig angenommen, freiwillig wieder von sich wies. Er wollte nicht herrschen, nicht unterjochen, er wollte glücklich machen! — Wie oft sprach er diesen Gedanken vor mir in den duftenden Fichtenwäldern des Böhmer Bades aus, als er von der glänzenden Vergangenheit nichts mehr besaß denn sein Bewußtsein; wie oft gedachte er Hollands, als eines geliebten Kindes, dem er hatte wohlthun wollen und das er mit Schmerz aufgegeben hatte. Alle diese Gefühle waren sanfter, weiblicher Art: er bewegte sich in einem bestimmten Ideenkreise, der durch ein durchaus weiches Gemüth bedingt war. Auch ging ein Klagehauch durch die Saiten seiner Seele, von dem ich nicht wußte, ob er dem eignen oder fremden Schicksale galt.

Vom Thurme des Pallastes aus übersah ich das silberschillernde Meer. Der Horizont vermählte sich mit ihm, hob sich und sank. Graziös schien uns das lebendige Element zu locken, hinaus trieb es uns zu dieser Unendlichkeit, die am klarsten zeigt, wie klein

des Menschen Daſein iſt und wie nichts in ihm wichtig bleibt, als das Wollen, das die That erſetzt.

Dicht neben dem königlichen Pallaſte ſteht die neue Kirche, im Gegenſatz mit der alten alſo genannt, alt auch, obwohl nicht ſchön. Hinter einer Kanzel, die im Schiff der Kirche errichtet iſt, ruht etwas hart auf marmornen Tryphäen gebettet der Admiral Ruyter, deſſen Andenken in Basreliefs und in Volkserzählungen den Holländern heilig iſt. Die Kanzel, die davorſteht, dient zu Trauungen, die hier in einem, mit einem grünen Gartengeländer eingezäunten Raum verrichtet werden. Der Zufall wollte, daß eine ſolche Feierlichkeit in unſerm Beiſein ſtattfand. Gar irdiſch war dem Brautpaar zu größerer Bequemlichkeit ein Sopha zum Sitzen und Stövchen (Fußwärmer) hingeſtellt worden. An beiden Seiten nahmen im Halbkreis die Hochzeitgäſte Platz: ein wohlgenährter Prediger hielt die Rede von der Kanzel herab, die Braut hörte im Hut und Shawl zu: die ganze Ceremonie kam mir unſchön und ich muß ſagen undemüthig vor. Es war nicht jene heiße Andacht, die uns bei großen Ereigniſſen erfaßt: und uns zu den Stufen der Altäre treibt: es war nicht jenes Hingeriſſenſeyn, das uns heilige Entſchließungen entlockt, es war das conventionelle Uebereinkommen

zweier Menschen, die so erträglich wie möglich, aber auch vielleicht so gleichgültig wie möglich, ihre Lebensaufgabe neben einander abhaspeln wollen. Vielleicht bin ich ungerecht und hart, aber der Eindruck schmerzte mich, und ich erholte mich erst bei dem Anblick einer andern leeren Kanzel, die in der Mitte der Kirche kunstreich aus Holz geschnitzt die vier Evangelisten auf ihren Thieren darstellt. Die Arbeit ist so schön, daß sie dem Meister Vinckenbrink fast ein Menschenalter, vierzig Jahre, gekostet haben soll.

Das Interessanteste in Amsterdam sind wohl die Docks, die ganz in der Art der Londoner die Waaren unmittelbar aus den Schiffen empfangen, von wo aus sie in die Magazine, die daneben stehen, aufgenommen werden. Auf der einen Seite sieht man an ihnen nach alphabetischer Ordnung europäische Namen, Antwerpen, Hamburg, Brüssel, Archangel, London, auf der andern ruft uns Batavia den Stolz Hollands, seine südlichen Besitzungen, die blühende Jugend seines Handels zu. Hier erst hat man einen Begriff von der Macht des Gewinnes, von der Aristokratie der Kriegsschiffe, von den zur Demokratie sich hinneigenden Kauffahrern. Die Seele dehnt sich bei diesem Eindruck. Hinaus möchte man ins Leben, die Hoffnungen schwellen wie weiße Segel; kampflustig

fordert man Schickſal und Zufall heraus, den Horizont, den immer weiter fliehenden Horizont möchte man erreichen, oder tief in das Meer ſteigen und ſo recht eigentlich erſt wiſſen, was die Welt und was ihre Anforderungen ſind. Da ſich indeß dieſe Hochmuthsträume nicht erfullen ließen, ſo wanderte ich demüthig genug durch die Plantage, die, mit kleinen Muſcheln beſtreut und mit niedrigen Landhäuſern beſetzt, ganz das Anſehen eines kleinen Badeorts hat.

Die Plantage war früher ein Wall; jetzt zum Spaziergang umgeformt und von der Mittelclaſſe dann am meiſten beſucht, wenn die Vornehmen und Reichen den ungeſunden Ausdünſtungen der Amſterdamer Kanäle im Sommer auf der Landſtraße nach Harlem hin entfliehen, bietet ſie an Bäumen, was ein ſo undankbarer Grund und Boden nur liefern kann. Sie iſt freundlich und klein und gewährt ſicher am Sonntag, wenn die ſchmucken Holländerinnen, mit ihren Herzliebſten am Arm, das Freie ſuchen, einen gar lieblichen Anblick. Ich habe mich des ſchönen Schlags Menſchen, der dieſe Küſte bewohnt, mehr als einmal, beſonders aber der Frauen erfreuet, die mit ihrer ſchneeigen Haut und ihren Roſen auf den Wangen das Bild der Geſundheit und einer reinen Naturkraft ſind. Schade iſt es, daß ihre Kopfbekleidung ihnen die

ſchönſte Parthie des weiblichen Antlitzes, die Schläfe mit ihrem bläulichen Geäder und die zarten Conturen der Wangen verhüllt. Auch der Nacken und der ganze Bau des Körpers iſt viel zu ſehr verſteckt. Es mag wohl ſchön ſein, züchtig errathen, nicht erblicken zu laſſen, was die Natur an Reiz und Schönheit verleiht, ja, ich habe mir oft im Stillen gedacht, daß die Mütter dafür ſorgen ſollten, ihren Töchtern eine jungfräulichere Kleidung als die jetzige zu geben, allein ich bin auch keine Freundin von Uebertreibung, namentlich wenn ſie wie hier an das Gebiet des Unſchönen und Ungraziöſen ſtreift.

Im Muſeum des Königreichs der Niederlanden, wie hier in Amſterdam pomphaft eine, doch im Grunde unbedeutende Gemäldeſammlung genannt wird, begegneten uns wieder ſchöne holländiſche weibliche und männliche Geſichter, die meiſt von den älteren Malern ausgeführt ſind, welche Holland zu einem Italien des Nordens umgeſchaffen haben. Am liebſten unter dieſen Malern bleibt mir Rembrand und Gerhard Dau, ſo wie ich mir vorzugsweiſe durch Rubens und van Dyk die flamländiſchen Gebilde vor Augen führen laſſe. Rembrand iſt vielleicht der Oſſian der Holländer, das düſterflammende Genie, das durch ſeine ſpärlich angebrachten Lichter ſeltſame Effekte

hervorbringt. Rembrand war arm geboren, es trieb ihn nicht hinaus in die Weite, er machte keine Kreuz- und Quererzüge nach Italien, er bildete sich selbstständig, vielleicht einseitig aus: er studirte nicht, er sah, und was er sah, das gab er wieder, schlecht und recht, einfach und wahr, wie das Land, das ihn gezeugt, und die Hütte, die ihn beherbergt hatte. Anders war es mit Rubens: Rubens hatte seine Gebilde an seine Ideale geknüpft. Er liebte das Schöne, er träumte von dem Vollendeten, er strebte nach dem Vornehmen; er war reich, er war glücklich, er durfte der ihm inwohnenden Genußsucht folgen; er durfte in den Gestalten einer Eva, einer Venus, seiner eignen schönen Gattin Helena Formacs, all' die Durchsichtigkeiten jener Carnation auf die Leinwand zaubern, an denen Holland reich ist. Wer mag glücklicher in sich gewesen sein, Rembrand, der seine Einfachheit liebte, der nicht aus dem Kreise trat, den der Zufall um ihn gezogen hatte, oder Rubens, der an Höfen geduldet, vom Ehrgeiz unfehlbar gestachelt, groß und vornehm that und vielleicht die Erde zu Zeiten zu sehr liebte?

Die Holländer haben eine wahre Leidenschaft für chinesische Produkte und namentlich für die chinesischen Porzellangegenstände. Nicht allein, daß die Häuser

der Vornehmen damit oft im Uebermaaß geschmückt sind, auch die arbeitende Klasse, die Bauern und einfachen Bürgersleute haben ihre Schränke mit Vasen und Tassen gefüllt. Unser Lohnbediente führte uns in ein Magazin, das mehrere Stockwerke hat und in dem sowohl an Porzellangegenständen, als an Lackwaaren, die kostbarsten Dinge aufgehäuft waren. Besonders bewunderte ich die nickenden Pagoden, die uns so freundlich willkommen hießen. Sie saßen da mit ihren häßlichen, zusammengekauerten Körpern, mit ihren beweglichen Händen, Köpfen und Zungen, als gäbe das Leben nur einen Reiz: die Contemplation. Man hätte sie beneiden können, diese leblosen, beweglichen Figuren, wenn sie nicht nebenbei so zerbrechlich gewesen wären.

Komisch ist die Sitte der Stechen. Sobald man ein Haus betritt, so wird einem statt des Fußkissens das Feuerfaß untergeschoben. Es ist bei den Holländern zur Höflichkeitsform geworden, wie es im Orient unerläßlich nothwendig wird, dem Fremden Waschwasser und Wohlgerüche bei seinem Eintritte in ein Haus zu reichen.

Man hat mir den Amsterdamer Blumenmarkt als eine Hauptschönheit der Stadt empfohlen; ich konnte ihn nicht sehen, er findet nur alle Montag statt, dennoch giebt es Blumen und in dieser Jahreszeit na-

mentlich Hyacinthen, die man auf der Straße in zierliche Sträuße gebunden verkauft und die alle fröhlichen Farben in sich vereinen. Außerdem sind ganze Magazine vollgefüllt mit buntgemalten Blumentöpfen, und kleine grüne Stöcke mit goldnen Knöpfen dienen den Kindern des Frühlings zur Stütze. Man sieht es wohl, Harlem mit seinen Hyacinthen- und Narcissenfeldern ist nicht weit, es wetteifert mit den schmucken Holländerinnen an Frische und Schönheit. Welche Poesie liegt doch in den Blumen; ihr erster Frühlingsduft erinnert an starke, leidenschaftliche Wünsche, an das Glück, das der Mensch erlangen darf und was ihm so selten wird. In den Blumen sehe ich beglückte Geschöpfe, die in der ganzen Schönheit ihrer Formen, in dem ganzen Ausdruck einer stillen Befriedigung dastehen. Wer sähe auch nicht in den einzelnen Naturerscheinungen eine Andeutung jenes Geistes, der uns anzieht, der uns zittern, der uns glauben macht?

Im Sonnenschein gewinnt Alles an Pracht und Lieblichkeit, wir haben's empfunden, als wir aus unserm großen, fast unheizbaren, mit Oelgemälden verzierten Zimmer, bald auf dem Prinzen-, bald auf dem Kaiser-, bald auf dem Herrngracht wanderten; wir waren erstarrt, und die lieblichen, lockenden Strahlen sind uns bis in's Herz gedrungen. Den

holländiſchen Kindern mochte eben ſo fein wie uns: ſie jubelten an den Canälen herum und freuten ſich, daß nun endlich der Frühling da ſei, dieſe ſchönſte Zeit des Jahrs, wo der Winterſchlaf aufhört und man das Pulſiren der Natur nachempfindet.

Abends beſuchten wir zuerſt das holländiſche Theater, dann das Volks- oder Nationaltheater, das hier den franzöſiſchen Namen variétés führt, endlich das franzöſiſche Theater, da an jenem Abend keine italieniſche Oper war. An der Verſchiedenheit und Menge der Theater bemerkt man die große Stadt; an andern Dingen glaubt man zuweilen die kleine zu erkennen. Das holländiſche Theater wird zwar ein proviſoriſches genannt, ſteht aber ſchon ſeit fünfundvierzig Jahren. Es iſt nicht groß, nichts weniger als elegant, aber gut erleuchtet: es hat drei Ränge, wovon mir jedoch nur einer faſhionabel erſchien. Da die holländiſche Bühne nicht ſehr reich an Originalſtücken iſt und der Ueberſetzungsunfug überall wie ein Krebs um ſich frißt, ſo war denn auch diesmal das Theater gepreßt voll, um den »Tyrannen von Padua« zu ſehen. Dieſer Tyrann von Padua mit einer langen hagern Geſtalt ausgeſtattet, das franzöſiſche Pathos auf das holländiſche Phlegma übertragend, ſchien mir faſt komiſch: er machte ſo fürchterlich große

Schritte, zitterte ſo allgewaltig mit der Stimme, brachte für ein deutſches Ohr ſo wunderbar grelle Töne hervor, daß ich faſt glaubte: die Holländer wollten Victor Hugo parodiren. Aber es war ihr Ernſt, ihr ſehr großer Ernſt, ihn ſeiner würdig aufzuführen, das ſah ich an Rodolpho's trauernder Miene und Thisbe's ſchönen Kleidern.

Was iſt man doch ungeſchickt, wenn man die Landesſprache nicht verſteht und nun vollends eine, die klingt, als müſſe man ſie gleich einer bekannten verſtehen und die ſich doch zum Deutſchen, wie der Rechenpfennig zum Golde verhält! Recht ſchön erſchien mir Thisbe's Organ; Catharinens Stimme bekam ich nicht zu hören; wir verließen vor ihrem Auftreten das holländiſche Theater, um es mit den Variétés zu vertauſchen. Aber Himmel, ſtatt eines Theaters eine Tabagie! Alle Plätze ſind hier gleich, es ſind Bänke in den Saal geſtellt, und davor ſind hie und da kleine Tiſche angebracht, um neben dem Genuß des Rauchens auch den des Eſſens und Trinkens zu haben. Natürlich iſt dieſes Theater Volkstheater; ich bin daher weit entfernt zu glauben, den ſchönen Frauen oder Fräulein von Amſterdam fiele es je ein, ihre zarte Naſe in die unäſthetiſchen Tabaks- und Grogdüfte zu ſtecken; unſer Eines aber, die der-

gleichen Merkwürdigkeiten nicht zu Hause sieht, sucht sie wenigstens in der Fremde auf. Die Evanatur verleugnet sich nicht.

Ich kam in den varietés neben einen gar freundlichen, dicken Holländer zu sitzen, der behaglich aus seiner thönernen Pfeife mir blauen Dunst vormachte, mich aber nebenbei auch die Vortrefflichkeit des Spiels und die Grazie der Vaudevilles-Gesänge fühlen lassen wollte. Ich fand für beides keine Sympathie in mir; der Dampf benebelte mich, ich mußte unwillkürlich an einen gewissen Major denken, der einmal einen Sopha für eine Insel und eine blaue Tapete für das Firmament angesehen hatte; und den dicken Holländer fliehend, der wie Gott Zeus Gewitterwolken um sich schuf, kam ich endlich in's gelobte Land, in's französische Theater. Für uns in Wahrheit ein gelobtes Land, denn hier konnten wir verstehen, beurtheilen, genießen, kritisiren; hier wehte etwas von jener verführerischen Pariser Luft, die eindringlich ist, hier endlich herrschte Heiterkeit und Anmuth, die den Holländern bei all' ihren vortrefflichen Eigenschaften abgehen. Die Holländer amüsiren sich nicht: das Amüsiren ist eine Anstrengung, und Anstrengung ist dem Nationalcharakter zuwider, aber sie sind ausdauernd und besitzen eine gewisse moralische Kraft, die ihnen

Berge verſetzen hülfe. Dabei wohnt ihnen ein derber, feiſter Egoismus inne, der die zarteren Gefühle verſcheucht und ſie unliebenswürdig in der Tugend, kalt in der Hitze macht.

Um wieder auf das franzöſiſche Theater zurückzukommen, ſo hatte ich die Ueberraſchung auf der kleinen, faſt zu beſchränkten Bühne, eine Schauſpielerin wieder zu erkennen, die vor zehn Jahren l'enfant gâtée des Petersburger Publicums geweſen war. Ich ſage vor zehn Jahren! Die unerbittliche Zeit, die ihre Zahlen auf die zarteſten Formen mit ihrem eiſernen Griffel ſchreibt, hat auch ſie nicht verſchont. Sie iſt alt geworden; häßlich, die jung, die hübſch war. Zwar giebt es eine Schönheit, die den Jahren trotzt, zwar hebt ſich der Geiſt mit ſeinem Flügelſchlage über die ſchleppenden Minuten, die immer ein Sandkorn mehr auf den Grabeshügel der Generationen häufen, aber eine ſolche Schönheit wird nur von ſeltenen Menſchen beſeſſen. Daß der Menſch ſterben muß, begreife ich, er ſoll ein anderes, beſſeres Leben haben, ich glaub's, aber daß er alt, gebrechlich, ſich und Andern zur Laſt werden muß, daß aller Schmelz, alle Farbe, alle Rundung von ihm weicht und er daſteht, wie ein häßliches Conterfey von einem lieblichen Originale, das betrübt mich ſo, daß ich keinen alternden Menſchen ohne tiefſtes

Mitleid ins Geſicht ſehen kann. Wer doch jung ſterben und ſich nicht ſterben zu ſehen brauchte!

II.

Das Wetter hat uns auf unſerer Fahrt nach Nordholland begünſtigt. Schon um neun Uhr Morgens hatten wir Beſitz eines Räderſchiffes genommen, das, ſtatt von Dampf, von Pferden getrieben wird, und hatten von ſeinem Deck herab die Ausſicht auf das aus der Fluth emporſteigende Amſterdam, das bald majeſtätiſch, bald freundlich ſich am Horizont mit den hie und da hervorragenden Thürmen hinzieht. Jenſeit des Y, das wir durchſchnitten, nahm uns ein Wagen auf und führte uns im ſchnellſten Trabe nach dem Dorfe Broeck, deſſen Reinlichkeit weltberühmt iſt. Der Weg ſchlängelt ſich auf den Deichen hin, die mühſam die Fluthen abhalten. Hie und da ſteigt ein rothes Ziegeldach mit einer Windmühle aus dem Wieſengrund hervor, dann langt man an den vor funfzehn Jahren völlig vollendeten Nord-Canal, der Amſterdam erſt eigentlich durch dieſe Verbindung mit dem Helder, Antwerpen gleichgeſtellt hat, denn indeß ſonſt die mächtigen Kauffahrer mit widrigen Winden in der Süderſee wochenlang zu kämpfen hatten, ehe ſie den ſchützenden Hafen erreichten, gelangen ſie jetzt ohne

Schwierigkeit durch den Canal in die Stadt, eine Verbeſſerung, die zwar über zwölf Millionen Gulden gekoſtet hat, die aber in der Zukunft reichliche Zinſen tragen wird. Das ſcheint mir überhaupt ein Hauptzug an den Holländern, daß ſie zwar bis zur Knickrigkeit öconomiſch ſind, daß ſie aber dennoch für das Gemeinwohl große Opfer zu bringen wiſſen. Sie führen ein behagliches Stillleben, das zwar keine Leidenſchaften zuläßt, das indeß vielleicht die Nationalkraft, ſtatt zu ſchwächen, nährt. Auch hat dieſe Kraft ſchon Großes geleiſtet, und die holländiſche Geſchichte, ſie ſei grau wie das Alterthum, oder friſch wie der ſmaragdene Broeckner Wieſengrund, beweiſt, daß nicht immer Phlegma dieſem Volke inwohnt.

Iſt man mit dem Wechſel der Regierung im Anfang nicht ganz zufrieden geweſen, — es iſt natürlich, daß ein Volk wie das holländiſche vor jedem Wechſel erſchrickt, — ſo faſſen die Holländer jetzt täglich mehr Herz zu ihrem neuen Fürſten. Betrübend ſind die großen Abgaben, die Land- und Stadtbewohner drücken: ſie mögen unvermeidlich ſein, aber ſie hemmen das freie, friſche Leben, ſie zwingen an den Pflug wenn die Pſyche einmal, ſelbſt in Holland, die Flügel heben möchte.

Es iſt Alles förmlich in einer holländiſchen Bau-

erwehrung. Der mit Kacheln belegte Heerd in der Mitte, auf dem Fußboden eine zu Stahl polirte Eisenplatte, die das Feuer aufnimmt, zierliche Fußmatten im Zimmer wie in der Küche, weiß und blau gesprenkelte Porzellanteller, die rings an den Wänden auf Börtern stehen, rothwangige Mädchen sittsam am Arbeitstisch, kaum ein verstohlenes Kopfnicken, wenn ein Fremder sich naht, die Hauben steif, die Kleider steif, die Häuser und Gärten steif . . . wo fände sich hier Platz für ein Gefühl, das Poesie heißt? Broeck gefiel mir und ängstigte mich; ich hätte es gern etwas unordentlich gemacht, wie die Kinder, die eine Schachtel voll Häuser und Bäume haben und sie ungeduldig durcheinanderschütteln. Die Häuser, die links und rechts an den mit ängstlicher Regelmäßigkeit getäfelten kleinen Dorfwegen stehen, sind meist grün angestrichen und haben alle nach vorn eine geschlossene Thür, die nur bei Hochzeiten, Taufen und Begräbnissen geöffnet wird; im gewöhnlichen Leben haben die Hausbewohner eine Hinterthür, durch die sie aus- und eingehen. In der Mitte des Dorfes ist ein großer Teich, dessen crystallreines Wasser genugsam Material zur Reinigung all der Gegenstände bietet, die mit Oelfarbe angestrichen sind, die Bäume nicht ausgenommen, die sich wunderbar genug in diesen

künſtlichen Kleidern ausnehmen. In den überaus ſchön gehaltenen Viehſtällen unterhielt mich der bizarre Anblick der reſpectiven Schwänze, die alle mit Bindfaden an der Dachung feſtgebunden ſind, um die unvermeidlichen Natürlichkeiten ſo ſpurlos wie möglich an den reinlich gehaltenen Thieren vorübergehen zu laſſen.

Eine mit klappernden Holzſchuhen aus der Schule heimkehrende Kinderſchaar erfreute mir Herz und Auge. Die Kleinen jubelten und ſchrien im Sonnenſchein und ſprangen nach Art der franzöſiſchen Kinder über Stricke, die ſie mit beiden Händen unter ſich wegſchwangen. Da war denn doch eine gewiſſe Lebendigkeit zu gewahren, die im Uebrigen dem Dorfe abzugehen ſcheint; es iſt wirklich, als verböten ſich die Leute das ſchnellere Gehen, um die zierlichen Muſcheln, die vor den Häuſern im Gärtchen geſtreut ſind, nicht aus der Lage zu bringen.

In Zaardam ſahen wir das wie eine Reliquie bewahrte Häuschen Peters des Großen, in dem er als Zimmermann hauſ'te. Es hat eine ſteinerne Hülle bekommen, iſt aber ſonſt noch ganz ſo, wie es vor faſt zweihundert Jahren ſtand. Mich wehte aus ihm, als die Thüre aufging, ein Gefühl an, als beträte ich eine Todtengruft. Die Geſtalt Peters des Großen glaubte ich zu erblicken, wie ſie rieſenhaft das ganze unge-

heure Reich umfaßte, über ihm, wie das Schickſal lag und ſein Schickſal ward.

In eine feierliche Ruhe verſenkt, hörte ich von weitem die bleichen Meereswellen kommen und gehen, ihre ewig gleiche Bewegung, ihre flüſternden Töne. Dazwiſchen ſchlug eine Nachtigall ihr erſtes, ſchüchternes Lied. Ich dachte an den Frühling der Welt und an den Frühling des Lebens, an die Jahre, die vorübereilen, von der vergangenen zu der zukünftigen Ewigkeit, von den Träumen zur Enttäuſchung, von der Enttäuſchung zur Vernichtung. Was vom Leben fordern, was ihm abgewinnen? Leitet der Verſtand die Reſultate? Jede Urſache ſchien mir unſichtbar, jeder Ausgang ungewiß. Die Formen ändern ſich, die Dauer wird erſchöpft. Der Menſch gleicht dem Meteor, das im Raume ſchwankt und ſich verliert. Was gedacht war, geſtaltet ſich anders, als es gedacht war; nichts nimmt ſich ſo aus, als es wirklich beſteht. Wir erkennen wohl die Beziehungen, aber nicht den eigentlichen Grund der Dinge, wir ſehen wohl den Abglanz, aber nicht die Sache. — Ob das Glück, das wir ſuchen, nicht ein tief begründetes Geſetz der Natur iſt? Ob das Wohlſein, das wir träumen, nicht vorherrſchend iſt in der Gefühlswelt? Und wenn wir das Glück, das Gleichgewicht, die Harmonie des Wohl-

seins nicht als Zweck des Lebens betrachten dürfen, was ist denn Zweck? Was die Bedingung des Daseins ist, ist auch seine Qual. Ich fühle, ich denke, sagt der Mensch, der Wahrheit sucht. Aber wir haben keine Gesetzgeber, aber das Genie hat die Räthsel in der Gesellschaft nicht lösen, die Einheit nicht finden können; wir werden hierhin und dorthin geschleudert, wir suchen, wir ahnen, aber wir erkennen, wir erklären nicht. Wenn der Glaube von uns weicht, ist Alles leer, schmerz- oder schreckhaft; wenn er naht, ist Alles Freude, Alles Hoffnung, Alles Harmonie. Eine entfernte Stimme, ein noch so leises Tönen, das Rauschen der Zweige, das Rieseln des Wassers, Alles gewinnt Geist und Gehalt. Der Himmel färbt sich, die Erde duftet, das Herz öffnet sich. Große Menschen erscheinen, sie weiten den Ideenkreis, sie sind die Schicksalslehre.

Fast erschrak ich, als Peters Bild mir an der Wand in Lebensgröße entgegentrat. Ich liebe dieses edle Antlitz, das Blitze und Strahlen sendet, aber es stört mich, daß so viele Reisende ihre Namen an die Wände dieser Behausung geschrieben haben. Wozu die Profanation, die nichts ist als Uebermuth? Wen große Menschen nicht demüthig machen, der hat keine Demuth, oder doch wenigstens keinen innern Maaß-

ſtab. Ja, ich liebe dieſe ernſten, ſchönen Züge des nordiſchen Herrſchers, er hat nichts an ſich als ſeine Menſchenwürde, nichts über ſich als ſeine Gedanken. Raſch trieb er den Felſen der Barbarei auseinander, gewaltſam zerſprengte er das Gängelband einer ganzen Nation, er gab ihr Selbſtbewußtſein, dieſes höchſte Gut, dieſe unzerſtörbare, ewig emporſtrebende Kraft, er gab ihr Geſetze, er gab ihr Wiſſen. Denkend ſchweift das Auge aus dem Bilde in die weite Ferne; die Hand hält den Zirkel; die Athletenbruſt iſt von Erwartung geſchwellt, ein Schiff hat er bauen gelernt und an Kronſtadt, an Petersburg denkt er. Es treibt ihn zurück, er hat geſchaffen, nun will er benutzen und genießen.

Ein großer Uebelſtand in Amſterdam iſt der Mangel an Trinkwaſſer. Ueberall weite Waſſerflächen, Canäle, Flüſſe und Meere, nur kein erquickendes, rieſelndes Quellwaſſer, nur kein friſcher Trunk aus hohler Hand, nach einem ermüdenden Gange gethan. Die Amſterdamer haben Luxusartikel in Menge, koſtbare Weine, Südfrüchte, Leckerbiſſen, aber ſie haben kein Waſſer. Es wird ihnen wohlverwahrt in Krügen aus Utrecht gebracht, zuweilen auch ſendet es ihnen der Himmel in Strömen hernieder; dann fangen ſie es auf und bewahren und genießen es wie Manna. Jetzt

wird an einem arteſiſchen Brunnen gearbeitet, von dem man aber den Erfolg noch nicht kennt.

Die Juden bewohnen, wie in Frankfurt, einen eigenen Stadttheil. Das ſchachernde, eigenthümliche Volk, das weder rück- noch vorwärts ſchreitet, das von einem Tage zum andern lebt, immer hofft, immer arbeitet, immer wartet, das die Sitten des Orients in den Norden verpflanzt hat, zählt hier an zweiundzwanzig Tauſend Köpfe. Ich möchte für meinen Theil, daß die Juden emancipirt würden, ſie würden anders, beſſer, edler, kühner, großmüthiger ſein, wenn ſie freier wären. Es iſt mir oft geweſen, als ſeien wir Chriſten ſelbſt Schuld an all' dem Kleinlichkeitsgeiſte, über den wir uns, den Juden gegenüber, beſchweren. Man ſperre eine Pflanze in einen engen, ſchattenreichen, kalten Ort, oder man gebe ihr friſche Erde, Sonne und Luft, und ſie wird entweder verkrüppelt oder früchtetragend, farblos oder erglühend ſein. Der Hauptinduſtriezweig der Amſterdamer Juden iſt die Diamantſchleiferei. Unſer Lohnbediente erzählte uns, der vorige König habe einmal einen Diamanten für hunderttauſend Gulden verkauft. Und was machte der Käufer mit dieſem Schatze? fragte einer aus der Reiſegeſellſchaft. — Er wird ihn wohl in tauſend kleine Diamanten zerſchlagen haben, antwortete ſpöttlich der

Diener. So natürlich die Hypotheſe, ſo barok der Gedanke. Wie Alles in der Welt, ſo auch die Edelſteine. Je größer, je reiner, je tadelloſer ſie ſind, deſto höher der Werth. Die kleine Brut wird verächtlich bei Seite geſchoben, ſie kann als Zierrath und Einfaſſung, nicht als Centrum dienen.

Was mich in Amſterdam betrübt hat, iſt der Anzug der Findlinge, die ſchwarze und rothe Jacken, das heißt einen ſchwarzen und einen rothen Aermel, gleich den Verbrechern in den Strafhäuſern, tragen. Dieſer Anzug hat etwas, das das Menſchliche in uns beleidigt. Wir ſollten jenen Unglücklichen, die früh aus dem väterlichen Schooß in ein fremdes Terrain verpflanzt ſind, wohlthun, und thun ihnen weh. Wir rufen ihnen in unſeren Einrichtungen zu: Ihr ſeid allein, Ihr habt Niemand als den Staat! Ach, wie marmorkalt iſt der Staat für das ſchlagende Herz, das ſich vergebens nach einem ihm verbrüderten ſehnt!

Wir machten die Fahrt von Amſterdam nach Harlem auf der wohlorganiſirten Eiſenbahn. Einige rauchende Holländer beſtiegen mit uns den Wagen. Der Holländer — und dies hängt mit dem Clima zuſammen — iſt ſo an das Rauchen gewöhnt, daß es ihm zum Lebensbedürfniß geworden iſt. Außer in den Kirchen, habe ich ſie überall rauchen ſehen. Kein Zim-

mer, das nicht seine Anzahl thönerne Pfeifen, seinen Tabak und seinen Fidibus besäße. Die Gegend zwischen Amsterdam und Harlem bietet nichts Merkwürdiges dar. Die Wiesen standen noch unter Wasser, und die hie und da weidenden Kühe trugen Rückenbedeckungen. Das Meer vor Harlem ist durch riesenartige Schleusen mit dem Südersee in Verbindung gesetzt. Schleusen und Canäle sind das holländische Geäder, Wasser . . . das Blut des Landes.

Wer kennte nicht wenigstens aus den Reisebeschreibungen die Orgel in der Kirche St. Bavon, die mit ihren fünftausend Pfeifen Gewitter nachahmt und in zarten Gesängen die Seelen der Gläubigen zum Himmel trägt?

Sonderbar fällt einem, als wahre Curiosität, die Statue des Lorenz Janszohn Koster in die Augen, die auf dem Markte steht und den die braven Holländer auf Treu und Glauben für den Erfinder der Buchdruckerkunst angenommen haben. Die bescheidenen Zweifel, die wir in das Verdienst des Mannes setzten, erregten offenbar großen Unwillen. Sie lieben ihren Koster wie wir unsern Guttenberg. Immerhin! es ist ja gleichgültig, wie ein Ding in die Welt kam: nur daß es kam, ist wichtig. — Das allerliebste Holz, in dem Koster, wenn nicht das Feuer, doch seine Lettern

vom Himmel holte, umſchließt ein königliches Schloß, in dem Ludwig Bonaparte vorzugsweiſe gern hauſ'te. Es iſt in einem edeln italieniſchen Styl gebaut und bietet den Blick in das Grün und auf weidendes Wild, das ſich im Sonnenſchein ſo heiter hinter Buſchwerk bewegte, als gäbe es kein tödtendes Blei und noch weniger lauernde Jäger. Die kleine Gemäldeſammlung, die das Muſeum im Luſtſchloß bewahrt, beſteht aus einigen hundert Bildern von noch lebenden holländiſchen Malern. Unter ihnen ſteht auf der einen Seite des Saals das große Gemälde, das die Schlacht von Waterloo darſtellt, Wellington in der Mitte, und auf der andern hat der Prinz von Oranien die Wand gefüllt. Dargeſtellte Kriegsſcenen haben etwas Herzzerreißendes; ohne Blut, ohne verzerrte Todtenzüge, ohne Pulverdampf, ohne verſtümmelte Glieder geht es ſelten ab. So wende ich mich lieber von da auf liebliche Naturgegenſtände, auf Stillleben, auf Waldgegenden. Da fällt die Unruhe des Lebens von uns, und der grüne correcte Baumſchlag ſtreckt ſich faſt mit ſeinen Zweigen aus der Leinwand heraus, gleichſam als wolle er auch uns, die müden Wanderer, umſchatten.

Harlem iſt die Wiege des Linné'ſchen Syſtems. Hier ordnete und bildete dieſer klaſſiſche Geiſt ein

Lehrgebäude, das der Leitfaden der Botaniker in dem Labyrinth der Pflanzenwelt wurde. Was aber ist Wissenschaft, Classification und Kunst gegen den unergründlichen Reichthum der Natur? Das dachte ich, als ich vor den Harlemer Thoren jene Narcissen, Hyacinthen und Tulpenfelder sah, die mit ihren Wohlgerüchen die Luft benebelnd durchziehen, die mit ihrem Farbenschmelz die Erde meilenweit bekleiden und heftigere Leidenschaften unter den Holländern erregen, als eine schöne Frau sich ihrer zu rühmen hätte. Unter allen Liebhabereien, das Wort deutet fast Spielerei in der Liebe an, scheint mir die für die Blumen die poetischste. Haben diese zart organisirten Wesen nicht ein stilles heiliges Leben, wenn auch keine Willensfreiheit in sich? Sind sie nicht dem Gesetze, das uns dem Lichte und der Wärme zutreibt, unterworfen, erfordern sie nicht unsere Pflege, unsere beständige Sorge, ja unsere schützende Liebe? Kinderlose Frauen sollten statt Hunde und Katzen Blumen ziehen, es würde ihnen die Seele weiten, nicht engen.

In einem der Hauptgärten Harlems führte uns der Besitzer selbst umher. Er war ein gar freundlicher Mann, der sich zwar im Anfang etwas mit seinem Blumenreichthum, mit seinen zehn Millionen Zwiebeln, mit seinen neuen, nie gesehenen Abarten, besonders

mit einer Hyacinthe brüstete, die er zu tausend Gulden zu verkaufen hoffte, der aber dann auch hübsche, gemüthliche Seiten herauskehrte, die ihn mir fast lieb machten. »Man muß die Blumen zart behandeln,« sagte er, »sie haben ihren Organismus, ihr Gefühl, ihre Seele. Ich lasse keine abschneiden, ehe sie nicht ihre völlige Reife erlangt hat, dann mag sie dem Messer und dem Tode anheimfallen, aber sie muthwillig vor der Zeit tödten, das halte ich für Unrecht; ja meine Burschen haben Befehl, sie nicht einmal hart zu berühren. Sie müssen mit ihnen umgehen, als seien es Kinder, die wir doch auch mit schonender Hand angreifen.« Der Umgang mit Blumen scheint eine gewisse Kindlichkeit in der Seele zurückzulassen, die die übrigen Lebenszwecke scheucht. Naturforscher sind meist zuversichtliche, heitere, gemüthvolle Menschen, vielleicht weil sie etwas Höheres als die gewöhnlichen Berufsbeschäftigungen gefunden haben. Der Verstand hat nun einmal irgend etwas im Leben nöthig, das ihm sein Gefängniß hienieden entweder verhüllt oder verklärt. Der Eine lehnt sich an seine Brüder und er irrt, der Zweite an die Wissenschaft und sie reicht nicht aus, der Dritte an die Religion und sie heilt ihm nicht den Zweifel, Alle aber fühlen das Bedürfniß des Anlehnens, und in ihm liegt ihre

Kraft und ihre Schwäche, ihre Demuth und ihre Kühnheit.

Der eigentliche Schmuck Harlems sind Blumenbeete; die Stadt ist damit wie eine Insel mit Wasser umgeben. In dem farbigen Meer erheben sich, zwischen den Hyacinthen und Narcissenwellen, stämmige Kaiserkronen oder Rosensträuche, die allenfalls eine Flotte mit ihren Masten verstellen könnten. Alle diese Blumen, diese Gesträuche, diese saftigen Stengel tragen den Character des Wohlseins. Man kann Harlem nicht ohne den Gedanken verlassen, daß hier eine träumerische Existenz wie im Orient möglich wäre, obwohl das Rauschen, das Flustern der Bäume wieder an die Leidenschaften, an die Unruhe des Daseins, an erlebtes Unglück erinnern. Und dennoch hängt der Mensch am Leben, so oft er auch gegen dasselbe polemisirt. Er ist wie das Moos, das den Felsen bedeckt, er saugt sich fest an ihm, und was auch kommen mag, Sturm oder Stille, Sonnenschein oder Nacht, er läßt das Dasein selten freiwillig, immer verläßt es ihn.

Sonderbar ist die Sitte, die Geburt eines Kindes durch ein an die Hausthür gehängtes mit Spitzen zierlich bezogenes Schild, das meist unterwärts rosenfarben ist, anzukündigen. Diese seltsamen Geburtsaffichen hingen, bei unserm Durchgang durch die Stadt, an

vielen Häusern. Ist es ein Sohn, so ist das ganze Schild von Spitzen, ist es ein Mädchen, so wird ein Stückchen weißes Papier in die Mitte gesteckt. Die Grundfarbe ist rosenroth. So mag das Leben beim Beginn sein, allein später trübt es sich, und nachdem es in alle Farben hineingespielt hat, zerstiebt es in das Aschgraue, die betrübteste Farbe von der Welt. Uns Allen geht es so; wir erwarten viel und sehen wenig, schließen von der rosenrothen Kindheit auf das ganze Dasein und müssen am Ende eingestehen, daß ein unerhörter Leichtsinn oder ein unerschütterliches Vertrauen nöthig sind, um das zu lieben, was so betrügt.

Von Harlem nach Leyden kräuseln sich überall die Hyazinthenfelder am Wege hin, der Anblick ist bunt, schön, zuweilen berauschend. So weit das Auge reicht, nichts als Blumen. Der Mensch lebt mit und unter ihnen, sie gehören zu seiner Existenz, sie wecken in ihm Sorglichkeit und Betrachtung. Ich wundre mich gar nicht mehr, daß die Holländer so fromm sind; ich finde in diesem üppigen Blumenreichthum eine Offenbarung, die begriffen muß. Er setzt die Menschen mit Gott in Verbindung, er prophezeiet ihnen, er tröstet sie. Von der einen Seite haben die Holländer das Meer und die Unendlichkeit, von der andern ihre Liebhaberei und ihren Fanatismus. Nur das begreift

ich mich an ihnen, wie sie so gewaltig für die köstlichen Chinesen und ihre Productionen passionirt sind. Es zeugt dies von Geschmacklosigkeit und hängt mit ihrem chinesischen Handel zusammen.

Ehe ich in den Straßen von Leyden von einer Merkwürdigkeit zur andern streife, ruhte ich erst ein wenig in der Burg aus, die Jacobäa von Baiern oft bewohnte. Zwar ist von der Burg nichts mehr übrig als die Ringmauer, aber diese ist erhalten genug, um die Phantasie in die Geisterwelt der Vorzeit schweifen zu lassen. Hat hier Jacobäa mit ihrem heißen, zärtlichen Herzen nicht oft forschend in's Weite geblickt, wenn ihr die Gegenwart unsichtbar war? Ich verliere mich gern in die Vergangenheit merkwürdiger Menschen, ich versuche mich an die Stelle derer zu setzen, die litten und hofften, und immer ist es mir nach einem solchen Herumtreiben aus mir selbst gewesen, als legten sich alle Widersprüche der Seele, als träte eine sanfte Resignation ein, etwas von jenem Ueberwundenhaben des Irdischen, nach dem wir uns sehnen, ohne es zu erreichen. Wenn dieser Zustand große Glückseligkeiten ausschließt, so giebt er das Gefühl des Vergeistigtseins, des sich Erhaltens an der engen Kreise, das Glück, keine mehr zu erwarten. Will man nur leben, so kann man nicht unglücklich sein.

will man nur nützlich sein, so braucht man nichts mehr für sich zu suchen. Ich habe mir oft gedacht, daß zur Ausbildung der Charaktere ein gewisser Cyclus von Schicksalsschlägen nothwendig sei. Der beklage sich nicht, der in der ersten Jugend nicht immer glücklich war; es wird ihm leicht sein, gerecht gegen seine Nebenmenschen und streng gegen sich selbst zu werden. Er wird nicht das Gute anstaunen, er wird nicht das Unrecht unbedingt verdammen; er wird den Fehler, nicht den Fehlenden verachten, er wird den Wurm nicht zertreten, weil er keine Flügel zum Fliegen hat.

Das Stadthaus zu Leyden bewahrt das oft besprochene, jüngste Gericht von Lukas von Leyden. Christus schwebt auf Wolken, umgeben von seinen zwölf Aposteln, die der Auferstehung der Todten mit ziemlicher Gemüthlichkeit zusehen. Die Einen schlagen den Weg zum Himmel, die andern den Weg zur Hölle ein. Zu beiden Seiten des Bildes lernt man die Localitäten der beiden Orte kennen. Im Himmel giebt es schöne, grüne Bäume, unter denen es sich lieblich lustwandeln läßt; in der Hölle herrscht das Inquisitionssystem, die Pech- und Schwefelmaterialien. Es sind einige zarte, schlank gewachsene Frauen auf dem Bilde, die Lukas wohl nicht allein erfunden, sondern auch gekannt haben mag.

Dicht neben dem jüngsten Gericht ist ein mächtiges Wandstück angebracht, das den Bürgermeister van der Werf und die aufgehangenen Bewohner Leydens bei der Belagerung der Stadt im sechzehnten Jahrhundert vorstellt. Der Hunger, dieses unsre Eingeweide zerfleischende Thier, dieser Vampyr, der alle unsere Lebenskräfte aufzehrt, hatte sich der unglücklichen Belagerten dermaßen bemächtigt, daß sie ihrem Bürgermeister zu Füßen stürzten und ihn um die Uebergabe der Stadt anflehten. Er aber antwortete: »Zerreißt, zerfleischt mich, stillt euren Hunger mit meinem Fleischmasse, lebendig übergeb' ich die Stadt nicht!« Diese kühne Sprache wirkte, die verhungernden, halbtodten Einwohner, die Mütter mit ihren sterbenden Säuglingen schleppten sich in ihre Wohnungen zurück; und als wenn das Schicksal diese Unterwerfung gefordert habe, um sie zu belohnen, sandte es den Prinzen von Oranien zum Befreier. Daß aber van der Werf die Verzweiflung mit einem Wort bändigte, daß er, der Einzelne, Herr wurde über tausend schreiende Willen, das ist ein Beweis mehr, daß geistige Kraft größer ist denn physische, und daß das Wahre, das wirklich Große auch selbst in unentwickelten Gemüthern Anklang findet.

Unser Führer wies uns den Platz, wo im Jahre

1822 eine Pulverexplosion über zweihundert Häuser und mit ihnen alle Bewohner derselben zerstörte. Der Platz ist unbebaut geblieben, es wuchert Gras darauf. Verzweiflung und Schrecken bemeisterte sich der Stadt. Freunde eilten zu Freunden, Eltern suchten ihre Kinder, Kinder zogen lebendig oder todt ihre Eltern aus den Trümmern hervor, Unbekannte weinten um Unbekannte. Das Unglück reißt die Barrieren der Stände nieder, gemeinschaftliches Unglück führt in die ersten Zeiten des Christenthums, in die heilige Zeit zurück, wo ein Band die Menschen an einander knüpfte und sie weder vor ihrer Liebe noch vor ihrem Mitleid erröthete; jetzt hat uns die Civilisation kaltherzig gemacht. Die Erinnerung an jenes große Grab, auf dem wir wandelten, säuselte hinter uns drein; es überlief mich mit Schauer, als der Führer von einer Frau erzählte, die, selbst aus den Trümmern gezogen, die ganze Nacht nach ihrem Gatten gewühlt habe, bis sie seinen verstümmelten, unkenntlichen Leichnam erblickte.

Gern gedachte ich Leibnitzens und Jungendorfs, die hier gewandelt haben. Das ist ja die unbestrittene Unsterblichkeit der großen Geister, daß ihr Name von Munde zu Munde geht und ihr Leben, selbst wenn es im Grabe ruht, noch ein Aufruf an die Menschheit, eine Kirche ist, zu der die innerlich Gläubigen wall-

fahrten. Was würde über die Mittelmäßigkeit der Moose trösten, wenn wir nicht über sie hinweg auf das einzelne Große blicken dürften, das aus ihr emporsteigt und uns das Ideal des Menschenwerthes zeigt?

Ich versuche nicht einmal das Museum von Leyden zu beschreiben, die Aufgabe ist unausführbar. Erst seit fünfundzwanzig Jahren angelegt, ist es so reich an naturhistorischen Seltenheiten, daß mehrere Jahre zu ihrer Besichtigung nöthig wären; auch konnte Holland allein, seiner überseeischen Verbindungen wegen, in so kurzer Zeit eine so große Sammlung vereinigen. In mehr als hunderttausend Exemplaren sind die Bewohner der Lüfte und der Erde, von der sechszehn Fuß hohen Giraffe bis zu der kleinen Maus, von dem Kolibri bis zum hochfliegenden Adler, zuerst ausgestopft, dann in Skeletten zu sehen. Weniger bedeutend ist die Conchilien- und Mineraliensammlung, obwohl ich unter der letztern einige schöne Exemplare bemerkte, die der König dem Museum geschenkt hat.

Sehenswürdig ist die japanische Sammlung des Herrn von Siebold, der zwölf Jahre in Japan als Arzt lebte und sich durch diesen Canal sehr viele in Europa noch nie gesehene Gegenstände verschaffte. Die Sammlung ist in seinem Hause aufgestellt und dem

Reisenden zu jeder Zeit geöffnet. Interessant war mir ein japanischer Hausaltar mit seinem Götzen und seinem Rauchapparat. Ueberall in der Menschenseele das Streben nach dem Hohen, überall das Bedürfniß an Etwas zu glauben, dies Etwas schön, groß, erhaben darzustellen und dargestellt vor ihm zu knieen, sich an ihm zu erheben. Jedes Volk macht's damit, wie es ihm am natürlichsten ist, wie es ihm nahe liegt oder nahe gelegt wird. Natürlich sieht ein japanischer Hausaltar anders als ein katholischer aus. Ich gönne den Japanesen den ihren; ich meine, ich könnte auch davor in einer stillen Ecke des Zimmers knieen und an das Vergangene oder an das Zukünftige denken. Alles Aeußere in der Religion ist ja nur da, damit wir uns bemühen, einen innern Sinn hineinzulegen. Wer nicht seine Religion in sich hat, wird sie äußerlich nur für Augenblicke haben.

Die Modelle der japanischen Häuser erinnern durchgehends an die türkischen: überall läuft am zweiten Stock eine Gallerie um die Behausung, die die großen, fast leeren, aber mit Fußmatten bedeckten Zimmer umschließt. Die Dächer sind vorspringend und wehren die Sonnenstrahlen.

Leyden ist als Stadt eine der hübschesten Hollands; als Universität ist sie reichlich mit etwas tobenden

jungen Männern verſehen, die es den deutſchen Burſchen an Jubel und Geſchrei nachmachen. Die Jugend iſt einmal ſo und nicht anders, erſt muß ſie von einer gewiſſen Portion dummer Streiche überrumpelt worden ſein, ehe ſie ſich unter das Geſetz der Ruhe ſchmiegt. Sollen wir ihr zürnen, daß dem ſo iſt? — Unſer Zürnen ſähe wie Neid aus.

Wir kamen ſpät im Haag an. Es war keine kleine Arbeit, in einem Gaſthof Platz zu finden; wir mußten erſt durch zwei bis drei Verneinungen hindurch, ehe wir ein Aſyl bekamen. Der Haag verräth die Reſidenz. Die Straßen ſind breit, die Häuſer großartig. Glänzende, mit Wappen verſehene Equipagen, reitende Herren und Damen, elegante Spaziergänger kreuzen ſich. Der Sonntag und der Sonnenſchein lockten die Bewohner des Haags in das Gehölz, das die Stadt wie eine ſchützende Mauer umgiebt. Die Glocken läuteten, und wer nicht ſpazieren ging, ruhte und betete in den geöffneten Kirchen.

Das Gehölz iſt gar lieblich; zuweilen erheben ſich die Bäume majeſtätiſch, zuweilen erſetzen junge Anwüchſe die vom Sturm oder Alter entwurzelten. Viele Birken, hie und da Eichen. Eine Art Symmetrie, verſchiedene ſich in einander ſchlängelnde Wege, hier und dort, wenn auch nur geringe Bewegung des Erd-

reichs. Dieſer Ort mag gut für die ſein, die nichts über und neben ihm kennen; nichts in dieſer Lage ſetzt in Erſtaunen, nichts feſſelt; eine monotone Fläche, kleine Haideebenen, die eher Verlaſſenſein als Einſamkeit ausdrücken.

Die Schroffheit der Holländer ihren katholiſchen Brüdern gegenüber iſt ſo groß, daß ſie es für eine Mißheirath halten, wenn einer unter ihnen eine Katholikin freit. Beim Regierungsantritt des jetzigen Königs hatte man gehofft, daß ſich der Abgrund der Religionsmeinungen allmälig füllen und eine gewiſſe Toleranz Tagesordnung werden würde, die zeitgemäß und wünſchenswerth iſt, allein bis jetzt iſt noch keine ſonderliche Veränderung fühlbar. Sogar unter den Vornehmen unterſcheiden ſich die Katholiken von den Proteſtanten; ja es iſt geſchehen, daß eine aufkeimende Freundſchaft zerſtört wurde, ſobald man den Katholicismus von der einen Seite wie einen nagenden Wurm entdeckte. Daß der alte König eine Gräfin geheirathet hat, würden ihm die Holländer wohl verzeihen, aber daß ſie aus Belgien und katholiſch iſt, das ſind in ihren Augen Flecken, die das ſchneeigſte Gewand verunſtalten würden.

Eine ſchnurgrade Allee führt nach dem Badeort Scheweningen; es erhebt ſich hügelicht auf Dünen,

die Gräbern gleichen. Die Badeanſtalt iſt grandios, das Meer breitet ſich weit vor ihr aus. Schneeweiß bildet die kleine Muſchelwelt den Sand, der ſich am Ufer meilenweit hingebettet hat. Kein Baum, kein Grashalm; die Natur iſt todtenſtill, ſie fürchtet ſich vor dem Meeresgeiſt, der ihre Keime zerſtören würde. So ein wüſter Strand hat etwas, das Schrecken und Bewunderung erregt; man denkt an das Höchſte über uns, man entſetzt ſich vor der pulſirenden Gewalt, man erwartet, daß ſie uns züchtigen werde. Die Wellen heben ſich und ſinken, rieſeln und verlieren ſich, Alles iſt öde. Aber auf einmal zeigt ſich die Sonne, blendend färbt ſie die Wogen, purpurroth oder orangegelb. Die Wolken ſchimmern wie Gold, unwillkürlich glaubt man, daß Gottesdienſt hinter ihnen gehalten wird, und wir könnten in die erleuchteten Kirchenfenſter ſehen.

Gegen das Haus im Buſch hin (huis im Busch) wird die Gegend fruchtbarer. Das wechſelnde Licht der Sonne gab der Landſchaft in ihrem zarten Frühlingsgrün den Reiz einer Jungfrau. Ganz iſolirt liegt das königliche Luſtſchloß inmitten eines Waldes, der ſich früher bis nach Harlem hinzog. Die Hauptmerkwürdigkeit des Schloſſes iſt ein groſſer runder, von der Kuppel herab erleuchteter Saal, der an tau-

ſend Geſtalten in Lebensgröſſe von den Wänden dem Beſchauer entgegendrängt. Amalie von Solms-Braunfels, untröſtlich über den Tod ihres Gatten, des Prinzen Friedrich Heinrich, berief neun der berühmteſten Maler Hollands, die ihre Phantaſie und ihre Hände zur Schöpfung einer Apotheoſe hergaben, die den Saal zu einer Kirche verwandelt hat. Ueberall erblickt man den gefeierten Helden in den verſchiedenen Lagen ſeines Lebens. Hier redet ein Bild von ſeiner Geburt, dort von ſeinen Siegen, ſeiner Häuslichkeit oder ſeinem Tode. Den Frieden von Münſter, den er nicht mehr erlebte, erlebt er wenigſtens im Bilde. Sehr ſchön, kräftig und kühn ſind die Cyklopen dargeſtellt, die vor den Ambos geſtellt die Rüſtung des Helden ſchmieden. Das Haus im Buſch gefiel mir ſo wohl, daß ich gern darin, wenn auch nur ganz einſam, eine längere Zeit geweilt hätte. Ich hätte darin nichts Außerordentliches erwartet, ich hätte mich nicht nach der Welt umgeſehen, ich hätte an keine Propheten, an keine Seligkeit des Himmels gedacht, ich hätte mich ausgeruht. Was hat man doch für ein lebendiges Bedürfniß nach Ruhe, nach ſtiller innerer Einkehr, wo man ſich ſammelt, ſtill für ſich hinſieht und die Gedanken wie Vögel im Walde in die Seele hinein- und hinausfliegen! Auf der Reiſe, wo man, wie ein

Dampfſchiff mit den Füßen arbeiten und mit dem Kopfe ſehen muß, ſehnt man ſich insbeſondere nach Tagen, wo man das Leben nachläſſig nehmen, wo man ſich unter einen Baum lagern und aus einer Quelle trinken darf. Die Muſeen, die Merkwürdigkeiten, die Apotheoſen ſind Heimſuchungen, die den Ernſt, das Schweigen, die Einkehr nicht zulaſſen. Da ſind immer Lohnbediente, die viel gelehrter ſind als wir, die uns Alles erklären und die es keineswegs dulden, wenn wir verwirrt von dem Neuen um uns, das Genie, das ja einfach und klar iſt, uns ſelbſt herausſuchen wollen.

Des Sonntags wegen konnten wir das Muſeum im Haag nicht ſehen; dafür trat ich in eine der erſten Kirchen Hollands, die mir aber recht hölzern, recht profan vorkam. Die Holländer ſind fromm, ſie halten ihren Sonntag heilig, ſie haben ſelbſt in den Wirthshäuſern in jedem Zimmer eine Bibel, aber ſie haben keine ſchönen Gotteshäuſer, ihre Gärten ſind ſchöner. In den Kirchen ſtehen ſo viele Fußwärmer, ſo viele Stühle und Bänke, daß an keine Andacht zu denken iſt. Die Menſchennähe mit ihren trivialen Anſprüchen hat die Poeſie des Gebets verdrängt. In der Mitte der Stadt, in der wie überall in Holland die Grachten nicht fehlen, findet ſich ein ſchönes, vier-

eckiges Waſſerbecken, in deſſen Mitte eine kleine Inſel ſchwimmt. Um ſie herum ziehen Schwäne, die ſich in der Sonne badeten und ihre Flügel zuweilen ſchneeig ausſpreizten. Dabei iſt die Stadt mit ſchönen Plätzen verſehen, die ihr etwas Großartiges geben; im Allgemeinen klagt man über das Kleinſtädtiſche des Aufenthalts und ſeine niederſchlagende Monotonie.

Der Weg vom Haag nach Delft führt über einen Boden, der für die holländiſche Geſchichte wichtig iſt. Rechts vom Wege iſt die Ebene bei Rusdorp, die von Barnwalds Söhnen zum Sammelplatze beſtimmt war, als ſie die Ermordung Moritzens von Naſſau beſchloſſen hatten. Das führt mich noch einmal nach dem Haag, an den Ort zurück, wo van der Witte ein Opfer roher Volkswuth fiel. Mit dieſer Erinnerung im Contraſt wurde Gemüſemarkt da gehalten, wo Todesröcheln verhallt war. So iſt der Menſch; er vergißt . . . hat er heute auf Gräbern geweint, ſo ſpielt er morgen auf ihnen.

Delft iſt ein freundliches, nettes Städtchen, das die Naſſauer im Tode beſitzt. Ich habe die Königsmonumente nicht geſehen, ſie ſollen ſchön und theilweiſe erhaben ſein. Der Tod hat an und für ſich ſo etwas Erſchreckendes; dieſer Uebergang des lebendigen

zum erſtarrten Zuſtande, des blühenden zum zerſtörten Daſein, iſt ſo ergreifend, daß es gut iſt, wenn die Hand der Kunſt über dieſes betrübende Schauſpiel ihre mildernden Schleier zieht.

In der Nähe von Rotterdam ſind große Torfſtechereien, die der Erde einen melancholiſchen Anſtrich geben. Rotterdam aber iſt das Bild des Handels; die Stadt iſt für den merkantiliſchen Betrieb geſchaffen. Die breiten Canäle, in denen die Dreimaſter, die kühnen Oſtindienfahrer bis in die Mitte der Stadt gelangen, die freundlichen, wenn auch nicht ganz reinlichen Straßen, voll von Matroſen, die allerlei Sprachen reden, das Fortſchaffen der Waaren, die ankommenden und abfahrenden Diligencen, ein Schiff, das den Tajo befahren, ein anderes, das aus Japan kommt, ſeltſame Gegenſtände an den Fenſtern, Alles das erzählt in Bildern und Zungen, daß die Welt ſich mit tauſend Polypenarmen im Handel kreuzt und Nationen verbrüdert oder entzweit. Rotterdam iſt unſtreitig bedeutender als Amſterdam, obwohl kleiner und weniger bevölkert. Sein Erasmusdenkmal hat mir gefallen. Erasmus hat zwar in ſeiner Statue eine Mönchskutte und den eckigen Hut auf dem Haupte, aber er hält ernſt und feierlich ſeinen Quadranten in der Hand; ſo milde blickt er hinein, daß man wohl

ſieht, es war ein freundlicher Geiſt, der ihm inwohnte, ein Geiſt, der nicht verwunden, der heilen wollte.

Warum ſind unſere Wünſche immer größer als die Wirklichkeit, warum fliegen ſie über das Erreichbare hinweg und hängen ſich an das Unendliche? — Ich hatte mir Großes von Rotterdam verſprochen und fand ſo wenig; eine Stadt fand ich voll Häuſer, voll Schiffe, voll betriebſamer Menſchen, aber nichts, an das ſich der Geiſt hängen oder an dem ſich das Gemüth laben könnte. Der Handel hat nun einmal etwas, das den Aufſchwung der Gedanken nicht zuläßt, ja er verdrängt Kunſt und Poeſie und bindet an den einen Lebenszweck, an den Gewinn.

Die Quais heißen Boompjes, und auf dieſen und in den Straßen herrſcht ein ſolches ſchreiendes Gewühl, daß man kaum durchfinden kann. Dieſes Leben der großen Städte iſt ſicher keineswegs naturgemäß; der Menſch bedarf der reinen Luft, eines wolkenleeren Himmels, einer weiten Ebene. Der arbeitſame Friede der Hütte iſt ihm geſünder als das Ameiſenlaufen der Stadtgewohnheiten. In Rotterdam werden die Waaren mehr oder weniger auf Schleifen fortgeſchafft. Hat ein ſich auf dem Pflaſter fortbewegender Schlitten ſeine Laſt in irgend einem Magazine abgeliefert,

ſo unterhält ſich der Kutſcher damit, daß er ſich vorne darauffetzt und pfeilſchnell durch die Straßen eilt, was allemal ſtille Bewunderung erregt. Ich ſage ſtille, denn andere als ſchweigſame Gefühle haben die Holländer nicht. Sie ſind in ſich gekehrt und geben ihr Erſtaunen oder ihre Mißbilligung nicht anders als ſtumm zu erkennen.

Recht ſchön iſt das Gemeenlandhuis im Rotterdam; um aber den Anblick der Façade, die auf ioniſchen und corinthiſchen Säulen ruht, völlig impoſant zu machen, müßte das Gebäude auf einem freien Platze ſtehen. Zwiſchen der Maas und der Schelde greift ein Meeresarm hinein, der uns etwas ſchüttelte und rüttelte, als wir mit dem Dampfſchiffe die Fahrt von Rotterdam nach Antwerpen antraten. Der Wind wehete ſcharf, und die ſüße Waſſerfahrt kam uns ſo unangenehm vor, daß wir uns kindiſch nicht auf Antwerpen, ſondern auf das Ankommen freuten.

III.

Die Stadt Antwerpen mit ihren Forts, mit ihrer Kathedrale, mit ihrem Maſtenwalde, iſt impoſant genug. Sie liegt am rechten Ufer der Schelde und empfängt als Zugabe den kleinen Fluß Schyn. Unwill-

kürzlich denkt man an all' die Jammerſcenen zurück, die hier vor weniger denn zwölf Jahren in der Zeit ſtattfanden, als ſich Belgien von Holland blutend losriß. Die klaffende Wunde iſt nicht geheilt, noch zittert und ſeufzt Holland, daß es ſo herrliche Diamanten aus ſeiner Krone verlor; noch kann es ſich nicht überwinden, [illegible] als neutrale Brüder zu betrachten, die ſich alſo emancipirt haben. An der Gränze werden die Päſſe mit einer gewiſſen Feindſeligkeit unterſucht, die auf Schadenfreude ſchließen ließe, im Fall ſich Verdächtigung fände. Mitten im Frieden fühlt man ſich im Kriegszuſtande, mitten in der Ruhe beunruhigt. Antwerpen iſt der Uebergang zu einem andern Volke; es liegt etwas germaniſches in dieſen Phyſiognomien, vielleicht auch etwas galliſches, immer iſt nichts holländiſches mehr da. Die Menſchen ſind heiterer, aufgeweckter, ſie ſind weniger auf den Gewinn erpicht. In Holland iſt Niemand mit dem zufrieden, was man ihm giebt; der Reiſende wird überall überfordert und öfters betrogen. Giebt man einen Auftrag, bittet man um einen noch ſo kleinen Dienſt, ſo ſind die Prätenſionen ſo unerhört groß, daß Cröſus Schätze zu ihrer Befriedigung nicht hinreichend ſein würden. Das iſt nun in Antwerpen ſchon anders; keine großen Abgaben drücken den Einwohner, ſein täglicher Unterhalt

wird ihm nicht vom Staate geſchmälert; ſo konnen die Bewohner Antwerpens weniger egoiſtiſch ſein als die Holländer, und ſind deswegen auch wohl glücklicher. Der Egoismus hat ſo etwas freudehemmendes, daß er wie Kerkerluft wirkt, er ſtumpft die feineren Gefühlsorgane nach und nach ab. Die jetzige Epoche iſt für Holland noch eine ſchwankende; kaum ſind zwölf Jahre über den Heldentod Speyks und die eiſerne Conſequenz des Generals Chaſſé hingegangen; da kommt es, daß eine gewiſſe convulſiviſche Aufregung vorhanden iſt. Davon aber ſchweigen die ſchönen breiten Straßen Antwerpens. Die ſprechen höchſtens von einem Rückſchritt oder Stillſtand im Handel, der das Innere der Stadt todt läßt und nur noch auf den Quais in buntgewürfelten Bildern ſich zeigt.

Antwerpen beſitzt Rubens Wohnhaus und ſein Grab! Für den Genuß des wirklich Vollkommenen gehört nichts anderes, als ein Paar geſunde Augen; es drängt ſich ſogar dem Kinde entgegen, daß es ſeine Händchen ausſtreckt und es greifen möchte. Das hat die Schönheit, das Idealiſche an ſich, daß es wie die Sonne wirkt, man wendet ſich ihm unwillkürlich zu, und ſo iſt mir's mit Rubens in Antwerpen gegangen. Rubens Bilder haben alle etwas Prächtiges, Innerliches, in ſich Vollendetes. Sie ſind beſtimmt und doch

weich, correct und doch frei. Er hat oft auf ein einziges Menſchenantlitz allen Frieden des Himmels und alle Noth der Erde ausgegoſſen. Deswegen iſt auch Rubens ſo ergreifend, weil die meiſten ſeiner Compoſitionen ganz natürlich ſind. Van Dyk iſt viel weiblicher als Rubens, hie und da ſogar ein bischen zaghaft, beide aber ſtehen an der Spitze der nordiſchen Maler. Wenn man ihnen in den Antwerpner Kirchen oder in dem Muſeum begegnet, ſo beugt man ſich vor ihnen, wie man's vor Fürſten oder vor erhabenen Menſchen thut. Lange habe ich an Rubens Grabe in der heiligen Jacobskirche geweilt. Er ruht ſeitwärts in einer Kapelle hinter dem Hauptaltar. Man tritt auf ſeinen Grabſtein, indem man das Bild beſichtigt, das über dem Sarkophag, der ſeinen Sarg vorſtellt, hängt. Er ſelbſt ſieht aus dem Bilde heraus, obwohl es eine heilige Familie zeigt; er ſieht heraus, die edle Stirn voll Gedanken, ahnungsvoll in die Zukunft, befriedigt die Vergangenheit betrachtend. Rubens iſt ein Mann, zu dem man ein Herz faſſen, dem man ſein Vertrauen ſchenken kann; er wird nicht wortbrüchig werden.

Als ich in die Jacobskirche trat, war mir's, als ſei ich in Italien. Was iſt doch eine proteſtantiſche Kirche für ein ſeelenloſes, nacktes Ding gegen dieſen

unendlichen Bilderreichthum, gegen dieſen ſtrahlenden Meßgewänder, gegen dieſes Schnitzwerk, gegen dieſe duftenden Wolken, die auf- und niederſchweben! Und nun vollends, wenn ſo ein heiliges Gotteshaus voll iſt von Knieenden, die ihren Schmerz oder ihre Seligkeit hineintragen, die Troſt wollen, oder Dank ſtammeln. — Die Kanzel, die von Willemſens in Holz geſchnitzt iſt, iſt ein Wunder der Kunſt. Trotz aller herrlichen Engelsgeſtalten, die die Kanzel auf ihren Flügeln tragen, ſah ich nichts als einen Chriſtuskopf, der in der Mitte angebracht iſt. Er iſt nur Holz, aber wie das Geſicht ſtrahlt von Verklärung, wie man begreift, daß das Licht von da kommen, daß die Vergebung von ihm eingeleitet werden mußte! Dieſer Chriſtus hat eine heitere, zartgewohnte Seele, die Seele eines Kindes; und dann ſieht er doch wieder vor ſich hin voll Bewußtſein, voll Ernſt, voll Schwermuth über eigne oder fremde Schickſale.

Eine andere geſchnitzte Kanzel, die aber erſt vor fünfundzwanzig Jahren gefertigt wurde und zwar von zwei Antwerpner Meiſtern: van Itool und van Geel, ſtellt den Augenblick vor, wo Petrus, geſtärkt durch ſeinen Glauben, auf der Meeresfläche Chriſtus, der ihn anlächelt, entgegentritt. Einer der Apoſtel ſitzt gemächlich im Fiſcherkahn, die vollgefüllten Netze neben

ſich, und blickt ſtillſinnend dem Wunder zu. Es mag viel Kunſtfertigkeit in der Ausführung ſein, die Erfindung nimmt ſich wie eine Idylle aus, aber ſie iſt doch nicht mit der Kanzel von Willemſens zu vergleichen, an der man das Material, das dürre Holz nicht ſieht, ſondern von der man glaubt, daß Leben in und an ihr iſt.

Das alte Antwerpen iſt intereſſanter als das neue; es birgt ſo viele Erinnerungen in ſich, daß es ein eignes Studium erfordert. Gern weile ich bei den ſpaniſchen Reminiscenzen, bei Wilhelm von Oranien und bei Egmont. Die Wirkung der Geſchichte auf das Volk müßte außerordentlich ſein, wenn man ſich die Mühe gäbe, in den Schulen das zu lehren, was ihm anſchaulich werden könnte. Das Andenken großer Männer, die es beſeſſen, würde es zu gegenwärtigen Thaten entflammen, indeß man es über das, was ihm ſo nahe liegt, im Dunkeln läßt. Egmont, den wir lieben, wäre es auch nur um Göthes willen, Egmont, der glühende, muthige, zuweilen etwas leichtſinnige, immer liebenswerthe Mann, der das Leben nur des Sieges wegen achtet, der den Tod nicht von ſich weiſt, weil er ihm die Martyrkrone aufdrückt, Egmont wird von Niemand hier in Antwerpen genannt, und doch ſteht Flandern den Kopf in die Schelde, und es ſteht

ein Haus auf dem Markte, das Spanier bauten. Ich kann mir Egmont nicht anders, als mit einem starken, glühenden Herzen denken. Der allgemeine Satz, daß Glück leichter als Unglück zu ertragen ist, scheint mir phantastisch. Das Unglück ziemt dem festen, ja dem enthusiastischen Character, es erhebt ihn, wenn das religiöse Gefühl sich zu ihm gesellt. Wer würde das Uebel nicht leicht tragen, wenn es vermittelst des Glaubens zum Heil wird? Mir däucht, die Tugend ist nicht so verdienstlich, wenn sie unter dem Auge ihres Gottes den Kampf wagt, sie streitet eine Stunde und glaubt an eine Glückseligkeit ohne Ende. Was schwer ist, ist dem Augenblicke zu widerstehen. Ehe die Wünsche eintreten, muß man sich Principien gegen sie bilden; sind sie in der Wirklichkeit da, so erscheint die Regel lästig, indeß doch das Gesetz eine Nothwendigkeit ist. Egmont's gewaltiges Schicksal zerschlug ihn, verdient er deshalb weniger der Beachtung, weniger der Volksachtung, welche auch ein Ruhm ist?

Die Kathedrale von Antwerpen streckt wie ein Invalide den Stumpf eines Armes und einen zweiten, ganzen in die Luft. Der ganze Arm ist ein kühn in die Luft gebauter Thurm mit gothischen Verzierungen; der Stumpf ist nur bis über dem Ellenbogen sichtbar und dann gradweg amputirt. Das Innere der Kirche

ist grandios, obwohl weniger reich ausgeschmückt als die Jakobskirche. Acht schöne Colonnen von Marmor tragen die volltönende Orgel. Dazwischen blenden die in wunderbaren Farbenschmelz getauchten Kirchenfenster, und dann tritt man an den gewaltigen Rubens'schen Geist heran, indem man vor seiner Kreuzabnahme steht. Wie ist man doch überwältigt von ihm. Die Idee, der Character, die Ausführung, Alles was ein Bild ausmacht, ist von ihm so ergreifend dargestellt, daß man wohl sieht, seine Kunst war ihm angeboren, sie war sein Genius. Auch im Museum, das in einem ehemaligen Kloster aufgestellt ist, findet man Rubens neben den Malern der flamändischen Schule.

Gleich zuerst fällt einem Frank-Floris in dem Sturz der Engel in die Augen. Frank-Floris war ein gar berühmter Meister, der sich noch mehr dünkte und nicht wenig die Nase rümpfte, als der Hufschmied Metsis um seine Tochter anhielt. Ausweichend, aber innerlich von dem Gedanken dieser Mißheirath gekränkt, antwortete Frank-Floris, er würde nur einen Maler zu seinem Schwiegersohn nehmen. Da entschloß sich Metsis insgeheim seine Schmiede zu verlassen, Pinsel und Palette zu nehmen und seine Geliebte durch Anstrengung und Kunst zu erringen. Er arbeitete und malte ohne Unterlaß, schwang sich zum

tüchtigen Künstler empor, und als er schon sicher seines Talents und kühne Hoffnung nährend zu Frank-Floris in's Atelier trat, saß dieser behaglich und malte seinen Sturz der Engel. Flugs klerte Metsis eine Wespe auf den Arm eines Himmelsbewohners, die der Meister für eine natürliche nehmend wegzujagen sich bestrebte. Da er seinen Irrthum erkannte, widerstand er so vielem Eifer, so vieler Ausdauer, so vieler Liebe nicht, er rief seine Tochter, und Metsis war ein glücklicher Mann.

Das Museum ist reich an Rubens, van Dyk, Corcies, van Veen u. s. w. Vor einem allerliebsten Tenniers saß eine Frau und zeichnete eifrig. Ihr zur Seite stand ein Mann, auch ein Maler, und copirte ein größeres Bild. Zuweilen sah er von dem Bilde hinweg auf die Frau, und dann begegnete sie liebevoll seinen Blicken, die ihr die Wünsche der anscheinend etwas beschränkten Gegenwart abstahlen. Ein Stückchen Brot, das er mit den Worten aus der Tasche zog: »Da hast Du Dein Frühstück,« bewiesen, daß sie nicht verwöhnt sei, und doch sah sie so glücklich aus, als der Maler, einen Augenblick verschwindend, mit einem Fetzen Teppich zurückkam, den er ihr unter die Füße legte!

Welch' ein Schmerz für Holland, Antwerpen ver-

loren zu haben: das mußte ich überall, sowohl bei den großartigen Befestigungen der Citadelle, als auch in der Stadt, in den Kirchen, im Hafen denken. Holländische Kugeln sitzen in den Mauern; man hat diese Ehrenwunden den Häusern gelassen, die niedergebrannt vom Kriege, vom Frieden wieder aufgebaut worden sind. Holländische Kugeln zielten auf die ehrwürdige Kathedrale. Das thut der Krieg, er entartet, er stößt Alles, selbst die Gottesfurcht um.

Wir sind in den Thurm der Kathedrale fast sechshundert Stufen auf einer Wendeltreppe hinan gestiegen. Da lag die Citadelle; links und rechts am Horizont schimmerte das Meer; unter uns aber hatten sich die Straßen zu Ameisenhaufen zusammengeballt, sie erschienen uns so klein, daß man gestehen mußte, die Vogelperspective ist den Städten und Menschen nicht günstig. Es geht ihnen, wie denen, die man von der Höhe aus beurtheilt, sie kommen uns klein vor, wenn wir uns aber neben sie stellen, sind wir oft diejenigen, die zum Liliputanergeschlechte gehören.

Man erstaunt über die Masse berühmter Maler, die Antwerpen im siebenzehnten Jahrhunderte besaß. Warum nicht nachher, warum nicht vorher? Ueppige Pflanzen schießen zuweilen wie durch ein Wunder aus der Erde empor; haben sie dann eine Zeitlang

geblüht, ſo ruht ſich der Boden, der ſie trug, aus und producirt nichts als Unkraut. Wozu? das Genie kommt und geht, Niemand weiß woher, Niemand weiß wohin.

Für heute hatten wir genug Gemälde, genug Kirchen geſehen, es zog uns in's Freie. Wir gingen durch hohe Hecken auf Wieſen zu, die ſchon mit dem Schmelze der Frühlingsblumen geſchmückt waren. Iſt der Menſch nicht mehr einfach, iſt's die Natur doch geblieben; ſie giebt uns den Athem des Wohlbehagens, wenn ſie uns auch nicht immer laute Freude giebt. Die kindlichen, die reinen Genüſſe ſind die, die man koſtet, nicht die, die man erſchöpft. Eine weiſe Oekonomie des Gefühls iſt die, die Wünſche zu umgehen, nicht ſich im Taumel über ſie herzuſtürzen; wer durchaus glücklich ſein will, erlangt kein Glück. Unſere Freuden müſſen langſam auftreten, müſſen allmählich ſchwellen; müſſen ungewiß in ihrer Dauer ſein, dann werden es dauernde Freuden.

Wären die Blumen nur ſchön, ſo wären ſie dennoch feſſelnd genug, aber ſie haben Duft, aber dieſer Duft iſt wie ein Bedingniß ihres Daſeins, wie eine Sprache, wie ein poſitives Leben; er iſt wie der Ausdruck eines Gedankens, den die Erde in ſich birgt und den ſie verhüllt. So müſſen auch die Farben

ihre Beredtsamkeit haben, ob mir der Duft doch eindringlicher erscheint. Veilchen, Maiblumen, Siringa! liebliche Kinder des Augenblicks, ihr seid einfach und prunklos, ihr gehört einer Jahreszeit, dem Frühling, an, duftet und lebt, unscheinbar und wenig gepriesen, ihr habt genug innere Schönheit, um von euch auf das schließen zu lassen, was wir hoffen, wonach wir uns sehnen und was Einheit und Dauer beweist.

Viele Heilige bevölkern den Calvari-Berg zu Antwerpen, der nach dem in Jerusalem errichtet worden ist, aber heilig ist nur der Glaube, der mit frommem Sinne zum Grabe wallfahrtet, der knieend, das Haupt zur Erde gewandt, in tiefer Demuth bittet und betet, der an Wunder glaubt; nicht aber heilig ist diese profane, widerliche Ausführung, diese Darstellung des Höchsten, die Christus nichts zu geben vermag, als einen Sarg mit Goldbrocat, und die seinen Leib mit goldenen Wundmalen schmückt.

Das große Dampfschiff, das von Antwerpen nach New-York geht, lag in der Schelde vor Anker. Wir ließen uns zu seinem Riesenbau rudern. Es ist in dem Styl der englischen Kriegsschiffe gebauet, aber seine Einrichtung, die einzig auf die Bequemlichkeit der Passagiere berechnet ist, ist prachtvoller und schöner als diese. Im gemeinschaftlichen Eßsaal lagen

ſchwellende Brüſſeler Decken, in der Damencajüte ſtand ein Piano. Eine vollſtändige Bibliothek ſchützt vor Langeweile, und dabei ſieht man hinunter in die Cyclopenwohnung, wo eine Maſchine von fünfhundertfünfzig Pferdekraft das Monſtrum in Bewegung ſetzt. Es wird von der einen Welt zur andern, von einem Meer zum andern getrieben, bis endlich einmal eine Eisſcholle majeſtätiſch herangeſchwommen kommt und es wie den »Präſidenten« entweder zermalmt oder ſo unbarmherzig einſchließt, daß es ſich gleich einer ungeheuren Feſtung dem Hungertode weiht.

Das Städtchen Mecheln, das die Hauptſtation der Eiſenbahn bildet, von wo aus die verſchiedenen Verzweigungen im Lande veranſtaltet werden, wird im Fluge von Antwerpen nach Brüſſel berührt. Anders wie fliegend ſieht der Eiſenbahnreiſende die Gegend nicht. Die heißeſte Ungeduld wird, ſo ſchnell iſt die Entfernung überwunden, überflügelt. Das dampft, das ſchnaubt, das tobt, das huſtet, wie ein Ungethüm, auf deſſen Schwanz ſich die Menſchen ſetzen, und kaum daß man Platz genommen und einige Gedankenexcurſionen gemacht hat, ſo iſt man an Ort und Stelle.

Freundliches Brüſſel, das ſich ſo lieblich auf Hügeln gelagert hat, ſei mir gegrüßt. Du birgſt in dir die reichſten Elemente des Glücks; Adel und Bürger,

erworbene und zu erwerbende Reichthümer bieten sich die Hände, die Interessen sind verschlungen, ein gemeinschaftliches Band umschließt Alle. Belgien ist ein Kind Frankreichs; ich nenne es also, weil es sich an das größere Reich anschmiegt, weil es seine Sprache und seine Sitten hat. Man glaubt in Paris zu sein, wenn man in Brüssel ist; es ist gleichsam eine der Vorstädte, es bildet das Thor. Wäre Brüssel weniger mit französischen Producten geschmückt, wäre es vielleicht noch reicher. Der Luxus, der uns aus Westen kommt, nimmt zu sehr überhand. Die wirklichen, rein menschlichen Genüsse gehen dadurch verloren; man wirft sich nach Außen, man wird vom Augenblick befangen, man denkt nicht an die Zukunft, die unsicher und drohend naht!

Der Park zu Brüssel schimmert im Frühlingsgrün; die marmornen Statuen haben ihre Winterhülle abgeworfen, die seltenern Bäume sind vom schützenden Stroh befreit. Hie und da steht ein Baum, der einen Verband von Holz oder von Eisen trägt; hie und da ist eine Statue, an der man die Lücken mit weißem Mörtel gefüllt hat. Das sind Kriegswunden, die die Holländer und Belgier den armen Bäumen und Statuen im Jahr 1830 geschlagen haben. Hier rangen, hier siegten, hier starben sie. Der Fußboden ist schlüpfrig; es ist als wenn Blut, verbrüdertes Blut darauf klebte,

und jenſeits des Parks, etwas ſeitwärts, ſteht verödet eine Herrſcherwohnung, die Wohnung Oraniens. Die ſteht da mit ihren verhängten Fenſtern, mit ihren geſchloſſenen Thüren wie ein lebendiges memento mori, und der Caſtellan darin, der Cuſtode, der die Schätze bewacht, iſt faſt eben ſo finſter wie ſein Schloß. Er duldet nicht, daß man darin laut rede oder lache, oder nach dieſem oder jenem frage, er zieht Einem Socken über die Schuhe, damit man leiſe auftrete. Im Grunde aber denkt er an die ſchönen Parkets, die er als Hauptzierde ſeines Kleinods ſchonen will; vielleicht iſt auch ein bischen Hoffnung, eine ſtille, geheime Erwartung in dieſe Sorgfalt gemiſcht. Wer weiß, ob er nicht ſeinen Herrn erwartet, ob er nicht denkt, bereit müſſe Alles ſein zum Empfang. So ein alter Diener, der ſeinen Herrn erwartet und immer vergebens wartet, ſo eine Sorge für ein verlaſſenes, vielleicht nie wieder beſuchtes Haus hat etwas, das ergreift. Das haben auch die Belgier empfunden, darum geſtatten ſie dem Schloß ſein Todtengewand, darum bleiben die Fenſter verhängt und die Thüren verſchloſſen.

Im Pallaſt der Nation, mit dem Freiheitsbaum davor (es iſt doch ſonderbar, daß dieſe Freiheitsbäume eher dürrem Reis als lebendigem Holz ähnlich ſehen), iſt ein großes Oelgemälde aufgeſtellt, das die Blut-

ſcenen vom Jahre 1830 zeigt. Dieſes und zwei andere Gemälde ſtehen zu ebener Erde und laſſen dem Beſchauer nicht die nöthige Perſpective gewinnen; offenbar verlieren die Bilder dadurch.

Das Moderne zieht uns weniger an, als das Alte, die Gegenwart kümmert uns weniger als die Zukunft. Sonderbares Geſchöpf der Menſch! immer hinaus aus dem ihm angewieſenen Platz, nichts ihn feſſelnd, als das was war, nichts ihn lockend, als das was kommt.

Ich trete in die Kirche der heiligen Gudule. Es wird eine Todtenmeſſe gehalten. Feierlicher Geſang, mit Orgeltönen begleitet, erhebt ſich. Die Betenden liegen um den Sarg gelagert, auf den Knieen; er iſt mit reichem Wappen und ſammetnen Decken verziert. Hinterwärts ſteht die Inſchrift: »Er iſt dahin!«... Wohin?... Unergründliches Räthſel, an das ſich unſere Phantaſie wie an die Sphinx wagt, deſſen Löſung wir nicht wiſſen, kaum ahnen. — Wer mag dieſer Todte, was mag er geweſen ſein? Er hat vielleicht kein großes Unglück, kein überſchwengliches Glück erlebt, er iſt durch kleine Begebenheiten, durch kleine Schmerzen hindurchgegangen, er hat gelebt, iſt vor dem Alter alt geworden, er iſt geſtorben.

Ich gehe leiſe, leiſe von einer Kapelle zur andern, von einem prächtigen Marmoraltar zum andern. Die

Kirche ſtrotzt von Reichthümern, aber mir ſind die hochgewölbten Gänge lieber als die Reichthümer, lieber die heiligen Geſänge, lieber die goldne Sonne, die durch die ſchöngemalten Fenſter fließt und kleine bunte Punkte auf den Fußboden ſtreuet, als eine mit einer zierlich in Silber getriebenen Krone geſchmückte Mutter Gottes. Die Kanzel, die in der Kirche ſteht, ward im Jahre 1699 von Verbrüggen aus Holz geſchnitzt. Den Fuß der Kanzel machen Adam und Eva aus, im Augenblick, da ſie aus dem Paradies verjagt werden. Zerknirſcht von Reue, den ganzen Umfang der That ahnend und ihn doch noch nicht kennend, verhüllt ſich Adam das Geſicht, ein ſchönes, edles, kräftiges Männergeſicht, das für ſich und für Eva Schmerz ausdrückt, denn dieſe, den Apfel in der Hand, hebt den Kopf etwas und ſieht auf den über ihr ſchwebenden Engel, der das Racheſchwert zückt. Sie iſt noch nicht ganz von Reue zernagt, ſie iſt noch ein bischen hartnäckig, ein bischen widerſpruchsfähig, ſie hat noch allerlei Gründe, die ihr die Schuld gar ſehr verzeihlich machen. Zuerſt: Warum war die Schlange ſo gleißneriſch? dann: Warum war der Apfel ſo ſüß? endlich: Warum aß Adam davon? Die Schlange windet ſich um den Baum der Erkenntniß, der das Dach der Kanzel bildet; er hat hinterwärts wunder-

volles Laubwerk, auf dem die schuldlosen zwei- und vierfüßigen, die geflügelten und ungeflügelten Bewohner des Paradieses sitzen. Zwischen ihnen nimmt sich ein Aeffchen spaßhaft genug aus, es nagt auch am Apfel, aber ungestraft: ist doch nur das Unrecht, was wir als Unrecht kennen. Oben auf dem Dach der Kanzel steht Jesus mit dem Kreuz. Er hat es auf den Kopf der Schlange gestellt, sie ist dem Sterben nahe; convulsivisch ringelt sich der Schweif bis zu den fliehenden Menschen herab. Von Schmerz überwältigt, den ihm gewordenen Auftrag ausführend, aber dabei leidend, wie Engel leiden, schwebt der Himmelsbote über Adam und Eva. Er hält das flammende Schwert, aber die Hand zittert ihm, man sieht es ihm an, könnte, dürfte er, er würde gern das eigne Leben für das fremde hingeben.

Aus der heiligen Gudula, die ihre beiden stumpfen Thürme erhaben und bittend zum Himmel streckt, ging ich zu dem Marktplatz, der die Gräber der gefallenen Belgier birgt. Das befreite Vaterland mit der zerbrochenen Kette zu seinen Füßen und den Löwen zur Seite, blickt friedeverkündend auf die Schlafenden, denen man dies große Grab mit duftenden Blumen geschmückt hat. Keine einzelnen Grabsteine bezeichnen die einzelnen Gräber, ein Gedanke hieß sie sterben, ein Grab empfing sie.

Auf dem großen Markt sieht man ein ächtes, rechtes Stück des alten, spanischen Brüssels. Da ist der Platz, auf dem Egmont und Horn bluteten, und da steht der fast abenteuerliche Bau des Rathhauses. Ihm gegenüber befindet sich ein der Mutter Gottes geweihtes Haus, dem nur die Spanier fehlen; statt ihrer sieht man überall die Blousenmänner und einen kräftigen Schlag Menschen mit deutschen Gesichtern.

In einer Spitzenfabrik arbeiteten an viertausend Arbeiterinnen; die armen Kinder hatten fast alle rothe Augen und blasse Gesichter; sie erhalten kaum einen Franken täglich und müssen sich dafür das Essen selbst bezahlen. Die Spitzen, mit ihrem kunstreichen Gewebe, mit ihren durchsichtigen Zeichnungen werden Einem nach der Besichtigung einer solchen Fabrik grausam verleidet. Es hängen zu viel unsichtbare Thränen an ihnen, Thränen der bittern Armuth, die das bischen Geld keineswegs in Thautropfen, worin sich Regenbogenfarben spiegeln, verwandeln kann. Aus dem Gewinde Zwirn, das 12 Franken kostet, machen die kunstfertigen Hände für 48,000 Franken Spitzen, und das nicht, um sich ein sorgenfreies, heiteres Alter zu bereiten, sondern um die Renten des ohnedies reichen Fabrikanten zu vermehren. Daß wir in unserm civilisirten Jahrhundert die arbeitende Klasse darben

laſſen oder ſie nur für den Augenblick befriedigen, iſt ein betrübender Gedanke. Die Aufgabe ächter Menſchenliebe ſollte die ſein, theilnehmend in alle Verhältniſſe einzugehen, und wenn nicht Gleichheit einzuführen, doch gewiſſe Abgründe zu füllen, die früh oder ſpät unſere ärmeren Brüder verſchlingen.

In der Gegend von Brüſſel wölbt ſich der Boden; Abends, beim Untergang der Sonne, als die dunkelrothe Gluth am Himmel flackerte, hatt' ich zum erſten Mal ein Schweizervorgefühl. Die Wolken vermählten ſich mit den Hügeln, die Hügel verſchwammen am Horizont, rechts breitete ſich ein See aus, links erhob ſich ein Wald. Es war mir, als ſähe ich den Leman, hoch über ihm ſtarrte der Montblanc, näher heran zeigte ſich der Salève; ſeine violetten Farben löſchten ſich in der Finſterniß aus, bald ſah ich nichts mehr als Sterne.

Die Fahrt von Brüſſel nach Lüttich, die auf der Eiſenbahn vier Stunden dauert, nimmt das Gehirn etwas mit. Die Bewegungen auf den Schienen ſind nicht immer ſanft, die Schwefelatmoſphäre ängſtigt, wenn ſie nicht beneblt. In der Nähe von Lüttich iſt die Erde mit ſchwarzen Tüchern, d. h. mit Steinkohlenlagern bedeckt. Die grünen Bäume ſehen faſt aus, als verwunderten ſie ſich in dieſer Unterweltserde fortzu-

kommen. Um Lüttich ſind die europäiſchen Waffenwerkſtätten; da werden Schwerter, Flinten und Kanonen für Egypten, für Rußland, für Baiern und Frankreich gefertigt. Der Handel verwiſcht die Animoſität der Völker; er ſchmiedet Klingen, die er dem Feinde arglos beut, die aber auch ihm ſpäter tödtlich werden können. Hoch thürmt ſich Lüttich auf einander, die Häuſermaſſe iſt durch Kirchen unterbrochen, die Straßen ſind eng und winklig; hie und da öffnen ſie ſich und bilden einen Platz. Die Maas, die die Stadt durchſchneidet, iſt mit Schiffen bedeckt, an ihren Ufern ſtehen Cypreſſen und Trauerweiden. Die erſtern haben ein düſteres, ſtarkes, inneres Leben, und die zweiten biegen ſich zart und graziös mit ihrem federartigen Laubwerk in die Fluthen, die ſie locken und beſpülen.

Ich ſtand ſchon mitten im Aachner Dom, auf Karls des Großen Grabſtein, als ich noch nach dem Dom fragte. Er iſt gar nicht ſchön, gar nicht impoſant; ſein Alter macht ihn ehrwürdig, nicht ſein Anblick. Das 15te und 16te Jahrhundert ging ſpurlos an dem Bau vorüber; was das 18te und 19te ihm brachte, hat ihn verunſtaltet, nun iſt er eine ſchwere, unbehülfliche Maſſe, aus der man nichts herausfindet als ein Grab. Hier in dieſem Dom auf dieſem Kaiſerſtuhl ſchwuren die Kaiſer des Reichs den Eid der Treue und

draußen auf dem Markt auf einer riesenden Tonne steht Kaiser Karl, den Reichsapfel in der Hand, umkreist von zwei Adlern, die so hager und klauenschlaff sind, daß man wohl sieht: mit dem deutschen Reich ist's aus, mit dem alten deutschen Reich nemlich.

Wenn ich von Gränzen reden höre, so denke ich: »so scharf wie eine Gränze läßt sich der Mensch vom Menschen nicht trennen; sie verschmelzen sich eher, als daß sie sich scharf scheiden.« Das ist aber ein Gedanke, der mir auf der belgischen und preußischen Gränze recht einseitig vorgekommen ist. Kaum sind die französischen Klänge verhallt, kaum hat der Schlagbaum sich geöffnet, so empfangen uns deutsche Töne und deutsche Sitten. Alles ist wie mit einem Zauberschlage deutsch; Alles ruft uns das heitere Willkommen in dem befreundeten, bekannten Lande zu. Die Heimath ist im Deutschen weiblichen Geschlechts, eben weil sie so sanft, so liebevoll, ruhe- und schutzbietend wie eine Mutter ist, die den Heimkehrenden mit weichen Kissen und zärtlichen Umarmungen empfängt. Anders ist das Wort: Vaterland. Es gehört dem Manne, es ruft erhabene Gefühle wach, es ruft Thaten hervor, es stählt den Muth, es ist wie ein großes Wolkenbild, das alle Augen fesselt und alle Herzen schlagen macht.

Schweizerbriefe.

I.

Genf.

Wo iſt Genf? fragte ich haſtig, als das Dampfſchiff wie ein Schwan die himmelblaue Flut des Lemans durchzogen hatte und nun auf einmal im Hafen der Anker mit klirrenden Ketten in den Boden fiel. Wo iſt der Montblanc, wo iſt das Alpenglühen, wo das Entzücken, das uns wie Duft, wie Aetherſchmelz umfloſſen?

In der Richtung hin iſt der Montblanc, ſagte ein freundlicher Mann, indem er mit der Hand links über den Mont Salève hinüber deutete und hier iſt Genf!

Einen Quai ſah ich, einen vornehmen Quai mit Paläſten, weiterhin eine Inſel mit grünen Bäumen und dazwiſchen Rouſſeaus Statue, aber ich ſah nicht Genf, nicht das eigentliche Genf, nicht jene Stadt,

in deren kleinen winkligen Straßen bald Rousseau, bald Voltaire gewandelt haben, wo Byron seinen Schmerz tief in die Natur vergrub und an Shelleys Brust getobt und geweint hatte. Das, was der aristokratische Quai mit seinen Hotels zeigt, das haben die Residenten mit ihren Weltansprüchen, das haben die Gastwirthe mit ihrer Gewinnsucht dahin gebaut, das wendet sich dem See, wendet sich Deutschland zu. Das wirkliche, weltberufene Genf, auf dessen handgroßem Terrain so viel Kultur sich konzentrirte, das wunderlich buckelig, winklig verworren, wie ein Knäuel, an Bergen ruht, das blickt hinüber nach dem schneeigen Jura, hinüber nach Frankreich, aus dem es seine Bewegung, seine stockenden und stürmenden Pulsschläge, seine rechte Bildung schöpfte.

Genf ist französisch; es ist es der Sprache, es ist es der Sitte wegen, es ist es jetzt auch seiner Unruhe nach; es hat auch, wie Frankreich, seine Emeuten, es will auch seine Konstitution. Es hat seine Lafayettes und seine Gamins. Die Genfer, ein nicht eben rasches und leicht entflammtes Völkchen, grübeln doch viel über Theorien und fühlen ein politisches Unwohlseyn, das sie zu dem Wunsche nach Veränderung treibt. Die Kaiser und Könige sollten nur immerhin die Republiken bestehen lassen; sie zeigen der Welt offenbar

im Kleinen, daß die Form gar nichts zur Sache thut und daß hier, wie in den monarchischen Staaten, jene unbestimmte Unruhe und jenes ungestörte Phlegma sich gegenüberstehen, die die Menschen in aktive und passive theilt, ob diese nun in die konstitutionelle Form oder in die despotische gefaßt werden, liefert am Ende dasselbe Resultat, nämlich das, daß der Mensch nirgends oder überall glücklich ist.

Viele Genfer behaupten, daß die vorgegebenen Unzufriedenheiten des Volkes vielmehr in der Phantasie der Association des dreißten März, als in der Wirklichkeit gelegen hätten. Wer eine Revolution bezwecke, müsse erst beweisen, daß das Volk positiven Antheil daran nehme. Die Association habe sich Mühe genug gegeben, das Volk eine Rolle spielen zu lassen, indessen seien die Genfer schon zu sehr in der Civilisation vorgerückt, um nicht ein individuelles Urtheil zu haben, sie fühlten sich durch und durch gebildet. Dies die Ansicht, die der Federal, der Courier de Genève, l'ancien Genevois vertheidigt, und welche von dem liberalen Journal de Genève Doctrinaire genannt werden.

Weil die Genfer ein industrielles Volk sind, so haben sie allerdings andere Bedürfnisse als ihre Nachbarn, die von Viehzucht und vom Ackerbau leben.

Sie haben die Wünsche einer reichen, einer bevölkerten, einer handelnden Stadt. Die Vernünftigen möchten in ihrer neuen Konstitution ein Band zwischen der Aristokratie, die mit ihren Gütern den ersten Theil der Stadt einnimmt, und der Demokratie finden, möchten, daß nicht Alles zerbauen, daß die wichtigen Fragen nicht durch die rohen Volksstimmen gelöst würden, allein noch schwankt der Pendel unentschieden hin und her, noch tastet er keine bestimmte Stunde, keine wirkliche ernstere Arbeit an. Der Reiz der Neuheit hat die Aspirationen des dritten März vielleicht zu weit geführt, sie hat den so wichtigen Grundsatz aus den Augen gelassen, daß mehrere gesetzgebende Generationen zum Glück der Völker, zu ihrer Entwickelung, zu der Motification ihrer ursprünglichen Formen gehören. Möglich ist es, daß durch diese Ueberreizung die wirklichen Interessen des Volks betheiligt und der augenblickliche Triumph für Viele in der Hinsicht schlimme Folgen haben kann, daß durch ihn der erste Ring zu einer Kette von Mißverhältnissen geschmiedet worden ist. Wer etwas in der Weltgeschichte geblättert hat, kommt leicht auf den Schluß, daß die repräsentative Demokratie nicht gerade die ist, die die Moral eines Volkes zur Blüthe bringt, im Gegentheil sind die Gebrechen des Staats

ren jeher bedacht gewesen, eine Gränzlinie zu ziehen und die Masse nicht gar zu entscheidend auf die wichtigsten Fragen einwirken zu lassen. Ich spreche natürlich nur von den größern Republiken, denn die kleinen, wo der Staat in sich eine Familie bildet, bieten schöne Ausnahmen von der Regel.

Unglücklich ist die Feindseligkeit, mit der die Katholiken den Reformirten und umgekehrt gegenüberstehen. Wann wird die Zeit einer christlichen Ausgleichung, einer wahren liebevollen Toleranz eintreten, wann werden die Guten ohne Unterlaß gut, die Liebebedürftigen ohne Unterbrechung liebempfangend seyn? Die wahre Religion hält sich nicht an die blumengeschmückten Altäre, oder an die ernste schmuckentkleidete Kanzel, sie dringt in den Geist des Verständnisses, in die Absicht, die stets rein seyn soll. Es herrscht in den Genfer Kirchen ein methodistischer Geist, der beklemmend auf mich eingewirkt hat, so ist nicht die Heiterkeit des Christenthums, die uns aus ihnen trostend entgegenwallt, es sind Calvins Ideen, die Servet einen Scheiterhaufen bauten.

Indessen muß ich doch sagen, daß wenn Rousseau's Geist eben nicht in der Genfer Kirche und in der Genfer Erziehung obwaltet, mir die Erziehung besser als die Kirchentendenz gefallen hat. Jene drückt vielleicht zu

sehr die Idee der Reformation, das Extrem der Einfachheit, der Schmucklosigkeit, diese Uebertreibung des Protestantismus aus, indem sie den Kirchenfenstern ihre Himmelsfarben, den Kirchenmauern ihre Bilder genommen hat. Diese verheißt etwas Hemmendes, etwas Bildendes. Der Ernst, mit dem die Genfer die Erziehung betreiben, beweist, daß sie sie als Basis des Staats, als das erste Ingredienz des menschlichen Glücks betrachten. Sie bemühen sich, Menschen zu bilden, sie haben nicht den gewöhnlichen Weltzweck vor Augen, Virtuosen zu fabriziren, sie dringen tiefer in das Ideal, sie betrachten nicht den Unterricht als Hauptsache, sondern das Wissen, das wirkliche in sich Aufnehmen, um das sich die meisten Lehrer nicht bekümmern. Sie lehren nicht die Moral, sie lassen sie üben, sie bilden die Kinder nicht negativ, sondern positiv, sie suchen hauptsächlich die Erhaltung der Unschuldigkeit zu bezwecken und sie dann hinüber in die Verklärung des Christenthums zu ziehen. Hier zwar vermißt man recht noch hie und da die Liebe, die die wahre Hingebung ist, indessen ist diesen Bestrebungen doch ein schönes Ziel gesteckt, nämlich das durch enthusiastische Darstellung geforderte Gefühl der Menschenwürde, das ein nichtiges Selbstvertrauen den sonst verzärtelten Kindern in die Adern gießt.

Auf dieſe Weiſe muß der Einfluß des Chriſtenthums heilbringend ſein; es löst am leichteſten die Widerſprüche der Menſchenbruſt, indem es mit ſeiner unverrückten Magnetnadel auf den Glauben weiſt. Der Glaube iſt das Dauernde, Große, Herrliche, das das Chriſtenthum darbietet; es feſſelt die Friedensboten am Wege, ohne die es Nacht um uns wäre, es erlöst recht eigentlich den Menſchen, indem es ihn einfach macht oder ihn einfach erhält. Wer durch ein Gewirre von Intereſſen, durch einen Wirbel von Diskuſſionen ſich erſt in die Religion hineinarbeiten ſoll, der wird mit großer Mühe das Wahre gewinnen, aber ein Kind, das aus der Bibel ſeine Weltanſicht, ſeinen Glauben, ſeine Poeſie ſchöpft, das durch dieſes Buch und durch die moraliſche Einwirkung des Lehrers einen ſichern Grundſtein gefunden hat, das wird ſpäterhin ein glücklicher Weltbürger werden. Und wird das Kind kein glücklicher Weltbürger, ſtrömt das Schickſal über ihm, zernichtet oder verſtümmelt es ein reiches Leben, ſo bleibt ihm doch immer die ſtille Einſiedelei ſeines Chriſtenthums.

Ich habe, indem ich die Genfer und die Schweizer Penſionsanſtalten im Allgemeinen durchſtreifte, mich nicht genug über die Art und Weiſe erfreuen können, durch die in denſelben die Ausgleichung der Charaktere

bewerkstelligt wird. Jedes Kind wird einzeln erzogen, namentlich in der Niederer'schen Anstalt, unter der Leitung der Madame Niederer, die in ihrem Herzen die himmlische Moral der Weltreligion trägt. Jedes Kind findet eine gewisse Freiheit der Bewegung, eine Achtung seiner Eigenthümlichkeit, die die wahre Treibhauswärme für die junge Pflanzung ist. Und nun vollends in den Familien, die, ohne Pensionsanstalten zu haben, sich dennoch mit der Entwickelung von ein oder zwei Kindern abgeben, und all ihr Augenmerk, all ihren Fleiß auf dies wichtigste aller Geschäfte wenden. Gewisse allgemeine Wahrheiten können wohl durch Worte den Kindern anschaulich gemacht werden, die Hauptsache aber ist das Beispiel, das besser lehrt als alle Worte. Wenn ein Kind nichts als Gutes, Harmloses, Edles sieht, wenn es beständig durch Thaten auf das gute Prinzip hingewiesen wird, so müssen endlich die Begriffe der Tugend so feste Wurzeln schlagen, daß die bösen Leidenschaften, die öfters allerdings wie ein subtiles Gift im Blute schwimmen, dadurch sich verflüchtigen. Die Genfer und Lausanner, und ich möchte den letztern noch den Vorzug geben, weil sie nicht mit Fremden in beständigem Contacte sind, geben durch ihr ganzes Wesen einen harmonischen Eindruck, der den höhern

Unterricht wunderbar befördern muß. Sie haben nicht sowohl Theorie als Praxis, sie streben viel mehr nach Gründlichkeit als nach System. Die höchsten Ideen des Zeitalters verschwistern sich mit denen des Christenthums, die entsagende Reflexion tritt in den Grundton des Wesens und führt eine Ausgleichung der Kräfte schon in der Jugend herbei. Zwar üben auch die Priester in der französischen Schweiz eine Weltherrschaft aus, zwar wirken sie oft nicht allein in den Kirchen, sondern auch in den Familien, aber der Geist der Reformation schützt vor dem Mißbrauch. So ziehen die Prediger den schlaffen Zügel des Gewissens, so wirkt ihre Ermahnung wie eine Zauberformel, indem sie die Seelen aus dem Materialismus zu reißen bemüht sind, aber sie wirken mehr durch die Aufklärung, als durch den Gehorsam, mehr durch die Liebe, als durch die Furcht.

Ich wohnte in Genf einem Gottesdienst in der reformirten Kirche bei, sie war wie immer überfüllt. Daß sich so viele Kinder in ihr befanden, betrübte mich in etwas. Ich meine, ein Gang in diesem Alter auf den Salève hätte ihren kleinen Herzen mehr Weihe, als die Worte des Herrn Pallard gegeben; indeß fesselte der Eindruck, den ich empfing, alsbald meine ganze Seele. Diese Kirche ohne Schmuck, ohne

Altar, ohne Geheimniß, dieſe hölzernen Bänke, dieſe einfachen Kirchenfenſter, die höchſtens einen grünen Vorhang als Sonnenſchutz haben, dieſer ganze Anblick giebt ein Gefühl der Conzentration, das, wenn es auch mehr melancholiſch als erhebend wirkt, dennoch wirkt. Der Vortrag war auf den Effekt berechnet: die kleinen Pauſen, die Geſten, die zitternden Modulationen der Stimme waren etwas ſtörend, indeß gab der Text eine reiche Ausbeute. Der Geiſt der Reformation ſtellte ſich ernſt, ohne Martyrthum, ohne Extaſe in ſeinen erhabenen Gewißheiten heraus. Es war ein ruhiger, ich möchte ſagen ein erhabener Triumph, den die Anſchauung über die Begeiſterung feierte. Die Sprache war dabei blühend, voll geiſtreicher Wendungen, aber ſchleppend wie die Genfer ihr Franzöſiſch reden. Ohne einen gewiſſen Naſenton geht es nicht ab: weil ſie ihre Nachbarn, die Franzoſen, in ihren Südwinden ſpüren, ſo wollen ſie auch durch Töne ſich ihnen näher bringen. Die Kanzel ſollte jedoch nie der Schauplatz ſolcher Verſuche ſein, ſie ſollte die höchſte Natürlichkeit als Weihe, die größte Wahrhaftigkeit als Andacht beſitzen. Je einfacher eine Ueberzeugung verkündet wird, je eindringlicher wird ſie. Predigten ſind Volkseigenthum, weil ſie der Maſſe angehören: daher ſollten in ihnen

die Deklamation, die Rhetorik keine Rolle spielen.

Genf liegt nicht am See, sondern an der Rhone. Es ist ein Fehler, daß die Stadt nicht von den wunderbar blauen Azurwellen des Sees umspielt wird. Um den See zu überblicken, muß man entweder auf ihm fahren oder doch wenigstens über die kleine Drahtbrücke hinüber auf die Rousseau-Insel wandeln. Von dort aus sieht man den mit violetten Tinten herrlich umflossenen Mont Salève und ahnet hinter ihm den Montblanc, der sich nur selten in seiner ganzen Schneemajestät, der neidischen Nebel wegen, zeigt, sieht den vom Jura und den Savoyer Gebirgen umschlossenen See und kommt zur wirklichen Anschauung jener Naturfeier, die Jahr aus Jahr ein im grandiosen Styl begangen wird.

Ich kann nicht sagen, daß Genfs Anblick mich seiner Schönheit wegen überrascht hätte. Die Stadt ist nicht in Harmonie mit der Natur; man wünscht sich die großen Hotels am Ufer weg und möchte statt ihrer einzelne Landhäuser errichten, die mehr Einsamkeit bieten. Kommt es einem doch vor, als dürfe diese majestätische Natur keinen gesellschaftlichen Verkehr zulassen, als müßte man sich in ein ewiges Schweigen hüllen oder an das Herz der Freundschaft flüchten. Das merkantilische Treiben der Stadt wirkt

unbefriedigend, unruhvoll; es steht im Kontraste mit den Gefühlen, die der Anblick der Gletscher weckt; es spricht zu viel von den angebildeten Feinheiten der Sitten, die man nutzlos nennen sollte. Ich habe mich am Abend öfters auf die Rousseaus-Insel gesetzt, habe der Stadt den Rücken gedreht und die mit Mondlicht, wie mit silbernen Flittern übersäete Flut an mich heranmurmeln und wieder forteilen sehen. Das brutale Eselsgeschrei und das ihrer Führer ist alsdann verstummt, der Hafen wird geschlossen, die Wagen schleichen sparsam über die große Brücke. Es war mir dann zuweilen, als sei ich die Eigenthümerin des Sees geworden, als käme er mit seinen Wellen, schmeichle mir um Fuße und Kleid, säusele um mich und magnetisire mich. Der weiche, weikige Duft der Nacht, die unsicher glitzernden Sterne dazwischen, die schwankenden Konturen der Berge, die kleinen Lichter, die aus den Landhäusern herüberschimmern, die leisen Ruderschläge eines verspäteten Schiffers, Alles das wird zum Gedicht, Alles spult die unruhigen Gedanken in die endlose Tiefe.

Rousseau sitzt in Erz gegossen auf hohem Gestein inmitten meiner kleinen Insel, Rousseau blickt schwermüthig, den Griffel in der Hand, das Buch auf den Knieen, hinüber auf die Stadt, die ihm theuer und

schmerzensreich war. Er kehrt dem schönen See, der majestätischen Alpengegend, dem großen Naturschauspiel den Rücken; er wendet sich zur Civilisation, die er für einen Wurm an der Frucht hielt, den er auszustoßen strebte in seinem Contrat social, in seinem Emil, und der sich an ihn, an den Weltweisen, in Reue und Zerwürfniß wagte. Rousseau war ein durchaus edler, ein rein menschlich fühlender Mann, im Kontraste mit seinem »Contemporain« Voltaire, der sich nicht viel um Menschenwohl kümmerte, und dem ein Witz lieber als eine edle That war. Rousseau war gut, aber er war kein Menschen- oder vielmehr kein Weltkenner. Das beweisen seine Confessionen, die er nie hätte drucken lassen sollen. Er wollte sich den Rückweg in die Natur bahnen, er wollte der Wahrheit einen Tempel bauen, er steinigte sich. »S'il y a du mal,« sagte er von seinen Schriften, »qu'on me l'impute; s'il y a du bien, je n'entends point m'en faire honneur: je ne veux pas passer pour meilleur que je ne suis.« — Daß er gegen die moderne Gesellschaft eiferte, daß er ihre Gebrechen streng rügte, das war seiner würdig; daß er aber an sich selbst die eiternden Wunden der Gesellschaft offenbarte, daß er Anatom und anatomisirte Leiche zugleich sein wollte, daß er die Fackel der Wahrheit in den

dunkelſten Winkel ſeiner Gedankenverbrechen trug, das zerſtörte ſein Werk, ſtatt es zu fördern. Wer der Maſſe gegenüber nicht auf einem Piedeſtal erſcheint, der imponirt ihr nicht; wer nicht imponirt, erregt weder Achtung noch Aufmerkſamkeit. Voltaire mag ſich wohl öfters in jener Zeit die feinen ſarkaſtiſchen Lippen zuſammengebiſſen haben, wenn er den Schwärmer Rouſſeau von dem höhern Daſein der Menſchheit reden hörte. Der hütete ſich, von ſeinen Fehlern, von ſeinen Leidenſchaften, von ſeinen Verirrungen zu reden, er hatte für Alles eine Entſchuldigung, einen Grundſatz, eine Idee, ja eine Lüge. Rouſſeau hatte Herzens-, Voltaire nur Kopfreichthum. Wenn man deſſen Herz in Fernay aus der Mauer nehmen und beſichtigen dürfte, würde man wohl ſchwerlich etwas Anderes als ein Stück Haut mit kleinen dünnen Fädchen durchzogen zu Geſicht bekommen. Rouſſeaus Herz war ſtrotzend von überwallenden Gefühlen, reich an Aufopferung, ſeiner Ueberzeugung ganz hingegeben. Aber er hatte doch Manches in ſich, was viel mehr dem Lallen eines Kindes, als dem kräftigen Willen des Mannes gehörte. Das zeigt ſich auch in ſeinen milden Zügen, die Demuth und Freundlichkeit ausdrücken. Ich warf ihm immer ein »Gott grüß' Dich!« zu, wenn ich vor ihm vorbei an den See huſchte; er

war mir ein lieber Bekannter, eine rührende Erscheinung der menschlichen Schwäche und der menschlichen Stärke. Jetzt kommen die Genfer an seinem Geburtstag und bekränzen ihn mit Blumen; früher verbrannten sie seine Werke und verabscheuten ihn. Es ist doch schön, daß das wirklich Gute sich immer Bahn, wenn auch erst in der Nachwelt bricht. Voltaire hat nur ein durchaus wissenschaftliches Interesse für sich, während Rousseau sich ein menschliches in den Herzen seiner Mitbürger errang. Fernay bietet nichts als todte Erinnerung; die Eremitage Rousseaus ist doch noch ein Stück Leben, es ist nicht Alles Ruine, nicht Alles Verfall in ihr. Ich glaube, Voltaire trug die Zerstörung in einem Maaße in sich, daß er schon morsch in seiner Jugend war. Die höhern Ideen waren ihm nur Verstandesspiel, er amüsirte sich mit ihnen wie Kinder mit Federbällen. Dabei der Frost seiner Menschenverachtung, sein skeptisches, die verklärende Poesie niedertretendes Wesen, seine Zweifelsucht, die das ganze Material der Erde durchwühlte. Diese planvolle Zerfahrenheit ergreift im Angesicht Rousseaus um so mehr, als dieser wirklich einen überschwänglichen Idealismus in sich trug. Er wollte Alles was edel und groß war, aber er war oft von der Stärke seiner Leidenschaften überrascht. Deswegen

war er auch kein Weltweiſer, kein Philoſoph, kein Sokrates, er war nur ein Naturmenſch, oder wollte es doch ſein.

Die Naturliebe der Schweizer, oder beſſer ihre Vaterlandsliebe, hat zwar zuweilen etwas, das an Arroganz ſtreift; allein ſie iſt auch wiederum der lebhafteſte Ausdruck ihrer Dankbarkeit für das reiche Geſchenk einer ſolchen Umgebung. Ehre den Gletſchern in der Höhe, Ehre den Wellen in der Tiefe, Ehre dem Epheu, das ſich um die Platanen ſchlingt! — Ich hab's geſagt, mehr gedacht als geſagt, wenn mich der Untergang der Sonne aus dem Neuen-Thore lockte, wenn ich hier- und dorthin die Schritte wandte, wenn bald der Jura, bald der Salève mir entgegenſprang und ich auf ungebahnten Wegen die Natur in ihrer wilden Phantasmagorie oder in ihrer ländlichen Einſamkeit aufſuchte. Petrarca ſagt:

Qui non palazzi, non teatro o loggia,
Ma'n lor vece un abete, un faggio, un pino
Trà l'erba verde e'l bel monte vicino
Levan di terra al ciel noste'intelletto.

Er hat dieſe Worte mit Recht geſungen, hat ſie im Angeſicht der Natur, die ſeine Tröſterin war, geſungen. Ja, auch hier ſtreben die Pinien gen Himmel, auch hier giebt es ſtille, verborgene Plätze, wo keine

Paläſte gebaut wurden, wo aber die hohen Eichen, die ſchneebedeckten Berge die Augen aufwärts in die Wolken führen. Warum mußte die Erde, wie ein Beſitzthum, in tauſend kleine Stücke zertheilt werden, warum iſt ſie zum Erbe der Feindſeligkeit geworden, die ſie errang und zerſtörte! Ihre wahren Eigenthümer, die guten, die einfachen Menſchen, die ſich unter die Natur, wie unter ihre wahre Geſetzgeberin ſchmiegten, die haben ſich immer weiter in dunkle, ſtille Winkel zurückgezogen, die ſind immer einſamer, immer ſeltener geworden. Weil ſie ihr Leben, ihre Habe vertheidigen mußten, hat ſich der Widerſtand, ja die Unwahrheit in ihr Herz geſchlichen; weil ſie zwiſchen ihren Siegern das Leben ſchwer, die Bedingungen zum Leben ihnen entgegenarbeitend fanden, haben ſie ſich mehr dem Materialismus als dem Idealismus zugewandt. Die, welche die Ausnahme machen, die noch ein Stück urſprünglichen Naturzug in ſich haben, die dem reißenden Strom entgegenarbeiten, die werden aus Schmerz Dichter, weil ſie unverſtanden ſind. Unglücklich, weil ſie in der Natur das Höchſte errathen, weil ſie die Wahrheit ſuchen, treibt ſie das Schauſpiel der lügenhaften Inſtitutionen, der Mißbräuche, der Ungerechtigkeiten zu der Höhe der Verzweiflung.

Die Abendſtunden in Genf ſind herrlich, die Luft iſt voll Arom, die Fruchtbäume ſenken ſich unter der Laſt ihrer Blüthen, die Wieſen breiten ſich mit ihren tauſendfarbigen Blumen weiter aus oder ſteigen als Matten hinauf, um den läutenden Kühen Nahrung zu ſpenden. Der Horizont iſt purpurroth, dann violett, er iſt wie das ferne Vaterland der unruhigen Phantaſie, das erſehnt, aber nicht erreicht wird. Welche Schneemaſſen, welche blendenden Sonnenſtrahlen, welche bibliſche Cedern, welcher Friede, welche Ruhe! — Auf einmal ſtoße ich auf eine murmelnde Quelle, die den Berg hinunterfließt; kleine Vogelſtimmen erheben ſich, die Heimchen zirpen, die Nachtigall ſchlägt einen langen Ton an, der Kuckuck ruft.

Die Baſtionen des heiligen Antonius ſind viel zu civiliſirt, um wahrhaft ſchön zu ſein; ſie ſchlängeln ſich mit ihren geſchnörkelten Promenaden um die Hälfte der Stadt und bieten neben den hohen Kaſtanienbäumen auch kleine Blumenbeete, die der Spaziergänger ehrt, indem er ſie umgeht. Hie und da zeigt ſich ein Stückchen See, nirgends eine freie, grandioſe Anſicht. Es iſt, als wenn die Genfer die Unendlichkeit ihrer Natur im täglichen Leben nicht tragen können, als wenn ſie ſich hinter kleine Eindrücke verſchanzt hätten. Das Schöne iſt zugleich groß, ſagt ein geiſtreicher

Schriftſteller; die Genfer machen das Schöne klein, ſie verſtecken ſich vor ihm in ihren Häuſern, ſie ſuchen es in Käfige einzuſperren. Man kommt hier von der Idee zurück, daß das Grandioſe grandios wirkt; hätte Lavater die Phyſiognomie der Genfer ſtudirt, er hätte vielleicht vor Allem die Genauigkeit an ihnen aufgefunden. Die mathematiſchte Genauigkeit gehört allerdings zu dem Handwerk, das ſie treiben. Sie ſind Uhrmacher, und es iſt ſeltſam, wie ſich das geregelte Machwerk auf ihren faſt unbeweglichen Geſichtern abgedrückt hat. Sie träumen viel von Theorien, ſagte ich im Anfang meiner Berichte; ſie fangen die Zeit ein, hätt' ich ſagen ſollen, ſie geben dem Tage den genauen Maaßſtab der vier und zwanzig Stunden, in dem jede überflüſſige Minute ein Fehler iſt, ſie hemmen gewaltſam den Flug der Phantaſie, in dem ſie ihr das Hinausſchweifen verbieten.

Um den Genfer See zu ſehen, muß man Genf verlaſſen, man muß hinüber nach Colonie oder nach Secheron. Wie der kleine Nachen ſo lieblich über die tiefblaue Fluth gleitet, wie man unter ſich groſſe Felsſtücke erblickt, die die Wellen an-, aber nicht wegſpülen! Dort liegt eine Römerſtadt begraben und hier winkt der Garten von Secheron. Welche Ausſicht wähle ich heute? laß ich mich an den Savoy'ſchen

Bergen nieder oder gehe ich auf die Jura-Seite, von wo aus der Montblanc hinter dem Salève mit seinen drei Häuptern emporsteigt? . . . Ich bin in Secheron. Der Frühling ist auch in Secheron, der Frühling mit seinem unruhvollen, aufscheuchenden Flügelschlag. Es ist ein Drang nach Luft, nach Licht, nach Schönheit, nach Glück, nach Offenbarung, der den Menschen tief in's Herz greift. Man hat im Frühling einige Seh-, Hör- oder Riechorgane mehr, man ist wunderbar gereizt und getragen, entzückt und entmuthigt. In Secheron blühten die Mandelbäume, und der See kam heimlich, um sich ihnen in seiner Farbenpracht zu Füßen zu legen. In diese Farben tauchen sich die Sonnenstrahlen violett und roth, glänzender als der Aquamarin, und wetteifern mit dem Himmel, der sich jenseits der Berge nach Italien herunterſenkt. In Deutschland ist der Himmel auch schön, aber so wie hier ist er nicht; er hat nicht die Verschiedenheit der südlichen Bläue, er hat keine Kontraste, keine seltsamen Tinten, die alle Farben in sich zusammenfließen lassen, er hat nur einen ganz einfachen Augenaufschlag, aber ohne das holdselige und doch erhabene Lächeln der Schweizernatur. Die frischen Luftzüge im Garten zu Secheron besitzen den Duft der hohen Gebirge; ich möchte diesen eine herzstärkende Atmosphäre

nennen, denn in ihm wird jener kräftige Herzſchlag erweckt, der dem Leben entgegentrotzt, wenn etwa das Leben ſtärker als das Herz ſein will.

Es iſt recht ſchade, daß die Naturbeſchreibungen ewig Skizzen bleiben, daß ſie ermüden, nicht erfreuen. Wer könnte auch den Himmel, die Wolken, den Sonnenſchein malen? Ich ſehe die verſchiedene Beleuchtung, wie ſie den Montblanc umſchmeichelt, ich ergötze mich an den Felswänden der Savoyer Berge, ich höre in der Ferne die einübenden Töne eines Poſthorns, das ich immerhin für das Alpenhorn nehmen kann, ich erblicke die mit weißen Segeln geſchmückten Fiſchernachen, die den See hinauf und hinunter ſtreifen, aber ich kann's nicht auf das Papier zaubern, ich bin keine Camera obſcura, die alle Gegenſtände, wenn auch im Kleinen wiedergiebt. Von den Fiſchen des Genfer Sees darf ich ſchon eher reden, die ſind ſo groß und ſo dick wie Menſchenarme, haben weißes und roſenrothes Fleiſch und ſchmecken in Secheron bei Herrn Dejean vielleicht noch beſſer als im Hôtel des Bergues.

Den Göttern der Natur, dieſer ausdrucksvollſten Fabel des Alterthums, dieſem Bedürfniß der Dankbarkeit, dieſer wahren poetiſchen Idee, die den Bäumen Seelen und den Titanen Schmerzen giebt, opferte ich

ein im Gletscherschnee abgekühltes Glas Burgunderblut. Ich that's nicht im Uebermuth, nicht mit dem Lachen der Selbstzufriedenheit, ich that's, weil ich glücklich und dankbar war. Im Grunde ist es völlig gleich, in welcher Form sich das Gefühl äußert, das wir Denken an das Höchste oder Andacht nennen. Das Leben lehrt uns einen eignen Kultus zu schaffen; der däucht mir ist der angemessenste, der Verstand und Phantasie als Endpunkte vereinigt. Daß es die reformirte Kirche in Genf nicht thut, liegt wohl mehr an den Geistlichen als an der Kirche. Sie erregen weder die Phantasie, noch befriedigen sie den Verstand; sie geben der Starrheit nach, die sich ihrer bemächtigt hat, und die den Aufschwung lähmt, statt fördert. Dazu haben sie auf ihrem Terrain mit deutschen Handwerkern, mit Ausgewanderten zu thun, die sich ihnen schroff durch ihre kommunistisch-revolutionären Ideen entgegenstellen. Das industrielle Interesse lehnt sich selten an das Christenthum, oder geschieht es, so geben sich Systeme und Sekten kund, die auf weichendem Sande gebaut sind. Der Kommunismus spielt jetzt eine Art Rolle in der Schweiz, er spukt in den Köpfen einiger ehrlichen Menschen, die an ihn und an seine bewältigende Kraft glauben. Seine Fortschritte sind zwar gering, aber er schreitet doch dadurch fort,

daß ſich gemeinſchaftlicher Armuth und gemeinſchaftliche Zumuthungen zuſammenfinden.

Der vielen Fremden wegen hat ſich jetzt eine Oper in Genf organiſirt, eine belliniſirende deutſche Geſellſchaft, die das Genfer Publikum in ertaſiſcher Stimmung erhält. Das Schauſpielhaus liegt dicht am botaniſchen Garten und läßt in ſeinem kleinen grauen Bau nicht den Aufenthalt der Muſen errathen. Es gehört auch nicht zu Genf, beſonders nicht im Sommer, wo Alles ſo ſchön iſt. Die Stadt iſt amphitheatraliſch gebaut; die Geldariſtokraten, deren es noch immer viele in Genf giebt, hauſen auf den Höhen, in Straßen, die allenfalls zur Feſtung umgewandelt werden könnten, in feuerfeſten, maſſiven Häuſern, die dem Jahrhundert getrotzt haben. Ihnen zu Füßen wohnen die demokratiſchen Klaſſen, wohnen auch die Fremden; liegen die Wirthshäuſer, die einen eigenen Theil der Stadt bilden, aber nicht zur Stadt gehören. Eine hölzerne Brücke führt über die Rhone, die wie eine grüne Schlange aus dem See herausziſcht. Etwas ſeitwärts ſteht das Stadthaus; es wurde im November 1841 von zwei- bis dreitauſend Menſchen umlagert, die unter Drohungen dem Rath das demokratiſche Prinzip abzwangen. Das Bürgermilitär ſpielte eine paſſive Rolle; es nahm keine Partei, es ließ die

Emeute gewähren; jetzt ist die Konstitution gebildet. Genfs Bewohner haben sie, ohne Emeute, durch eine ungeheure Stimmenmehrheit angenommen. Sie wird sie in neue Sphären oder, wer weiß unbewußt, in die alten zurückführen!

Dicht bei Genf fährt aus dem Jura herab ein Weg in die Ebene, den Napoleon bauen ließ. Auf der Höhe befindet sich ein kühler Quell, der, in eine zierliche Fontaine gefaßt, den Wanderern Labung beut. »Il est defendu de boire de cette eau avant de s'être reposé pendant dix minutes.« Diese Worte ließ Napoleon in den Stein eingraben; es sind väterliche, fürsorgende Worte, die neben der Schroffheit desjenigen, der sich von seinen Generalen sagen ließ: »Sire, vous avez cent milles hommes à dépenser,« so wunderbar abstechen, daß man sie ihm mit einiger Mühe zuschreibt. Indeß haben große Verstandesmenschen, Krieger und Philosophen zuweilen wunderbar weiche Gemüthsgänge, in die nur einzelne Auserwählte eindringen. Der Masse gegenüber sind sie streng, kalt, abstoßend. Diese Schroffheit ist bei ihnen Grundsatz, System, Mittel zum Zweck, allein in die stille Behausung ihres Ichs, in das lyrische Element, in das sie sich zuweilen ermüdet stürzen, brechen sanfte Gemüthsstrahlen, die die weltlichen Gedanken

in menſchliche wandeln, die der Zügelloſigkeit Einhalt thun und das Streben nach Herrſchaft in Duldung umwandeln.

Einen Blick will ich noch hinüber nach der Villa werfen, die Lord Byron bewohnte, dann ſcheide ich. Es umweht mich bei dem Namen Byron eine große Erinnerung; ich ſehe einen Menſchen, der Abgründe füllen, über Welttheile klimmen, eine rieſenhafte Anpflanzung in der Gegenwart zaubern wollte. Der Tod ereilte ihn, das Jahrhundert iſt ärmer geworden.

II.

Lauſanne und Vevay.

Von Duchy, wo das Dampfboot landet, ſteigt der Weg aufwärts nach Lauſanne. Es liegt romantiſch mit ſeiner Kathedrale in der Mitte und den Landhäuſern rings herum auf Hügeln zerſtreut, zwiſchen denen ſich die Kaſtanien- und Platanenbäume trotzig zum Himmel ſtrecken. Lieblich war der Anblick der vielen Nachen, die unſer dampfendes Gebäus beim Anhalten an den verſchiedenen Stationen Rolle, Nyon und Coppet umſchwärmten. In einem der Böte, die ſchmal und lang wie die türkiſchen Caiks ſind, ſaß ganz an der

Spitze eine junge Frau mit einem Strohhut beschattet. Sie hatte wundervolle schwarze Augen, deren Glanz durch eine schneeige Haut und lang herabfließende Locken erhöht wurde. Ein elegant gekleideter Mann ruderte in der Mitte des Boots; muthwillig führte er seine Gefährtin in die Wellen, die die Räder des Dampfschiffes erzeugten. Als der Nachen schwankte, hinauf und hinunter fuhr, hielt sich die junge Frau mit beiden Händen an den Rand, indeß ein schöner Jagdhund unbeweglich seine Herrin fixirte. Das Ganze nahm sich wie eine liebliche Idylle aus, zu dem der See und der tiefblaue Himmel die Decoration lieferten.

Lausanne ist der Lieblingsaufenthalt der Engländer; es ist viel günstiger als Genf gelegen, indem es wie eine Königskrone sich über dem See erhebt. Genf lagert förmlich versteckt in der entferntesten Ecke des Lemans, mehr an der Rhone, als an dem See. Lausanne ist überragt von seiner Kathedrale, bewacht von dem Jura und den Savoyer Gebirgen, lieblich umgeben von Weinbergen, die bis in die Wellen des Azurwassers herabsteigen. Es ist hier gut leben, gut träumen, vielleicht sogar gut sterben.'

Im Falken zu Lausanne sind die Leute so höflich, daß man ordentlich davon erdrückt wird. An der Table d'Hôte, die um fünf Uhr stattfindet und die aus

zwei Perſonen, aus einer Dame und mir, beſtand, lernte ich in dieſer eine ſehr geſchickte Zeichnerin kennen, die, aus Genf gebürtig, in Lauſanne Portraits machte. Sie ahmte wunderbar in ihren Bildern, die doch nur Zeichnungen waren, das Leben nach; ſie fand und erfand für jeden Menſchen, der ihr ſein Geſicht lieh, die rechte Stellung, den wahren Ausdruck. Dabei war ſie freundlich, ſinnig, zuvorkommend, aber ſo taub, daß das Wort ihr unzugänglich war. Sie hatte ſich auf ſich und ihr Talent beſchränkt, ſie ſehnte ſich zuweilen über die Gebirge hinaus nach Italien, ſie dachte ſich den Schall der menſchlichen Stimme wie Muſik; dabei war ſie vollkommen heiter und nahm ihr Geſchick wie eine Nothwendigkeit. Es zwang ihr keine Klage oder Ungeduld ab, es war da, weil ſie da war; ſie und ihr Schickſal gehörten zuſammen.

Von der Terraſſe vor dem Falken aus geſehen, zeigt ſich die Natur in ihrer ſchroffen Wildheit. Links läuft der Jura mit ſeinen weißen Häuptern am Horizont hin, und den Blicken gegenüber ſteigen die ſüdlichen Gebirge in melancholiſcher Erhabenheit aus dem See heraus. Gegen Abend tritt allemal eine tiefe Stille in der Natur ein; der blaue in's Gräuliche hinüber ſpielende Duft der Dämmerung erweckt eine anbetende Bewunderung, die zu einem nach Oben ſtre-

braden Athemzug einladet. Von den Bergen jenſeits des Sees iſt man durch den See geſchieden, aber er ſieht nicht immer wie Waſſer aus, er iſt wie ein grauer Flor, der einen Weg bedeckt. Einſam ſchwirren Nachtvögel einher; ſie ſuchen Schutz in Felsritzen. An ſie und an die Gebirge knüpfen ſich die Gedanken, die allmählig gewaltſam werden. Sie huſchen hinüber nach Italien, nach dem Comerſee, oder auch ſie verſchwimmen im Aether. Die Natur dringt nun einmal durch alle Poren; neben dem gerechten Gefühl der Bewunderung erzeugt ſie durch die Friſche ihres Waſſers, durch den Duft ihrer Pflanzen, durch ihre Farbenſchönheit jenes Wohlſein, das Ausruhen von der Arbeit ohne Erſchlaffung iſt.

Oben auf der Höhe des »Signals« iſt's noch ſchöner, als auf der Terraſſe. Da war ich beim Untergang der Sonne. Die Luft war ganz rein, ganz warm. Der Himmel in dunkeln Purpur getaucht, färbte den Schnee der Berge; die Fruchtbäume, die den Ort zieren, ſchüttelten ſich und ſäeten liebliche Flocken; dazu flatterte der See unter mir wie ein vom Wind bewegter Schleier. War's ein Symbol der Schweizerfreiheit, deutete er an, daß der Feind weder aus Frankreich noch aus Deutſchland, aber aus dem eigenen Herzen des Landes kommt? Wollte er

hinweiſen auf das Mißtrauen, das die Cantone theilt, auf den Glaubenszwiſt der Reformirten und Katholiken, auf den Stolz der Geſchlechter, der ſich in dem Schweizeradel offenbart, auf einen Mangel an Selbſtſtändigkeit, der die zweiundzwanzig Genoſſen der Freiheit in Feſſeln ſchlägt?

Die Kathedrale, die nun achthundert Jahre ſteht, iſt grandios. Sie ſoll das ſchönſte Gebäude der Art in der Schweiz ſein. Viel, viel ſchöner wäre ſie, wenn ſie nicht gerade jetzt inwendig ein neues Kleid bekommen hätte. Das entſtellt ſie in dieſer Jugendlichkeit, die nicht zu den ehrwürdigen fünfhundert Kolonnen gehört, womit ihre Gänge geſchmückt ſind. Weiße Kalkfarbe zu gothiſcher Bauart paßt nun einmal nicht. Iſt das z. B. nicht das Schönſte am Münſter zu Straßburg, woran die Zeit genagt hat, ohne es zu zernagen? Was wäre der Munſter, wenn man ihm die ſchwarzen Schichten nähme, die die Jahrhunderte ihm angeworfen haben?

Recht andächtig beſah ich die Grabmäler, unter denen eins der Engländerin Canning, von Canova gefertigt, geweiht iſt; im Grunde aber beſehe ich die Kirchen nur aus einem gewiſſen point d'honneur, bloß um ſagen zu können, ich ſei darin geweſen. So ein Gotteshaus, wo der Küſter erſt von weither durch

den Lohnbedienten zum Aufschließen geholt wird, die man allein besehen muß, in denen keine Heiligenbilder, keine Betende, nur Gräber und der Küster sind, der mit dem Schlüsselbund hinterdrein schleicht, so ein Gotteshaus wirkt eher niederschlagend als andachtsvoll; es gehört in die Kategorie der Häuser, es ladet nicht zum Gebet ein, es wird eine Abstraktion. Ordentlich lieb war es mir, als ich aus der Kirche in's Freie trat, da fand ich statt ihrer einen Prediger, Herrn S., einen wahren Prediger, der mit gläubiger Seele, mit der reinen Erkenntniß des Göttlichen in freie Regionen dringt, einen Menschen, der das Weltliche mit dem Heiligen, die Strenge mit der Milde auf wohlthuende Weise zu vereinigen strebt. Der religiöse Sinn in Lausanne ist so überwiegend, daß er die Politik nicht in sein grünwiesiges Gehege läßt. Die Lausanner sind anders als die Genfer, sie wollen keine französischen Copien, sie wollen Schweizer sein. In Genf gingen kirchliche und politische Umwälzungen immer unter gräulichen Zuckungen vor sich, indeß in Lausanne das Losreißen von der römischen Kirche mit Ruhe vollfuhrt wurde. Theilweise mag an den religiösen Unruhen Calvins herbe Strenge Schuld gewesen sein, da er mit Verbannung, mit Schwert und Scheiterhaufen alle die verfolgte, die seinen Lehren widerstrebten.

Mit dem Prediger Herrn S., der ernst, vielleicht sogar absolut ist, sprach ich von dem steischen Prinzip seiner Ansicht: »Die Trennung des Menschen von irdischen Gütern, die Vereinfachung unserer Bedürfnisse, die Ausgleichung der Stände.« Es ist schrecklich zu sagen, daß die meisten Menschen dem Wohlleben Einzelner aufgeopfert werden. Sollte das Naturgesetz sein? Die Sorge für die Race schließt oft die Liebe für das Individuum aus; man könnte darin das Grandiose der Schöpfung bewundern, die tausend Körner streuet, um eine Garbe zu ernten; aber wir, die wir Körner sind, wir möchten auch Garben werden! Die meisten Menschen sind nicht ungeduldig, nicht erbittert, nicht schmerzensreich, sie sind nur mude. Wie dieser Ermüdung die Spitze bieten?

»Als ich mich an einem Sommerabend plötzlich vom Anblick der Alpen Savoyens, von all' dem heitern Leben der Außenwelt abwandte und durch die Pforten des Doms in sein schweigenvolles, kaltes Halbdunkel trat,« sagt Zschokke, »so war mir's, als wichen die Jahrhunderte zurück.« — Sein Gefühl mag ein richtiges gewesen sein, denn an der Stelle, wo die Kathedrale gebaut ist, erhob sich schon im fünften Jahrhundert eine Kapelle, die der heiligen Anna geweiht war. Aber viel früher als zu Zeiten des Chri

ſtenthums, ſoll hier der vergötterte Melikertes (der Herkules Griechenlands) eine abenteuerliche Fahrt gewagt und den Berg, auf dem Lauſanne liegt, beſtiegen haben. Von den Alpen im Allgemeinen gab Melikertes eine Beſchreibung, in der die Drachen keine geringe Rolle ſpielten. Da oben auf den höchſten Schneehöhen, wo Götter hauſen ſollten, mußte der Fuß des Gebirges von ſchrecklichen Geſtalten, von Nebeln und Wolken bewacht ſein. — Intereſſanter als dieſe abenteuerliche Sage iſt der Anblick der breiten viereckten Steinmaſſe, die im 13ten Jahrhundert das biſchöfliche Schloß bildete; es iſt nun der Sitz der republikaniſchen Regierung. Von da blicken die Bürger Lauſanne's hinab in das Waadtland, deſſen Schmuck die Stadt in ihrem wiſſenſchaftlichen Leben, in ihrem Wohlſtand und Frohſinn iſt. Dazwiſchen rankt ſich die Erinnerung an Voltaire, der zuerſt in Lauſanne ſeine Zaire aufführen ließ, ranken ſich andere Erinnerungen an die Römerzeiten, an Caſſius, an Veſpaſian, der in der Umgegend mit allen Bequemlichkeiten und Ueppigkeiten des cäſariſchen Reichs ſeine Jugend verlebte. Noch finden ſich in den Wieſen des Waadtlandes Säulen, zerbrochene Kapitäler, Inſchriften und Grabmäler. Eins dieſer Grabmäler, das nach England verkauft worden iſt, erwähnt Lord Byron.

Es gehörte der jungen Julia Alpinula. Klagend stehen die Worte darauf:

> Hier eines unglücklichen Vaters unglückliche Tochter, Julia Alpinula, der Göttin Arentia Priesterin ruht ich. Des Vaters Leben ersehn konnt' ich nicht. Traurig Los ward ihm vom Schicksal. Ich habe drei und zwanzig Jahre gelebt.

Fast dreihundert Jahre blieb die Waadt unter der Berner Gewalt; endlich im Jahr 1798 endeten die Zeiten der Unterthanenschaft. Ihre Nachbarin, die Stadt Genf, ist adeliger als Lausanne, aber sie gehört einem Adel an, der sich eher an Diplome und Stammbäume, als an das Lebendige der aristokratischen Gesinnung hält. Lausanne ist bürgerlich, ist wirklich republikanisch, ist glücklich. Es steht in seinem Wirken der erhabenen Natur, die es schützt, nicht entgegen; es lehnt sich an sie, es hat keinen Voltaire, keinen Rousseau, keinen Decandolle, keinen Sismondi aufzuweisen, es hat nur seine einfache harmlose Gesinnung, die Rousseau so bezaubernd in seiner nouvelle Heloise beschrieben hat. Freilich spricht er mehr von den Land-, als von den Stadtbewohnern, und vielleicht von einer Gastfreundschaft, die die zu häufigen Reisenden in Gewinnsucht umgeformt haben, immer aber ist gewiß, daß die Waadtländer eine große Bereitwilligkeit, eine wirkliche Dienstbarkeit dem Frem-

den gegenüber zeigen. Ob sie, wie Rousseau behauptet, in den Bergen das Geld nicht nehmen, weil sie es nicht zu verwenden wissen, lasse ich dahingestellt; ich meinerseits habe gefunden, daß in der Schweiz das Geld wunderbar schnell unter den Händen wegkommt, gleichsam als sei es doppelt rund oder noch glatter denn gewöhnlich.

Schwermüthig, und noch mehr schauerlich als schwermüthig, erheben sich nach einer anderthalbstündigen Fahrt mit dem Dampfboot die Felsen von Meillerie aus dem See, erheben sich untereinander geworfen die Alpen des Wallis und ihre schneebedeckten Häupter, denen gegenüber Vevay auf hügeligem Grunde liegt. Hier wird das fröhliche Winzerfest gefeiert, dessen Ursprung man den Römern zuschreibt, das aber noch von den Mönchen des Mittelalters, von den Bewohnern der Abtei Haut Chrest auf heidnische Weise begangen wurde, indem sich in ihre christliche Prozession Bacchus mit Faunen und Thyrsusschwingern, Ceres, Silen, Josua und Caleb mischten.

Die Lage von Vevay, bei dem sich der See enger zusammenzieht, ist überaus günstig. Habe ich wildere gesehen, so ist mir doch keine ernster als diese erschienen; man könnte sie »gedankenreich« nennen. Die

Vegetation iſt robuſt; die Rieſentannen, die ächten Kaſtanienbäume, das friſche Laubholz, ſcheinen auf den Felſen der Zerſtörung Trotz zu bieten. Dazwiſchen läßt ſich ein Waldſtrom in die Tiefe ſtürzen oder verſpritzt ſich in die ewigen Nebel der Gebirge.

Das Hôtel Mermet, am See auf eine Weiſe angelegt, daß man zum großen Theil das rechte Ufer des Lemans überſieht, hat zugleich eine ſchöne Terraſſe, an der man, vom Dampfſchiffe kommend, landet. Abends beim Mondſchein iſt Vevay am ſchönſten. Ich lag lange, lange im Fenſter; der Nebel hatte das Thal wie mit einem Silberflor überhängt. Der See ſchien ſtille zu ſtehen; hoch über ihm zeigten die Gebirge ihre ſchwarzen Rücken mit Schneeadern durchfloſſen. Phantaſtiſch webten und ſchwankten die Gebilde, ſchwankten vor dem Monde, der blaſſe Sterne lockte und ſie dann mit ſeinem ſtechenden Licht in die Tiefe bohrte, ſich zeigte und verſchwand.

Die Martinskirche, die auf der Höhe von Vevay gebaut iſt, kleidet die Landſchaft, die ſie gleichſam beherrſcht. Ihr Thurm iſt alt und verwittert. Als ich in der Dämmerung um ſie herumſtreifte und die hohen Kaſtanienbäume in der Nähe des Kirchhofs vom Winde bewegt rauſchten, erhob ſich auf der Höhe der Kirche eine hohle menſchliche Stimme, die wie eine

heit entgegenfahren, indeß die Ketten der Nothwendigkeit ihn an das Gewöhnliche fesseln. Herz und Verstand sind in fortwährendem Kriege, gränzenlose Wünsche legen dem erstern ewige Entbehrungen auf. — —

Das schrieb St. Preux, der im Kampf mit dem Vorurtheil, mit der Welt war; der Anblick der Natur erhob ihn nicht. Die Quelle seines Lebens war getrübt, das Bild der geliebten Julie zeigte sich in ihm ren heftigen Leidenschaften erschüttert; es war keine Klarheit, keine Himmelsbläue mehr da, es war nur Schmerz, nur mühsame Fassung. Dieses Leben der Entsagung, das die Liebenden führten, dieses sich dem Weltgesetz Unterordnen, das ihre Herzen blutig riß, war allerdings Gott wohlgefälliger, als die ersten Ausbrüche ihrer Liebe. Sie lag wie die Ruine auf der Höhe in Trümmern, aber über sie herüber zog sich das beschattende Epheu der angewiesenen Pflichtregion. Die Tugend war zur Gewohnheit, die Gewohnheit zur starken Nothwendigkeit geworden. Es war von keiner Hoffnung mehr die Rede, aber zwischen den Ruinen hindurch drängte sich ein anderes Gesträuch, das des Stolzes. Ja, der Stolz, der ächte, rechte Stolz, die wahre Erkenntniß der innern Würde, der hält sich aufrecht inmitten des Kugelregens, dem haben die Schmutzflecken nichts an. Wer sollte auch nicht

stolz sein, der einen Krieg zu führen hat, wer sollte nicht aufwärts sehen, wenn niederwärts Alles häßlich wird?

St. Preux litt und schrieb in Meillerie. Byron litt und dichtete im Schlosse zu Chillon. Es liegt im weiten Gebirgsgewande versteckt, zwei Stunden von Vevay, umfluthet vom See, aus dem sich die sechshundertjährige Burg, regellos in verschiedenen Epochen erbaut, emporhebt. Seine finstern Schießscharten, seine kleinen und großen Thürme, seine armdicken Mauern wetteifern mit den phantastischen Hochgebirgen, die seinen Hintergrund bilden. Dumpf die Kerker, feucht die Verließe! Byron, begeistert von der fürchterlichen Umgebung, angestachelt durch die Nebelbilder der Gefangenen, die hier verschmachtet sind, dachte und erfand einen verlassenen Gefangenen, dem er das Gewand der düstersten Phantasie um die Schultern wand. Franz von Bonnivard, der wirkliche Herr von Lunes, der im sechszehnten Jahrhundert lebte, hätte Byron einen noch reichern Stoff, eine noch gewaltigere Steigerung der Dichtkunst bieten können. Im Zwist mit dem Herzog von Savoyen, wurde er, nachdem er bereits in Turin in großer Gefahr geschwebt hatte, von falschen Freunden verrathen und in La Broise zwei Jahre gefangen gehalten. Die Stille des Kerkers

machte ihn ſtärker, die Luft des Kerkers ſtarrer. Er entſprang, kämpfte wieder und ward wieder gefangen. Da nahm ihn Chillon in ſeinen feuchten Schooß, da empfand er, was das Leben mit ſeinen zerreißenden Kämpfen, mit ſeinen myſteriöſen Schmerzen in der Unthätigkeit des Gefängniſſes iſt, wo alle Foltern, alle Entmuthigungen ſich raſtlos über die Seele ſtürzen, die nichts hat, als einen armſeligen zwiſchen vier Wänden eingeſperrten Körper. Alles das hätte Byron zu einem furchtbar ergreifenden Gedicht umformen, es mit Feuerſchrift auf Bonnivards Geſicht ſchreiben können. Ein Dichter ſollte Seelenmaler ſein; er ſollte die Geheimniſſe des Daſeins wie mit einer Glorie darſtellen, er ſollte zeigen, was zu wählen, was zu laſſen iſt, was heilig, was unheilig macht. Ach, er ſollte viel lehren; man würde ſich gern von ihm einige Goldmünzen für die innere Armuth zuſtecken laſſen, gern ſich vor ihm beugen, der höher ſteht denn wir. Indeß hat Byron viel gelehrt, weil er viel gelitten und wahr gerettet hat. Er kommt mir wie ein Quell auf hohem Berge vor; dort fließt er einſam, kryſtallhell, nichts in ſich ſpiegelnd als die grünblauen Gletſcherhäupter. Bald aber ward's ihm zu einſam, zu ſchauerlich dort oben. Das Schweigen um ihn beſtürzte ihn; ein Abhang kam, ein Feld zeigte ſich, hin-

unter mußte der Quell in die Tiefe, ſtrömen, ſchäumen, zerſtieben, toben, ſchreien mußte er. Bald beſiegte er die Felsſtücke, bald ſtürzten ſie über ihn, er war im beſtändigen Drange, im ewigen Kampfe. Das iſt Dichterleben; es umgiebt ihn bald mit Goldglanz, bald mit Todtenbeinen; das macht, daß der Purpurmantel ſich feſter um ſeine Schulter ſchlägt, und er ihn mit beiden Händen zuſammenhält, damit ſeine Wunden, die Wunden, die das Schwert der Welt ihm ſchlug, unſichtbar bleiben, das macht, daß er ſeine kühle Heimath vergißt. Heimath? . . . Oft iſt ſie auf einem Stern gelegen, oft hat ſie ſich in Morgenroth gebettet, oft flattert ſie unbeſtimmt in ſüßen Düften. Wo es ſchön iſt, iſt des Dichters Heimath, wo es wie Donner rollt, wo tauſend Schwerter klingen, wo Glaubensmeinungen aufſteigen und ſtreiten, da iſt ſein Vaterland.

Was das doch für eine Pracht iſt, wenn die Sonne in der Schweiz auf- oder untergeht, wie da die Berge roſenroth in ſanfte Gluthen getaucht lodern, wie ſie ſich in tauſend Wölkchen hüllen, die alle freudig zu ſein ſcheinen, wie ſie in weiches Violett verſchwimmen und wenigſtens einmal holdſelig lächeln müſſen! Ach — ſo ein Schauſpiel verſöhnt, erhebt, tröſtet, das verdient einen demüthigen Dank, das

fühet sanft wie Freundesnähe über die Seele, und tilgt ihre Ungeduld. Die besten Empfindungen schweben wie große Geister vorüber, man fragt sich, warum man das Leben so trübe nimmt, da es so schön, besonders in der Schweiz und in Vevay ist.

III.

Bülle und Freiburg.

Die Umgebung wird katholisch, die Kreuze am Wege, die Kapellen an den Bergen, die Muttergotteshäuschen, in Felsen gehauen, deuten auf einen neuen Kultus. Von dem hohen Berg hinter Vevay, wo man langsam zwei starke Stunden hinanzufahren hat, sieht man den Genfer See anmuthig zwischen Felsen und Bäumen gebettet und an ihm Vevay mit seinen kleinen Häusern, mit seinem gespenstischen Martinsthurm, mit seinen Weinbergen, die um so reizender sind, da die Hochgebirge, das Grün, die Blumen, den Schatten, die Sonnenblicke seltsam hervorheben. Zuweilen zeigt sich in den Bergen hie und da gar lieblich von Bäumen umhüllt eine Villa, die mit ihren verschiedenen Aussichtspunkten von Naturliebhaberei plaudert. In die hinein träumt man eine Julie, aber eine glückliche, oder man denkt sich: ein lebensmüder Englän-

der hat sich hier angebaut. Dem genügte Italien in seiner Mittagsschwüle nicht, deswegen hat er sich in den kühlern Morgen des Genfer Sees gelegt. Was kann man nicht alles für Dinge in eine so versteckte, geheimnißvolle Villa dichten, und am Ende enthält sie nichts, als das gelangweilte Beisammensein einiger langweiligen Menschen. Wenn es ginge, würde ich mir eine Villa bauen, hoch oben auf einen Felsen, dem Meere oder einem See zugewandt; in die hinein dürften nur einzelne, geliebte Menschen und vielleicht auch gar keine. Ich würde mir die Villa schon einrichten, daß ich darin, von allen Zerstreuungen befreit, einen recht tüchtigen Athemzug thun und ordentliche Entschlüsse fassen könnte. Das ist das betrübteste in der Welt, daß man mit Nichtsthun so viel zu thun hat. —

Mit der Vesperglocke fuhren wir in Bülle ein. Es ist ein freundliches Schweizerstädtchen, das eine gute Orgel von Mooser und ein Kapuzinerkloster besitzt. Seit ich in Italien gewesen war, hatte ich keine Kapuziner gesehen, jetzt schlichen drei von ihnen, mit ihren geschorenen Häuptern, mit ihren braunen Gewändern und den Sandalen unter den Füßen, von der Seite in den Wagen schielend, vorüber. Auffallend an ihnen sind die starknochigen Köpfe, in welchen sich

nichts als die Augen, aber lauernd, bewegen. Da ist von keinem gewaltigen Schicksal die Rede, das den Einen oder den Andern in die heilige Stille der Zelle, in das geistige Gesundbrunnenbad der Entbehrung getrieben hätte, von keinem großen Gemüthe die Rede, das sich in seine Schmerzen hüllt und gleichgültig hinnimmt, was Außenwelt ist. Keiner trägt die Spur jener grenzenlosen Schwermuth, die an sich herankommen läßt, was will, und still dazu lächelt.

Bülle liegt gar freundlich, freundlicher aber als Bulle ist die Wirthin im Posthause, die einem nicht genug und zu viel zu Liebe thut. Es ist eine dicke, stämmige Französin, die übertrieben alles lobt, was ihr gehört und ihre Rechnungen nach dem ihr selbst gezollten Lobe einrichtet. Als ich früh Morgens, mit den Heerden in Gemeinschaft vor dem Wagen voraus, auf der Freiburger Straße wandelte, und die Morgendüfte erquickend mir um das Gesicht streiften, da überschaute ich die Ebene, zu einem Thal ist sie schon zu weit, die vom Schmuck der Frühlingsvegetation glänzte. Einzelne Eichen stehen auf den Höhen der Berge, sie blicken hinunter in die Tiefe, die mit Fruchtbäumen besäet ist, blicken hinunter wie Menschen, die sich mit irgend einem Schicksal auf die Lebensgipfel geflüchtet haben. Dazwischen liegt ein Dorf, von zierlichen

Gärten umgeben, oder es erheben ſich Rieſenberge in der Ferne. Dieſe Gegend, halb anmuthig, halb wild, duftend von eben gemähtem Graſe, überſtreuet mit kleinen Wieſenblumen, die die läutenden fetten Kühe einſchlürfen, iſt wie ein Gedicht, das zu eigenen Betrachtungen anregt, ohne uns zu ſehr mit fremden zu überfüllen. Stundenlang könnte man in ſo einer Gegend wandeln und ſeinen Gedanken nachhängen, die wie liebliche Schmetterlinge kommen und wieder fortflattern. Im Berner Oberlande, auf dem Schreck- oder Faulhorn, mag es anders ſein; da iſt Gott in ſeiner erhabenſten Einſamkeit, und die Menſchen ängſtigen ſich vor ihm, der ſo fürchterlich groß iſt.

Hübſch ſind die Schweizermädchen eigentlich nicht, aber ſie ſind friſch und haben ſchönes, langes Haar, was doch auch eine Schönheit iſt. Von ſüdlichen Phyſiognomien, von geſteigerter Karnation, von graden oder gebogenen, griechiſchen oder römiſchen Naſen, von edlen Formen überhaupt iſt noch keine Rede, wohl aber von dem Ausdruck der Gutmüthigkeit, die kernigt, vierſchrötig und eben deshalb recht beruhigend proſaiſch iſt.

Wie eine Inſel, die die reißenden Waſſer der Saane zuſammendrängt, auf hohen, ſchroffen Felſen, umgeben von den Ueberreſten einer verwitterten Fe-

ſtung, erſcheint Freiburg das Bild des Mittelalters, das Krieg, Reichthum, Freiheit und Knechtſchaft erlebt, und unter dem Schutze des Katholicismus ſich nun von der Vergangenheit ausruht. Der erſte Anblick iſt kriegeriſch; von drei Seiten bietet die Stadt unzugängliche Felſen, von der vierten hat ſie Wälder, Zugbrücken und Feſtungsthürmchen. Hier iſt die Grenze, wo die Allemannen und Burgunden ſich zum letztenmal berühren; in einigen Straßen wird franzöſiſch, in den andern deutſch geſprochen. Die bürgerlichen Landſchaftsgeſetze entſtammen der älteſten Zeit; es iſt bemerkenswerth, daß bis jetzt noch Karl's V. Halsgerichtsordnung den Dienſt des Strafgeſetzbuches verrichtet. Erſt ſeit 1830 hat die Stufenfolge der bürgerlichen Stände, wodurch ſo viele Widerſprüche in den Kantonen herrſchen, aufgehört. Bis dahin hatte Freiburg allein das ſtädtiſche Privilegium unter den Ortſchaften. Die Stadt theilte ſich in drei Raſten, in die des Adels, der Patricier und der Bürger. Nirgends war dieſe erbliche, von Geſchlecht zu Geſchlecht übergehende Rangfolge ſchärfer als im Freiburgiſchen. Statt mit der Freiheit die Gleichheit auch zu beſitzen, waren die Bauern die ärmſten an Rechten; ſie mußten beten, arbeiten und bezahlen. Dazu geſellten ſich die Heimathloſen, die theils von ausländiſchen Fami-

lien, theils von denen ſtammten, die zur Zeit der Reformation dieſer ihre Exiſtenz aufgeopfert; ſie waren die Zigeuner des Landes, die herumziehenden Horden, die ſelten lange an einer Stelle weilten. Erſt ſeit dreißig Jahren ungefähr, wo eine beſſere Ordnung der Dinge die Trägheit der Ariſtokratie weichen machte, wurde auch für dieſe Unglücklichen Sorge getragen, indem man ſie vertheilte und ſie ſich ſtatt Heimathloſe den Namen Angehörige erworben haben. Indeſſen iſt es auffallend, daß man ihnen bis jetzt noch das geſetzliche Heirathen aus dem Grunde verbietet, damit ſie ſich nicht fortpflanzen ſollen.

Beim Eintritt in die Stadt Freiburg, deren Häuſer, Kirchen, Klöſter, Stifte und Kapellen einen durchaus katholiſchen Anblick gewähren, fällt einem rechts die Linde von Murten in die Augen. Ihre Zweige, vom Alter und vom Blitze getroffen, ſind von hölzernen Pfeilern geſtützt, die den Baum zur Laube umſchaffen. Wilhelm Aſtry, der an der Spitze der Freiburger die Stadt muthig vertheidigte und ihre Einnahme verhinderte, ſchlug endlich mit Hülfe der Waldſtätter Karl den Kühnen, der zu fliehen genöthigt war. Da riß ein junger Krieger, dem der Sieg theurer denn die Beute war, einen von feindlichem Blut getränkten Lindenzweig aus der Erde und damit in die

Stadt eilend, schwenkte er das grünende Friedenszeichen und rief: Sieg, Sieg! stürzte aber bald nachher, von seinen Wunden bis zum Tode erschöpft, nieder. An dieser Stelle nun grünt Jahr aus Jahr ein die fast fünfhundertjährige Linde, unter deren Schatten noch jetzt Gericht gehalten wird; grünt und gedeiht trotz des Blitzes, der sie getroffen, trotz des Alters, das sie gebeugt hat.

Ein schöneres Panorama findet sich wohl selten, als jenes, das die Terrasse des Hotel Zähringen bietet. Zweihundert Fuß unter der Terrasse schäumt die grünliche Saane. Zur Linken ist die große Drahtbrücke über den Abgrund geworfen, die sich von der einen Seite in Felsen, von der andern in ein Haus klammert, für dessen Sicherheit man zittert; der Drahtbrücke zur Rechten ist eine zweite angelegt, die einem feinen Spinnengewebe gleicht und die auf schwindelnder Höhe zwei Ufer verbindet. Tief unter ihr im Thale sieht man die alte Schweizerbrücke, die im frappanten Kontrast den mittelalterlichen Geist mit dem Genius des neunzehnten Jahrhunderts in Gemeinschaft in der Drahtbrücke über ihn zeigt, wie er ihn überflügelt, und ihn, in seinem Absenker, den schweren Freiburger Bau in der Tiefe zurückläßt.

Von der nordwestlichen Seite breitet sich die Lage

der Stadt wunderbar maleriſch aus. Auf tiefblauem Himmelsgrunde zeichnen ſich die Spitzen der Kirchen und Kapellen: dazwiſchen erhebt ſich das Jeſuitenkollegium auf der Höhe und beherrſcht die Stadt, in deren Mitte die gothiſche Kirche, die dem heiligen Nikolaus geweiht iſt, und das Burgillonthor ſich grandios ausnehmen. Im Hintergrunde erblickt man rechts den Jura, die Berra, den Meleſon; etwas näher heran die grünenden Berge, deren Hauptſchmuck Tannen und Kaſtanien ſind. Ich ſagte: der Anblick der Stadt ſei katholiſch; das wird ein Jeder finden, der durch die etwas öden Gaſſen wandelt. Selten, daß eine Straße oder ein Haus nicht Heiligenbilder oder Kreuze böte, ſeltener noch, daß man nicht Andächtigen begegnet, die zu allen Tageoſtunden in die geöffneten Kirchen unter gemurmelten Gebeten ziehen Was aber hauptſächlich für den hier herrſchenden Katholicismus zeugt, das ſind die Jeſuiten, die in ihrer Ordenstracht häufig aus den Privathäuſern treten, und vor denen das Volk immer andächtig den Hut zieht.

Freiburg iſt eine Stadt, bei der einem ganz phantaſtiſch zu Sinne werden kann. Die Bauart iſt von den Hügeln, auf denen ſie liegt, ſo wunderlich bedingt, daß das Pflaſter der Straßen zuweilen über die Dächer der Häuſer hinwegläuft. Außer fünf

Mönchs- und vier Nonnenklöstern besitzt Freiburg zwölf Kirchen und neun Kapellen. Die größte unter ihnen, die dem heiligen Nikolaus geweiht ist, stammt aus dem zwölften Jahrhundert. Sie ist im gothischen Styl gebaut und hat einen hohen Thurm, dessen prachtvolles Geläute die Andächtigen von fernher ruft. Das Portal der Kirche ist mit einem wunderlichen Basrelief geschmückt, das, ziemlich rob aus Stein gehauen, eine blutige Satire auf die Herrscher der Throne und Kirchen darstellt. Es zeigt nämlich spaßhaft genug das Weltgericht; die armen Teufel haben ihre liebe Noth mit den vornehmen Verdammten, die sie in die Höllendomänen schleppen. Gedrückt unter der Last der Kaiser, Könige und Fürsten, der Päpste, Kardinäle und Bischöfe, an die sich die Mönche schließen, bringen sie diese in Tragkörben herbei und werfen sie alsdann mit kannibalischer Freude in die allgemeine Röstanstalt. Daß der Gedanke frei war im Mittelalter, daß die Satire walten durfte, das beweist wohl dieser Haupteingang in seiner architektonischen Freimuthigkeit. Indeß wären die Baumeister und Steinhauer doch wohl schlecht weggekommen, wenn sie statt der bildenden Kunst die Schrift gewählt hätten. Allegorisch durfte man reden, nicht Guttenbergisch. Die Statuen, die das Basrelief zieren, sol-

len von Heinrich Juffmann und Adam Kunimann ſein; jedoch zeigen ſie ſo ſehr die Kindheit ihrer Meiſter, daß man ſie wohl als Kurioſitäten, aber keineswegs als Kunſtwerke ſchätzen kann. Der heilige Nikolaus, den man an den drei Aepfeln, die er hält, erkennt, hat über ſeinem Kopf die Inſchrift: protegam hanc urbem et salvabo eam, propter me et propter Nicolaum servum meum. Als Auszeichnung, und weil Nikolaus Schutzheiliger iſt, hat man ſeine Statüe vergoldet.

Die Hauptzierde der Kirche iſt die Mooſerſche Orgel, die weit und breit ihres Umfangs, ihrer zauberhaften Wirkung wegen, berühmt iſt, und in deren Meer von Tönen man ſich in den Wochentagen für zehn franzöſiſche Franken ſtürzt. Mooſer war in Freiburg geboren, arbeitete unermüdlich und konnte ſich trotz ſeiner gefertigten Pianos nie über den Ruf der Mittelmäßigkeit erheben. Aber der Genius war in ihm; Mooſer beunruhigte, betrübte ſich, wenn er ſeinen Flügelſchlag hörte und nicht mit ihm in's Endloſe konnte; er betrubte ſich beſonders ſeiner abhängigen, armſeligen Lage wegen, die ihn zu gar nichts kommen ließ. So ging er eines Tages ſchwermüthig in ſich gekehrt, von einem Spaziergang heimkehrend, durch die Freiburger Straßen, als plötzlich ein fürchterliches Gewit-

ter ausbrach. Kaum hatte Mooser, der Organist an der Nikolauskirche war, Zeit, sich in ein Haus zu flüchten, als auch schon der Blitz prasselnd in den Thurm fuhr und die alte Orgel zerstörte. Alles strömte in die Kirche, um das Feuer zu löschen. Aloys Mooser hatte sich mit den Uebrigen in die Hallen gestürzt; nun aber stand er wie versteinert, betäubt vor der geschmolzenen und zerschlagenen Orgel. Ein alter geistlicher Herr riß ihn zuerst aus seiner Bestürzung, indem er ihm lächelnd auf die Schulter klopfte und ihm sagte: »nun Mooser, was sinnst Du? Jetzt begünstigt Dich das Glück. Die Orgel ist hinunter; Du mußt eine neue, die schönste bauen, die je gehört worden ist.« — Diese Worte waren prophetisch. Mooser machte sich an's Werk. Ohne Hülfe, sich und seinem Genius vertrauend, schuf er in wenig Jahren an fünftausend Pfeifen, die zusammengesetzt eine Orgel von dem seltensten Umfang bilden. Um sie ganz würdigen zu können, höre man sie für sich allein. Geisterstimmen werden aus der Höhe erschallen, Donner rollen, Gesänge ertönen. Der Genius der Tonkunst wird ihre Lippen öffnen, sie wird Harmonien ausströmen, Entzückungen streuen. Sie wird das Gebet, den Glauben, die wahre Liebe locken. Daß Mooser so erstaunlich auf den Donner hielt, ist wohl erklärlich,

weil er dem Gewitter seinen Ruhm verdankte, wenn er aber sein Steckenpferd aufgegeben, und statt des Sturmes, des Kuhgebrülles, des Bellens der Hunde einfache Choräle vorgetragen hätte, würde er vielleicht die wahre Andacht nur tiefer gefesselt, die Schauer des Entzückens nur beredter gemacht haben. Das Gesuchte schadet dem Effekt.

Wo eine schöne Aussicht ist, wo ein fruchtbares Thal sich zeigt, wo erquickende Berge, mit Waldbächen durchwässert oder von Seen umspült, sich erheben, da kann man sicher sein, ein Kloster zu finden. Man braucht nur die Augen aufzuheben, am schönsten Platz steht ein weisses, weites Gebäude mit einem Thürmlein darauf und einer Mauer herum, und das ist ein Kloster. Auch die Jesuiten in Freiburg haben sich auf den schönsten Punkt gelagert. Sie sind nicht allein Gottes-, sondern auch Weltpriester; sie knüpfen die religiösen Ideen an die praktischen, ihre Andachtsübungen an das Erziehungssystem. Die Schönheit des Kollegiums in Freiburg deutet auf eine grandios fürstliche Einrichtung. Das Pensionat ist in zwei Hälften getheilt, wovon die eine Hälfte der Erziehung der den Jesuiten anvertrauten Zöglinge, die meist aus Adligen bestehen, gewidmet ist, und die andere das weibliche Seminar ausmacht. Für die ganz kleinen Kinder ist

eine zweite Anstalt in Estavayer angelegt; in Freiburg befinden sich nur erwachsene Junglinge.

Die Jesuiten wurden seit 1818 wieder in Besitz des Michael-Kollegiums, ihres eigentlichen Stammgutes, gesetzt. Canisius, der ihr Stifter war, hatte sich hier schon im Jahre 1584 niedergelassen, indessen waren die Jesuiten damaliger Zeit keineswegs, wie jetzt, mit der Erziehung der höhern Klassen beschäftigt. Der Rektor des gesammten Jesuiten-Instituts ist der Fürst Galitzin. Es soll schwer sein, das Pensionat zu sehen, noch schwerer, dem Unterricht beizuwohnen.

In der freundlichen Kapelle Notre dame de Lorette, die mit ihrem blumenbekränzten Altar, mit ihren rothen Vorhängen und ihrer marmorweißen Mutter Gottes einen gar lieblichen Anblick gewährte, predigte ein Jesuit, der in der violetten Sammtmütze, dem weißen Ordenshemd und den rothen Aufschlägen stattlich genug aussah. Die Gemeinde lag betend auf den Knieen. Der Priester auf der Kanzel stand, sie überschauend bald zum Altar gewandt, die Sammtmütze ehrerbietig abziehend, wenn er sich zu der Gnadenmutter neigte, bald über die Andächtigen gebeugt und ihnen zuredend: »Brüder,« sagte er mit eindringlicher, schöner Stimme, »wer giebt uns ein rührenderes Bild der wahren Liebe, der ächten Selbstverläug-

nung als Chriſtus, wer hat, wie er, die Schwächen der Menſchen entdeckt, wer ſie geheilt? Euch Alle, Geliebte, trägt er in ſeinem Herzen, nicht allein gemeinſchaftlich, ſondern jeden Einzelnen; er kennt Deinen Namen, er kennt den Namen Deiner Mutter, Deiner Schweſter, Deiner Gattin. Von Dir weiß er, daß Du arm biſt, von Dir, daß Du an einem Seelenſchmerz leideſt. — Wir ſind zuſammengekommen, um uns auf die morgende Kommunion vorzubereiten; wir wollen uns würdig dieſer Verſöhnungs-, dieſer Liebesfeier machen. Brüder, ſchon öfter habe ich Euch von einer Seele geſprochen, die an den Pforten der Ewigkeit den wahren Glauben nicht finden kann. Ihr, die Ihr glücklicher als ſie ſeid, die Ihr Katholiken, rechtgläubige Katholiken ſeid, vereinigt Euch im Gebet für dieſe arme, ringende, ſterbende, im Dunkel des Zweifels ſchwankende Seele. Tretet Ihr die Segnungen des morgenden Tages ab, werft auf ſie alle Freude, die Ihr haben könntet . . ., Geliebte, ewig, ewig dankbar werd' ich Euch für dieſe Selbſtentäußerung ſein« u. ſ. w. u. ſ. w.

Darauf ließ der Jeſuit die Gemeinde das Vaterunſer laut beten, ließ ſie ſingen und in den Staub vor Chriſtus ſich beugen, und das Alles diesmal einer proteſtantiſchen Seele wegen, die den Eingang in's Para-

dies nicht finden konnte. Obwohl beklagenswerth in der Tendenz, so war diese Rede doch nicht ohne Wirkung selbst auf mich, die ich doch kritische Ohren habe. Ich fühlte, daß es schwer ist, solchem Zauber zu widerstehen, der mit seiner unbestrittenen äußern Hoheit in die wichtigsten Lebensepochen dringt, der immer auf den Höhepunkten des Lebens, in der Geburts- und Todesstunde sich im feierlichen Gewande zeigt, der in seiner Gewalt so leicht das Göttliche mit dem Priesterthum, das Religiöse mit dem Kirchlichen vermengt und die ganze Macht seiner wechselnden Bilder auf die befangenen Sinne ausgießt.

Noch ergriffen von dem Gehörten, stieg ich die Treppe zum Pensionat hinan und kam vor der Kirche vorbei in eine öde, stille Gegend, aus der hinaus ein verdeckter Gang in die untere Stadt führte. Eine Aussicht suchend und sie nicht findend, mit nagenden Betrachtungen umstellt, stand ich da, als ich plötzlich hinter mir eine Thüre sich öffnen hörte. Es war eine freundliche Frau, die meine Sehnsucht nach frischer Luft, nach einem Blick in die Alpennatur errathen haben mochte und mir ihr Gärtchen öffnete, das von einer Mauer umgeben völlig eingerahmt eine unbeschreiblich schöne Fernsicht bot. Die Natur ist die wahre Religionslehrerin, sie wird nicht irre führen, sondern

trösten und einfach machen. Sie wird auch die Zeit fördern, wo der populäre Verstand freie Arme gewinnt, wo er die Klosterzellen überschreiten und die Reichthümer der Armuth zuwenden wird. Vielleicht kommt nie der Augenblick, wo die große Frage: was eigentlich dem Menschen wahrhaft nützlich ist, gelöst werden kann, indessen glaube ich doch, daß in unserm Jahrhundert der Keim der Ausgleichung ruht. So fürchterlich er dem Einzelnen erscheinen mag, so unsicher das Gesetz einer ausgleichenden Liebe oder einer positiven Gleichheit sich darstellen mag, so scheint es mir dennoch im Reich der Möglichkeit, ja was mehr ist, in dem der Moral zu liegen.

Schade ist es, daß das Freiburger Rathhaus ein modernes Kleid bekommen hat. Es hat dadurch seine Physiognomie verloren. Hier hausten in uralten Zeiten die Herzöge von Zähringen. Freiburg wurde im zwölften Jahrhundert unter dem Namen: »die freie Burg« von Berthold IV. begründet, ging aber dann durch Bündnisse an das Haus Kyburg über, das wiederum seine Reichthümer durch Bündnisse in den Schooß der Habsburger goß, bis Freiburg sich endlich zur Selbstständigkeit und Freiheit erhob.

In der Murtenstraße liegt das Kapuzinerkloster, dessen Regel den Gebrauch des Geldes untersagt.

Vor einigen Jahren befand ſich das Kloſter in einem ſo durchaus armſeligen Zuſtande, daß nichts mehr darin als Hungrige waren. Die Mönche zogen daher an die Allarmglocke und erhielten alsbald von den guten Freiburgern mehr als ſie bedurften. Die Hauptzierde ihrer Kirche iſt ein verwittertes Bild des Hannibal Carracci, deſſen Konturen großartig ſind, deſſen Farben aber der Zeit und der Feuchtigkeit unterlagen. Es ſtellt eine Kreuzabnahme vor. Warum drehen ſich unſere chriſtlichen Maler immer vorzugsweiſe in dem Leidenscyclus Chriſti und nicht vielmehr in ſeiner göttlichen, überirdiſchen Geſtaltung, wo er die Geißlungsſchmerzen weit hinter ſich gelaſſen hat und in himmliſcher Verklärung einherſchreitet? Es iſt ja viel erfreulicher zu wiſſen, wie er nach, als wie er im Tode ausgeſehen hat. Was kann man bei einer Kreuzabnahme anders denken als: »ach! es iſt zum Erſchrecken natürlich!« — Chriſtus' Verherrlichung ſoll uns aber mehr als ſeine Fleiſchwerdung am Herzen liegen, ſie ſoll uns das wahre Chriſtenthum zeigen, das nicht in den Leidenſchaften der Menſchen, in der Dornenkrone, in den Wundenmalen ſeinen Sitz hat, ſondern das über all' die Schmerzen hinaus kräftig in den Himmel reicht, aus dem es uns ſeine Beſeligungen herunterholt. Chriſtus ſollte mithin den Gläubigen

nicht immer sterbend, nach Luft ringend, erdrückt vorgeführt werden, er sollte öfters aussehen wie Einer, der sich auf die Erde heruntergelassen, der einen lichtvollen Körper um sich geschlagen, der den Stempel einer mühelosen Geburt an sich trägt. Wozu diese zernagenden Schmerzen und kargen Lichtblicke der Gottesnatur?

IV.

Bern.

Gleich bei der mit vielfachen Gärten umgebenen Einfahrt in die Stadt Bern erblickt man am Thore die zwei mächtig großen in Granit gehauenen Bären, die halb gutmüthig, halb zähnefletschend die Stadt als Wappenherolde beschützen. Dann geht es durch regelmäßig gebaute Straßen, die meistens von beiden Seiten mit Bogengängen geschmückt sind, so daß man selbst im heftigsten Regen hier immer trocknen Fußes wandeln kann. Wie man in Konstantinopel »Rechts« und »Links« mit »Europa« und »Asien« bezeichnet, so theilt man in Bern diese zwei Richtungen in die Schatten- und Sonnenseite ein. Dies Haus ist im Schatten, jenes in der Sonne gelegen, heißt es. Ein hübscher Brauch, die Sonne, die vielleicht das Beste auf der

Welt ist, als Wegweiser anzunehmen. Meistens sind die Straßen durch einen Bach in zwei Hälften getheilt, was den Vortheil der Reinlichkeit und der schnellen Hülfe bei Feuersgefahr hat. Auf den Plätzen stehen strömende Springbrunnen, auf denen die Wilhelm Tells oder irgend eine andere geschichtliche oder mythische Person nicht fehlen. Die erst vor fünfhundert Jahren gebaute Stadt hat im Ganzen einen netten, zierlichen Anstrich, ist aber keineswegs, wie mein gedruckter Reichard behaupten will, eine der schönsten Städte Europa's!

Von der Südseite, wo die Stadt sich hügeligt aus dem Bette der Aar erhebt und sich der Alpenkette zuwendet, hat sie einen Anstrich von Größe und Ernst, der durch den Sturz der Aar erhöht wird. Westlicher steigt das Berner Thal gegen die Berge des Emmenthals und des Oberlands sanft aufwärts und verliert sich in der Richtung der Gletscher, die wie ein silberner Streif am Horizont flimmern.

Die Berner Kathedrale soll die letzte Kirche gewesen sein, die im gothischen Styl gebaut worden ist. Wenige Jahre nach ihrer Vollendung wurde der Grundstein der Peterskirche zu Rom gelegt. Irrig aber ist es, daß Erwin von Steinbach der Erbauer dieser Kirche war. Um das Dach herum schießen eine Menge

gothiſcher Spitzen in die Höhe, die eben ſo kühn als ſchön ſind, und deren Formen, in ſich verſchieden, das Studium mehrerer Monate erforderten. Der Thurm iſt unvollendet und ſcheint wie in Eile in ſeinem Bau unterbrochen zu ſein, ſei es nun, daß die nöthigen Gelder fehlten, oder auch, daß das Fundament nicht ſicher ſchien. Wie ſelten indeſt das Geld in jener Zeit und wie auch gering die Anſprüche waren, beweiſ't eine Berner Chronik, die den Gehalt des Architekten Abruggzer, der die Kathedrale vollendete, auf vierzig Gulden Silber, auf zwanzig Säcke Mehl, ſechshundert Flaſchen Wein, einen Ochſen und neunzig Batzen Weihnachtsgeſchenk anſchlägt, wozu man noch ſechzehn Gulden für einen neuen Anzug ſteuerte. (Man vergleiche damit z. B. die Einnahme des Architekten Klenze in München.)

Die Plattform, die die Kathedrale von der einen Seite umſchließt, iſt unſtreitig der ſchönſte Spaziergang der Stadt. Sie iſt mit ſtämmigen, jetzt eben mit Blüthen überſäeten Kaſtanien bepflanzt und hat an beiden Enden zwei ſteinerne Pavillons, von wo aus man ſich con amore der ſchönſten Ausſicht erfreut. Dabei iſt die Plattform mit einem eiſernen Gitter verſehen, um den Schwindel zu verhüten, denn von hier aus thut ſich ein wirklicher Abgrund auf, in

deſſen Tiefe die Aar ſchäumend brauſ't. Man errichtete jenes Gitter, als 1654 der Paſtor Theobald Weingäpſli, vom Pferde herunter geſchleudert, lebendig unten anlangte. Früher war der Ort der Friedhof, jetzt iſt er der Sammelplatz der eleganten Welt.

Die wunderbaren Lichteffekte der Abendbeleuchtung ziehen die Seele von einer Entzückung zur andern; ſie bringen eine verſöhnende, eine mildernde Wirkung hervor, die durch den Anblick der weidenden Kühe, der arbeitenden Landleute und der vielen kleinen Häuſer auf den Höhen geſteigert wird. Zuweilen hängt ſich ein Gewitter an die Spitze der Gletſcher, dann treten Licht und Schatten doppelt energiſch ſich entgegen. Die glänzenden Lichtſtröme einerſeits drängen anderſeits die ſchwarzen Luftſtreifen am Horizont zuſammen, ein Regenbogen zeigt ſich, rothwangig ſtreckt ein Gletſcher das Haupt in die Höhe; ein anderer iſt mit dunkeln Wolken umhüllt.

Lieber als auf der Plattform habe ich mich auf den kleinen Wällen aufgehalten und zwar aus dem Grunde, weil hier Einſamkeit und rothe Kaſtanienbäume blühen. Ich mag nun einmal nicht das Schauſpiel der Naturwunder mit dem hölzernen Gerüſt der Zuſchauenden, die meiſt gleichgültige oder gelangweilte Geſichter haben, umſtellt ſehen. Das Wetterhorn, das

Schreckhorn, die Jungfrau betrachte ich dann am liebſten, wenn ich von keiner äuſſern Anforderung zerſtreut werde. Deswegen ſind mir auch die zur Bewunderung künſtlich auffordernden Lohnbedienten ſo in den Tod zuwider. Das Bischen Andacht oder Poeſie, das in Einem als buntes Vögelchen flattert, wird unbarmherzig durch ihre nichtsſagende Erklärungsſucht in die Flucht geſchlagen. Daß die Naturerſcheinungen für ſich ſelbſt reden und ſich keineswegs an einen Lohnbedienten zu wenden brauchen, um einen Ausdruck zu gewinnen, das wird Einem beim belebenden Anblick der Gletſcher nun vollends klar. Welch' eine majeſtätiſche Ruhe, welche prachtvolle Unterlage! Sollte ich mir nun die Heilkraft dieſer poetiſchen Anſchauung erklären und mir dadurch die andachtsvolle Ueberraſchung rauben laſſen? . . . Von den Berner Bären laß ich mir ſchon lieber, als von den Fernſichten und Gletſchern erzählen. Die ſind meines Lohnbedienten Gleichen, von denen kann er mit Sachkenntniß reden. Die erſten dieſes erlauchten Geſchlechts wurden nach einer gewonnenen Schlacht von Glado May als Siegestrophäen nach Bern gebracht. Seitdem werden ſie wie Schutzpatrone der Stadt gehegt und gepflegt. Sie haben eine große ſteinerne Grube, in der ein Waſſerbehälter iſt und eine Tanne ſich erhebt, und ſcheinen

da in der Tiefe ein recht behagliches Leben zu führen, das sie aber doch nicht verhindert, einiges Gelüste nach Menschenfleisch zu spüren. Zu verschiedenen Malen schon haben sie sich einen Ausgang zu verschaffen gewußt, und sind dann in den Berner Straßen herum gerannt, ohne jedoch etwas Anderes für sich als den Tod zu finden.

Der Christophelthurm ist zugleich eins der Berner Thore. Aus dem heiligen Christoph, der in der Schweizertracht riesenartig aus Holz geschnitzt auf der Höhe in einer Nische steht, machte man zur Zeit der Reformation einen Goliath, dem gegenüber man auf einen Brunnen den kleinen David stellte, in dem Moment, wo er sich anschickt, seinem Feinde den bewußten Stein zuzuwerfen.

Das Museum und der botanische Garten blieben ungesehen. Mir ist ein Blick in die Gletschernatur lieber, als diese Jagd nach Merkwürdigkeiten, bei denen ich mich immer verwundern soll und die mich doch gleichgültig lassen. Wie erhebend aber wirkt dieser Blick auf die Höhen der Alpen! Die Macht des Himmlischen in uns macht uns mit den Wundern außer uns vertraut. Göttliche Offenbarungen, niedergelegt in die Schweizerschönheit, entwirren die Räthsel des Daseins; freudiger Schreck ergreift uns, das er-

habene, harmoniſche Ganze umfließt wie Aether die durſtige, nach oben ſtrebende Seele. Es wird Frühling, Frühling oder Licht, was ſynonym iſt. Großartig blüht in uns die Flora der Entſchluſſe, begeiſtert entbrennen wir für eine Idee. Aber fanatiſch darf dieſe Idee nicht werden, ſonſt geräth ſie in Kampf, ſonſt verliert ſie ihr friſches, im Morgenwind wehendes Gewand. Daß der Fanatismus an die Stelle der Begeiſterung treten mußte, das betrübte mich auch in der Schweiz, wo ich ergriffen von den verſchiedenen anſtrebenden Volkszuſtänden, dieſen die vollſtändigſte Ausgleichung wünſche.

V.

Das Entlibucher Thal. Luzern. Zug.

Den ganzen Tag neckten uns die kleinen geſchwätzigen Emmen, die bald neben dem Wagen in kindlicher Heiterkeit herliefen, bald in wildem Sturz uns bei einer Biegung um die Berge entgegenſchäumten. Das Emmenthal iſt eins der lieblichſten der Schweiz. Seine kleinen Schluchten ſind mit einzelnen Häuſern beſetzt, von denen jedes einen zierlichen Blumengarten vorweiſt;

dazwiſchen Wieſen und eigentlich nichts als Wieſen, die ſich ſanft über die Ebene hinlegen, oder an die Bergrücken hinanklemmen. Laubholz ſteht auf der Höhe, Laubholz ſteht in der Tiefe, auch Tannen haben ſich mit hineingedrängt, Tannen, die immer den Schatten zu den Landſchaftsfreuden, oder doch wenigſtens den Ernſt liefern. Die Emmen brauſ'ten zwar im Thal, aber es war dennoch heimlich und ſtill, ſo ſtill wie's in der Kirche iſt, wenn kein Prediger auf der Kanzel ſteht, und kein Chorknabe die Glocke rühet. Wir konnten innerlich froh ſein, gläubig und vertrauend; die Bedeutſamkeit des Lebens war näher gerückt, die Einſamkeit war reich, die Abgeſchiedenheit wohlthuend. Traum und Ahnung glitten über und in uns; das war eigentlich des Thales höchſter Reiz, Fülle von der einen Seite, Stille von der andern. Gegen Abend fuhren wir durch das Entlibucher Thal nach Eſchelzmatt. Das Entlibucher Thal ſieht dem Emmenthal in nichts ähnlich. Dort war eine liebliche Jugend, hier iſt ſchon das reiſe, das ernſtere Alter. Die ſchwarzen Nadelhölzer in der Höhe wechſeln mit Matten, die kahlen Felſen laſſen ſich von ſilbernen Waldſtrömen küſſen. Der Mond war eben hinter den Bergen hervorgekommen, als wir im Eſchelzmatter Wirthshaus Halt machten. Die Kirche, gegenüber mit zahl-

losen Kreuzen umgeben, warf einen weiten Schatten auf den einsamen Weg. Schmachtend sandte die Nachtigall einen langen, langen Ton in die Luft und vermehrte die Schwermuth des Abends. Kein Hauch in den Pflanzen und überall seltsame Mondschatten. Wenn die Natur in diesem Schweigen nicht schön war, so war sie doch erhebend. Alles in ihr war geheimnißvoll, Alles horchte auf die eine Stimme, die durch die Kehle der Nachtigall zu den Menschen sprach. Glückliche Abende für die, die besitzen, unselige für die, die verloren haben. Das Gefühlsleben strömt zu heftig aus den Schöpfungsorganen, die Düfte der Blumen wirken betäubend.

Haben je die Najaden einen lieblichen See oder eine krystallene Wohnung besessen, haben sie je in den Tiefen sich Schlösser mit Amethyst oder Smaragdfenster gebaut, so ist's im Vierwaldstetter See, in den hinein sich die Reuß, wie in Genf die Rhone stürzt. Anmuthig im Halbkreise am Ufer hingelagert, von der Reuß durchschnitten und durch lange verdeckte Brücken vereint, liegt Luzern dem Rigi und Pilatus gegenüber; am Horizonte zeigt es die flammende Pracht der Gletscher, liegt umgeben von großartigen Wundern und giebt im Spiegel des Sees das Wunderbare wundervoll noch einmal zurück. Der See krümmt

und windet sich, dehnt sich aus und verengt sich, hat bald großartige Gebirge, die ihn mit gewaltigen Schlagschatten verdüstern, bald liebliche Hügel, die ihr Grün in seine Tiefe hinabgleiten lassen, schäumt und glättet sich, ist melancholisch und heiter, sinnig und naseweis, bis er zuletzt am Fuße des Gotthards endet, der den Riesenfuß in das grünliche Wasser stemmt und sein colossales Haupt stolz in die Wolken streckt.

Nicht weit von Luzern führt eine Allee nach dem Denkmal, das für die in den Tuilerien im Jahr 1792 getödteten Schweizer errichtet worden ist. Der Platz ist heimlich zwischen Felsen gewählt. Das Monument in Felsen gehauen, von einem kleinen Bassin umspült, in das Trauerweiden ihre langen grünen Haare senken, stellt einen sterbenden Löwen vor. Man sieht es ihm an, er ist wund, um und um, er erliegt seinen Schmerzen; in seinem gebrochenen Auge schwimmt furchterliche Wahrheit, die Wahrheit des Todes. Wie die Glieder erschlafft sind, wie der Kopf von der Qual des Ringens zur Seite gesunken ist, wie die mächtige Tatze weit herunterhängt, wie er einsam, entfernt von seinen Palmen in der Fremde stirbt. Ach, man fühlt's, der Tod ist hier Erlösung, er ist auch Entschuldigung, denn ganz scheucht dieses Denkmal nicht den Gedan-

ken, daß die Schweizer in fremdem Sold, für fremde Angelegenheit, weit ab vom Vaterland, den Verrath, der an ihnen verübt wurde, wenn nicht verdient, doch gefördert haben. Was wollen sie auswärts? Warum diese Schweizergarde noch heute in Rom und Neapel? Das freie Alpenvolk, die Abkömmlinge von Tell, die sollten stolzer sein, die sollten sich selber besser achten, dann würden sie nicht gemordet und vernichtet werden.

Die drei bedeckten Brücken, die über die Reuß führen, sind mit bizarren Gemälden aus dem alten und neuen Testament und der Schweizerchronik verziert und dienen den Luzernern als Spazierort beim schlechten Wetter. Das Schönste an diesen Brücken ist das wundervoll lichte, stiebende, schäumende Reußwasser unter ihnen. Was das für ein klares, reines Element ist, wie es sich so lieblich um die Brücken und die Luzerner Häuser schmiegt. Da es öfters am Tage, wo ich in Luzern war, regnete, flüchtete ich mich unter die Bogengänge und sah dann hinunter in die Fluth, und weit abwärts auf den Rigi, der mit der Staffel bald verhüllt, bald tiefblau, bald grün vor mir lag.

Aber auch nach dem Pilatus hin blickte ich, nach dem ernsten Pilatus, der seine phantastische Riesengestalt sinnig in den Himmel streckt und auf seinen

breiten Schultern immer einige Dutzend Wolken träumerisch liegen hat. Mußte ich doch auch an Tell, an den verketzerten Tell denken, und es zog mich hinüber nach Nußnacht, oder an die ihm hinter Wäggis erbaute Kapelle. Die ganze Phantasmagorie des Schiller'schen Tell steht vor Einem, wenn man über den Vierwaldstetter See in's Weite schweift, und man giebt nicht zu, daß Tell keine Wirklichkeit gewesen sei. Diese gelehrte Entdeckung nimmt der hohlen Gasse und ihren Naturwundern allen Farbenschmelz: auch der See verliert an Schönheit, und nun vollends das Volk? Es schmiegt sich an seine Sagen, wie der Gläubige an die Bibel; es schöpft aus ihm seinen Nationalstolz, es knüpft das Nächste an das Entfernteste. Wozu also eine Abstraktion, wo eine Illusion besser ist! —

Der Kanton Zug wetteifert als Katholik mit seinem Bruder, dem Kanton Luzern. Ueberall sind Klöster auf den Höhen, Wallfahrer auf den Straßen, Kapellen am Abhang. Thäler und Hügel, Weinberge und Aecker, Kastanien- und Nußbäume schaffen den Weg von Luzern nach Zug zum freundlichen Garten, dazwischen zeigen sich Bergruinen, Landhäuser, rieselnde Brunnen, kleine Dörfer mit der in der Mitte hervorragenden Kirche, endlich bei einer Biegung des

Wegs liegt der vier Stunden lange See und an ihm fein Hauptort Zug, mit zitterndem Glanze, vor uns. Aus der Ferne blicken die Wetter- und Schreckhörner, der Mönch und die Jungfrau, auf die Silberfläche nieder, und am Ufer ſteht das üppige Laubwerk der Kaſtanien in ihrem weißen und rothen Blüthenſchmuck. Die Zuger leben indeß auf unſicherm Boden. Nicht allein, daß Goldau mit ſeinem ungeheuern, faſt pompejaniſchen Grabe in ihrer Nähe iſt, ſie ſelbſt werden von ihrem See langſam miniert. Schon im Jahr 1435 vernahm man plötzlich ein ſchreckliches Getöſe, und ehe ſich noch einer der Einwohner beſinnen konnte, waren Erdſpalten entſtanden, die mehrere Straßen in den See hinab zogen. Dabei wütheten die Wellen bis an den Thurm und die Mauern hinan und ſpülten Menſchen und Häuſer in die Tiefe. Nur ein Mann ſchwamm gerettet an das Ufer, und ein Kind ward von dem See, wie Moſes, an's Geſtade getrieben. Im Uebrigen war von den dem See zunächſt gelegenen Straßen nichts mehr zu ſehen, nichts, was Daſein oder Geweſenſein verrathen hätte. Der Tod in Geſtalt der Wogen hatte fürchterlich gehauſ't. Daß der See ſo heimtückiſch ſei, ſah man ihm nicht an, als wir einfuhren; er war wunderbar lichtblau und verrieth ſeine Gemeinſchaft mit den Erdmännchen, die gar

kleine, sinnige Kreaturen voll Witz, Heimtücke und Schalkhaftigkeit sind. Sie haben Gold und Diamanten in Fülle, wohnen in Felsspalten und besuchen zur Nachtzeit die einzelstehenden Hütten am See, wo sie, wenn sie einen Dienst verlangen, diesen auch reichlich vergelten. So kam einmal ein Erdmännchen, die die Zuger Schrätteli nennen, zu einer Frau, und bat sie, ihn zu seiner Geliebten zu begleiten. Die machte sich denn auch mit ihm auf, und nachdem sie lange, lange gewandert waren, gelangten sie endlich durch Wald und Felsschlucht auf die Höhe des Bergs, wo der Kleine, an eine Steinwand klopfend, diese auseinander gehen hieß, und sie nun in eine weite, wunderbar schön erleuchtete Halle traten, an deren Ende sich das mit Goldstoffen gezierte Schlafgemach des Erdweibleins befand. Wie nun die Bauersfrau, die eine Hebamme war, dieser mit Rath und That beigestanden hatte und sich bescheiden entfernen wollte, schütteten ihr die Watten einen ganzen Sack Kohlen in die Schürze. Das fand zwar die arme Frau etwas absonderlich, indessen ließ sie sich nichts merken von ihrem unangenehmen Erstaunen, sondern wanderte mißmuthig nach Hause. Unterwegs warf sie einen Theil der schmutzigen Kohlen unwillig von sich; da aber stand gleich ihr unterirdischer Freund mit aufgehobenem Zeigefinger

vor ihr und rief gestreng: »Du, Du, verachte die Geschenke nicht!« — Wie nun die Frau in der Hütte anlangte und den Rest der Kohlen in die Ecke streute, funkelten und blitzten diese plötzlich, und es fand sich, daß der Berggeist ihr prächtige Edelsteine in die Schürze geschüttet hatte.

Des strömenden Regens wegen blieb ich die Nacht in Zug, denn ich wollte mir nicht die Aussicht vom Albis herab verbergen lassen und lieber auf Sonnenschein warten, als mich um den Genuß durch Uebereilung bringen. So ein Regentag auf der Reise hat seine sehr angenehme Seite; er zwingt zum Stillesitzen, zum Nachdenken. Immer kann der Mensch nicht laufen, er muß sich auch einmal auf einer Bank behaglich ausruhen. Eine solche Bank war Zug für mich; ich dachte mir Abends beim Schlafengehen, wie viele süße Träume ich träumen und wie viele Briefe ich am Morgen schreiben wollte! — Um zwei Uhr in der Nacht weckte mich Kanonendonner und Glockengeläute. Da ich Zug unmöglich für eine belagerte Festung halten konnte, so fielen mir gleich die drei oder vier Klöster ein, die auf den Bergen lehnten und aus denen sicher der Lärm herauskommen müßte, und so war's auch. Die Zuger feierten das Frohnleichnamsfest durch eine große Prozession. Um sieben Uhr

Morgens fegten ſich die Bewohner, mit der Geiſtlichkeit und den Kapuzinern an der Spitze, in Bewegung. Die Straßen, durch die ſie zur Kirche zogen, waren feſtlich mit Blumen geſchmückt, Lichter brannten an den Fenſtern, Teppiche hingen aus ihnen heraus. So bewegte ſich der Zug unter Kanonendonner, unter Geſängen und Weihrauchwolken vorwärts. Mehrere tauſend Menſchen ſchritten feſtlich gekleidet dem Baldachin nach, der die Geiſtlichkeit barg, dann kamen die in Silber getriebenen Bildniſſe der Mutter Gottes, des heiligen Sebaſtian, des heiligen Oswald, dann die mit Heiligen verzierten Fahnen der Stadt, an die ſich Mönche, Kinder, Greiſe und Männer, Frauen und Mädchen ſchloſſen. Einer gewiſſen Rührung konnte ich mich nicht bei dieſen pomphaften Religionsübungen erwehren. Mochten ſie die Geiſtlichkeit erfunden haben, um durch ſie ſtärker auf die Maſſe zu wirken, immer lag doch auf ihnen eine Art Verklärung, eine kindliche, ſehnſuchtige, nach Oben ſtrebende Andacht. Sie trieb dieſe Männer und Frauen, dieſe Kinder und Greiſe an, ſich feſtlich zu kleiden und unter Geſang und Gebet der Kirche, ihrem wahren Heil, zuzuwallen. Der Himmel hatte ſich aufgeklärt, indeß die Kanonen donnerten, die Glocken läuteten, die Gebete angeſtimmt wurden, lächelte er in weißen und blauen Streifen

freundlich hernieder. So aus dem Morgenschlummer geweckt, wußte ich nicht recht, ob diese Prozession Traum oder Wirklichkeit sei; es war mir, als sei ich in Jerusalem, hätte unter Palmen geschlafen und wandere andächtig zum heiligen Grabe. Ja, so war mir, sagenreich, angeregt, orientalisch. Das Wasser des nahestehenden Brunnens rieselte mit den Wellen des Sees in Gemeinschaft; die Bäume rauschten, die Vögel sangen. Alles war lustig, klar und leicht, goldig durch die Sonne, die immer glänzender heraufzog, und dann doch gemildert durch kühlwehende Lüfte, die Schatten schufen.

VI.

Zürich.

Da, wo auf der Höhe des Albis dem Tode Zwingli's ein Monument gesetzt ist, breitet sich der Geist der Aufklärung, des Ringens mit Vorurtheilen hinab in das Thal. Zürich ist der lebensfrischeste Kanton der Schweiz. So wie die Schweiz seltsam in ihren Naturschönheiten contrastirt, große Widersprüche, heitere und unzugängliche Thäler, sanft aufsteigende Berge und

ewig ſtarre Gletſcher in ſich birgt, ſo iſt auch der Geiſt ihrer Kantone in ſich auf die auffallendſte Weiſe verſchieden. Von Zürich aus verbreitete ſich die Reformation, daher der mit ihr aufgeſchoſſene Freimuth, den die wechſelnden Zeitbegebenheiten nicht zu verdrängen vermochten. Man verliert ſich gleich beim Eintritt in die Schweizerſtädte in die dunkeln Jahrhunderte, denn man gelangt durch ſie zum Verſtändniß der jetzigen Lage. Alles hat ſich in der Vergangenheit logiſch entwickelt, Alles iſt vorbereitet geweſen und dann langſam zur Blüthe gekommen, oder auch, es hat ſich durch Unverſtand die eigene Bruſt aufgeriſſen und ſein Leben verſtrömt. Zürich iſt demokratiſcher als Bern; zwiſchen Zürich und Bern iſt der Unterſchied, daß im letztern ſich die Lebensphaſen feſter, pedantiſcher aufgeſpeichert haben, daß ſie, ich möchte ſagen, bibliothekariſch geworden ſind, indeß in Zürich von jeher ein genialer, ſpekulativer Geiſt herrſchte. Lavater, Sulzer u. ſ. w., jene Geiſter des vorigen Jahrhunderts, zeugen beſſer für dieſen Satz, als die dem Streit und der Verdrehung ausgeſetzten Worte.

Die Lage von Zürich zeigt ſich am ſchönſten von der Höhe des Albis. Schon Benvenuto Cellini nannte ſie vor zweihundert Jahren: »einen Edelſtein, der Bewunderung würdig.« — Und Benvenuto Cellini kam

doch aus Italien, er hatte am Comersee gewohnt, er wußte genau das wirklich Schöne vom scheinbar Schönen zu unterscheiden. Seit der Schleifung der Festungswerke schwillt die Stadt von allen Seiten und lagert sich üppig und weitläufig am See, so daß sie mit ihren neuen Häusern über das Weichbild der Stadt hinaus in die benachbarten Dörfer reicht und diese mit sich zu vereinigen strebt. Das Zürich des funfzehnten Jahrhunderts ist plötzlich, ohne Uebergang, ein Zürich des neunzehnten Jahrhunderts, ein Kind des Zeitgeistes und der Neuerung geworden. Der im byzantinischen Styl erbaute Großmünster, das Frauenkloster, die Predigerkirche im gothischen Geschmack, bilden den Kern der alten Stadt; die erzählen von den Zeiten, wo Zürich den Kreuzfahrern Kriegs- und Lebensbedürfnisse lieferte, indeß das Universitätsgebäude in seiner neumodischen Form von den letztvergangenen Zeiten lebendiges Zeugniß ablegt. Und während sich die Parteien im Wirbel drehen, während das demokratische Prinzip mit dem aristokratischen ringt, blicken die Alpenhäupter unverrückt seit Jahrtausenden in den ewig kommenden, ewig gehenden See.

Welche schöne, unschuldsvolle Klangperiode führten Klopstock und Salomon Geßner herbei; wie heiter, wenn auch mit einigen sentimentalen Thränen ver-

miſcht, ſchufen und ſpielten ſich hier Idyllen. Neben dem gelehrten Bodmer ſtand der gute, ehrliche Lavater, neben Hagenbach, Füßli und deſſen Sohn, an die ſich Ebel, Horner, Ufteri und Andere ſchloſſen. Das achtzehnte Jahrhundert war reich in Zürich an Poeſie und Wiſſenſchaft; nur die Kunſt hielt mit ihnen nicht Schritt, ſo wie überhaupt die Schweiz wenig vorzügliche Maler aufzuweiſen hat, gleichſam als ſei das Bildende im Menſchen vor dieſen ungeheuern Naturſchöpfungen in Schrecken gerathen.

Die Lage von Zürich iſt eher lieblich als wild; man kann ſie nicht mit dem Genferſee, nicht mit Luzern vergleichen, ſie iſt ein muthwilliges, fröhliches Mädchen, kein ſtolz daher ſchreitender, kein kühn ergreifender Held. Von der Höhe des botaniſchen Gartens aus, der auf der Baſtion, die Katze genannt, angelegt iſt, und der ſeinen Urſprung dem Botaniker Geßner verdankt, überblickt man die nahen, mit friſchem Laubholz umgürteten Berge, und ſieht im Abendroth die Gletſcher am Horizont flammen und ſchwinden. Der Spaziergang zu den Platanen bietet ungefähr dieſelbe Ausſicht, doch zeigt ſich hier, zu den Füßen, die Limmat, die mit tobendem Geräuſch Mühlen treibt. Nicht weit von ihrem Geſtade ab, verborgen im duftenden Kaſtanienwald, liegt das Geßner'ſche

Monument, um das sich Immergrün schlingt, und in der Züricher Bibliothek sieht die Büste des gutmüthigen Lavater mit seinen wohlwollenden Zügen. Ein Absenker der verschollenen Lavater'schen Lehre, die Aristoteles, Montaigne u. s. w. schon kannten, ist das Gall'sche System, das in neuester Zeit, namentlich in Frankreich und England, einen großen Aufschwung erhält. — Es ist natürlich, daß der Mensch durch äußere Kennzeichen in das Verständniß der innern, geheimnißvollen Organe zu dringen strebt; es wäre möglich, daß die Phrenologie, mit dem Lavater'schen System in Verbindung gesetzt, dieses am leichtesten bewerkstelligt, und wir dahin gelangten, uns die Mysterien des Herzens aufdecken zu können, eine Wissenschaft, die Gott bis jetzt allein besaß. Doch möchte ich nicht entscheiden, ob diese geistige Anatomie, das Glück der Menschheit, die liebevolle Gesinnung unter sich, befördern wird, vielmehr scheint es mir, daß die Leidenschaften reger, die Täuschungen schmerzlicher seyn würden.

Seit der Julirevolution bewegt sich Zürich unter allen Schweizer-Kantonen am energischsten in seiner Entwicklung. Die Konstitution wurde geändert, die freien Wahlen eingeführt, die radikale Partei gebildet. Sie wollte Alles ändern, Alles neu schaffen, sie war

so hastig, überstürzte sich so gänzlich in ihren Kräften, daß der Enthusiasmus fast ein Fanatismus ward. Alles wurde mit Einemmale betrieben. Das Lehr-, das Finanz-, das Justizsystem veränderten sich; Bauten wurden unternommen, Straßen angelegt; keine administrative, noch öffentliche Lebensfrage blieb undurchwühlt.

So entstand die seit 1833 errichtete Universität, die aber, als die radikale Partei, sei es aus Spekulation, sei es aus Ueberzeugung, den Verfasser des Lebens Jesu berufen wollte, Gefahr lief, zerstört zu werden. Dr. Strauß sollte, schien es, der schwachathmenden Universität als Lockvogel dienen, und aus ihr eine Universallehranstalt für die ganze Schweiz machen. Indeß hätte der Bürgermeister Hirzel, der an der Spitze dieser Partei stand, bedenken sollen, daß man der Masse keinen Zwang anthun, daß man eine neue Schule des Christenthums am allerwenigsten in der geistig sehr zurückgebliebenen Schweiz einführen konnte. Die ihrer Seits wieder sehr bedenklichen Septembertage stürzten die radikale Partei. Das Landvolk rottete sich an den Ufern des Sees zusammen, und indem es unter heftigen und blutigen Demonstrationen die Stadt durchzog, rief es den jetzigen Stand der Dinge, den man einen konservativ-pietisti-

schen nennen könnte, herbei. Die Kantone sind allgemein durch die Grossrathswahlen angeregt; von der Stärke der liberalen Partei hängt die Dauer des jetzigen Systems ab. Die Nachricht, daß die liberale Partei mit zwanzig Stimmen über die konservative gesiegt habe, hieß die Journalistik, die in der Schweiz im Allgemeinen und in Zürich insbesondere eine große Rolle spielt, aufbrausen und in gewaltiger Brandung sich in zahllosen Organen vernehmen. Bluntschli und Keller sind beide hervorragende Geister, die eines größern Terrains bedürften, um sich in dem Glanz ihres Talents, in dem vollen Waffenschmuck der Partei zu zeigen. Bluntschli ist in der Behauptung seiner Septembereroberung zuweilen verschmitzt thätig. Keller, der die Revolution von 1830 machte und mithin durchgehends demokratisch ist, hat sich, des Kleinlichkeitsgeistes müde, zurückgezogen und will mit den gegenwärtigen Zuständen einer Partei nichts zu thun haben, die in ihm immer noch ihr Oberhaupt sieht. Möglich, daß er sich für die Zeit aufspart, wo der Sieg seiner Sache wahrscheinlich und seine Kraft in nichts gehemmt ist.

Die Universität leidet und siecht. Sie ist überdem vielmehr aus dem Prinzip der Ostentation, als aus reinem, innern Bedurfniß in's Leben gerufen worden.

Was soll auch die Schweiz mit vier Universitäten, die sich einander schaden und weit über die Kräfte des Landes sind? Zwar mag Zürich sich schmeicheln, daß es fähig sei, fremde Studenten anzulocken, wie das Hôtel Baur durch eine englische Kirche die Engländer zu fesseln sucht, aber beides trägt doch nur die Vortheile einer Spekulation ein, die vorübergehen, ohne eine dauernde Spur zurückzulassen. Die bedeutendsten Professoren sind der Universität abtrünnig geworden. Der berühmte Schönlein hat einen Ruf nach Berlin angenommen, der gutmüthige, gelehrte Oken ist fortgezogen, Herr von Pommer ist gestorben. Was noch an Berühmtheiten da ist, ist talentvoll, hat aber keine wirkliche Anziehungskraft. So siecht die Universität und wird vom Staat als Gährungselement angesehen, da die Professoren durchgehends die Richtung der Halleschen Jahrbücher verfolgen und mithin mit scheelen, mißtrauischen Augen angesehen werden.

Bei meiner Anwesenheit ereignete sich in der Nacht ein Vorfall, der nicht wenig Aufsehen machte. Studenten geriethen in Streit mit der Nachtwache; Einer von ihnen wurde von Letzterer getödtet. Ganz Zürich war in Aufruhr. Viele glaubten, daß die Regierung die Polizei mit geschliffenen Säbeln bewaffnet habe. Die Professoren hielten eine Sitzung, ih-

nen schien mit Recht die Freiheit der Universität gefährdet. Die Folge solcher Maßregeln, die Polizei gegen die Studenten zu bewaffnen, wäre allerdings, daß Zürich von diesen verlassen, und die Jugend sich nach Bern und Basel zöge. In jedem Fall scheint die Universität abzuwelken, und nur die demokratische Partei wird sie wieder in Blüthe bringen.

Interessant war mir die Bekanntschaft des Dichters Herwegh, der seit mehreren Jahren Zürich zum Aufenthaltsort gewählt hat. Er ist der Verfasser der bekannten Gedichte eines Lebendigen. Lebendig ist Herwegh unstreitig; er besitzt die tiefsinnige Schwabennatur, gestachelt durch die Begeisterung der ihm inwohnenden poetischen Kraft. Seine Augen haben ein stilles Feuer; die ganze Erscheinung ist außergewöhnlich, ich möchte sagen orientalisch. So wie er aussieht, sehen die Armenier aus, die unter Konstantinopels Cypressen lagern; seine Dichtungen sind oft unwillkürlich. Noch hat er nicht das volle Bewußtsein seiner Muse; er lallt ihre Weisen nach, sie flustert sie ihm zu. Stehen sie nun vor ihm auf dem Papier, mag er sie selbst oft erstaunt über ihre Kühnheit anblicken. Das ist ächte Poesie. Der Dichter ist ihr Organ.

Von dem Lebendigen komme ich auf den Todten.

Georg Büchner liegt auf einer der Höhen Zürichs, in einem kleinen Todtenacker begraben. Seine anwesenden Freunde pflanzten neben dem schwarzen, unscheinbaren Kreuze Rosen, die das junge Leben bedecken. Georg Büchner war ein talentvoller Darmstädter; einer seiner Freunde, der thatkräftig in das mit Dornen durchwebte Leben griff, nennt Büchner »eine Knospe, deren Entfaltung ein herrliches Farbenspiel am Sonnenlicht gespiegelt hätte, die die volle Ahnung eines nicht bloß genießenden Frühlingslebens in sich trug, sondern auch das Versprechen eines durch außerordentliche Fähigkeiten gesicherten Gewinnes für seine Nation.« — In Büchners Drama: »Dantons Tod,« that sich eine große Begabung kund. Sie sollte nicht zur Entwickelung kommen, der Tod ereilte ihn. Er nannte dies Drama ein seidenes Schnürchen, und seine Muse einen verkleideten Samson. Er scherzte über die Resultate, zu denen ein hungriger Deutscher kommen kann, und hatte die Rede und den Gedanken in gleicher Gewalt. Auch wußte er mit einer, an jungen Gelehrten so seltenen Besonnenheit, seine Ideen abzurunden und zu krystallisiren. Georg Büchner gehörte unstreitig zu Denen, welche durch ihr Leben und ihr Arbeiten die Entwickelung der jetzigen literarischen Uebergangsperiode bezeichnen. Er hatte sein Schicksal

trotzig herausgefordert, es strafte oder erlöste ihn mit der Sense des Schnitters. Sollen wir über ihn klagen, oder ihm die ewige Ruhe gönnen? Er war noch zu jung zur Ruhe, und sein Tod sieht aus wie Ungerechtigkeit, da er so viele Knospen, so viele gährende Lebenslust in sich trug.

Wehmüthig wandte ich mich von jenem Grabe ab; siehe! da glühten über mir die greisen Schneehäupter.

„So hat ein Purpur wieder fallen müssen,
Hast eine Krone wiederum geraubt!
Du schonst die Schlange zwischen Deinen Füßen
Und trittst den jungen Adlern auf das Haupt!“

sagte Herwegh an Büchners Sarge. Ich sag's ihm nach. Die Guten sterben, und nur die, die trocknen Herzens sind, leben, eben weil Leben ihnen das Höchste ist.

Wie man aus Zürich herausfährt, verflachen sich die Umgegenden. Der Uebergang zur Ebene, der Abschied von den Alpen, der Gedanke an den Norden wirkt wehmüthig. Die Natur gewinnt einen andern Charakter; sie streift ihr großartig im Sturme flatterndes Gewand ab, sie legt das Diadem von sich und kleidet sich in Haustracht. Nur noch einmal zeigt sie sich königlich groß, dann wirft sie Krone und Zepter hinter sich. Wir sind in Schaffhausen. Die Donner

des Sturzes dröhnen, sie erreichen unser Ohr, noch ehe wir den Rheinfall sehen; bald klingen sie wie Kampf, bald wie Siegesgeschrei. Nun zeigt sich eine schäumende, eine wirbelnde Masse. Der oben auf der Höhe in Smaragdgrün schwimmende Rhein wird zu glänzendem Schnee; mitten durch ihn zieht der Regenbogen, seine wahre Verklärung, freudeverkündend, bald roth, bald gelb, bald grün, bald blau. Er verlor sich als die Gewalt der stürzenden Wasser neben dem Laufener Häuschen ihre höchste Stufe erreicht hatte. Da war nichts mehr um uns als das empörte, donnernde, stürzende Element, aber eine Minute später glitt schon unser Boot über die beruhigtere Flut unterwärts des Falles, da wo der Rhein wieder Ruhe gewinnt und gestärkt aus dem reinigenden, ihn übenden Kampfe hervortaucht. Liebliche Ufer umgeben ihn; die Natur feiert ihre Andacht.

Ein Tag in Straßburg.

Die Alpen ſchwinden, der Jura drängt ſich in die Ferne; der Rhein ſpringt wie ein ſilbernes Band hier und dorther am Horizont hervor, zeigt und verwiſcht ſich! Der Dampfwagen praſſelt, die Maſchine pfeift, die Menſchen laufen ſich athemlos, um St. Louis, den Bahnhof vor Baſel, zu erreichen.

Auch wir ſaßen in dem pferdeloſen Ding, das weder eine Caleſche, noch ein Wagen, weder ein Omnibus, noch eine Diligence iſt. Das Wetter war herrlich; die Beleuchtung, die den Schwarzwald in Schatten ſenkte und den Schnee auf dem Jura lodern, ſchmelzen und flimmern machte, lockte meine Gedanken ſo weit aus dem Dampfwagen hinaus, daß ich mich erſt ſpät wieder in ihm zurecht fand. Die Natur überragt die irdiſchen Eindrücke, tödtet in ihrer Erhabenheit den Lärm um uns und führt uns hoch über

menſchliche Einrichtungen hinweg, ſo daß man im Anblick der Berge wohl die Kirchen, im Anblick des Meeres wohl die Schiffe vergeſſen könnte. Ebenen mehren die Sehnſucht, Berge ſtillen ſie. In Ebenen flattert die Phantaſie raſtlos in's Weite; auf Gebirgen lagert ſie ſich, beobachtet und ruht.

Der Weg von Baſel nach Straßburg böte vielleicht manchen Erholungspunkt, wenn die Eiſenbahn nicht immer vorwärts triebe. Und doch iſt ſie nicht ſo flügelſchnell als man wähnt. Sie hält auf der Strecke von vier Stunden über zwanzigmal an, ſpeit Menſchen und Ballen aus und nimmt wieder neue Waaren, lebendige und lebloſe, auf.

Nach dem Verſailler Unglück gehört ordentlich ein gewiſſer perſönlicher Muth, eine kalte Nichtachtung des Lebens dazu, um ſich, ſtatt dem harmloſen Trabe der Pferde, dem wüthenden, dampfenden, einäſchernden Elemente anzuvertrauen. Man ſteigt ein, man winkt abſchiedsgrüßend mit der Hand den Freunden, die uns in den Bahnhof begleitet haben. Es iſt eine Luſtfahrt; der Sonntag mit ſeinen kleinen Freuden, mit ſeinen Blicken in's Grüne, mit ſeinen ſpringenden Fontainen iſt da. Die Frauen haben ſich geſchmückt, die Männer ſind liebenswürdiger, heiterer geworden; ſie haben ihre Hausdespotie an den Nagel gehängt, ſie wollen

leben und leben laſſen. Eine Braut ſchmiegt ſich zärtlich an den Geliebten, eine Mutter blickt triumphirend auf den Sohn, ein Vater bewacht ängſtlich ſeine Tochter. Der Zug ſetzt ſich in Bewegung. Wie er raſt, fliegt, ziſcht, ſtampft, wie es Funken ſprüht, wie er zittert, wie er ſchnaubt! — Auf einmal ein Ruck, dann noch einer. Angſtgeſchrei erſchallt. Was iſt's? Man lehnt ſich aus dem Wagen; der Zug ſtockt, die Lokomotiven fliegen in die Luft, Flammen züngeln, Verzweiflung iſt überall. Die Thüren der Wagen ſind verſchloſſen; man rüttelt an ihnen, man verſucht vergebens, ſie mit der Gewalt, die die Todesfurcht giebt, aufzuſprengen. Die Einen beten, die Anderen ſchreien, die Dritten weinen. Der Tod kommt, der grinſende Tod mit ſeinen Höllenqualen, mit ſeiner Schwefelatmoſphäre, mit ſeinen Inquiſitionsſchmerzen. Es wird nun ſtill im Wagen, ganz ſtill ... das Feuer verzehrt, der Kampf hört auf. Tags darauf ſuchen die Freunde nach einer Spur, nach einer Erinnerung, die den Grabſtein ohne die Leiche bilden ſoll. Ein Ring wird ihnen gebracht; gehörte dem Geſuchten der Ring, trug er ihn, was knüpfte ſich an ihn? Von all den Hoffnungen, von all den ſonntäglichen Erwartungen, von all' der Lebensluſt iſt nichts mehr da als ein Ring. Aber an dieſem Ring hing die bedeu-

tungsvollſte Stunde des nun zu Nichts verkohlten Daſeins; er bildete den Anfang einer Kette, die das Unermeßliche feſſeln, das Verlangen beſchränken ſollte, er deutete auf eine Unſterblichkeit, die prächtige Strahlen auf die Erde wirft, auf eine Unſterblichkeit der Liebe. Es iſt ſchön, daß der Ring übrig blieb; er wird zur Hinweiſung, zur Befeſtigung, er erzählt keine Geſchichte, er bildet nur den Anker, der die Himmelsfaden an den Erdball knüpft.

Ueberall, wo die Eiſenbahn anhielt, ſteckte ich den Kopf aus dem Wagen und las die Namen der Stationen: Heppenheim, Oppenheim, Wangenheim u. ſ. w., deutſche Laute auf franzöſiſchem Boden, deutſche Orte in franzöſiſchem Beſitzthum. Die Bauern ſitzen am Wege und trinken deutſches Bier, die Juden radebrechen ein falſch accentuirtes Franzöſiſch. Man giebt ſich Mühe, franzöſiſch zu ſein, man antwortet galliſch, wo man germaniſch reden ſollte, aber das täuſcht nur, das blendet nur, das überzeugt nicht. Hier die Vogeſen, die ſind Frankreichs Grenze, nicht der Rhein iſt's, der ſich ſchon rechts und links durch Deutſchland drängt; nicht dieſes Straßburg, über das der deutſche Reichsadler ſeine Flügel ausbreiten, das er majeſtätiſch beſchatten ſollte. Daß er's nicht thut, daß er ſich die deutſche Stadt rauben ließ, daß wir den

Straßburger Münſter franzöſiſch nennen, ihn nicht als unſer Eigenthum betrachten ſollen, das ſchmerzt um ſo mehr, als ja dieſer mittelalterliche Bau, dieſer Strich Landes, dieſe Laute von deutſcher Friſche, von deutſcher Kräftigkeit reden!

Verbrennt man auf dem Wege von Paris nach Verſailles, ſo könnte man wohl bei der Ankunft in Straßburg den Hals auf der Eiſenbahn brechen. Die Franzoſen, die alles à peu près, aber nichts mit der Gewiſſenhaftigkeit der Deutſchen und der Engländer machen, haben in Straßburg für keinen Tritt an den Dampfwagen geſorgt. Wer nicht ſpringen kann, bleibt im Wagen; wer nicht im Wagen bleiben will, muß den salto mortale von vier bis fünf Fuß wagen. Eine unanſtändige, unvernünftige Einrichtung, die gar nicht mit der franzöſiſchen chevalerescken Großthuerei den Frauen gegenüber harmonirt. Ich ſprang auch, weil ich nicht ſitzen bleiben wollte, und nun fuhren wir durch die ſchon dunkeln Straßen in's Wirthshaus. Es iſt gar nicht unangenehm, Abends in eine fremde Stadt zu gelangen. Im Wirthshaus, in der Stille des kleinen Raumes, der etwa nur auf eine Seitengaſſe oder gar auf einen Hof geht, ſammelt man ſich zu neuen Eindrücken. Erſt ruht, dann genießt man. Auch ich ruhte ſanft, ruhte unter dem Schatten des

Münsters, den ich Tags nachher sehen wollte, und träumte von ihm wie Kinder, die von ihren Weihnachtsfreuden träumen. Ich erinnere mich, daß mein Vater eine große Mappe mit Kupferstichen und unter ihnen den Straßburger Münster hatte. Wie ich vor dem Bilde staunte, wie es mich mystisch anzog, wie ich mit meinen Kinderfingern an die Thür, die die große Fensterrose schmückt, tippte und mir dachte: könntest du hinein! Ich fürchtete mich, den Münster nicht so schön, als in meiner Phantasie, nicht so groß, als in meiner Erinnerung zu finden. Wenn wir Durst nach erhabenen Eindrücken haben, so ist es meist deshalb, weil sie die Kräfte wecken, sie anregen und erschöpfen. Für Leute, die auf der Reise nichts thun, sondern träumen, die sich in den tiefen Strom der Gedanken werfen und willenlos auf einmal an einer Insel oder an einem Felsen landen, für die Leute ist der Straßburger Münster recht eigentlich gebaut worden. Die Stadt Straßburg hat aber nichts Erhebendes, nichts Heimisches. Sie hat in neuerer Zeit eine erhöhte Wichtigkeit durch die Eisenbahn nach Basel und durch den Handelsvertrag erhalten, den sie mit Holland geschlossen hat, und der ihr erlaubt, die Colonialwaaren auf dem Rheine gradezu in ihre Mauern kommen zu lassen; indessen ist Straßburg nichts mehr

im Vergleich mit dem, was es war. Es hat seinen Ursprung den Römern zu verdanken, die es Argentoratum nannten. Im fünften Jahrhundert wurde die Stadt von den Alemannen zerstört, dann aber von den Franken, die ihr den Namen Strateburg, Burg an der Straße, gaben, wieder aufgebaut. Nach und nach übten Lage und Zufall ihre Rechte; endlich gelangte Straßburg zu einem ausgezeichneten Rang unter den freien Reichsstädten. Durch die französische Revolution, nachdem es 1681 durch Kapitulation mit Frankreich vereinigt war, verlor es seine Vorrechte. Und doch war gerade Straßburg zu dieser Zeit, zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts, im vollsten Blüthenschmuck der Bildung, weitberühmt als Hochschule für Deutschland, in dem man zwar Rechte überall, dem aber Straßburg vorzugsweise Staatsrecht lehrte. Göthe läßt sich darüber in seinem Leben ausführlich aus. Er war von Leipzig herüber nach Straßburg gekommen und wollte dort promoviren. Das Praktische der Franzosen machte den Hauptnutzen jener Studien aus; sie faßten sich so kurz als möglich, sie hielten sich an das Nothgedrungene, an das wirklich Gediegene. Der spätere Ruf Koch's war so bedeutend, daß es endlich allgemeine Sitte ward, in Straßburg zu studiren. So schöpfte der Fürst Metternich u. A. ihre

praktiſchen Ideen in dieſen halb franzöſiſchen, halb deutſchen Waſſern, verſuchten ihre Kräfte und nahmen endlich ihren Flug über den Rhein zurück dahin, wo der Erſtere noch jetzt lebt und wirkt. Elſaß war franzöſiſch; aber es hatte noch nicht die unſelige Sucht, ſich in franzöſiſche Bildung zu vertiefen; es weckte Vertrauen, es wirkte nicht allein wiſſenſchaftlich, ſondern gemüthlich auf Deutſchland. Man braucht nur an den Pfarrer Oberlin im Steinthal zu denken, der, vom frommen Glauben beſeelt, wunderthätig war, der ſeine Gemeinde den Einflüſſen der Revolution entzog, und dem außer der Liebe, die er in der Gegenwart fand, auch die gerechte Anerkennung der Nachwelt wurde.

Von Straßburg ritt Göthe öfters hinüber nach Seſenheim, wo ſeine Friederike lebte, die er zwar nur liebte, weil ſie gleichſam der poetiſchen Idee in ihm ſchmeichelte, der er aber doch mehr als jeder andern Frau gehuldigt hat. Göthe war weder je jung, noch je alt; er ſtand auf jener geiſtigen Stufe, wo das Leben viel mehr objectiv als ſubjectiv iſt, wo es vorüberzieht, aber nicht eindringt. In ſeiner geſellſchaftlichen Stellung verwarf er leicht Alles, was phantaſtiſch war, er ſchmiegte ſich gern in die Weltformen, er hatte gleichſam das Bedürfniß, vornehm

zu ſein. Mit dergleichen Anlagen giebt man ſich der Liebe, die der ſchärfſte Zug der Seele iſt, nie unbedingt hin; ſie erſcheint als ein Zierrath, nicht als die Hauptſache. Daß Göthe Werther ſchreiben konnte, ſpricht zwar gegen das, was ich hier aufſtelle, aber erſtens ſchöpfte Göthe ſeinen Wertherſchen Stoff aus einem Erlebniß, und zweitens lehrt die Erfahrung, daß der Verſtand das Herz erſetzen, ja daß er zuweilen in ſchönern Bildern als das Herz reden kann. Jene Einfalt, die der ächte Beſtandtheil der Liebe iſt, die ſich beſtändig unter dem geliebten Gegenſtand glaubt, wenn ſie auch weit über ihm ſteht, dieſes ſich Mühen um Beifall, Glück und Freude des Andern war Göthe gänzlich fremd. Seine Friederike war ihm angenehm, ſie war das heitere Ziel ſeiner Mußeſtunden; er ritt gerne zu ihr in dem zu damaliger Zeit üblichen Anzug, der die gepuderte Perrücke nicht ausſchloß, aber daß Friederike ihn zu großen Thaten angeſpornt, ihm die wahre Dichterbegeiſterung in die Adern gegoſſen hätte, davon finden wir in ſeinem Leben keine Spur. Göthe's Liebe war ihm keine Zeit der Erwartung, keine Zeit des Unterganges, des Kampfes oder des Sieges, kein Wechſel von Hoffnung oder Entmuthigung, von Anſtrengung oder Hinfälligkeit, keine Irrfahrt voll Träume, voll Zauberei, ſie war ihm nur

eine angenehme Erholung, ein blaßgoldener Strahl, der ihm auf seine Pandekten durch verschlossene Fensterjalousieen fiel.

Straßburg ist jetzt der Sitz des Präfekten, ein Zusammenfluß von Behörden, die den deutschen Geist immer mehr isoliren. Isolirt kann er werden, nicht zerstört. Die Analogie mit Deutschland ist sehr groß, ob's die Straßburger auch nicht zugeben. Sie nennen uns in ihrem Kauderwelsch: die Deutschländer! Ein kleiner Junge, der mich herumführte, der nur deutsch sprach und dem ich sagte: »Du bist ein Deutscher,« verstand mich nicht. »Ich bin ein Franzose,« sagte er mehrmals mit einer Affektation, die meine Vorliebe für Deutschland zu Boden schlug. Indessen muß ich doch gestehen, daß die Straßburger in ihren individuellen Interessen vielleicht nicht so unrecht haben, französisch sein zu wollen. Ihre bürgerliche Freiheit ist ihnen besser als in Deutschland garantirt; sie dürfen sich mit größerer Lust, ich möchte sagen, mit größerer Einfachheit im Leben bewegen, sie können sich den unwillkürlichen Aeußerungen ihres Wohlseins harmlos überlassen, sie brauchen nicht vor Mißverständnissen, vor ungerechten Auslegungen zu zittern. Sie haben zwar kein Nationalgefühl, es ist in der Revolution, in dem leidenschaftlichen Wirken eines Eulogius Schneider,

eines Schusters Lur, in seinem letzten Funken verglommen, aber sie haben doch ihre eigenthümlichen Interessen, ihre Volkswünsche, ihre Volksvertretung.

Eine kleine Gemeinde von deutschen Künstlern und Dichtern, die Deutschland im Auge haben und hinüber auf das befreundete Rheinufer blicken, werden durch die Gebruder Stöber repräsentirt. Ihre Zeitschrift »Erwina« fand jedoch bei den Elsassern keinen Anklang.

Die Straßen, die kasernenartigen Häuser, die kaiserlichen und bischöflichen Bauten, die wie Fremdlinge dazwischen stehen, haben einen vorüberfliegenden Glanz, der nicht anzieht, der nur traurig macht. Man stößt bei seinen Wanderungen auf die Gutenbergs-Statüe, die sich auf einem freien, mit Akazien bepflanzten Platz befindet. Der Bildhauer David hat das Modell dazu gefertigt. Gutenberg steht aufrecht, das erste gedruckte Blatt in der Hand haltend, scheint er auf die Worte, die darauf zu lesen sind, zu deuten: »Und es ward Licht!« Ich will nichts gegen die Erfindung des Bildhauers, gegen die Draperie des Mantels, gegen den Ausdruck des Gesichts und den lang herunterfließenden Bart Gutenbergs sagen, mich besticht der Gedanke: »Und es ward Licht!« ein schöner, großer Gedanke, der die gei-

stige Freiheit des Worts, die Allgewalt der Sprache verkündet. Aber ein wenig gegen die theatralische Haltung, gegen die französirte Tanzmeisterposition des Gutenberg, der den einen Fuß gar zu geziert vorstreckt, möchte ich doch wohl zu Felde ziehen. Das Genie ist meist nachlässig, es läßt sich in seiner Absorption gehen, es denkt nicht an die große Nebensache, an das Aeußere. Gutenberg hat in seinem Leben nicht so dagestanden, als der Gutenberg von Erz in Straßburg. Daß man aber die Natur nicht natürlich wiedergiebt, daß man ihr gezwungene Stellungen beilegt, das ist der größte Fehler der bildenden französischen Künstler, die immer über die Gränze der Natürlichkeit hinausschweifen. Die Griechen und Römer können ihnen auch hierin ein Vorbild werden, sie deuten am tiefsten auf Wahrheit, sie athmen jene Sicherheit und Ruhe, ohne die die Kunst nicht bestehen kann.

Gutenberg und Kleber befinden sich auf verschiedenen Plätzen; der erste deutet auf die deutsche Richtung, der zweite auf französischen Ruhm. Das Militair in seinen rothen Hosen sieht ein wenig fantartig, ein wenig geckenhaft, vielleicht sogar zu milchbärtig aus. Die Napoleonsgeneration ist untergegangen; an ihre Stelle ist eine singende, springende, raisonnirende

Jugend getreten, die noch wenig Erfahrung, aber viele hohle Ideen verräth.

Was gehen mich die Soldaten, die Kellner, die nicht deutsch reden wollen und doch Deutsche sind, was gehen mich die Gemüsemärkte, was endlich die Citadelle mit ihren kleinen und großen Forts, mit ihren polirten und verrosteten Kanonenkugeln an? Ich suche mir in Straßburg heraus, was mir das Liebste ist: »den Münster.«

Ich habe mich durch das königliche Schloß, durch das Schauspielhaus, das Zeughaus, die Präfektur, die Mairie, die Fruchthalle durchgearbeitet; nun stehe ich vor dem Straßburger Münster — — — — Ich stand lange davor, ehe ich zu einer klaren Anschauung, ehe ich zu einem geregelten Eindruck kam. Der Bau ist so riesenartig, daß man ihn meilenweit und nur ihn sieht. Leicht, durchsichtig, graziös schießt der Thurm in die Höhe. Er ist luftig, sieht aus, als sei er zufällig auf die Kirche, wie eine Blüthe auf die Höhe des Baums gekommen, und ist doch die eigentliche Seele, der wirkliche geistige Bestandtheil des Baues. Nur bei dem Mailänder Dom, oder der Peterskirche zu Rom habe ich ähnliche Gefühle des andachtsvollen Schweigens, des religiösen Ergriffenseins gehabt. Es ist dieses Empfinden die eigentliche Essenz des Schö-

nen, der poetiſche Duft, der ſich mit der Intelligenz vermählt. Beſchreiben läßt ſich der Münſter nicht; er iſt, was die großen Männer für die Welt ſind. Man ſpricht von ihren Einzelnheiten, von dieſem oder jenem Zug, von dieſer oder jener Handlung, aber man kann ſie nicht darſtellen, wie ſie waren, wie ſie ſind.

Daß der Münſter mittelalterlich iſt, das geht ſchon aus der Reinheit ſeiner Form hervor. Dieſe Form hat etwas Erhabenes und wiederum etwas Kindliches, etwas, das das Chriſtenthum in ſeiner Grundidee darſtellt: der Funke, der aus dem Licht entſpringt, ein ergreifendes Atom, das Gott beurkundet.

Die große Mittelthür mit den zwei kleinen Nebenthüren fällt gleich zu Anfang wohlgefällig auf. Sie ladet zum Hineingehen, zur Andacht, zum Ausruhen ein, ſie verheißt gleichſam eine innere Befriedigung, die man im Aeußern der Kirche zwar ſucht, aber noch nicht findet. Gleich beim Eintritt umfließt uns ein ſanftes Dämmerlicht, das überall zwiſchen den rieſigen Maſſen hin und her ſtreift. Dies Dämmerlicht wird durch wundervolle bunte Glasſcheiben vermittelt, die die ſtechenden Sonnenſtrahlen in Mondſchein verwandeln. Man iſt ergriffen von den Pfeilerreihen, die den Koloß tragen, man denkt wohl ſogar an den Zuſammenſturz derſelben, aber gleich darauf beruhigt ſich

wieder das Gemüth durch die Harmonie, die das Einzelne mit dem Ganzen unzerstörbar verbindet. Andacht und Stille kommen uns überall entgegen, Andacht und Stille bemächtigen sich der durstigen, der ermüdeten Seele. Wohin führen uns die Wünsche? Immer wieder zurück zu der Anschauung der Größe, immer wieder zum Selbstvergessen, zur Selbstentäußerung. Meist sieht man nur mit eignen Augen, weiß nur von sich, von seinen Eindrücken zu reden, ist gezwungen, jenem egoistischen Prinzip zu gehorchen, das bald zur Bewunderung, bald zum Enthusiasmus, bald zum Tadel, bald zur Ermattung führt. Wir nennen es Individualität! Ach, es vereinzelt uns, es macht uns zum Opfer der Situation, es nimmt uns die Freiheit des Urtheils, die unser Ehrgeiz sein sollte.

Die große Fensterrose, die in ihrem unbeschreiblichen Farbenschmelz einen Hauptschmuck der Kirche ausmacht, war einer Reparatur wegen verhängt. Die schlechten Gemälde, die aus der neuen Zeit stammen und mit denen ein übel verstandener Patriotismus diese großen Räume, die kaum die schönsten Bilder ertragen würden, verunstaltet hat, stören statt zu erfreuen. Betrübend sind die Verstümmelungen, die der Vandalismus der französischen Revolution an den Heiligenstatuen, die die Nischen und Pfeiler des Mün-

ſters zieren, verübt hat. Mit dem Begriff des Schönen, mit dem der Duldung, des Schutzes und der Macht im Contraſt, ſtrecken die Märtyrer ihre zerſchlagenen Hände und ihre maſſacrirten Naſen in die Höhe, grade als wollten ſie Klage über das unſelige Geſchlecht führen, das durch dieſe Gänge ſich in entſetzensvoller Rohheit gewälzt hat.

Und bei dieſen Verſtümmelungen kommen einem Gedanken, die das Welt-Echo tauſendfach wiederholt, kommen einem Erinnerungen, die auch Klagen über das menſchliche Antaſten der göttlichen Dinge enthalten, kommen einem Schmerzen über die, die ihr Leben an die Zerſtörung ſetzen. War M** z. B. etwas Anderes als ein Jacobiner im geiſtigen Sinn, ſchlug der nicht etwa ſo lange auf Göthe und Andere los, bis er ihnen doch endlich ein Stückchen Hand, ein Stückchen Fuß, ein Stückchen Naſe abgemeißelt hatte? Und das warum, wofür? — Tiefe Wehmuth ergreift mich, ich ſuche andere Eindrücke, andere Gedankengänge. Mir iſt auf einmal, als mache mir jede Bewegung, jeder Luftzug Schmerz, ich taſte nach Gedankeneinſamkeit, ich horche auf etwas, das mir die ganze Seele überſchwemmt, das mir den Kleinlichkeitsgeiſt wie gelben Sand wegwäſcht. Aber der Oelberg, den der Schweizer des Münſters in einem Gewölbe

aufgeſtellt zeigt, und in dem Chriſtus die Apoſtel, Judas und die Häſcher wie dicke häßliche Zwerge ausſehen, ordentlich geſpenſtiſch, fürchterlich, der iſt nicht gemacht, um mich zur heitern Anſchauung des Lebens gelangen zu laſſen.

Erwin von Steinbach ſitzt aus Stein gehauen, aber unſchön mit Farben angeſtrichen, in einem der Seitengänge auf einem Chor und blickt ſinnend hinunter auf den Pfeiler, den ſein Genius baucte; er blickt hinunter, als wolle er die Zukunft erfaſſen oder in träumender Betrachtung auf die Jahrhunderte ſchauen, die nach ihm dieſes Werk durchziehen werden. Sonderbar iſt es, daß Erwin von Steinbach ausſieht wie Voltaire, daß er mehr Ironie als Wohlwollen, mehr Verachtung als Andacht verräth. Etwas ſeitwärts iſt das Schiff der Kirche, im üblen Contraſt mit dem Uebrigen von Ludwig XIV. im Rococo-Styl aufgebaut.

Wie ich wieder außerhalb der Kirche auf dem Platz ihres vollen Anblicks inne wurde, fühlte ich die ſchöne Wahrheit, daß das Erhabene nicht vollſtändig zu ſein braucht, um vollendet zu erſcheinen! Auch der Münſter iſt nicht vollendet; wer aber denkt an das Mangelnde, wen überfluthet nicht die ganze große Maſſe, wie ſie harmoniſch das Irdiſche mit dem Unendlichen verwebt!

Ich wollte, ich hätte das Denkmal des Marſchalls von Sachſen in der Thomaskirche nicht geſehen. Es hat mich trotz der nicht unfeinen Gruppirung keineswegs angeſprochen. Die Kirche roch nach Moder; das Grabmal ſprach von Vergänglichkeit. Man ſieht den Marſchall in ruhiger Stellung die Stufen zu ſeinem Sarge hinabſteigen. Frankreichs Genius ſitzt zu ſeiner Rechten; er iſt durch die Geſtalt einer Frau ausgedrückt, die, nach Frauenzimmer-Art, im heftigſten Schmerze lamentirt. Mit der einen Hand ſucht ſie den Helden von ſeinem letzten Gange abzuhalten, mit der andern wehrt ſie den fürchterlichen grinſenden Tod, der wahrhaft dämoniſch dargeſtellt iſt, ab. Was der trauernde Herkules in ſeiner erſchlafften Geſtalt am Sarge, zwiſchen den Trophäen zu thun hat, ward mir nicht klar; ich fand ihn gebrochen, nicht ergreifend. Indeß iſt der Marſchall von Sachſen recht eigentlich ein Symbol des Elſaßes. Er war ein Deutſcher und ſtarb für den franzöſiſchen Ruhm.

Weimar'sche Erinnerungen.

Man erlebt zuweilen als Kind, was erst im reifen Alter Bedeutung gewinnt. Als wir's erlebten, erschien es uns ganz natürlich, ganz gewöhnlich; wir sahen berühmte Menschen, und für uns waren es nur Menschen: wir weilten in ihrer Nähe, und sie schadete dem Effect. Nur nach und nach, als die Erfahrung uns die Nüchternheit des Lebens lehrte, als wir gewahrten, daß das Schicksal viele Blüthen für eine Frucht, viele Versuche an ein Gelingen verschwendet, wurden wir aufmerksam. Die längstversunkenen Erinnerungen, zuerst vernachlässigt, dann zerstreut, erwachen in jugendlicher Frische. Der bis dahin grau in Grau schattirte Himmel theilt sich, wir erblicken die entschwundenen Sterne, die flammenden, ewig bestehenden Gestirne, es sind keine Gebilde unserer Einbildungskraft, sie waren, sie sind. Wolken und Staub hatten sich vor

ihnen gelagert, unsichtbar konnten sie geworden sein, aber nicht zerstört. Und dennoch . . . wenige Jahre und wo sind unsere Werke, wo ist unser Ruhm, unsere Furcht, unsere Vorsicht? Das Haus, das gebaut war, das Feld, dessen Aehren goldig wallten, wohin ist beides, Feld und Haus? Für welche Zeit wird gesäet, für welche geerndtet? Was das für Sorgen, für Bestrebungen für die Möglichkeit einer Stunde sind! Welche Anstrengung, um die Einzelnheiten eines Lebens zu ordnen, das ein Hauch zu zerstören vermag! Schauen, genießen, erfinden, sich gehen lassen, sollte vielleicht mehr unserm Wesen angemessen sein, als bauen, wissen, besitzen. Unsichtbarer, ich bewundere Dein Werk, wenn der Mensch besteht, und ich fühle mich zermalmt, wenn er vernichtet wird.

Solche Gedanken kommen mir, wenn ich mir jene Kindheitstage zurückrufe, wo ich unwissend über das, was mich umgab, mich heiter und lebensfroh in die schattigen Alleen des Weimarer Parks verlor und mein Onkel das plaudernde Mädchen mit den Worten an seine Seite zog: »da ist Herr von Göthe.« Göthe ging täglich im Park spazieren; er hatte seine bestimmten Wege, in denen er lustwandelte, seine Fichten und Eichen, an denen er stehen blieb. Der enggezogene Kreis einer kleinen Stadt, die äußere Monotonie

eines im Alter ſich in ſtarrende Formen verlierenden Lebens, der Name Geheimerath, die Anrede: Excellenz, genügten dem Rieſengeiſt Göthe's, der hier vom Bürgerſohn zum Staatsminiſter ſich emporrang. Er war umſponnen von der Weimarer Exiſtenz; die kleinen Thüringer Thäler, die geſtutzten Baumhecken des großherzoglichen Belvedere, die gutmüthige, einem Bache ähnelnde Ilm gefielen ihm. Er, der in der ganzen Unbändigkeit ſeiner kühnſtürmenden Jugend Italien genoſſen hatte, er begnügte, er beſchränkte ſich im Alter ſo ſehr, daß ſeine Ausflüge aus Weimar ihn höchſtens nach Carlsbad oder Marienbad brachten. Vielleicht bewegte er ſich deswegen anſcheinend ſo gerne in der breiten Ebene der Alltäglichkeit, weil in ihm Alles zur Dichtung ward. Und doch bin ich ſpäter, wenn ich Göthe's Werke mit ſteigender Anerkennung las, oft verſucht geweſen, ihm vielmehr einen nivellirenden, wägenden, bohrenden Verſtand als ein loderndes, in ſanfte Gluth ſich ſelbſt verklärendes Gemüth zuzutrauen. Göthe war gemeſſen und kalt durch und durch. Selten, daß ein Lächeln über die Mundwinkel flog, noch ſeltener, daß er in irgend einem Scherze die Grazien ſeines Geiſtes verſuchte. In dem unbeweglichen, antiken Geſicht, deſſen edle Formen durch das Alter etwas nachgelaſſen hatten, ſtrahlte nur Eins:

das Auge. Das aber war das Auge eines Geiſterkönigs; es befahl, es beherrſchte, es ſchmeichelte oder ertrotzte. Sein Blick war ein ſymboliſcher Ausdruck des in ihm wohnenden Geiſtes. Bald drückte er etwas Sanftes, Treues durchſichtig und klar im Gemüth aus, bald ſtand Göthe durch ihn wie ein zürnender Held da. Dieſer Blick war eine endloſe Mittheilung, ein Dollmetſcher des Unergründlichen, des Heiligen; durch ihn offenbarte ſich der Sohn des Olymp', der Prieſter der Sprache, dem man es anſah, daß er ſeine eigene Religion, ſeinen eignen Glauben ſich geſchaffen hatte. Dabei war die Haltung durchaus vornehm, vielleicht zu ſehr angeeignet, vielleicht zu wenig angeboren. Er trug einen dunkelblauen Ueberrock, der von oben bis unten zugeknöpft war; die linke Hand war meiſt in den Zwiſchenräumen, die die Knöpfe ließen, verſteckt. Langſam kam er auf die ihm Begegnenden zu, nickte mit dem Kopf, ſprach einige freundliche Worte und ging dann weiter.

Mein Onkel fühlte ſich gedrungen, mir von dem Glanz Weimars, von der Behaglichkeit zu reden, in der hier die Literatur ſich frei bewegen könne. Ob mir die bunten Buttervögel auch damals viel intereſſanter als alle Schriftſteller der Welt und Göthe mit eingerechnet, ſo profan auch das klingen mag, waren,

ſo hörte ich doch zu und erfuhr alle klaſſiſchen Namen der Nation, mit denen Weimar ſich geſchmückt hat. Aber alle waren heimgegangen bis auf Göthe, der in ſeinem einfachen Hauſe mit den auffallend kleinen Zimmern Abends zuweilen bei ſich oder bei ſeiner Schwiegertochter einen kleinen Kreis ihn bewundernder Geſichter ſah. Göthe's Haus war keine würdige Staffage zum Geheimerath, aber der Dichter konnte hier traulich im Arm ſeiner Muſe ruhen. Die Treppe war klein und führte in ein ſchmales Vorzimmer, durch das man in ſein Arbeitszimmer trat. In dieſem Zimmer mochte Bettina ihm wohl mehr als einmal auf den Schooß gehüpft ſein, wenn er ſagte: »Machen Sie ſich's bequem, liebes Kind.« Der Onkel und ich aber ſaßen fein ſäuberlich auf Stühlen, Herrn von Göthe gegenüber. Da er wußte, daß ich ein bischen in die Mineralogie hineingepfuſcht hatte, ſo zeigte er mir ſeine nicht unbedeutende Sammlung und führte mich dann in das Zimmer mit den italieniſchen Gypsabdrücken. Es fiel gerade ein warmer Frühlingsſonnenſtrahl in's Zimmer, als wir eintraten; da es geregnet hatte, zeigte ſich ein Stückchen Regenbogen. Farbenlehre, Mineralogie, Kunſterzeugniſſe, alles das drängte ſich chaotiſch in meinen Begriffen zuſammen, ich mußte mir geſtehen, hier ſei eine Welt

in der Welt, ein Gemiſch von Vergangenheit und Gegenwart, von grauem Alterthum und friſcher neuer Zeit. Was gingen Göthe'n das Wogen und Rennen der Menge, die raſenden, über ſeinem Haupte hinrollenden Zeitbegebenheiten, ja ſelbſt ſein Vaterland an, er hatte in ſich etwas, das ſchuf und zerſtörte, das ihn weit, weit ab vom Strome der Begebenheiten führte und ihn einen unerſchöpflichen, ewig brennenden Stoff finden ließ. Da er die Menſchheit nicht liebte, da er ſie nicht haßte, aber verachtete, ſo ſchuf er ſich andere Intereſſen: die des Geſchmacks, der Philoſophie, vor Allem die der Wiſſenſchaft. Das Logiſche, das Geſetzmäßige, das Conſequente waren ihm unendlich wichtig; er hatte ſeine Sprachform mit auf die Welt gebracht, ſein Styl war der des Genies. Er ſchmiegte ſich in Stunden der Einſamkeit, vielleicht in denen der klingenden, weichtönenden Sehnſucht, an das Erlernte, denn er fühlte, daß es hier noch eine Sproſſe zu erſteigen gab. Das aber erhielt ihn unberührt von den Ereigniſſen, ungeknickt in ſeinem Muthe. Seine Gedankenzüge eilten wie gewaltige Wolken vorüber, er offenbarte ſie ſich und Andern, er hatte immer zu lichten, nimmer zu unterdrücken. Den Farneſiſchen Stier in ſeiner Gypsſammlung und das edle, ſanft träumeriſche Geſicht eines

van Dyk, aufgeſtellt neben dem Schädel eines Verbrechers, um den Gegenſatz des Edlen mit dem Gemeinen zu beweiſen, hob Göthe beſonders hervor. — Was mir jetzt auffällt, iſt die einfache Wohnung Göthe's, das Arbeitszimmer, in dem nur wenige Stühle und Schränke ſtanden. Wollte er damit ausdrücken, daß er des Aeußern nicht bedürfe? Aber er hielt doch was auf ſeine Titel, auf ſeine Orden, auf ſeine gekrönten Freunde, und viel mehr auf die, welche auf Thronen ſaßen, als auf die, welche mit ihm Arm in Arm nach Tiefurt wandelten. Göthe war ein Mann, der viele Widerſprüche in ſich barg; er war Herr und Diener, frei und abhängig, in tauſend Farben ſchillernd, aus tauſend Quellen ſchlürfend, Dichter und Staatsmann, Dämon und Engel.

Zwei Situationen haben ſich mir beſonders aus dieſen Weimar'ſchen Erinnerungen eingeprägt, an welche ſich jetzt ein heiteres Wohlgefühl knüpft. Die erſte Situation iſt die, wo ich in Göthe's Haus Theil an lebenden Bildern nahm, die zweite, wo ich im Atelier der genialen Gräfin Julie E. zeichnete, indeß ſie in ihre Schöpfungen vertieft an der Staffelei ſaß. Die Gräfin Julie war eine von jenen Naturen, von denen man mit Recht ſagen kann, daß es tüchtige Naturen ſind. Sie hatte nichts vom Kleinlichkeitsgeiſt

der meiſten Frauen; Alles an ihr war in großartigen Conturen angelegt. Ihr wirklich eminentes Talent bildete eine wunderbare Begleitung zu ihrem innern Gedankenſpiel, wo ſie oft tief hinunter in den Urſprung der Dinge ſtieg oder hoch oben auf Wolken thronte. Sie war mannhaft ſtark, möchte ich ſagen, und dennoch unendlich zart, unendlich hingebend. Das Gemüth übte auf ſie ſeine ewigen Rechte; es feſſelte in ihr das Flüchtige und hieß ſie den Flug der künſtleriſchen Phantaſie mäßigen, ſo daß ſie die Gränze wohl berühren, aber nicht überſchreiten konnte. Oft war es mir, als wäre die Künſtlerin, die jetzt in Rom lebt, in ein bräutliches Verhältniß mit irgend einem unſichtbaren Geiſt getreten, denn es geſchah ihr, die Palette ſinken zu laſſen, ſich träumeriſch im Seſſel zurückzulehnen und unverwandt auf einen Punkt zu ſchauen, ſo daß es mir kleinem Mädchen ganz geſpenſtiſch wurde, und ich durch irgend ein Geräuſch die Verſtummte wieder in die Wirklichkeit zu rufen ſtrebte. Wiſſenſchaft und Kunſt hatten ihr ihre geheimen Schätze geöffnet; ihre Rede war daher ein langer, ſtattlicher Strom, der zuweilen wohl etwas raſch fließen, nie aber verheeren konnte. Sie war durch ihre Kunſt zum Stehen und ich möchte ſagen zur Beobachtung gebracht worden; die Welt lag vor ihr in

ſtiller Verklärung; ſie hatte ihr die unſichtbare Seite abgelauſcht und war deshalb vielleicht ſüß-melancholiſch, heimweh-krank nach all' dem Unerreichbaren, das, ſtatt ineinander zu fügen, außereinander reißt und die Ahnung an die Stelle der Sicherheit ſetzt.

Man hatte der Gräfin das Atelier des verſtorbenen Malers Jagemann eingeräumt; hier vollendete ſie die lieblichen Rubens'ſchen Kinder mit dem Vogel in den Händen und unzählige Portraits von ihr liebgewonnener Menſchen. Abends ging ſie öfters zu Göthe und nahm mich dann mit. Es fügte ſich ganz natürlich, daß ſie die Malerei mit der Plaſtik vertauſchte und Gruppen ſchuf. Eines Abend hatte ſie vor Göthe'n Scenen aus Fauſt angeordnet, in denen der Sohn Göthe's den Mephiſtopheles abgab. Das Zimmer, in dem die Zuſchauer ſaßen, war dunkel; das, worin die lebenden Bilder aufgeführt wurden und deſſen Thüre den Rahmen bildete, war deſto heller. Noch ſeh' ich Mephiſtopheles mit Fauſt zu dem bethörten Gretchen eintreten, das ſich mit dem gefundenen Schmucke im Spiegel betrachtet. Gretchen war eine junge Weimaranerin, mit goldenem Haar, überaus zart gewachſen, welche die Gräfin Julie auf's vortheilhafteſte zu coſtumiren verſtanden hatte, und Mephiſtopheles war wirklich Mephiſtopheles, nur der Bocksfuß

fehlte. Wie wußte der Sohn Göthe's den grinſenden, hinterhaltigen Satanas in Miene und Gebehrde auszudrücken! Nach dieſen und ähnlichen Scenen ſchritt die Gräfin Julie zu der bibliſchen Hiſtorie. Das Opfer Abrahams ward dargeſtellt, und mir ward die Rolle des kleinen Iſaak. Inmitten dieſes Bildes, eben als der reſignirte Abraham das Opfer vollſtrecken wollte und mir ganz lammesmäßig um's Herz war, erfolgte ein fürchterlicher Sturz im Zimmer der Zuſchauer. Abraham und Iſaak verließen ihre Unbeweglichkeit; man rief nach Licht, Göthe ſelbſt ſchien in der Dunkelheit ängſtlich zu werden. Als die Kerzen wieder loderten, fand es ſich, daß eine gypſerne Minerva von ihrem Piedeſtal geſtürzt war und in Stücken zerſchlagen am Boden lag. Man ſah auf Göthe, der an dieſen italieniſchen Erinnerungen beſonders hing, man fürchtete, der Abend wäre ihm verdorben, aber ſiehe da, mit ſeltener Liebenswürdigkeit forderte er zur Muſik auf und rief, als man zögernd bei der zerbrochenen Minerva ſich aufzuhalten geſonnen ſchien: »Laßt die Todten ruhen!«

Göthe's Schwiegertochter war eine hübſche, etwas kränkelnde Blondine, die neben einem äußerſt feingebildeten Verſtande, neben großer Liebenswürdigkeit und dem lebendigen Ausdruck der innigſten Bewunderung

für Göthe das Verdienſt hatte, ihm ſchöne, blühende Enkel gegeben zu haben. Und wie liebte Göthe dieſe kräftigen Sprößlinge eines Stammes, der noch in ſpäter Zeit Ihn als den höchſten, größten Ruhm des unſterblichen Namens fortpflanzen wird! — An dieſen Kindern zeigte ſich des groſſen Dichters weiche Seite, in ihnen ruhte der verſprechendſte, der lockendſte Schacht einer für ihn ſich neu eröffnenden Zukunft; ſie waren die Träger ſeiner tiefgefühlten Hoffnungen, gleichſam das Urſprünglichſte, was von ihm perſonificirt daſtand.

Mit dem Göthe'ſchen Hauſe im Einklang bildete der Weimarer Hof ein Centrum für Litcratur, in dem oft für ausgezeichnete Todte Exequien gehalten und der Einzige, der noch übrig war, faſt vergöttert ward. Indeß meiſt die Gegenwart in der Bewältigung all' der verſchiedenartigſten Produkte begriffen iſt, hatte hier der Glaube an das erfolgreiche Reſultat poſitiver Leiſtungen ſchon Wurzel geſchlagen. Es hat vielleicht keinen deutſchen Hof gegeben, der in der Zeit, wie in der damaligen, ſo viele gewichtige Stimmen beſaß, ſo brennenden Durſt nach Wahrheit empfand, als dieſer, der das gereifte Urtheil im ergrauenden Fürſtenpaar neben der hochſtrebenden Jugend der jüngern Generation im duftenden Kranze vereinte. Die Dialektik des

Hofes war glänzend; fern von allem abſchließenden Weſen, war die Freiheit hier Zuverſicht und die Zuverſicht Freiheit geworden. Der eigentliche Beruf der Literatur, das Eingreifen in die Bildung der Nation ward anerkannt und zu der würdigen Stellung erhoben, die der Entwickelung der Intelligenz gehört. Die ſpeculativen Ideen fanden ein nachhaltiges Echo, das Werdende ward neben dem Gewordenen geprieſen. Hatte das ſchaffende, kühne Hinausgreifen in die Zukunft ein Ziel, ſo ward auch dieſes Ziel unterſtützt und die hervorſpringende Größe nach Verdienſt getragen. Welch' ein Füllhorn lieblicher Erinnerungen! Wie höre ich wieder den jungen Frühlingsathem über friſchgefurchte Erde wehen, wie rauſcht's durch Blüthenflocken, wie luſtig kräuſeln ſich die Wellen der Ilm. Das iſt die Macht der Erinnerung, wo Kraft an Kraft ſich übt, wo Sterne herniederſteigen, wo Blumen Sprache gewinnen und in der ſtillen Werkſtatt des Gemüths die Bedeutſamkeit des Daſeins ſeinen geheimnißvollen Sagenkreis zieht.

Napoleoniden.

Marienbad war, als ich es zuerſt, kaum den Kinderſchuhen entſchlüpft, mit meiner guten Mutter beſuchte, kein ſo civiliſirtes Bad denn jetzt, wo es mit ſeinen Parkanlagen, ſeinen Chauſſeen, ſeinen prächtigen Wirthshäuſern Carlsbad ähnelt, ja es zuweilen ſogar überflügelt. Damals, als wir in Marienbad einfuhren und neugierige Blicke auf die einzeln gelegenen Häuſer, auf die ſchattenloſe Promenade, auf die mit Fichten bekleideten Berge warfen, fragten wir uns, wen wir hier treffen würden, welchen Eindrücken wir hier entgegen reiſten? und — gleichſam als wollten wir jede Erwartung verſcheuchen, um von der Wirklichkeit nicht gar zu arg enttäuſcht zu werden, ſtreiften unſere Blicke ſpähend über den lehmichten Boden hinweg auf das kleine Förſterhaus, das uns der Dr. Heidler dicht neben dem Brunnen gemiethet hatte, und

ſagten uns: nun, es ſieht ja hier recht ländlich aus. Ländlich aber war Marienbad wirklich, ländlich im ſchönen Sinne des Worts, denn es war einfach und heimlich, hatte ſtille, düſtere, unwegſame Waldpartien voll duftender Nadelhölzer, zwiſchen denen durch die Sonne tropfenweiſe auf die großen Farrnkräuter am Boden fiel und kleine geſchwätzige Quellen, deren Waſſer von Blumen eingefaßt waren. Wie ſchön ließ es ſich in dieſer Einſamkeit träumen, wie ſchwollen die Mooſe unter unſern Tritten, wie rauſchte es in dem Buſchwerk von dem vorübereilenden Wild. Und dazwiſchen ſangen die Vögel ein Lied, und der Donner rollte, von rauſchenden Regentropfen begleitet, in der Ferne.

Wir hatten die Badeliſten nicht angeſehen, wir wollten uns die Menſchen, nicht die Namen ſuchen. Es war in den erſten Tagen unſeres Aufenthalts in Marienbad. War Morgens am Brunnen getrunken worden, hatte man ſich taktmäßig nach den Melodien der Prager Muſikanten bewegt, ſo ward Nachmittags der Berg gen Tekel hin erklommen, wo an beiden Seiten ſich die Böhmer Gebirge wie ſchwarze Rieſen erheben. Das Wetter war herrlich; hie und da lief ein Windshauch über die Grashalme. Die Fruchtbäume ſchüttelten ſich, die Luft war voll ſüßen Ge-

ruchs. Ich schritt heiter neben einer ältern Freundin den Weg hinan, als wir hinter einer Gruppe Bäume einen noch im blühendsten Alter stehenden Mann in Begleitung eines fünf- bis sechszehnjährigen Jünglings hervortreten sahen, dessen Anblick uns um so mehr überraschte, als er uns ein bekannter schien. Er trug einen Strohhut, der ihm die hohe Stirn beschattete; auf ihr thronte Kraft und Unbefangenheit, und daneben in den Augen und auf dem ganzen Antlitz stand die Schönheit. Eine wirklich wunderbare Schönheit, so gedankenvoll, so tief, daß man sie gleich für die verkörperte Harmonie einer großen Seele nehmen mußte. Das Gemisch von Hoheit und Klarheit, von Stolz und demüthiger Trauer in der ganzen Gestalt ward durch ein dunkles Auge verklärt, das milde und energisch unter den hochgewölbten Brauen hervorsah. Er war im lebhaften Gespräch mit seinem Begleiter, der klein, blond und blaß, mit niedergeschlagenem Hemdkragen einem Gymnasiasten ähnelte. Wie der Fremde vor uns vorbei den Berg hinuntereilte, zog er den Hut. Er sah aus, wie Jemand, der über die Erdentage hinausblickt und sich nur eben so viel aus dem Leben macht, als es werth ist. Aber es war darum doch keine Erschlaffung zu bemerken, sondern nur eine gewisse vornehme Gleichgültigkeit, die ihm sehr gut stand.

Nach dieſer erſten Begegnung mit dem Fremden, **Eugen Beauharnais**, dem Stiefſohn Napoleons, ſahen wir ihn täglich und ſtündlich, ſahen ihn nicht nur, ſondern erfreueten uns auch ſeines nähern Umgangs. Wie liebenswürdig zeigte ſich der Herzog von Leuchtenberg, wenn er in den Nachmittagsſtunden mit uns die Nadelhölzer Marienbads beſuchte, wie gern vertiefte er ſich in die ereignißreiche Vergangenheit, die ihn vom Jüngling ſchnell zum Mann gereift hatte. Sprach er oft von ſeinem Stiefvater Napoleon, den er geſprächsweiſe ſtets l'Empereur nannte, ſo ſprach er noch lieber von ſeiner Mutter, der Kaiſerin Joſephine, der er eine faſt rührende Pietät geweiht hatte. Was dieſe ihm geweſen, was Alles in dem leicht beweglichen Gemüth der Creolin auf- und abwogte, wie das ihn gefreuet, jenes ihn geſchmerzt habe, das ſtellte er in Worten vor uns hin, und wo die Worte nicht hinreichten, redete der Blick. Joſephine erſchien ihm mit einer Glorie umgeben; vielleicht wirkte außer Sohnesliebe noch das Gefühl, daß die Hand des Schickſals eiſern auf ihr ruhte. Ihre Liebe zu Napoleon war ihre Verzweiflung und ihr Troſt; ſie fand auch, was der ächte Charakterzug der Liebe iſt, Entſchuldigung für nicht zu Entſchuldigendes, ſie vertheidigte den Kaiſer gegen ſich ſelbſt, gegen ihre Kinder,

ſie ehrte ihn in den Schmerzen, die er ihr machte, in Recht oder Unrecht, eben weil ſie ihn liebte. Auch von ſeinen Campagnen ſprach der Herzog mit jugendlichem Feuer; vorzugsweiſe von ſeiner Campagne in Egypten. Er ſei blutjung damals geweſen, erzählte er, und habe eine Couſine geliebt, von der aber der Kaiſer nichts habe wiſſen wollen; da ſei er denn nach Egypten gezogen und habe in der Wüſte, bei ungeheuren Anſtrengungen, in dieſer übergroßen Entfernung unter den wechſelnden Bildern des Kriegs ſein Lieb zu vergeſſen geſucht. Aber das liebe, kleine Mädchen ſei doch immer wieder in ſeiner Seele aufgetaucht, trotz ſeiner eigenen Jugend, ja, er habe zuweilen unter Palmen gelagert und des Augenblicks denken müſſen, wo er Abſchied von der Heimath genommen, und ſeine Couſine ſich hinter einen Baum verſteckt und ihm den Abſchiedskuß verweigert habe. Als er ihr darüber Vorwürfe gemacht, hätte ſie ſich endlich entſchloſſen, ihm ihren Liebesgruß neckiſch auf der Hand zuzublaſen; er habe ſich beklagt, daß mit dieſem Abſchied ihm nicht gedient ſei, und ſie habe ſich entſchuldigt, indem ſie vorgegeben hätte, daß der Abendwind den Kuß escamotirt hätte. — Die Erzählungen von der ruſſiſchen Campagne trugen einen ernſtern Character; die erſten Jugenderinnerungen machten den reflektiren-

den Beobachtungen des reifenden Mannes Platz. Im Geiſte ſtand er noch an der Spitze der Armee, noch flatterten die Fahnen, und der Purpurmantel Italiens floß ihm um die edlen Schultern bis tief auf die Knöchel hinab. Man ſah's ihm an, dieſe Zeit war der Zenith ſeines Lebens, in ihr waren alle Blüthen des Geiſtes hoch aufgeſchoſſen, ſie ſtrahlte ihn an mit dem brennenden Licht des Heldenruhms. Er hatte das Bewußtſein ſeiner Thaten . . . was für Entmuthigungen ſind ihnen gefolgt, wie mag es oft in ſeiner Phantaſie überwältigend auf dieſen einen Punkt ſich gedrängt haben! Gutzkow *) nennt den Herzog von Leuchtenberg »die edelſte Emanation der Kaiſerherrſchaft.« Ich bin dieſer Meinung um ſo mehr, als Eugen Beauharnais den ganzen Zauber geiſtiger Ariſtokratie über ſich ausgegoſſen hatte; er beſaß neben dem Stempel der Hoheit den Ausdruck einer milden Menſchlichkeit, die ſich leutſelig in Rede und That äußerte. Auch wußte Napoleon grade dieſe Eigenſchaften vorzugsweiſe an ſeinem Stiefſohn zu ſchätzen, denn des Herzogs Geſinnung ſchützte ihn vor jedem Mißbrauch der Gewalt, die er ihm eingeräumt hatte. Wie er ihn auch ſtellte, entweder der Armee

*) Oeffentliche Charaktere. Hamburg, 1835.

voran als Held unter dem blutigen Lorbeer oder auf den Thron Italiens mit der Palme des Friedens, immer wußte er, der Sohn Josephinens würde seiner ursprünglichen edlen Natur treu bleiben. Und so war es auch; oft, wenn der Herzog rückblickend jener glanzvollen Zeit erwähnte, wenn er von Italien, von seinen Feldzügen, von der Behaglichkeit der Gegenwart und seinem häuslichen Glücke sprach, äußerte er sich mit den Worten: J'ai été souvent ballotté par la fortune, j'ai été tantôt heureux, tantôt malheureux, mais je suis toujours resté le même. — Und in diesem Ausspruch liegt auch zugleich das Merkmal seiner edeln Natur, die Unfehlbarkeit der Grundsätze, die dem gigantischen Brausen der Weltbegebenheiten kühn die Stirn boten. Unglücklich darf man sein, aber nicht muthlos, glücklich kann, aber übermüthig soll man nicht werden.

Wenn der Herzog von Leuchtenberg mit uns in den schattigen Parthien Marienbad's auf- und abwandelte, begleitete ihn meist sein Neffe, der Prinz Ludwig Bonaparte, der mit seinem königlichen Vater, dem Grafen St. Leu, aus Florenz gekommen war. Der Prinz Ludwig, der später den Straßburger und Boulogner Aufstand machte und jetzt in Ham einen Traité über die Zuckerfrage schreibt, war damals fast noch

Kind. Er hatte eine angenehme Gesichtsbildung, nichts aber verrieth das Excentrische seiner spätern Handlungsweise. Wir jagten zusammen den Schmetterlingen nach, freuten uns an den Glühwürmern, die in der Dämmerung oft ein seltsames bläuliches Licht um sich her verbreiteten, oder auch wir stritten uns um die Gunst, dem gelähmten Vater den Arm reichen zu dürfen. Daß er sich einmal einen Napoleon träumen und, von Berserkerwuth ergriffen, Frankreichs innere Kämpfe für sich zu benutzen streben würde, das kommt mir noch jetzt wie ein unauflösbares Räthsel vor.

Sein älterer Bruder Napoleon hatte in seinem ganzen Ausdruck eine viel ausgeprägtere Energie, als der Prinz Ludwig, dessen Physiognomie keineswegs an den Verbannten auf der Felseninsel erinnerte. Als zur Feier des Geburtstags des Königs von Preußen sein Vater, der Graf von St. Leu, ihn veranlassen wollte, die ihm in der Wiege verliehenen preußischen Orden zu tragen, erwiederte er mit bitterm Stolz, er trüge nicht, was er nicht verdient habe. Dafür aber ging er seinem Lieblingsstudium, der Galvanistik, nach; ich erinnere mich mit Schrecken, daß er einmal vor unsern Augen einen unglücklichen Frosch tranchirte, dem er nachher, für Momente wenigstens, ein künstli-

ches Leben einblieck. Der Prinz Napoleon ſtudirte den Galvanismus. Iſt es doch, als hätte er ſchon damals von italieniſchen Inſurrektionen geträumt und da Leben zaubern wollen, wo nur Tod war.

In der Mitte dieſer ſeiner beiden Söhne ſtand der Graf St. Leu, der ehemalige König von Holland, der ſeiner geſchwächten Geſundheit wegen von Florenz, ſeinem Aufenthaltsort, nach Marienbad gekommen war. Von ſeiner Gemahlin getrennt, mit dieſer vom Anfang an auf dem geſpannten Fuß ſich verkennender Gemüther ſtehend, die großartige Entſagung eines Throns als Culminationspunkt in ſeinen Erinnerungen tragend, hatte ſein ganzes Weſen den Ausdruck eines bürdevollen Lebens. Man ſah es ihm an, er hatte das Daſein in ſeinen Freuden und Leiden ausgemeſſen, war aber mehr reflektirend als handelnd geweſen. Wenn er im Haag von ſeinen frommen Plänen für Menſchenwohl träumte, ſo nannte Napoleon das einen Humanitätswahnſinn. Es kränkte den König von Holland, ſeine heiligen Ueberzeugungen ſo bezeichnet zu hören, aber es machte ihn nicht irre; lieber wollte er der Herrſcher- als der Menſchenwürde entſagen, lieber in Grätz ſeiner Ueberzeugung treu bleiben, als im Haag ſeiner Ueberzeugung untreu werden. Wenige, wie er, haben dem innern Menſchen ſo

viele Opfer zu bringen gewußt. Wenige würden in seiner Stelle einem Thron entsagt und um des Volkes willen sich selbst aufgegeben haben. Das stand auch auf dem durchaus edlen Gesichte geschrieben; er sah Napoleon auffallend ähnlich, doch war es eine weiche, weibliche Aehnlichkeit. Nichts von der Strenge des funkelnden Kaiserauges, nichts von dem gerundeten, fast wie eine Klippe hervorspringenden Kinn, an dessen eiserner Hartnäckigkeit Menschen und Länder zertrümmert waren. Alles war sanft in dieser königlichen Erscheinung, welche der leidende Zustand und die Hülflosigkeit der Gliedmaßen noch sanfter machten; das Auge schwamm recht eigentlich in der Fülle seines Gemüths, die Stimme war so melodisch, daß man ihr verborgene Thränenquellen anhörte. Der war ganz anders als sein Bruder, dafür aber war er nur ein Mensch und kein Genie. Genie sein heißt oft nur: sich höher denn Alles achten, sich für die Offenbarung der Kraft, der Herrlichkeit halten, zehren von Andern, sich nähren von Andern, nie irre werden an sich, aber auch nie demüthig, nie zerknirscht sein. Es ist mir zuweilen vorgekommen, als habe das Genie Alles, nur keine mitleidige Seele; es schlägt tiefe, tiefe Wunden, doch diese Wunden zu heilen versteht es nicht; daher denn auch so viele Herzen, die verblu-

ten, daher die Gewalt des Stärkern, die so unbarmherzig unsere heiligsten Freuden niedertritt.

Der Graf St. Leu beschäftigte sich viel mit literarischen Interessen, auch war er selbst Schriftsteller und Dichter. Seine Muse ist ein gar harmloses, zuweilen etwas in das Reich der Sentimentalität hinüberspielendes Kind, das zwar nie in der Glorie der Poesie strahlt, das aber doch viele liebliche Wiesenblumen zu Kränzen flicht. Es zieht sich durch alle seine Dichtungen eine tiefe Sehnsucht, die ihn oft müde und krank erscheinen läßt. Daß er die verlorne Größe betrauert, glaube ich zwar nicht, aber ich glaube, daß er seine Jugend, seine Täuschungen, seine Neigungen vermißt. Er war so gut, mich in der Zeit, daß wir in Marienbad zusammen waren, italienisch lehren zu wollen; ich lernte auch sehr gewissenhaft meine Vokabeln und schämte mich, wenn ich sie schlecht aussprach, weil ich, eben der Schule entlaufen, noch Schulambition hatte.

Der Herzog von Leuchtenberg war seinem Schwager gegenüber zwar etwas gemessen, was diesem ritterlichen, immer geradeaussehenden Charakter sonst nicht eigen war, indeß war er doch sehr freundlich. Ueberhaupt hatte er etwas so rein Gütiges, daß ich ihn mir jetzt noch nie anders, als mit dem ihm

inwohnenden Zauber der Milde denken kann. Am Tage seiner Abreise von Marienbad theilte er kleine Angebinde aus. Alles, was er that, trug den Stempel der Grazie und Heiterkeit; er war wirklich einer von den seltenen Menschen, die eine vollendete Einheit darbieten; neben dem glücklichen Gleichgewicht besaß er eine unzerstörbare männliche Kraft, die fast Philosophie ward. Wenige Monate später, als ich ihn in Marienbad gesehen hatte, starb er. Es sind ihm viele heiße Thränen nachgeflossen, viele Herzen haben unter diesem Leichentuch schweigend getrauert, sein Andenken aber nimmt einen würdigen Platz in der Geschichte ein, und je mehr diese Geschichte Perspektive gewinnt, desto gerechter wird man gegen einen Charakter, wie den von Eugen Beauharnais, sein. In ihm war das Antike mit dem Modernen auf wunderbare Weise verschmolzen, und was mehr als antik und modern heißt: er trug den Ausdruck der Göttlichkeit an sich, und die eben gab ihm Zuversicht und Ruhe in jeglicher Lage.

Da ich einmal von den Napoleoniden rede, will ich dem Marienbader Aufenthalt meinen Besuch bei der Mutter der Cäsaren, der Madame Lätitia, hinzufügen. Der Graf St. Leu hatte mir in Florenz, wo ich ihn besuchte, einen Brief für sie nach Rom

mitgegeben. Ich meldete mich in ihrem Palaſte, der einer verlaſſenen Kaiſerwohnung ähnlich ſah, und ward alsbald durch unabſehbare Säle, in denen Vaſen aus Sèvre mit den Marmorbüſten Napoleons abwechſelten, in ein entfernt gelegenes Cabinet geführt, in dem Madame Lätitia auf einer chaise longue ausgeſtreckt mich empfing. Sie hatte zwei Jahre vorher das Bein gebrochen, das ihres hohen Alters wegen nicht mehr angeheilt werden konnte, und mithin auf das Gehen Verzicht leiſten müſſen. Wie ich in das Cabinet trat, war links ein hohes, bis tief auf den Fußboden gehendes Fenſter und rechts im Hintergrund des Zimmers, von einem Schirm umgeben, die chaise longue der kaiſerlichen Mutter. Der Thür gegenüber ſchimmerte der weiße Marmorkamin und darüber Napoleon mit dem Bienenmantel. Er bildete gleichſam das Centrum, denn von ihm aus an beiden Seiten der Wände reihte ſich ein Bild an das andere. Könige und Königinnen, alle im Flitterſtaat ihrer vergänglichen Kronen, und darunter die Mutter, die klein und zuſammengeſchrumpft war und über deren Haupt die Donner wegrollten, die Napoleon gerufen und von denen er zerſchmettert worden war. Der Anblick war allerdings ergreifend; was muß in der Mutter dieſer Gekrönten und Entkrönten alles vorgegangen ſein, wie

mag sie sich in ihre Größe und in ihren Sturz gefunden haben? Sie winkte mir mit der dürren Hand näher; aus der weißen Haube, die ihr Haar völlig versteckte, blitzte ein corsikanisches Auge hervor. Es war nur von ihren Kindern die Rede; sie nannte sie anspruchslos mit den Vornamen, sie war so einfach wie die Mutter der Gracchen, sie imponirte nicht, aber sie rührte. Ihr Organ hatte einen fast heisern Klang; das Französisch, was sie sprach, war zwar geläufig, aber man hörte ihm die Italienerin an. Als ich ihr mein Bedauern ausdrückte, sie liegend zu finden, erwiederte sie mit Heiterkeit, wenn sie sich mit den Armen vergliche, die auch dergleichen Unglücksfälle zu tragen hätten, dann müßte sie Gott für die sorgenfreie Lage danken, in der sie sei. Es war die Sprache der Bürgersfrau, die unerwartet den glücklichen Wechsel des Geschicks empfindet, die jedoch nicht die Tage der Beschränkung vergessen hat; es war mehr als das: das traumartige Empfinden einer Seele, die wunderbare Phantasmagorien um sich erblickt, deren Bewußtsein aber hell genug ist, um sich zu sagen, daß das Alles nur Gaukelspiel war. Ob sie auch nie Napoleons Wesen begriffen haben mag, nie diese Entschiedenheit zum Guten oder Bösen, die in ihm vorherrschte, nicht diese heftigen, Alles umwerfen-

den Krisen, aus denen bei ihm ein Ewiges hervorging, so war sie doch seine Mutter. Sie soll ihn nicht so geliebt haben, als ihre übrigen Söhne; möglich, — ihr mag sein Streben ein unverständlicher Dunstkreis voll durcheinander schießender Strahlen gewesen sein, aber so kann sie doch nicht seine Entpuppung verkannt haben, daß sie diese geistige Entfesselung für das Werk des Dämonischen allein genommen hätte. Wie unendlich hat er die Welt erweitert, wie die Stoffe durcheinander geschüttelt! Und zuletzt nach allen Umwälzungen dieser einsame, tragische, versöhnende Tod, der der Mutter das Herz zerreißen mußte!

Ich wollte mich eben einer Art Tempeldienst in diesem Cabinette, vor dieser chaise longue hingeben, als die Flügelthüren aufgingen und der Cardinal Fesch eintrat. Der Cardinal Fesch war ein ewiglächelnder, nie aus dem Gleise kommender Diener des Katholicismus. Was die Weltbegebenheiten herangeschwemmt hatten, benutzte er sorgfältig zur Erbauung persönlicher Schutzdeiche. Hatte er zuerst den Stand der Geistlichkeit verlassen und unter dem General Montesquieu als Kriegscommissair gedient, so ließ er sich 1801 zum Erzbischof von Lyon und 1803 zum Cardinal machen. Oft im Streit mit seinem Neffen Napoleon, wußte er der Gewalt die Feinheit

und der Feinheit die Verſchmitztheit entgegenzuſetzen. So viele Falten ſeine Mundwinkel zeigten, ſo viele Schlupfwinkel barg auch ſeine Seele. Er kam täglich zur ſelben Stunde zu Madame Lätitia, die ihn kopfnickend wie einen Verwandten begrüßte und mit ihm das Irdiſche und das Himmliſche beſprach; vielleicht das Irdiſche mehr als das Himmliſche, denn in der ganzen Erſcheinung ſtellte ſich jenes ſüffiſante Vornehmthun heraus, das der Vornehmheit ſchnurſtracks entgegen iſt. Der Cardinal Feſch lud mich ein, ſeine Gemäldeſammlung zu ſehen; ich glaube, ſeine Gemäldeſammlung lag ihm mehr am Herzen, als die napoleoniſche Epiſode, von der er ſelbſt doch nur Vortheil gehabt hatte.

Die Geſchichte muß Jeden, der auch mit dem Auge des Geiſtes ſieht, überzeugen, daß es etwas Höheres als äußere Begebenheiten, etwas Tieferes, als dieſe Springfluth der Vergänglichkeit giebt. Was geſchieht, iſt doch nur ein Zwiegeſpräch, das der Weltgeiſt mit der Welt führt. Alles Werden oder Geweſenſein, alles ſich Aufbäumen und Niederſtürzen wird durch die Hand, die das Ewige gewinnen will, geleitet. Wenn alſo ein Individuum oder ein Volk, ein Jahrhundert oder eine Sekunde untergehen, ſo taucht aus dieſer Zerſtörung die ewige Idee hervor. Und in dieſem

Weltbewußtſein, wie ich es nennen möchte, liegt ein Troſt, der die Probleme löſt. Die Worte mögen verklingen, das Gedächtniß der Menſchen mag untreu werden, das politiſche Leben kann ſich athemlos drängen, aber nicht minder emſig wird ſtets dieſelbe Bedeutſamkeit gepflegt, nicht minder feſt Verheißung auf Verheißung gehäuft werden.

Reiseskizzen.

I

Der Dom zu Magdeburg.

Mit Ausnahme des Straßburger Münster hat mich keine Kirche so lebhaft als der Dom von Magdeburg angesprochen; in mancher Hinsicht ist sogar dieser Dom vorzüglicher als der Münster, denn sein Geschmack ist reiner, hält sich frei von fremder Beimischung und strebt wunderbar mit seinen in Polygone verwandelten Kreislinien, mit seinen überall in spitzige Formen auslaufenden Giebeln, Pfeilern und Bögen dem Himmel gleich einer Riesenblume zu. Indeß die Griechen einzig auf den tragenden Styl ausgingen, schwang sich das Christenthum zu dem des Emporwachsens, zu dem in den Himmel hinein ragenden Styl hinauf, verwarf Säulen und Vorhalle und gab einen einzigen mächtigen, oft unerwarteten Eindruck, indem eine Gesammt-

maſſe mit gigantiſchen Armen, wie hülferufend, zum Höchſten hinaufſtrebte. Oft bin ich an dem Morgen, wo ich den Dom betrachtete, vor ihm ſtehen geblieben und habe an das vollkommen maſſive Gebäude hingeblickt; dann bin ich langſam um daſſelbe herumgegangen und habe es von allen Seiten, in allen Entfernungen angeſtaunt. Unſtreitig iſt das zwiſchen den beiden Thürmen befindliche hohe Portal, welches hervorſpringt und ſich nach Innen zu einer Niſche mit Spitzbogen wölbt, am imponirendſten; es vereinigt ſich mit der Giebelſeite der Kirche durch die auf beiden Seiten befindlichen Vorſprünge, über denen die altdeutſchen Verzierungen ihren Anfang nehmen; aber auch von der Mitte des Domplatzes, von welchem ſich die Kirche in ihrer gigantiſchen Länge zeigt, ſtellt ſich das Ganze auf eine ergreifende Weiſe heraus, ſo daß man recht eigentlich begreift, wie Kirchen die Andacht wecken und feſtigen können. Dieſe Betrachtung wird durch das Innere des Doms zur Gewißheit, denn es iſt unmöglich, nicht von der Größe und Kühnheit des Heiligthums ergriffen zu werden. Das Hauptſchiff bildet ein Kreuz. Dieſe dem katholiſchen Chriſtenthum ſo heilige Form wiederholt ſich auch hier, wie in allen in die gothiſche Periode gehörenden Gebäuden, läuft in ſeinem Stamme von den Thürmen bis zum Ende des

hohen Chors und dehnt sich von da mit seinen Flügeln vor dem Chore aus. Zwölf Hauptpfeiler tragen, reich verziert und mit Dreiviertelsäulen verstärkt, das Hauptschiff. Es würde ein eigenes Studium erfordern, die Capitäler der Säulen zu analysiren; sie sind äußerst kunstreich, keines dem andern ähnlich, und zeigen auch hier wieder den harmlosen Humor der Vorzeit, der sich nicht scheute, das Profane mit dem Heiligen zu vereinen. So hält z. B. ein Löwe ein kleines unkenntliches Thier in den Klauen, oder ein Nackter reitet auf einem Ziegenbock, oder ein Affe schreitet gravitätisch in ein Gewand eingehüllt einher. Ansprechend ist die Vertheilung der hohen und sehr großen Fenster, die dem Sonnenlicht überall Eingang gewähren. Der ganze, ungeheure Tempel wird dadurch gleichmäßig erhellt und bietet den Anblick eines freundlichen Ernstes, der — Vertrauen erweckend — die Idee des höchsten Wesens nicht fürchterlich erscheinen läßt, sondern sie durchgehends in die Form der Liebe hüllt. Licht ist Liebe, wie Liebe Licht ist, denn Licht allein gestattet den tiefen Blick in die Seele und hilft die heilige Offenbarungsschrift entziffern, die in jedes Menschen Innern mit unbekanntem Griffel gegraben ist; deswegen auch sollte es immer hell sein, hell in den Gotteshäusern, hell in dem Menschengeiste,

auch warm dazu ſollte es ſein, denn ohne Sonnenwärme kann ich mir keine Andacht und nur mühſam Liebe denken. Beides, Licht und Wärme, erhob mich im Magdeburger Dom, und es mag daher kommen, daß mir ſo wohl in ihm war.

Die Kapelle Erneſti birgt das Grabmal ihres Stifters. Ernſt, dritter Sohn des Churfürſten von Sachſen und einundzwanzigſter Erzbiſchof von Magdeburg, liegt in Lebensgröße im vollen Ornat auf einem ſargähnlichen Monument. In der einen Hand hält er den Erzbiſchofſtab und in der andern den Ehrenſtab eines Primas. Zu den Füßen ruht ein Löwe, an der Seite der heilige Mauritius. An den vier Enden ſtehen die vier Evangeliſten; das Ganze iſt von Metall, ungemein fein und kunſtreich von Peter Viſcher zu Nürnberg gegoſſen und im Jahre 1497 vollendet worden, hat mich aber deswegen nicht, wie überhaupt alle im Dom befindlichen Monumente angeſprochen, weil ſie in dem ungeheuren Raum zur Kleinlichkeit herabſinken. Nur die Kanzel hat etwas Großartiges behalten; ſie iſt von Sebaſtian Ertle gefertigt. Unterwärts iſt ſie durch Paulus geſtützt, der in der Rechten das Schwert und in der Linken ein Buch mit Clauſuren hält. An der Brüſtung ſtehen vier Statuen: Johannes, Jeſus, der heilige Mauri-

tius und Katharina. Die Seitenwand der Kanzeltreppe ist in drei Felder getheilt; das obere enthält das Paradies, das mittlere den Sündenfall, das untere die Sündfluth. Unter allen an der Kanzel angebrachten Gesichtern ist das der Mutter Gottes mit dem Kinde am holdseligsten; sie blickt mütterlich, befriedigt, ohne Rück- noch Vorwärtsgedanken, einzig auf den kleinen Jesus, der ihr im Schooße sitzt. Man sieht — das ist ihre Welt; was über ihr hinausliegt, ist nichts, aber auch gar nichts; sie ist gleichgültig für Alles, nur nicht für das, was ihr das ganze Herz füllt; das hält sie fest mit den Händen, fest und doch sanft, wie eben nur Mütter halten können. Flüchtig streifte ich an dem Grabmal des Kaisers Otto des Großen und seiner Gemahlin, der Kaiserin Editha, vorüber; verwitterter Stein, halbverstümmelte Figuren und nebenbei der Gedanke: daß der Mensch am Ende nichts, als eine Handvoll Staub ist!

Und nun hinaus vor die Kirche, wo die Bäume ihr schönes Kindheitslaub tragen, und noch einmal einen Blick hinauf auf die majestätischen Thürme, die ruhig hinunter auf den Strudel unter sich zu schauen und zu sagen scheinen: Wir überdauern — und bedauern Euch!

II.

Leipzig und Dresden.

Iſt es nicht komiſch, daß die Leipziger Kaufmannsbörſe auf dem Naſchmarkte ſteht? Gleich nachdem man den Bahnhof verlaſſen hat, gewahrt man, daß man in einer Handelsſtadt iſt. Das läuft und ſchreit und fährt, und flucht wohl auch einmal durch einander, das ſpricht vom Gelde, von Artikeln, von Schiffen, mitten in den Straßen und vor den Häuſern, daß Einem davon ganz wirr im Kopfe wird. Weil Meſſe iſt, iſt der »Platz«, wie die Kaufleute ſagen, beſonders belebt. Jeder hat ſich ſeine Hütte gebaut, zwar nur von Brettern, aber bunt genug, dieſe mit Tüchern, jene mit Pfeifen, Porzellan, Gold- oder Eiſenblech angehäuft. In dem Gewirre merkt man nun freilich nicht, daß es eine Univerſität, einen Literatenverein und viele gelehrte Männer giebt; man bildet ſich ein, es könne in Leipzig nur eine Wiſſenſchaft, die Arithmetik, getrieben werden. Erinnert man ſich auch an Tiſchbein, Bauſe, an Carus, an ſo Viele, die ihre Kräfte dem Höhern weihten und weihen, an die Bibliothek, die über hunderttauſend Bände zählt, an die reichen Sammlungen naturhiſtoriſcher

und Kunſtgegenſtände, durch die Leipzig in den wiſſenſchaftlichen Vordergrund gedrängt wird, ſo ſchwindet das doch in der Meſſe, die, wie der Carneval in Italien, Alles in Anſpruch nimmt. Eine ſonderbare Erſcheinung iſt es (neben der Sonderbarkeit auch eine betrübende), daß viel mehr engliſche als deutſche, namentlich ſächſiſche Produkte in Leipzig zu finden ſind. Ich fragte nach ſächſiſchen Spitzen, man zeigte mir engliſche, engliſche — die auf der Maſchine gemacht worden, indeß im Erzgebirge Tauſende von Händen mühſam mit Klöppeln ihr Leben friſten und nicht das Viertel ihrer mühſeligen Arbeit bezahlt bekommen. Wieder ein Beweis mehr von der Macht des Stärkern, von der Rückſichtsloſigkeit, mit der der Menſch in ſeinem nach Gewinn und Fortſchritt ſtrebenden Geiſte ganzen Generationen auf's Haupt tritt.

Aus dem Gewühl der Meſſe wende ich mich vor's Thor, auf die lieblichen Wallanlagen, zum Schneckenberg, zu den kleinen Denkmälern, die hie und da zerſtreut auf den Promenaden ſtehen, zu dem Gemurmel der Elſter und endlich nach dem Gerhard'ſchen Garten, in dem Poniatowsky's Monument aufgeſtellt iſt. Hier an dieſer Stelle, dicht bei dem Japaniſchen Gartenhauſe, fand Joſeph Poniatowsky in den über ihn zuſammenſchlagenden Fluthen den Tod. Das Waſſer

muß im October 1813 bedeutend angeschwollen gewesen sein, denn wie es jetzt ist, sieht es aus, als könne man zu Fuß hindurchwaten; das fließt und plätschert so harmlos zwischen zwei wiesigen Ufern, daß man nicht begreift, wie in diesem klaren Grunde Jemand den Tod finden konnte. Ein einfacher Würfelstein mit polnischer Inschrift bezeichnet die Stelle, wo Poniatowsky ertrank; weiter unten im Garten steht ein größeres Denkmal, und dicht neben dem Würfelstein ist am Ufer, in einem kleinen tempelartigen Gebäude, die schöngearbeitete Büste des Helden und ein Modell von der von Thorwaldsen gefertigten Reiterstatue aufgestellt. Die Büste trägt edle, noch nicht vom Alter hinweggewischte Züge; unter ihr ist in einem Glasschrank der Sattel des Fürsten bewahrt. An der Wand hängt ein gelungener Kupferstich, der die Todesscene darstellt. Das Pferd sträubt sich instinktmäßig, den Sprung zu wagen, es hat den Kopf seitwärts zu seinem Herrn gewandt, der ihm die Sporen giebt. Das Thierauge drückt Furcht aus, indeß das Menschenauge, durchglüht von Hast, den Augenblick überflügelt, und schon das gegenüberliegende, rettende Ufer sieht. Dieser Contrast ist überaus schön; es ist, als habe der Künstler den Gegensatz des Irdischen mit dem Himmlischen auf diese Weise personificiren wollen.

Wie viel Kraft und Entſchloſſenheit liegt auf Poniatowsky's Stirn; wie entſchieden ſind ſeine Bewegungen! Er iſt eine prächtige Erſcheinung, ein Mann mit einer Flammenſeele, ein Menſch mit der glanzvollen Hoffnung auf das Jenſeits.

Intereſſant war mir in Leipzig die Anſicht der farbigen Daguerrotype, die allerdings nur wie angehaucht erſchienen, aber doch deutlich den Fortſchritt in dieſer Kunſt beweiſen. In Genf ſoll ſich ein Italiener niedergelaſſen haben, der die Lichtbilder auf präparirtem Papier feſthält, was allerdings, wenn dieſe Erfindung ſich bewährt, den groſſen Uebelſtand hebt, den die polirten Platten hinſichtlich ihres Spiegelglanzes haben. In jedem Fall ſtrebt unſer Jahrhundert in der Mechanik rieſenartig vorwärts; das ſieht man auch wieder auf der ſchön angelegten Eiſenbahn zwiſchen Leipzig und Dresden, in den ſchnaubenden Feuerdrachen, die den Zug in Bewegung ſetzen, und in den bewunderungswürdigen graden Linien, die die Schienen am Wege zeichnen. Auf der Hälfte des Weges zwiſchen Leipzig und Dresden liegt der mit Kühnheit gebaute Tunnel, den man in der Schweiz »Gallerie« nennen würde; im raſchen Fluge wird Meißen berührt, dann erhebt ſich Dresden mit der

italieniſchen Frauenkirche und der wundervoll über die Elbe geworfenen Brücke.

Dresden bildet einen frappanten Contraſt mit Leipzig. Iſt hier Alles auf den Handel und auf den Erwerb abgeſehen, ſo verrathen dort die Gebäude, Anlagen und Straßen die Reſidenz mit ihrem nach Kunſt und Schönheit ſtrebenden Geſchmack. Es iſt etwas Eigenes mit dem Gedächtniß des Menſchen, Jahrzehende lang kann eine Erinnerung in der Seele ſchlummern, plötzlich ruft ſie irgend eine unbedeutende Begebenheit, der Anblick eines Gegenſtandes ſo lebhaft wach, daß ſie wie der Schmetterling ſeiner Verpuppung entfliegt und fröhlich in der Seele hin und her flattert. Ich war als Kind in Dresden geweſen; ich wußte nichts mehr von Dresden, als daß es eine Kirche, eine Brücke und eine Terraſſe habe. Wie ich nun jetzt in Dresden einfuhr, ward plötzlich Vieles hell in mir. Das da war die Straße, in der meine Eltern wohnten; hier hatte ich meine Mutter in die Porte-Chaiſe ſteigen und hier ſie, angelehnt an die Fenſter des Brühl'ſchen Palais, in jugendlichem Schmuck wie ein lebendes Zauberbild ſtaunend betrachtet? Wie hatte ich das vergeſſen und nun, wie hatte ich es wieder gewinnen können? Ich war in der Erinnerung ein kleines Kind geworden, war zurückge-

treten aus dem Alter der Enttäuschung in das der kindlichen Träume, und mußte mich halb wehmüthig, halb lächelnd fragen: warum so viele Widersprüche, so viele Räthsel selbst in den einfachsten Regungen pulsiren? Daß man's erklären, daß man's ausdrücken könnte, was so oft chaotisch hin und her wogt! —

Gleich nach unserer Installirung in dem Hôtel de Pologne, das ich, im Gegensatz mit dem Hôtel de Saxe in Leipzig, jedem Fremden empfehlen kann, begann ich meine Wanderungen durch Dresden auf die im Blüthenschmuck prangende Brühl'sche Terrasse, in die Sophien- oder Hofkirche, an die etwas frivol das im großartigsten Styl gebaute Theater stößt, in die Gemäldegallerie und vor den vielfachen Palästen vorbei in die lieblichen Laubgänge der Antonstadt. Es ist Manches äußerst schön in Dresden und Manches wieder kleinlich und häßlich. So z. B. hat das Schloß in seiner winkligen, versteckten Lage gar kein Ansehen, und das Theater ist so groß, daß es wenigstens äußerlich auf ein Londoner oder Pariser Publikum schließen läßt. Harmonie schien mir eben nicht im Charakter der Stadt zu liegen, wohl aber ein Anstrich von heiterer Laune.

Ich nannte zuerst die Brühl'sche Terrasse und will mich eine Zeitlang auf ihr niederlassen. Es ruht sich

schön auf ihr, wenn man, umduftet vom Frühling, nach einem mühsam überstandenen Winter, einen Blick auf die zauberische Ferne wirft und dann zu sich selbst, zu so vielen versteckten Hoffnungen zurückkehrt, die wie Schneeglöckchen die Köpfe emporrichten und in ihrer Sprache das Kindliche: auch ich bin noch da! herstammeln. Am schönsten ist die Brühl'sche Terrasse von dem Belvedere aus gesehen, das an ihrem Ende liegt. Ueberall öffnen sich hier die anmuthigsten Aussichten auf die blauen Berge, auf den munter dahineilenden Strom, auf das Thal, das der Fleiß mit Wein bebaute. Und indeß die Wellen abwärts eilen, richtet sich das Auge aufwärts zu jener tiefen Himmelsbläue, die in ihrem Widerschein das Wasser verklärt. Das neben einem schönen, mit südlicher Vegetation geschmückten Garten gelegene Japanische Palais enthält das Antikenkabinet, in dem ich mehr als einen guten Bekannten aus Italien wiederfand. Ich kann nicht sagen, daß es mich ansprach, ich fand es unvollständig und hie und da mit werthlosen Gegenständen angefüllt, blieb aber doch gern vor den Kleinoden des vierten Saales, vor der kolossalen Statue der Minerva und vor der Büste eines Kriegers, der in seinem halb weichen, halb wilden Ausdruck an Ajax erinnert, stehen. Im sechsten Saal sieht man die her-

kulaniſche Matrone und die beiden jüngern Herkulanerinnen, deren Gewänder äußerſt ſchön gefaltet und hie und da wie durchſichtig ſind. Im ſiebenten liegt der Torſo eines verwundeten Kämpfers; wie groß muß die Kunſt eines Meiſters ſein, daß er einen Körper, der nichts mehr als Verſtümmelungen zeigt, ſchön erſcheinen läßt. Man vergißt bei dieſem Torſo, daß er ein bloßer Rumpf iſt, ſeine Proportionen ſind ſo wundervoll, daß ſich der Kopf, die Arme und Beine wie von ſelbſt in der Einbildungskraft anſchmiegen, oder vielmehr, man denkt nicht an das, was fehlt, man genießt das, was da iſt.

Dresden iſt reich an Sammlungen mancher Art, es beſitzt ein Münzkabinet, eine Porzellanſammlung, die öffentliche Bibliothek, das hiſtoriſche Muſeum, das die ehemalige Kunſt- und Rüſtkammer mit einſchließt, eine Sammlung von Gypsabgüſſen der Elgin'ſchen Marmorbilderwerke, die Sammlung mathematiſcher und phyſikaliſcher Inſtrumente, die Modellkammer, das grüne Gewölbe u. ſ. w. Am populärſten iſt die Bildergallerie ſchon deswegen, weil man keinen Eintrittszoll erlegt. In den gerade verſammelten Kammern ward über dieſen Gegenſtand discutirt; es wäre allerdings für Dresden nicht ganz gleichgültig, wenn man bei den vielen Beſuchern der Gallerie eine Entrée erhübe, allein die

Betrachtung, daß diese Sammlung alsdann dem Volk verschlossen sein würde, hat den Ausschlag gegeben, und man tritt nach wie vor ohne Tribut in die von heiliger Stille erfüllten Gemächer, durch die selbst Bauern und Handwerkspurschen mit Andacht wandeln. Daß der Anblick so vieler großartig ausgeführten Gemälde wohlthätig auf den Schönheitssinn wirkt, daß sie die Phantasie heben und den Geschmack bilden müssen, sieht man in der Dresdener Gallerie, die an keinem Tage unbesucht und von allen Classen eifrig bewundert wird. Wenn aber schon das Schöne auf alle Seelen, entwickelt oder unentwickelt, wirkt, wie ganz anders entzückt es die gebildeten, die heller sehenden Augen! Ich will nun damit nicht sagen, daß die meinen solche sind, aber ich glaube doch, daß ich einen lebhaften Zug für das habe, was ästhetisch ist, weswegen ich denn auch überall schnell das herausfinde, was sich der Mühe verlohnt gesehen zu werden und nicht zu dem Unbedeutenden gehört.

August III. hat das Hauptverdienst um die Dresdener Gallerie, indem er den größten Theil der Herzoglich-Modena'schen Sammlung und in ihr die Raphael'sche Madonna erwarb. Die Madonna di San Sisto, die sich in Tausenden von Copieen verbreitet hat und die Jeder kennt, ist doch so einzig, so unser-

reichbar ſchön, daß man, je länger man vor dem Bilde ſteht, deſto tiefer von ſeiner Erhabenheit durchdrungen iſt. Die kleinen Engel unten blicken, auf ihre Hände geſtützt, hinaus in die Welt ohne Ahnung des erhabenen Schauſpiels, das über ihren Häuptern ſich entrollt. Von der einen Seite Sixtus, von der andern Seite Barbara mit dem holdſelig lächelnden Geſichte, ſchwebt die Jungfrau, das heilige Kind auf den Armen, langſam dem mit Engeln bevölkerten Himmel zu. Sie hat ganz dunkle, ganz verklärte Augen, Augen, unter denen ſich die Schatten des Leidens gelagert haben und die nur Raphael zu malen wußte. In den meiſten andern Bildern iſt die Jungfrau in kindlicher, durchaus jugendlicher Erſcheinung dargeſtellt, in dieſem ſieht ſie wahrhaft mütterlich, wahrhaft losgelöſt vom Leben, ganz unirdiſch aus. Sie iſt von leichten Lichtſchichten, aber von keinen Strahlen umgeben, ſie blickt nicht auf-, nicht niederwärts, ſie blickt gradaus, iſt in ſich vollendet, unendlich ſchön und doch ſo unbewußt, ſo demuthsvoll, daß man den Saum ihres Gewandes küſſen, an dieſer Himmelsreinheit ſich ſtärken möchte. Dicht daneben hängt die Madonna della Sedia, die ſich aber nicht mit der Sixtiniſchen meſſen kann; ſie hat nicht dieſen göttlichen Ausdruck, nicht die Lichtpunkte der Begeiſterung in den Augen,

auf der Stirn, ſie iſt ſchön, aber ſie iſt nicht verklärt.

Die heilige Nacht von Antonio Allegri, Correggio genannt, ſtreut unendlich viel Licht aus, obwohl ſie Nacht iſt. Das Kind und die Jungfrau ſchwimmen und verſchwimmen faſt in dieſem Netz von Strahlen, in dem ſie gefangen ruhen. Das Kind will mir nicht gefallen; es iſt anatomiſch wahr, mit einem groſſen Kopfe und einem dicken Bauche, aber es iſt kein Jeſus. Maria mit dem Jeſuskinde auf dem Throne, vor welchem der heilige Franziscus Antonius von Padua, Johannes der Täufer und die heilige Catharina ſich befinden, ſprach mich in den einzelnen Figuren mehr an, obwohl die Compoſition der heiligen Nacht unendlich poetiſch und man kann hinzuſetzen unendlich religiös iſt. Lieblich und mit ſeinem Pinſel die Farben der Seele treffend iſt Carlo Dolce. Seine Cäcilia, umſpielt von den Tönen der Andacht, iſt ein ſchönes, ſchmachtendes Bild. Indem ſie die Orgel berührt, horcht ſie zugleich auf die Einflüſterungen des Geiſtes über ihr, der ihr ſo viel wonnigen Schmerz in die Seele hauchte; ſie horcht, fragt und antwortet, und das Alles mit jenem geiſtigen Ausdruck, der geheimnißvoll jedes Antlitz, das nach dem Himmel ringt, übergieſt. Wie glücklich preiſe ich Jeden, der ſolche

Gebilde in ſich trägt und ſolche Gebilde ausdrückt! Mir deucht, Geſtalten wie dieſe ſchaffen, heißt mit tiefgewurzeltem Glauben an das Höchſte reichen, heißt ſich einen Vorſchmack der Seligkeit bereiten, die allen Denen, die reines Herzens ſind, vielleicht einſt zu Theil wird.

Es war mir ſchwer, mich von Raphael, von Correggio, von Carlo Dolce loszureißen, und doch mußt' ich wenigſtens einen Blick auf die etwas manierirte franzöſiſche und auf die derbe niederländiſche Schule thun, die venetianiſche, bologneſiſche und neapolitaniſche nicht zu vergeſſen, denen ſich dann Mengs Paſtellmalereien und unter ihnen der vielbeſprochene Amor, der ſeinen Pfeil wetzt, anſchließen. Letzterer, das vorzüglichſte Bild von Mengs, hat einen gar neckiſchen Ausdruck und eine Carnation, die ihm ein warmes Leben giebt.

Niemand, der in Dresden war, wird es mir übel deuten, daß ich das grüne Gewölbe mit einiger Zerſtreuung durchſtreifte. Es enthält eine Maſſe von Kunſtgegenſtänden, deren Beſchauung einen Aufwand von Zeit erfordert, die nicht jedem Reiſenden zu Dienſte ſteht. Ueberdem iſt das vom Kurfürſten Auguſt angelegte und von Auguſt II. am meiſten bereicherte Gewölbe eher ein Magazin als eine Sammlung.

Zwar iſt die Sammlung ſinnreich geordnet, aber man hat viel Ueberflüſſiges zu ſehen, hat viel Schnecken, Korallen, viel Straußeneier und Stachelſchweinfedern zu überſehen, ehe man auf einen wirklich bedeutenden Gegenſtand ſtößt. Was indeß intereſſant und anziehend iſt, ſind die Maſſe Kleinodien im Rococoſtyl, an denen man den Geſchmack der Vergangenheit, das ſich an Spielereien haltende Jahrhundert, recht gründlich ſtudiren könnte. Was für eine Unmaſſe von monſtruoſen Perlen, die in Zwerge, in Früchte, in Wagen vermittelſt ihrer Faſſung umgewandelt ſind! Recht ſchön ſind die Emailgemälde von Raphael Mengs; vorzüglicher noch die prachtvollen Arbeiten in pietra dura und ausgezeichnet einige hohe Pokale, ſo wie eine Sammlung von Bergkryſtallſachen und Bildnereien von Holz. Allerliebſt ſind die in dem ſechſten Kabinet ſich befindenden Schnitzereien aus Elfenbein und Ebenholz. Im achten Kabinet bewundert man die Arbeiten der Hofjuweliere Dinglinger, worunter ſich der Thron und der Hofhalt des Großmogols Aureng Zeyb auszeichnet. Dinglinger arbeitete an dieſem Kunſtwerk mit ſeiner Familie und vierzehn Gehülfen acht Jahre und bekam, als es vollendet war, nahe an ſechzigtauſend Thaler dafür ausbezahlt. Aureng Zeyb iſt auf einer faſt drei Ellen langen und

eben ſo breiten ſilbernen Platte in orientaliſcher Pracht, umgeben von ſeinem Hofſtaate, den Vaſallen, fremden Fürſten und Abgeſandten dargeſtellt. Es iſt das werthvollſte Stück Dinglingers, beſonders wegen der Ausführung der kleinen Figuren und der vortrefflichen Zuſammenſtellung der intereſſanteſten Gegenſtände der egyptiſchen Mythologie. Dem Kunſtwerk gegenüber hängt der größte bekannte Onyx von ganz regelmäßiger Bildung. Der Juwelenſchmuck des Regentenhauſes, ſeit Kurfürſt Moritz aufbewahrt, blitzt und ſchimmert wunderbar und würde wohl mancher eleganten Dame auf's Diebsorgan wirken, wie es denn auch wirklich kürzlich geſchehen iſt, wo ein Diamant ſich in den Strickbeutel einer eifrigen Beſchauerin verlor, von dem Inſpektor alsbald aber wieder aus ſeiner Verborgenheit gezogen wurde.

Was mich überraſcht hat, iſt das Theater, das erſt kürzlich vollendet iſt und in ſeiner innern prächtigen Einrichtung mit den Pariſer Theatern wetteifern kann. Schon der Eingang iſt vortrefflich. Die vermittelſt Gas bewerkſtelligte Erleuchtung verbreitet ein äußerſt ſcharfes Licht, das die Corridore und die mit rothen Stoffen drappirten Logen erhellt. Der in der Mitte angebrachte Lüſtre flammt wunderherrlich und zeigt einen reich gemalten Plafond, deſſen Allegorieen in

Arabesken zu den Logen hinunterlaufen und wiederum am reichen Vorhang hinaufſteigen. Die Vorſtellung war mittelmäßig; das hübſche, aus dem Franzöſiſchen von Theodor Hell übertragene Stück: Michel Perrin, ſchien mir in der Darſtellung verfehlt. Die Männer fand ich ſchwerfällig und ohne Anſtand, die Schauſpielerin, die die darin vorkommende Liebhaberinrolle übernommen hatte, war zum wenigſten nicht hervorſtechend. Das ſchöne, große, aber faſt leere Theater ſtach ſonderbar gegen dieſe Vorſtellung ab; es nahm ſich wie eine Schwindſüchtige aus, die ſich auf's Sorgfältigſte ſchmückt, um ihr Siechthum vergeſſen zu machen. Man ſagte mir, daß viele Schauſpieler Ferien haben; es muß wohl ſein, denn wie würde bei einer ſolchen permanent ſchlechten Beſetzung ein Emil Devrient bleiben!

Sehr reizend und hie und da ſich bis zur Wildheit ſteigernd iſt der Plauenſche Grund, durch den die Weißeritz tobt und der ſich durch den Anbau zahlreicher, meiſt großer Dörfer und durch eine ſtarke Bevölkerung auszeichnet. Welche Felsmaſſen ſind hier aufgethürmt, welche Fruchtbäume ſchütten ihren Blüthenſchnee zur Erde, wie ſchwärmen die Maikäfer, wie jubeln die Nachtigallen! Ich mußte mich beſinnen, daß es nicht Sonntag war, ſo ſonntäglich war die

Natur an dieſem Freitag; das ſchwelgte und ſonnte ſich, wallte auf und wallte nieder, und dazwiſchen zogen die Dresdener ſchaarenweiſe aus den Thoren und vergnügten ſich im Freien bei einem Glaſe Bier oder bei einer Taſſe Geſundheitschocolade. Glückliche Harmloſigkeit, die nichts bedarf als Luft, Sonnenſchein und einfache Nahrung, die ſich heiter bewegt, die nichts hofft, die nichts erſehnt, die nichts will, als den Augenblick genießen.

Im Link'ſchen Bade, das mit ſeiner Terraſſe bis in die Elbe tritt, bezeugten zahlloſe Tiſche, wie gern die Dresdener im Freien ſchwärmen. Etwas weiter nach Pillnitz hin erhebt ſich der Weinberg, in dem alljährlich der König mit ſeiner Gemahlin mehrere Wochen in ſtiller Abgezogenheit lebt. Die ländliche Königswohnung iſt kein Schloß, ſie iſt ein Haus, eingerichtet für einen glücklichen Privatmann, der genug irdiſche Güter, aber ihrer nicht zu viel hat. Sie liegt iſolirt in der Mitte ſtrebender Weinſtämme, mit dem Blick auf die Elbe, abwärts vom Wege, aber ſchnell erreichbar. Pillnitz wird erſt im Sommer vom König bewohnt. Des Königs Neigungen ſind einfach, und ſein Sinn iſt der eines mit der Natur vertrauten Menſchen; er ſoll milde ſein. Da ſeine Kammern für ihn regieren, ſo kann er ſich ſeinem Lieblings-

ſtudium, der Botanik, weihen. Er ſoll ſeine Blumen leidenſchaftlich lieben. Wohl ihm! ſie werden ihm treu bleiben, werden aufblühen, verwelken und wieder aufblühen, werden ihn nicht täuſchen, werden ihn nicht verletzen. Daß es doch ſo ganz anders iſt, wenn man ſtatt Blumen Menſchen handhabt, wie man nie erntet, was man geſäet hat; wie der Sturm der Leidenſchaft, der über die Saaten raſt, die ſpekulativen Ideen bis auf die Wurzel ausreißt! Wir glauben uns ſo ſicher im Herzen unſerer Freunde, wir ſind ſo gewiß, daß uns nichts von ihnen zu trennen vermag, wir wiſſen uns verſtanden, gewürdigt, und das, was wir glaubten, hofften, wußten, waren Zeichen, die auf weichendem Sande geſchrieben waren. Ein Wirbel hat ſich erhoben, eine Wolke hat ſich entladen, und unſere Freunde kennen uns nicht mehr, der Weg zu uns iſt zerſtört, die Brücke, die die Herzen vereinte, iſt abgetragen.

Soll ich ſo ernſt von Dresden ſcheiden, wird kein heiterer Eindruck die trübe Reflexion ſcheuchen? Ich ſtehe noch einmal auf der Brücke; es iſt wirklich Sonntag. Die Feſtglocken der katholiſchen Kirche läuten, das Gewirre der Straße hat der ſtillern Andacht Platz gemacht. Die Klänge der Orgel tönen, der Schiffer löſ't einſam den Kahn, ſeine Ruderſchläge zerſchneiden

das Waſſer, die Wimpel flattern fröhlich; wie iſt mir? Ruft nicht Alles: Geduld! Was ſinn' ich? Wer ſich noch bewundernd der Natur, wie einer Geliebten in die Arme werfen und an ihrer Bruſt Thränen des Jubels und der Wehmuth weinen kann: der iſt noch glücklich!

III.

Das ſächſiſche Erzgebirge. Baireuth.

Von Dresden nach Tharant führt der Weg durch den Plauenſchen Grund und dann aufwärts nach Freiberg, das ſo viele Bergleute beſchäftigt und dem Sachſen größtentheils ſeinen Wohlſtand verdankt, indem hier für allen Mißwachs, für alle verfehlten Spekulationen und falſch angebrachten Theorien die Erde im tiefen Schacht Silberwerke birgt. Das hämmert und wühlt in der Tiefe, um die glänzenden Adern zu erſpähen, um Felſen zu ſprengen und Waſſer abzuleiten. Ein faſt ängſtigender Gedanke: auf der Oberfläche wandelnd mehrere tauſend Klafter tief Menſchen unter ſich zu wiſſen, die nur hie und da der warmen Luft, der Entzückungen des Frühlings, der belebenden Sonne theilhaftig werden und die im Uebrigen wie Verbrecher für die finſtere, feuchte Unterwelt leben

müſſen! Aber dieſe philanthropiſche Angſt ſteigt, wenn man über Freiberg hinaus nach Oederan, Chemnitz, Zwickau und Reichenbach gelangt, wo ausgehungerte Geſtalten am Wege ſtehen und die Webſtühle der armen Strumpfwirker kein fröhliches Geklapper mehr hören und die großen Bleichen keine Baumwollengeſpinnſte mehr ſehen laſſen. Der Handel liegt darnieder, oder wo in ihm noch Bewegung iſt, da muß der einzelne Arbeiter für ſo wenigen Lohn die Waare liefern, daß er und ſeine meiſt zahlreiche Familie dem Hungertode nahe iſt. Große Fabriken ſehen hohläugig und lautlos mit ihren Apparaten auf die Heerſtraße hin, die ausgeſtorben ſcheint; ſieben, acht Familien wohnen zuſammen in einem Hauſe, das wäre noch erträglich; aber zuſammen in einem Zimmer! Ueberall iſt Arbeitsnoth, und ſo ſehr auch die Regierung ſich bemüht, dem Uebelſtande abzuhelfen, koſtbare Straßenbauten anordnet und die Eiſenbahnen fördert, ſo kann ſie der Uebervölkerung nicht ſteuern, die ein Hauptübel iſt. Zwiſchen Oederan und Chemnitz, auf der Strecke von einer Quadratmeile, leben zuſammengepreßt zehntauſend Menſchen, die alle auf den Erwerb der Webereien angewieſen ſind, alle nach Brot ſchreien und alle im Elend vergehen. Die in Sachſen angeordneten Collekten, ſo wie die in Dresden veranſtal-

teten Kunſtausſtellungen zum Beſten der Nothleidenden retten zwar vom Tode, aber noch nicht von jener Armuth, von jener ſchrecklichen Wunde, die ein Jahr ſchlägt und für deren Heilung Jahrzehnde erforderlich ſind. Und indeß die zu den Webſtühlen gebrauchten und zu andern Arbeiten wegen Körperſchwäche untauglichen Menſchen ſich von der drückendſten Sorge gegeißelt finden, leben in den Gebirgen wo möglich noch geplagtere Kreaturen, die Spitzenklöppellerinnen, die mit Anſtrengung und gänzlich hingeopferten Augen wöchentlich kaum vier bis acht Groſchen verdienen. Denn auch hier, wie überall ſtehen dem langſam vorwärtsſtrebenden Deutſchen die Rieſen: England und Frankreich, entgegen, die mit ungeheuren Schritten einen Welttheil nach dem andern ſich anzueignen und durch Geſchmack und Wohlfeilheit den Sieg leicht zu erringen wiſſen. Daß die Induſtrie doch ſo viel zerſtören muß, ehe ſie bauet, ſo viele Wunden ſchlagen und keine heilen kann! Ganze Generationen ſterben an einer Erfindung, und das Genie, das die Erfindung ausſtrahlte, empfindet in ſeiner egoiſtiſchen Größe die Convulſionen der Einzelnen nicht, die wie gefällte Aeſte unter der Art welken und durch ihre Hinwegſchaffung den Stamm kräftigen müſſen. Möglich auch, daß das Geſetz der Erde: der Sieg des Stär-

kern über den Schwächern, ein gutes iſt, denn wo bliebe ſonſt der Fortſchritt, dies Reſultat des getriebenen und oft zermalmenden Rades?

In Hof nimmt man Abſchied von Sachſen und fährt nun, ſchon etwas getröſtet über die eben erhaltenen wehmüthigen Eindrücke, in das Land des Hopfens, in Baiern ein. Ueberall, wohin man blickt, Hopfenſtangen und an ihnen hinaufgezogen das grüne Laub, das zum Trank gehört. Fröhliche Geſichter am Wege, hie und da in einer Schenke ein Fiedler, der einen Ländler aufſpielt, hauptſächlich aber als deutſches Wahrzeichen die kleine weißthönerne Tabackspfeife, aus der ein Jeder, jung oder alt, die poetiſchen Rauchwolken bläſ't. Berneck iſt ſeiner Pfeffernüſſe und ſeiner Ritterburg wegen berühmt; ich glaube aber, daß die Baiern mehr Pfeffernüſſe als Ritterburgen lieben, beſonders wenn dieſe zerſtört und jene ſo wohlſchmeckend, als die Bernecker ſind. Sieht doch das Volk mit ſeiner heitern, etwas dickbauſchigen Miene aus, als ſchaue es nichts als den Augenblick und als wäre ihm der prüfungsvolle Blick in die Vergangenheit oder Zukunft verſagt. Anders iſt das mit ſeinen Nachbarn, den Schwaben; ſie ſind auch heiter, auch materiell, aber es iſt ihnen ein tiefſinniges, ächt poetiſches Element beigemiſcht, das dem Baier fehlt.

Doch habe ich Unrecht, das Baireuth'ſche und Nürnberg'ſche Baiern nennen zu wollen; nein, Franken iſt es, das heitere, geiſtreiche Franken, das Baiern als Schmuck dient, aber nicht ſein Blut, nicht ſein Eingeweide iſt. Weiter unten, hinter Nürnberg, fängt erſt Baiern an und mit ihm der Katholicismus und in ſeinem Gefolge die wieder errichteten Klöſter. Hier um Baireuth ſtrahlt das Licht des Proteſtantismus, ſtrahlt das Dichtergenie eines Jean Paul; aber klagt es auch in den grünenden Zweigen der üppigen Hollunderbüſche, daß alle Größe hinab muß in den Schooß der Erde und nur hie und da im Gedächtniß des Einzelnen als Idee, als Bild fortbeſtehen darf.

Ich hatte Jean Paul's Produktionen geliebt in der erwachenden Jugendperiode, in den Dämmerungsträumen der entſchwindenden Kindheit geliebt; ich hatte mich an den unklaren, phantaſtiſchen Ausdruck dieſes Schriftſtellers gehängt, und er hatte mich oft weit fort aus der Wirklichkeit in die Erſcheinungen der Fata Morgana getragen. Aber mit der Reife iſt auch das Urtheil gekommen, und was früher das Gefühl angeſprochen, muß jetzt der Verſtand von ſich weiſen; er muß nach kräftigerer Nahrung greifen, muß aus dem Taumel erregender Düfte der Subjectivität ſich in die geſunde Luft der Objectivität wagen, muß prüfen,

und wenn es ſein muß — verwerfen. Dennoch — wenn ich auch nicht mehr wie ſonſt Jean Paul's Geiſt verehre, wenn ich ihm auch Schuld gebe, daß er ſtatt der ſo nothwendigen Klarheit faſt nichts als unklare Anſchauungen bot, verkenne ich doch nicht die Reinheit ſeiner Phantaſie, die Fülle ſeines Herzens, die Leiſtungen ſeines Willens. Ich denke noch oft ſeines Siebenkäs, ſeines Kampanerthals, ſeiner Flegeljahre, ich lächle und weine über Lenetten's Häuslichkeit, die mit Spinnenfüßen im Zimmer herumlief, indeß ihr Heinrich an der Feder kaute, ich ſeh' ſie unglücklich dieſe Menſchen, die glücklich zu ſein verdienten, unglücklich, daß ſie ſich fanden und ſich nicht tragen, verſtanden und ſich nicht ergänzen konnten. Und weil Jean Paul gleichſam mit zu meiner Jugend, zu meiner Entwicklung, namentlich zu meiner Erinnerung gehört, war es mein Erſtes in Baireuth, ſein im vorigen Jahre errichtetes, von Schwanthaler gefertigtes Denkmal, ihn ſelbſt in glänzendem Kupfer gegoſſen, auf dem Platze aufzuſuchen. Er ſteht da auf einem in Baireuth geſchliffenen Marmorpiedeſtal, im einfachen Ueberrocke, den Griffel in der Hand, ſinnig vorwärts, faſt aufwärts blickend, die Stirne mit wenig Haaren umgeben, die Augen etwas tief in den Höhlen liegend, um Mund und Kinn das Lächeln des Wohlwollens und

der reinen Menſchenliebe. Er ſieht nicht ſelbſtzufrieden, nicht ruhmdürſtig, nicht theatraliſch aus, er iſt nicht vor einem Publikum, das ihn beurtheilt, er iſt unter Menſchen, die ihn lieben, in Baireuth, wo jedes Kind ſeinen Namen nennt, wo er dieſem die Hand gegeben, jenem eine Roſe geſchenkt hat, nicht weit von Wunſiedel, wo er ſeine Kindheit neben dem wunderlichen Alexanderbade verlebte, das in ſeinen Felsmaſſen und hängenden Gärten wohl nicht wenig zur Anregung ſeiner Phantaſie beigetragen haben mag. Freundlich ſcheint er auf die Stadt zu blicken, in der ihm wohl ward, in der er lebte und ſtarb. Es iſt dieſes Dichtermonument nichts Erhabenes, nichts Ideelles, nichts Abſtraktes; es iſt die reine Menſchlichkeit, der Moment des Gemüths, der wahrhaftige Ausdruck eines Mannes, der unter ſeinen Büchern lebt, jetzt vom Lehnſtuhle aufgeſtanden iſt und mit dem Griffel und einem Blatt Papier in der Hand über die Schwelle ſeines Hauſes ſchreitet, um die Natur zu belauſchen, oder auch — um ſich einmal in heiterer Rede bei heiteren Menſchen zu zerſtreuen. Das that er denn hauptſächlich im Hauſe der Frau Rollwenzel, die vor dem Thore, auf dem Wege nach der von ihm oft beſchriebenen Eremitage, lebte, und bei der er in einem Dachſtübchen, mit dem Blick auf das düſtre Fich-

telgebirge, arbeitete, oder ihr auch aus ſeinen Werken vorlas. Die Tochter der Frau Rollwenzel, die noch lebt, führte mich in das Zimmer, das Jean Paul zu ſeiner Erholung benutzte; es iſt ſo einfach, daß ich es unter andern Umſtänden eine Bauernſtube nennen würde. Einige hölzerne Stühle, ein großer Tiſch in der Mitte, ein Fenſter und an der Wand Jean Paul's Namenszug aus Moos geflochten. Auf dem weißen Fayenceofen ſtand ein zerbrochenes großes Trinkglas, für Jean Paul aus Berlin zu ſeinem letzten Geburtstag geſandt und das zerbrochen angelangt war, ein Omen, das Jean Paul in ſeinem leidenden Zuſtand ſich zu deuten wußte. Die Frau Rollwenzel habe er für die geſcheiteſte Frau in ganz Baireuth angeſehen und deswegen auch kein Buch ohne ihr Urtheil drucken laſſen, erzählte mir die eben nicht geiſtreich ausſehende Tochter. Das ſei aber auch ein Lamento geweſt, wie der Herr Legationsrath geſtorben ſei; er ſei Abends mit Fackeln begraben worden, und die Frau Rollwenzel, trotz ihrer ſiebenzig Jahre, wäre die ganze Nacht wie wahnſinnig einhergelaufen und habe ſich endlich denn auch, als ſie ſelbſt ſterbend geweſen ſei, ausbedungen, neben Jean Paul begraben zu werden. Ich ließ die gute Tochter reden, ließ mir erzählen, wie der Herr Legationsrath gearbeitet und wie ſehr

ſeine Augen roth geweſen wären und blickte indeß hinaus aus dem Fenſter nach der hügeligten Gegend mit dem Fichtelgebirge im Hintergrund hin, dachte an das, was der Menſch erſehnt und nie erreicht, an die ſtachelnde Ungeduld im Innern, die uns immer vorwärts treibt, an das Streben nach oben und an die Fuß- und Handſchellen des Lebens; dachte an das Verkennen, das die Beſten erdulden, an die Ungerechtigkeit der Maſſen, an die verdeckten, mit Thränen weggewiſchten Schmerzensblutstropfen der Arbeitenden und ging endlich ſtill für mich hinſinnend auf Wieſenwegen nach der Eremitage, dem Luſtſchloſſe der Markgrafen von Baireuth, die nun auch nicht mehr ſind oder nichts ſind als Staub.

Wer denkt nicht an die Markgräfin Wilhelmine, an die Schweſter Friedrichs des Großen, die in der Eremitage ihre Memoiren ſchrieb und mit damals üblicher halb frivoler, halb beißender Art die Gebrechen ihrer allerdings ſehr mangelhaften Umgebung ſchonungslos kund that? Wer ſieht ſie nicht dieſe preußiſche Prinzeſſin ſich aus dem Zwang des älterlichen Hofes in die Armuth des Baireuther flüchten und all' ihren Lebensſtoff in Sarkasmen verſchwenden? Wen überſchleicht es nicht wehmüthig, wenn er ſich hier plötzlich in das vorige Jahrhundert unter dieſe Fa-

milienbilder zurückversetzt sieht und sich gestehen muß, ein Hof wie dieser hebe alle Illusion der bevorzugten Menschen auf und dränge ihn mit seinen Gemeinheiten und Intriguen in das Verwerfliche hinüber? Diese Zellen, Zimmer kann man sie nicht nennen, waren der Schauplatz vieler Familienkämpfe, aber auch vieler grotesken Scenen. Hier zankte sich die Markgräfin mit ihrem Schwiegervater, von dem Friedrich Wilhelm I. schon deswegen die ungünstigste Idee hatte, weil er Ludwig XIV. nachahmen wollte; hier bat sie, in Thränen gebadet, um einen Kassenzuschuß und erhielt vom König die Zusicherung, daß ihr hie und da zehn Thaler, oder wie er, sich schnell verbessernd, hinzufügte, zehn Gulden und dann und wann ein altes Kleid der Königin zufließen sollte; hier endlich schrieb sie, erbittert durch ihr allerdings herbes Schicksal, Details über ihre namentlich am Geiz der Aeltern gemachten Erfahrungen nieder, die das Schroffste, Verwundendste, Unkindlichste sind, das je aus einer Feder geflossen ist. Die Zimmer sind mit neuen Möbeln versehen, und nur hie und da hat sich ein antiker Lehnstuhl in seinem alten Rechte behauptet. Dagegen ist das Schlafzimmer der Markgräfin noch unberührt und so vom Hauche der Zeit zerstört, daß man die Bettgardinen nicht berühren kann, ohne

daß ſie in Staub zerfallen. Dem Ganzen aber iſt dennoch nicht der Stempel des Ehrwürdigen genommen worden; die alten Bilder, in ihren Fiſchbeinröcken, in ihren aufgekrempten Kleidern, in ihren dreieckigen Hüten oder gepuderten Köpfen erzählen ſich untereinander von der vergangenen Zeit. Da iſt der Markgraf von Baireuth und hier der Erbprinz neben wunderſchönen Hofdamen, die mit ihren weißen Schultern und Korallenlippen zu coquettiren ſcheinen; hier Friedrich der Große und daneben ſein wohlgenährter Herr Vater, der halb ſpottend, halb gutmüthig auf ſeine hagere Gemahlin, die ambitiöſe hannöverſche Prinzeſſin, blickt, indeß in der Ecke des Zimmers das Bild der weißen Frau geiſterartig und drohend wie ein Memento mori herunterſieht; hier endlich ſind die Kriegsthaten Friedrichs des Großen, an dem die Markgräfin mit ſchwärmeriſcher Liebe hing, und der ſich von ihr erkaltend in ſpätern Jahren zurückzog.

Aus dieſer gepuderten, gefiſchbeinten und gezopften Geſellſchaft kommt man, wie zu einem fortgeſetzten Traum, in den in franzöſiſchem Styl zugeſtutzten Garten, der mit ſeinen ſpringenden Waſſern an Verſailles erinnern ſoll, in dem aber nichts ſchön iſt, als die friſchen, wundervoll gehaltenen Raſenplätze und die Erinnerung an »Titan von Jean Paul,« der

hier ſeine Liane leiden und lieben und ſeinen Albano ſagen ließ: »Was iſt denn da geblieben? Ein weites Weh über das ganze Herz, aber das Herz auch.« Unter verfallenen Aquädukten iſt das Theater, wo im Freien geſpielt wurde, iſt der kleine Pavillon, wo Friedrich Wilhelm I. ſeine Tabagie hielt, iſt der Sonnentempel, in dem die Thee's gegeben wurden, Thee's ſtatt Mittagseſſen, weil dieſe weniger als jene koſteten, lauter klaſſiſche Orte, die man mit lebhaftem Intereſſe betrachtet.

Daß meine Zeit mir nicht erlaubte, das Luſtſchloß des Herzogs von Würtemberg und in ihm die Meiſterwerke ſeiner Gemahlin, der frühverblichenen Maria von Orleans, zu ſehen, that mir um ſo mehr leid, als ich bis jetzt nur in Copien den bildenden Meißel der genialen Prinzeſſin kennen gelernt hatte. Wie gern hätte ich einen tiefern Blick in die Leiſtungen eines Genius gethan, der eine Jungfrau von Orleans ſo lebenswarm aus kaltem Stein, ſo überrieſelt von Herzblut, ſo begeiſtert hinſtellen konnte. Sie hat nur Weniges ganz ausgeführt, und unter dieſem Wenigen iſt ihre Jungfrau von Orleans, die ſie zweimal in zwei verſchiedenen Stellungen gab, das Beſte, aber es weht in allem ein eigner Geiſt, ein Geiſt, der nicht Wurzel auf der Erde faßte, ſondern der über ihr mit

melancholiſchem Lächeln ſchwebt. Das drückt ſich auch in dem etwas gebeugten Haupte der Agnes Sorel und in den geiſtig aufgefaßten Büſten ihrer Familie aus. Es iſt, als wollte ſie ſagen: »mein Leben iſt ein Kommen, Lächeln und Gehen! Ich grüße Euch, aber ich weile nicht; mir iſt nicht wohl hier; mir iſt nur wohl in den ſtrahlenden Lichtregionen des Himmels.« — Ja, ſo eine Sehnſucht ſpricht ſich in den Werken Mariens von Orleans aus. Darum ſtarb ſie, nicht weil ſie unglücklich war, ſondern weil ſie nicht in den Dunſtkreis der Erde paßte und nur das darin vollendete, was ihr oblag. Auch iſt mir dieſer Tod nie betrübend, ſondern nur erhebend vorgekommen. Wer etwas ſchafft, etwas hinterläßt, hat ein Recht auf's Sterben.

IV.

Nürnberg.

Wie heimiſch, wie ächt deutſch, wie bieder und treu blickt Nürnberg in ſeiner Sandebene den Einfahrenden an! Zwiſchen der gothiſch gebauten Lorenzkirche, den Giebelhäuſern, den ſchön verzierten Brunnen und den in den Stadtgräben angelegten Spargelbeeten wandeln überall freundlich lachende Menſchen.

Man sagt sich: hier ist Deutschlands Herz, hier pulsirt das reine deutsche Blut, hier tritt die Erinnerung aus jeder winkligen Straße oder lugt hinter jedem Erker hervor. Und das nicht etwa in der erhabenen Sphäre der Heldenthaten oder in den verklärten Bestrebungen der Kunst, sondern Nürnberg's Leistungen trugen von jeher eher den Stempel der Gewerbthätigkeit und der Nachahmung, als den der Erfindung und des hochfliegenden Gedankens an sich. Hatte das erfinderische Schwaben Minnesänger, so hatte Nürnberg nur Meistersänger. — Alles in der ehrlichen, alten Stadt war in die Farben des gemächlichen Deutschthums, des langsamen aber sichern Fortschritts, des sich nicht Uebereilens getaucht. Was einmal da war, wurde zu erhalten gesucht, was kommen sollte, wurde bedächtig geschaffen. Dabei ein musterhafter Gemeingeist, der den kleinen Staatskörper beseelte, herbeigeführt durch die Zünfte, die eine Kette voll kräftiger Glieder bildeten und eine Religiösität, die zwar vom Glauben beherrscht war, aber niemals in Schwärmerei ausartete. — Wie gesagt, Nürnberg liegt in einer Sandebene; es gehörte Fleiß und Ausdauer dazu, um den Boden urbar zu machen, was aber widerstünde der deutschen Ausdauer? So grünt und blüht es denn überall um Nürnberg, wie wenn

die Natur verſchwenderiſch ihr Füllhorn über die Stadt ausgegoſſen hätte, und darüber erhebt ſich die alte Reichsburg, auf einen Felſen gebaut, und ruft in ihrem durch Alter graulich gewordenen Anſtrich die Jahrhunderte und mit ihnen all' die Fehden des Mittelalters wach. Das mag da oben auf der Burg von geharniſchten Fußtritten wiederhallt, von Waffen und Kampfſpielen geklirrt haben; mag Fähnlein im Winde haben flattern laſſen oder große Humpen gefüllt haben, und dort mag gejubelt und gezürnt, geſpielt und gekämpft worden ſein. Aber nicht allein das Mittelalter hauſ't hier, es ſchweift auch der Blick weiter auf die erſte Gründung zurück, die der Sage nach Conrad I. im zehnten Jahrhundert zugeſchrieben wird. Um die Burg herum lagerte ſich dann die Stadt, und was auch für Unbill über ſie kam, ſie glich dem Phönix, der den Flammen verjüngt entſteigt, ſie hatte unverwüſtliche, unantaſtbare Elemente in ſich. Das ſieht man auch im Jahr 1105, wo ſie von Heinrich IV. erobert und zerſtört und im Jahr 1124 ſchon wieder aufgebaut war. Die Hauptblüthe der Stadt entwickelte ſich aber im ſechszehnten Jahrhundert, wo emſiger Fleiß von der einen Seite und Reichthum von der andern die werthvollſten architektoniſchen Leiſtungen und die kunſtvollſten Malereien und Gußarbeiten

in's Leben rief, ſo daß noch jetzt Nürnberg als ein ächter Abdruck des Mittelalters gelten kann. Dieſe alterthümliche Form aber iſt es, die mich ganz insbeſondere in ihrer Gemüthlichkeit angeſprochen und mir das Gefühl, daß ich hier im deutſchen Vaterlande ſei, in ſeiner ganzen Fülle gegeben hat.

Die Pegnitz, ein kleiner, langſam dahin ſtrömender, mit trübem Glanz gefärbter Fluß, theilt die Stadt in zwei Hälften, in die Sebalder und die Lorenzer Seite. Die von Peter Carl im Jahre 1598 aufgeführte Brücke zeichnet ſich vor den übrigen ſechs durch ſchöne und feſte Bauart aus. Ueber ſie herüber gelangt man auf den Markt und von da zu dem ſogenannten ſchönen Brunnen, der mit Recht als ein allgemein bewundertes Kunſtwerk dieſen Namen trägt. Von Georg und Fritz Ruprecht und von Sebald Schonhofer im Jahre 1361 erbaut, erinnert dieſe coloſſale Steinpyramide lebhaft an die Spitzen des Mailander Marmordoms, obwohl der Brunnen in gleicher Art nur aus Sandſtein gebauen iſt. Früher war er theilweiſe bemalt und vergoldet, jetzt iſt er ganz im mittelalterlichen, einfachen Styl reſtaurirt worden. Zierlichkeit, Grazie und Proportion ſtellen dieſes Kunſtwerk um ſo bedeutender heraus, als ein von Paulus Kön gefertigtes Gitter

dem Ganzen den Anſtrich des Abgeſchloſſenſeyns giebt. Dicht daneben ſtehen die im altdeutſchen Geſchmack gebauten Harsdorfiſchen und Hammersbacherſchen Häuſer, die mit ihren Erkern und Thürmchen dem Brunnen als Staffage dienen. Dann tritt man in die Sebaldskirche. So einer Pracht von bunten Fenſterſcheiben, von ſchimmernden und verſchwimmenden Farben bin ich nirgends als in den Nürnberger Kirchen begegnet. Das Licht, das durch dieſelben in die Gotteshäuſer fließt, iſt ſanft und erhebend, wie jenes, das der Glaube in die Seele gießt. Da iſt nichts Blitzendes, nichts Schneidendes, ſondern heilend wie das Wort, das aus dem Munde des höchſten Lehrers ſtrömte, dringt der Tag in die entfernteſten Gegenden der heiligen Stätte. Auch erfährt man erſt in den Kirchen dieſer Stadt, was Albrecht Dürer, was Peter Viſcher, was Adam Krafft an wirklicher Kunſt leiſteten; kein Gotteshaus, das nicht Monumente dieſer Künſtler, etwa nicht einzeln, ſondern maſſenweiſe aufzuzeigen hätte. So findet man gleich dem Rathhauſe gegenüber, in einer wohlverwahrten Niſche der Kirche, die treffliche Arbeit Adam Krafft's: »Die Leidensgeſchichte Jeſu« darſtellend und in der Kirche Peter Viſcher's Meiſterwerk: »Das St-Sebaldus-Grab,« an dem ſich die zwölf Apoſtel haupt.

ſächlich, nebenbei aber zahlloſe kleinere und größere Figuren, ſogar hie und da der Mythologie entlehnt, auszeichnen. Es läuft nach oben in drei Abtheilungen, die durch Thürmchen und Zinnen geſchloſſen ſind, zuſammen, auf deren höchſter Spitze Jeſus in Kindesgeſtalt, mit lächelndem, holdſeligen Antlitz thront.

Die »Grablegung Chriſti« von A. Dürer hängt neben der geſchmackloſen Kanzel, und in einem ſo ungünſtigen Licht, daß man kaum daran die Farben unterſcheiden kann. Dem Styl der Kirche, dem Geiſte des Jahrhunderts und dem einfachen Proteſtantismus angemeſſen, iſt der neue Hauptaltar an die Stelle des verfallenen von Heideloff im Jahre 1821 verfertigt worden. Dieſer moderne Name vermiſcht ſich ſonderbar genug mit den Leiſtungen des Mittelalters in Nürnberg. Denn wo Kirchen oder Monumente zu reſtauriren waren, wo hier ein Chor zugefügt oder dort ein Kreuzgang vollendet werden mußte, da iſt Heideloff, der baieriſche Architekt, mit ſeinem feinen Sinn, in ſeiner Identifizirung mit dem Gothiſchen eingeſchritten. Wie in der Sebaldskirche der Altar, ſo iſt in der Lorenzkirche eine Gallerie von ihm aufgeſetzt und die vordere Thüre nach ſeinen Zeichnungen ausgeführt worden. Freilich ſtehen ihm ungewöhnliche

Mittel, ein bauluſtiger, zwiſchen Griechenland und Deutſchland ſchwebender, von beiden Extremen gleichzeitig angezogener König zur Seite, der, wenn er auch Klöſter herſtellt und dem Proteſtantismus entgegen zu ſeyn ſcheint, dennoch an den gothiſchen zu lutheriſchen umgeformten Kirchen nichts ſpart. Was die Lorenzkirche zur ſchönſten Nürnbergs macht, iſt zuerſt ihr herrliches Portal mit der glühenden Fenſterroſe darüber. Die beiden Thürme mehren den Eindruck. Beim Eintritt ſtrahlen von allen Seiten die gemalten Fenſter und von ihnen verklärt und mit kleinen bunten Lichtflecken bedeckt zeigt ſich das Sacramentshäuschen, von Adam Krafft, deſſen ſchlankes, aufſteigendes Gebäude zu dem Glauben Anlaß gab, es ſei aus einer Maſſe gegoſſen, geformt oder gebrannt, indeß iſt es eine der beſten Steinhauerarbeiten des Mittelalters. Die damalige Sitte, wo die Künſtler, ſtatt ihre Namen irgendwo an ihren Werken anzubringen, ſich ſelbſt leibhaftig darſtellen, findet ſich auch hier wieder beſtätigt, denn Adam Krafft trägt knieend in Gemeinſchaft mit ſeinen Geſellen das ganze Häuschen auf ſeinem Rücken. Es ſtellt Scenen aus dem Leben des Heilands vor und windet ſich wie eine Zauberblume eben ſo maleriſch ſchön als kühn ausgeführt zu einer Höhe von vier und ſechzig Fuß empor. Ich ſtand lange ſtaunend

vor dieſem anſcheinend ſo einfachen und doch reichen Werke und wußte nicht, was mehr zu bewundern ſei: die ganze muthige, alle Hinderniſſe niedertretende Conception eines Steinhauers, der aus der harten Maſſe die zarteſten Gebilde ſchafft, oder die Verwirklichung dieſer Gebilde, welche in der Correktheit nichts zu wünſchen übrig laſſen. Und dabei hockt Adam Krafft, Hammer und Meißel in der Hand und das Schurzfell vor, ſo harmlos am Boden und trägt ſo heiter das ſchwere Gebäude, als wollte er damit ausdrücken, daß Schaffen keine Arbeit, wohl aber Glück oder innerer, unwillkürlicher Drang des Genies ſei. Veit Stoß, den ich ſchon in der Sebaldskirche durch ein Cruzifix kennen gelernt hatte, begegnete ich hier wieder in ſeinem engliſchen Gruß, ein herrliches Schnitzwerk, das auf die Höhe der aus tauſend Aeſten kühn gewölbten Decke des Chors berechnet iſt, von welchem es aber, leider nicht ohne Schaden, einmal herabſtürzte. Ueberhaupt iſt die Lorenzkirche reich an Holzſchnitzerei, die viele der kleinen Altäre ſchmücken. Und dabei weht eine Harmonie, eine Einfachheit, eine Traulichkeit in dieſen Räumen, welche den Anblick des alten Tempels heiter und erhebend machen; ſeine Größe iſt nicht zermalmend, ſeine Reichthümer ſind nicht beengend, Alles athmet den ſtillen Geiſt des

Christenthums, das die Kreatur gläubig in die Arme des himmlischen Vaters legt und sie dort sanft ruhen und ausruhen läßt.

Recht schön, obwohl neu, ist die Ausschmückung der Jakobskirche, deren Aeußeres allein ächt mittelalterlich ist, deren Inneres aber geistreich der Hülle erst kürzlich angepaßt wurde. Ganz vorzüglich darin ist der Altar, der in vier Giebel und eine Spitzsäule endet und reich mit Bildschnitzerei gleich Blumen verziert ist. Das schöne, wenn auch aus der modernen Schule entstandene Bild Luther's, das im Chore hangt, verdient seiner vortrefflichen Ausführung wegen einer ganz besonderen Erwähnung. Das ganze Gesicht athmet den Geist der Reformation, das kräftige, von allen Vorurtheilen befreite Fortschreiten des Mannes, der nicht die Gegenwart, sondern eine den künftigen Generationen heilbringende Zukunft betrachtete. Da ist keine menschliche Furcht, kein sorgliches Umherblicken zu bemerken, da herrscht nur der freie, der unumschränkteste Gedanke, der zerstört, weil er schaffen, abschafft, weil er bauen will.

Wäre das von Holzschuher im italienischen Styl gebaute Rathhaus der Sebaldskirche nicht gar zu nahe gerückt, so würde das an sich schöne, aber ganz verdeckte Gebäude unweit bedeutender erscheinen.

Der große Rathhausſaal, der durch zwei Stockwerke geht, iſt mit einem Wandgemälde Albrecht Dürer's geziert, deſſen bewegter Darſtellung nichts als das wirkliche Leben zu fehlen ſcheint. Ein großes, ſchönes Bronzegitter, das Peter Viſcher gegoſſen hatte, wurde leider in den Kriegszeiten, ohne Rückſicht auf ſeinen Kunſtwerth, eingeſchmolzen. Der kleinere Rathhausſaal enthält die Bildniſſe derjenigen Männer Nürnbergs, die ſich durch große Stiftungen um die Vaterſtadt verdient machten. Man erſtaunt faſt über die Maſſe von Stiftungen, über die großen Opfer, die der Einzelne dem Ganzen brachte; aber man iſt auch angenehm durch den Gedanken angeregt, daß das Wohlwollen und die ächte Menſchenliebe der Zeit trotzt, und ein von den Urvätern gepflanztes Bäumchen in ſeinen großgewordenen Zweigen die dankbaren Enkel beſchattet. Das Bildniß des ſeligen Königs Maximilian I. iſt von Inſchriften und Emblemen umgeben, die ihn als Stifter der Conſtitution und Gemeindeverfaſſung bezeichnen. Weiter unten iſt die Heideloff'ſche Randzeichnung, die das Gedicht des jetzigen Königs, das er Nürnberg nannte, zieren, aufgehängt. Es iſt viel Farbe, viel Fleiß, viel Geiſt an dieſer Randzeichnung verſchwendet; ob aber der Kern der Sache dem wundervollen Einband entſpricht? Un-

terirdiſche Gänge führen bis außerhalb der Stadt. Die unter dem Rathhauſe befindlichen Gewölbe dienten früher zu Gefängniſſen, neben denen ſich noch Marterkammern zu den heimlichen Gerichten befinden. Ueber einer der Thüre ſteht der Spruch:

Eines Mannes Red' iſt eine halbe Red',
Man muß die andere Seit' verhören thät.

Welcher Spruch vielleicht öfters abgeleſen, als angewandt worden iſt.

Die Moritzkapelle iſt reich an Gemälden, die der alt-, ober- und niederdeutſchen Schule gehören. Sie iſt in einen Bilderſaal umgeformt und nimmt ſich in ihrer alterthümlichen zeitgrauen Farbe und ihrem meiſt frommen Inhalt ehrwürdig aus, dabei hat ſie ein gutes Licht und zeigt die Gemälde in ſchöner Harmonie und Ordnung, nach Heideloff's Angabe aufgeſtellt. Die niederdeutſche Schule entkeimte dem byzantiniſchen Styl, der allmälig durch Geſchenke, die die byzantiniſchen Kaiſer den deutſchen Fürſten machten, in Deutſchland bekannt wurde. In den Bildern des Wilhelm von Köln iſt dieſer Styl noch herauszufinden, dann aber bekam die deutſche Kunſt Selbſtſtändigkeit und Freiheit und erhub ſich unter van Eyck,

der die Oelmalerei erfand, im Jahre 1400, ſchon zu einer gewiſſen Vollkommenheit, obwohl namentlich Perſpective und italieniſcher Farbenglanz ihr lange noch abging. Die oberdeutſche Schule blühte hauptſächlich durch Michael Wohlgemuth, deſſen Schüler, Albrecht Dürer, ihn aber bald überflügelte und ſich einen ſo feſten, ſichern, charakteriſtiſchen Ausdruck erwarb, daß er nach vier Jahrhunderten in ſeinen Einzelnheiten wohl jetzt noch als Vorbild dienen kann. Dieſem Albrecht Dürer in ſeinen meiſt bibliſchen Leiſtungen nachzuſpüren, die Reinheit ſeiner Phantaſie zu bewundern, mich an ſeinem gläubig frommen Sinn zu erheben, war recht eigentlich meine Aufgabe. Der vom Kreuz abgenommene Leichnam Chriſti in den Armen des Johannes und ſein Ecce homo, halbe Figur, tragen ſchon heilige Spuren eines in den Geiſt der Bibel und ihre höchſte Poeſie ſich vertiefenden Gemüthes. Das iſt alles kindlich, rein, fromm, leidenſchaftlos und gläubig. Chriſtus iſt geſtorben, aber ſein Tod iſt nicht mit den Verrenkungen begleitet, die irdiſche Schmerzen auszeichnen, es iſt der Tod des Gerechten, das ſich Loslöſen von der Hülle, der entfliehende Hauch, der nach Oben eilt. Tiefer Frieden um ihn, tiefer Frieden in ihm! Maria weint, aber ſie weint eher Freuden- als Schmerzensthränen, und Johannes? Er

hat ſeines Herrn Gedanken erkannt, er fühlt den Flügelſchlag des ewigen Engels, er weiß, woher dies Licht und woher dieſe Nacht — er klagt nicht, er fürchtet nicht, er iſt außer dem Moment, er iſt bei dem, der entſchwand, aber fortbeſteht, der überall iſt. Seine blonden Haare hängen ihm um die Schultern, ſein Mund lächelt wehmüthig, ſeine guten Augen ſind liebevoll auf die ſterbliche Hülle geſenkt. Wie viele ſüße Erinnerungen umgeben ihn, wie viele Worte klingen in dieſer Bruſt wieder, die er nun der Welt zu wiederholen geht. Ob ſie ihn verſtehen, ob ſie ihm glauben wird? Er weiß es nicht, er denkt noch nicht daran, er denkt nur an Jeſus, den er liebt und dem er gehorchen will. Dicht neben dem Bilde trägt der heilige Chriſtoph das Jeſuskind durch das Waſſer. Das iſt wieder ein ſchönes Bild. Chriſtoph iſt ſo kräftig und doch ſo ſorgſam, ſo ſchön und doch ſo nachläſſig. Seine Füße ſtehen im fließenden Waſſer, er bückt ſich etwas, um auf die Steine blicken und das Straucheln verhindern zu können, aber es kümmert ihn nur wenig, weil ſein ganzes Augenmerk auf das liebliche blonde Kind gerichtet iſt, das er mit dem Arme an ſich drückt. Er hat ſo viel Liebe, ſo viel Bewunderung, ſo viel Anbetung in ſich, er weiß nur nicht, wie er ſich in ſeiner Einfachheit ausdrücken ſoll,

er iſt etwas befangen, etwas verlegen, er begreift nicht recht, wie er in ſeiner ſchlichten Einfachheit zu ſo viel gnadenreicher Ehre kommt. Er das Chriſtuskind im Arm?! Er ſieht wohl, daß das Wahrheit iſt, aber dieſe Wahrheit iſt faſt erdrückend, er verſteht ſie nicht.

Von Albrecht Dürer's Bildern ging ich in Albrecht Dürer's Haus und dann zu ſeinem Denkmal. Es iſt ein kleines einfaches Eckhaus, an dem der Erker, in dem Dürer arbeitete, fehlt. Sein Aeußeres iſt alterthümlich und ſein Inneres ſo winklicht und dunkel, daß man Dürer's Anſpruchloſigkeit bewundern muß. Neben der Küche, wo ſeine zornige Frau Teller zerſchlug, wenn Dürer nicht gleich zum Eſſen erſchien und darüber die Suppe verbrannte, iſt ſein Wohn- und Schlafzimmer, kaum groß genug für zwei, und durch ein einziges Fenſter erhellt; dann folgt ein etwas größerer Raum, in dem jetzt vom Dürer-Verein eine Kunſtausſtellung abgehalten wird, und dann ſteigt man in den Bodenraum, wo der Staub an den Brettern klebt und nur der Eindruck der Zerſtörung obwaltet. Lieber als das Haus war mir Dürer's Denkmal, das Rauch verfertigte und das Burgſchmiet ſo vollendet in Erz goß, daß das Standbild auch nicht der mindeſten Ciſelirung bedurfte. Es iſt ſehr einfach,

aber der Zeit angemeſſen. Dürer iſt in ſeiner Haustracht, er ſteht nachdenkend wie wenn irgend eine Viſion an ſeinem innern Auge vorüberzöge. Sein Gefühl iſt heiter, ſein Blick ohne Affektation. Das Ganze athmet Leben und Natur, Concentration, aber keine Begeiſterung.

Nicht weit vom Dürer'ſchen Hauſe befindet ſich das ſogenannte Pilatushaus, das dem Patrizier Martin Kötzel, der nach Paläſtina wallfahrte, gehörte. Der gute, ehrliche Kötzel maß bei dieſer Gelegenheit die Entfernung von dem Pilatushauſe bis nach Golgatha, um bei ſeiner Rückkehr in die Heimath durch Adam Krafft ſieben Stationen von ſeinem Hauſe bis zum Johanniskirchhofe und am Schluſſe einen Calvarienberg anfertigen zu laſſen, hatte aber das Maaß bei ſeiner Rückkehr verloren und wanderte nochmals nach Paläſtina, wo er endlich das Maaß glücklich heimgebracht und die Stationen ausführen ließ. Leider ſind einige durch einen unbegreiflichen Vandalismus beſchädigt, andere geſchmacklos und entſtellend übertüncht, indeß bleiben immer noch ſchöne Ueberreſte dieſer Stationen vorhanden, unter denen Chriſtus, der Laſt ſeines Kreuzes erliegend, von menſchlicher Schwäche übermannt, zu rührenden Betrachtungen Anlaß giebt. Der Johanniskirchhof iſt der Hauptbegräbnißort Nürn-

bergs. Auf dieſer Stätte finden ſich zuſammengebettet: Albrecht Dürer, Hans Sachs, Sigismund von Birken, Grübel, der im vorigen Jahrhundert Blech hämmerte und die Nürnberger Volksleier ſchlug, Dr. Link, derſelbe, der Luther zum Doctor machte und ihn als Ordensprovinzial vertheidigte, lauter ſchön geſchmückte Grabſteine, meiſt mit metallenen, oft wundervoll gefertigten Gedenkplatten geziert, und die auf einen ſo dicht gedrängten Raum die Phantaſie auf bewegter Welle in die verſchiedenartigſten Regionen des Lebens und des Todes hinüber und herüber tragen. Wie bedeutend waren viele unter dieſen Männern, wie eindringend wirkten ſie auf ihre Zeit, und doch ſind ſie jetzt nichts mehr als eine Handvoll Aſche! Der Vorübergehende ſtößt mit dem Fuß an den Grabſtein, lieſ't gedankenlos die Inſchrift und eilt gleichgültig weiter, oder er bleibt ſtehen und fragt ſich beklommen: was der Ruhm iſt? Und ſo geht das ungeheure Treiben der Welt mit ſeinen Begebenheiten, ſeinen Hoffnungen und Plänen Tag aus, Tag ein denſelben Kreislauf durch, nimmt auf und zerſtört, ohne in ſeinem rieſigen Mechanismus durch Wehegeſchrei oder Jubelgeſang auch nur eine Sekunde gehemmt zu werden. Eine große Lehre und eine große Demüthigung!

In der Gemäldegallerie der Kunſtgewerbſchule ſind viele vorzügliche Bilder aufgeſtellt, unter denen ſich Werke aller Schulen und aller Zeiten befinden. Lächeln mußt' ich, als nach Beſichtigung der Gallerie mir der Aufſeher geheimnißvoll mittheilte, es ſei noch ein ſehr ſchönes Gemälde von Cranach vorhanden, das aber nur auf Begehren gezeigt würde, weil es eine Venus vorſtelle. Dieſe in den Augen der Kunſtverſtändigen gewiß große Uebertreibung des Anſtandes ließ mich begieriger, als ich ſonſt geweſen wäre, ſein, allein ſtatt einer Venus fand ich eine mit durchſichtigen Schleiern verhüllte, recht wohlgenährte Blondine, die einen pauſchbäckigen Jungen neben ſich hat, der eben einen tüchtigen Biß in einen Nürnberger Lebkuchen thut und von einer Biene bedeutend inkommodirt wird. Venus und Amor — ſagte der Aufſeher. Ob die Nürnberger Lebkuchen, die übrigens vortrefflich ſind, ſchon im Olymp gegeſſen wurden, blieb unentſchieden.

Ich hatte nun in Nürnberg alles Sehenswerthe in Augenſchein genommen, ich hatte den Triton, der aus einer Muſchel Waſſer bläſ't, die Fürther Eiſenbahn, die Spielzeugmagazine beſucht, und ſchied mit Wehmuth von einer Stadt, die mich an meine kindlichen

Träumereien, an jene Zeit erinnert hatte, wo ich mir die Welt als eine Kugel und den Himmel darüber mit lauter Wachsengeln bevölkert vorſtellte. Es liegt in der That etwas Heimathliches, Kindliches in der Einfachheit dieſer Stadt, von der man ſich nicht trennt, als mit dem Ruf: Auf Wiederſehen!

Blicke auf St. Petersburg.

Der Hof, die Staatsmänner, die höhere Gesellschaft.

I.

Ich eile, kaum seit einigen Wochen in St. Petersburg angelangt, Ihnen die verschiedenartigen Eindrücke zu schildern, die Stadt, Hof und Gesellschaft auf mich gemacht haben. Erwarten Sie keine Topographie; so oft ich reise, zieht es mich mehr zu den Menschen, als in die Straßen, mehr zu den Bewohnern, als zu dem Bewohnten. Wohin wir auch unsere Schritte wenden, immer nehmen wir unsere Eigenthümlichkeit mit uns; wir tragen sie über auf das, was wir sehen. Die Sonne, wenn sie durch bunte Fensterscheiben bricht, behält nicht ihre eigentliche Farbe; sie taucht sich in die Nüance, die ihr das Glas bietet. So fällt in mich die Wirklichkeit bedingungsweise;

ich ſehe ſie mit meinen Augen. Ob ſie ſo kryſtallrein ſind, daß keine Färbung des Gegenſtandes Statt findet, laſſe ich unentſchieden; liegt doch ſchon ein gewiſſes Verdienſt in dem Streben nach Unparteilichkeit, in dem ehrlichen Willen, wahr darzuſtellen, was wir wahr aufgefaßt zu haben glauben. Beim Eintritte in die große Petersburger Welt war es ſofort mein höchſter Wunſch, dem Kaiſer und der kaiſerlichen Familie vorgeſtellt zu werden. Früh in das Winterpalais beſchieden, fand ich die Hofchargen und das diplomatiſche Corps verſammelt. Das Winterpalais, feenartig aus ſeinem Schutte entſtiegen, ein Phönix neuer Art, iſt keineswegs mit anderen Paläſten zu vergleichen. Es iſt an Pracht, Geſchmack und Größe den geprieſenen Tuilerien weit vorzuziehen, die ich bei meinem letzten Aufenthalte in Paris mehr als einmal Gelegenheit gehabt habe zu durchſtreifen.

Die prachtvolle innere Treppe des Winterpalais führt in die verſchiedenen Rieſenſäle, wovon der ſogenannte weiße Saal, jetzt faſt mit Vergoldungen überladen, am großartigſten hervortritt. Erwartend ſtand ich in den Reihen der Wartenden; es hatte ſich eine gewiſſe faſt ängſtliche Stille verbreitet, die öfters der Vorläufer irgend einer Begebenheit iſt. Für mich war allerdings der Anblick des Kaiſers eine große Bege-

benheit; ich hatte den Menschen nicht von der Macht, die Macht nicht von dem Menschen trennen können; so mußte ich glauben, ein ungeheures Reich personificirt zu erblicken, wenn der Kaiser eintreten würde. Er trat ein; eine antike Heldengestalt, die Stirn hoch, die Augen prüfend und ernst, der ganze Körper herculischen Baues. Er that einige Schritte vorwärts, verbeugte sich rechts und links, gab dem Einen die Hand, nickte dem Andern den freundlichen Herrschergruß zu und wandte sich hier- und dorthin, indem er sich bald russisch, bald deutsch, bald englisch, bald französisch mit seltener Sprachfertigkeit ausdrückte. Als ich dem Kaiser vorgestellt wurde, verweilte er lange bei dem einen Gegenstande: das Ausland. Er war von Allem unterrichtet, schweifte von Ost nach West, von Süd nach Nord, und wußte über Länder und Verhältnisse so treffende Bemerkungen, so tiefe Kenntnisse einzuschalten, daß ich den Herrscher über den Denker vergaß. Woher nimmt er die Zeit, über Alles ein Urtheil, über Alles einen so weit ausgedehnten Begriff zu haben? Die ganze colossale Administration geht durch seine Hände; keine nur einigermaßen bedeutende Angelegenheit wird ohne ihn entschieden. Jedes Unterthansgesuch wird ihm vorgelegt, zu Allem ist seine Unterschrift, seine Entscheidung nothwendig. Die Mi-

niſter kommen einer nach dem andern am frühen Morgen mit ihren Porteſeuilles, um mit dem Kaiſer zu arbeiten. Am frühſten erſcheint der Kriegsminiſter Fürſt Cz., der ehemals an Schönheit mit dem Kaiſer Alexander wetteiferte, und der nicht wenig den leichten, erregbaren Franzöſinnen in die Augen ſtach, als die Alliirten in Paris einzogen. Quel bel homme! hieß es von allen Seiten. Ce cosaque n'est pas un barbare, comme on nous l'avait dit, c'est un Adonis, un demi-Dieu. Kleine Spazierſtöcke wurden nach dem Fürſten Cz des soupirs genannt, er hatte ſeine vogue trotz der ſchönſten Frau. Es ſcheint, als wenn angeſtrengtes Arbeiten die Jugendlichkeit erhält, ſtatt ſie zu zerſtören. Keine Spur nahenden Alters iſt an dem Fürſten Cz. zu bemerken, er hat der Zeit Trotz geboten, und ſie hat ihn durch ihr Vergeſſen für dieſe Kühnheit belohnt.

Steht der Fürſt Cz. auf der einen Seite des Kaiſers, da das Militärweſen Rußlands Hauptintereſſe iſt, ſo darf ich auch den Grafen B. nicht vergeſſen, deſſen ganze Geſtalt den Ausdruck wahrer Herzensgüte, edler, großer Geſinnung verräth. Auf einer Höhe, wie die ſeine, in einer Stellung, wie die ſeine, wo perſönliche Anſicht allein über Angelegenheiten entſcheiden muß, die mit den ſiebenfachen Schleiern des

Geheimniſſes bedeckt ſind, iſt ſein Charakter der beſte Schutz für die, die mit ihm in Berührung kommen. Man liebt ihn daher weit mehr, als man ihn fürchtet. Als er vor fünf Jahren, überreizt von Geſchäften, an einer gefährlichen Krankheit daniederlag, die tödtlich zu werden drohte, wurde ſein Haus und der weite Raum vor demſelben nicht leer von all' den Theilnehmenden, die, aus jeder Claſſe herbeiſtrömend, ſtürmiſch, ängſtlich nach ſeinem Befinden fragten. Der Kaiſer, der den Grafen B. täglich in jener Zeit beſuchte, drückte ihm in heftiger Gemüthsbewegung, die Gefahr ahnend, die Hand. »Sire,« ſagte der Kranke, »je puis mourir en paix; cette foule qui attend et qui demande de mes nouvelles, parlera pour moi, elle est ma conscience.« — Das Aeußere des Grafen B. iſt durchaus deutſch; ritterlich mit den Frauen, iſt er Geſchäfts- und Salonsmenſch in einer Perſon.

Der Graf O., der Liebling des Kaiſers, iſt ein genialer und zugleich ein jovialer Mann, der eine durchaus ſelbſtſtändige Stellung in der Geſellſchaft einnimmt und deshalb eben äußerſt einflußreich iſt. — Aeußerlich ſchwindet die kleine Statur des Grafen R. neben jenen Heroengeſtalten, die ſich um den Kaiſer gruppiren, aber wer möchte ihm innerlich eine hervorragende

Persönlichkeit streitig machen, da die Ruhe und Richtigkeit seiner Meinungen, die große Gewandtheit in den oft verwickelten Geschäften ihn seit zwanzig Jahren ununterbrochen an dem Steuerruder eines Staates lassen, der in seinen auf- und abwogenden Verhältnissen, in seinem Entwickelungskampfe nach Innen, seinen Reibungen nach Außen gewiß schwierig genug zu leiten ist. Er, der das Organ der auswärtigen Angelegenheiten ist, hat sich Sicherheit, Hochachtung und Anerkennung oft da erworben, wo ein Wogen kleinlicher Leidenschaften die richtige Ansicht verschoben und das Urtheil parteiisch sein mußte. Dabei ist die gemüthliche Seite des Staatsmannes eine so liebenswerthe, daß Keiner sich ungerührt diesem Kreise nahen kann. Angestrengt im Berufe, erlangt er Erholung in seinem Lieblingsstudium, in der Botanik. Im Sommer auf seinem schönen Landsitze, von blühenden Gewächsen, namentlich von einer herrlichen Dahlienflor umgeben, locken ihn die bunten Camellien seiner Treibhäuser im Winter hinaus auf's Land, wo er zu Viertelstunden bewundernd vor einer Blume stehen und sich an ihrer Schönheit laben kann. Ergreifend ist seine Anhänglichkeit an seine Kinder. Seine Gemahlin ist unstreitig eine der geistreichsten Frauen Rußlands. Längst über die Blüthe der Jugend hinaus, der Welt nur wegen

des Ranges, nicht aber dem Sinne nach gehörend, hat sie sich einen Kreis gebildet, der sich tagtäglich um sie versammelt und der eine Gesellschaft in der Gesellschaft bildet. Die Gräfin N. ist von jenen Naturen, die man durchgehends exclusiv nennen muß, die aber dieser Exclusivität wegen an Stärke gewinnen. Sie hat ihre scharf abgegrenzten Sympathieen und aus eben dem Grunde auch ihre Antipathieen. Sie ist entschieden, energisch, erhaben über den Kleinlichkeitsgeist des weiblichen Geschlechts. Wer das Glück hat, von ihr gewürdigt zu werden, wen sie mit dem warmen Hauche ihres Schutzes berührt, der kann auf sie rechnen für und für. Sie hat einen antiken Charakter, sie ist eine Römerin zu den Zeiten der Porzias, die aber, in den Norden gepflanzt, nicht immer den Heroismus ihrer Seele zeigen, die sich zuweilen den Verhältnissen anpassen muß. Sonderbar ist es, daß diese ausgezeichnete Frau fast immer mit weiblichen Handarbeiten beschäftigt ist. Man kommt am Morgen, sie stickt; man kommt am Abend, sie stickt wieder. Nachlässig auf ihren Divan gelehnt, führt sie, die Tapisseriearbeit in den Händen, die interessantesten Conversationen. Die Gräfin N. ist eben so in der Literatur, wie in der Politik bewandert, und hat über beide eine durchaus selbstständige Meinung, die oft an das Originelle streift.

An dem Tage, wo ich dem Kaiſer vorgeſtellt wurde, hatte ich auch das Glück, bei der Kaiſerin zum Handkuſſe zugelaſſen zu werden. Inmitten dieſer reichſten Lage, die irdiſche Wünſche faſt zum Uebermaße erfüllt, ſcheint die Herrſcherin, abgewandt von dieſen Erdengütern, nur den Blick auf die Ihren gerichtet und ſeelenvoll ausdrücken zu wollen: hier ſind meine Schätze. Oft an ihrer Geſundheit leidend, dieſe theilweiſe der Kunſt und ſicher auch der rührenden Pflege des Kaiſers dankend, der in der letzten Krankheit wochenlang zu den Füßen ihres Bettes ſchlief, um jeder Bewegung, jedem Athemzuge zu lauſchen, iſt von ihrem holdſeligen Antlitze jener Zauber der Jugendblüthe gewiſcht, der früher ſo lebhaft in Form und Ausdruck an die hochſelige Königin Louiſe erinnerte. Dennoch, wie die noch immer ſchlanke Geſtalt daſteht, mit dem fürſtlichen Anſtande, wie ſie ſich wendet und langſam hin- und hergeht, trägt ſie jene vergeiſtigte Schönheit an ſich, die weder Krankheit noch Alter rauben. Ihr Weſen athmet Frieden, Sanftmuth, Güte, mit einem Worte, ehe die Kaiſerin den Thron beſtieg, war ſie Weib; dieſe Weiblichkeit iſt es, die einen lichten Schein über ſie gießt, die ſie mehr als die Krone, mehr als dieſe Fülle von Diamanten ſchmückt, unter deren Laſt ſie zuweilen zu erliegen droht. Wie rührend erhaben

ſchien mir dieſe Kaiſerin in der prachtvollen Umgebung, welche ſie vergeſſen macht; wie liebe ich den Gedanken, daß ſie das äußere Leben zuweilen ſo einfach, das innere Leben ſo ernſt nimmt! — Der Kaiſer, in Augenblicken der Heiterkeit, nennt ſie: Madame Nicolas, und ſo iſt es auch ... die Repräſentation weicht dem wohlthuenden, erquickenden Familienleben. Da ſitzt der Kaiſer am Abend unter den Seinen, die Laſt des Tages iſt abgefallen; er unterhält ſich liebevoll mit den Großfürſtinnen, er ſpielt mit den jüngſten Großfürſten, er hat nichts mehr vor Augen und im Herzen, als die rein menſchliche, oft auch die religiöſe Geſinnung. Der Großfürſt Conſtantin iſt bereits, ſo jung er iſt, Admiral; er iſt ein aufgeweckter, überall hin blickender Kopf, dem die Marine in die Einbildungskraft hineingewachſen iſt. Als der Kaiſer ihn vor einiger Zeit ſich auf Schultern und Kopf klettern ließ und ihn fragte: »où es tu?« rief er: »sur le grand mât!« — Der Thronfolger hat ein jugendliches, rundes Geſicht, eine freie männliche, ja militäriſche Haltung, einen ſtillen, ſinnigen Ausdruck. Unter den Großfürſtinnen iſt die Großfürſtin Olga unſtreitig die ſchönſte. Ihre ſchlanke, ätheriſche Geſtalt, die Durchſichtigkeit der Haut, die ſchönen blonden Locken, die ihr das ovale Köpfchen beſchatten, Alles erinnert

an eine überirdiſche Erſcheinung. Wenn ſie in einem ganz einfachen weißen Kleide neben der Kaiſerin ſteht, wenn ſie ahnungsvoll, jungfräulich hinaus in die Ferne ſchaut, iſt es zuweilen, als müßten ſich Flügel an ihren Schultern entfalten und ſie in der Bläue des Himmelszeltes verſchwinden. Der Kaiſer nennt ſie ſcherzend: ma fille sans dot ... ſie iſt auch wirklich ſo ſchön, daß ſie verdient, nicht ihres Ranges, nicht ihres Reichthums, ſondern um ihrer ſelbſt willen heimgeführt zu werden. Die Großfürſtin Marie, die jetzige Herzogin von Leuchtenberg, iſt bereits Mutter zweier Prinzeſſinnen. Sie gehört dem Manne ihrer Wahl, ſie iſt die geliebte Tochter ihrer kaiſerlichen Eltern; das iſt eine ſeltene beneidenswerthe Lage, in der wiederum ſich des Kaiſers Zärtlichkeit für ſeine Kinder offenbart. Die Großfürſtin Marie iſt ſein Ebenbild en miniature; ſie trägt, bis in die kleinſten Einzelnheiten, die Züge ihres erhabenen Vaters, nur iſt das Ganze durch weibliche Grazie gemildert. Der Herzog von Leuchtenberg, ihr Gemahl, hat zwar eine ſüdliche, aber keineswegs eine franzöſiſche Phyſiognomie. Jugendmuth und Heiterkeit lachen ihm aus den buſchigen Augenhöhlen; er iſt ein guter Reiter, ein gewandter Tänzer, und fängt ſeit einiger Zeit an, ſich in den ruſſiſchen Militärinſtituten

verdient zu machen. Dabei hat er schöne Sammlungen und beschäftigt sich überhaupt gern mit der Naturwissenschaft.

Unmittelbar nach meiner Vorstellung beim Kaiser und der Kaiserin hatte ich Gelegenheit, einem glänzenden Hofball beizuwohnen, der mir den russischen Hof in seiner ganzen Pracht zeigte. Bei solchen Festen sieht man kein einziges Civilkleid, Alles ist in Uniform; nur so kann man überhaupt Zutritt zu dem Hofe erlangen, der allerdings dadurch einen wirklich imposanten Anblick gewinnt. Die Riesensäle am Abende mit Tausenden von Wachskerzen erleuchtet, die meist funfzehnhundert Personen starke Versammlung, die auffallend schönen, wenigstens im Putz als solche sich darstellenden Frauen, ihre ausgezeichneten Toiletten, deren Hauptingredienzien Reichthum und Geschmack sind, das Alles macht den Eindruck einer Feerie, blendet und setzt in Erstaunen. Die Hofbälle werden mit Polonaisen und zwar durch den Kaiser eröffnet, der zuerst mit der Kaiserin, dann mit den verschiedenen weiblichen Gliedern seiner Familie, endlich mit den Vornehmsten, oder auch mit den Schönsten des Reichs tanzt. Schönheit ist am russischen Hofe ein Entrée-Billet, das den Rang und die Geburt vergessen macht; die Kaiserin sucht recht eigentlich einen Genuß darin,

ſich mit den hübſcheſten Geſichtern ihres Reichs zu umgeben. So geſchieht es nicht ſelten, daß Töchter von Beamten, deren Stellung und Vermögen ſie zu keinem Anſpruche berechtigen, zu Hoffräuleins nur deswegen ernannt werden, weil ſie ein angenehmes Aeußere haben. Hat der Kaiſer die gehörige Anzahl Polonaiſen getanzt und Jeder das Ihrige gegeben, ſo beginnen die eigentlichen Tänze, die aus franzöſiſchen Contretänzen und aus den jetzt in Cotillons ausartenden Mazurkas beſtehen. Die Kaiſerin, die früher eine leidenſchaftliche und auch eine vortreffliche Tänzerin war, nimmt zwar nicht mehr ſo lebhaften Theil an den Bällen, als ſonſt, aber es geſchieht ihr doch, einen Contretanz oder auch einen halben Walzer zu tanzen. Um Mitternacht verfügt man ſich in den Marmorſaal, wo die kaiſerliche Familie an einem eigenen Tiſche Platz nimmt, und die übrigen an großen Tiſchen ſich um ſie herumgruppiren. Der Kaiſer ſetzt ſich nicht an den großen Familientiſch, ſondern er nimmt einen kleinen Tiſch, der eigens dafür gedeckt iſt, in dem Wintergarten ein, wo er mit einigen Auserwählten das Abendeſſen verzehrt. Dieſer Wintergarten, der mit prachtvollen Palmen und Orangenbäumen geziert iſt, bildet einen lieblichen Contraſt mit dem ſtrahlenden Souperſaal. Das Halbdunkel, das

darin herrscht, die kleinen Sänger, die in den Zweigen hängen und, aufgeschreckt durch den Lärm, hier und da einen zwitschernden Ton von sich geben, der Duft der blühenden Gewächse und draußen der starrende Winter, das Alles schien mir ein Sieg des Lichts über die Finsterniß. Ein lauer Zephyr bewegte die Palmenzweige; die Strelitzia mit ihren großen Blüthen schüttelte das Haupt, die Atmosphäre war mit seltenen Gerüchen durchzogen, die bald aus der Erde zu quellen, bald vom Himmel hernieder zu regnen schienen. Ich kam mir an jenem Abende wie verzaubert vor; es hätte nicht viel gefehlt, so hätte ich den ganzen Ball für ein Gaukelspiel meiner aufgereizten Sinne gehalten. Ich saß bei Tische neben einem gar freundlichen kleinen Manne, der sich sehr über die Art ergötzte, mit der ich mich über Rußlands Wunder ausließ. Die Tafel strotzte von silbernen Geräthen; vor uns stand eine Vase, die vierhundert Pfund wiegen sollte und in die sich füglich ein Mensch hätte verkriechen können Von meinem Nachbar erfuhr ich, daß dieses prachtvolle Silberservice vor zwei Jahren ganz zufällig im Marmorpalaste gefunden sei, wo es lange, in Kisten gepackt, vergessen gestanden, und rühre noch von der Kaiserin Elisabeth her. Er setzte mich auch au fait von so manchen Verhältnissen, auf die ich viel-

leicht ſpäter einmal zurückkomme; heute will ich Ihnen den allgemeinen Ueberblick geben und mich daher nicht allzu ſehr in zerſplitternde Einzelnheiten verlieren. — Das Souper, das natürlich aus warmen Speiſen beſteht, wird von einer zahlloſen Menge Diener herumgetragen, unter denen ſich auch phantaſtiſch gekleidete Mohren befinden. — Von dieſen Nebenſachen bald abgezogen, kehrte ich beobachtend zu der Geſellſchaft und namentlich zu den Frauen zurück. Sie ſind es, die, die eigentliche Zierde des Salons, das roſige Licht verleihen, das erwärmend und erfreuend in das Leben bringt; ſie ſind es auch, die einer Verſammlung Electricität, Action und Reaction geben. Ich konnte mein Auge, von einer Erſcheinung zur andern ſchweifend, nicht beherrſchen; es flog hier- und dorthin und glaubte ſich weder ſättigen noch beſchränken zu dürfen, bis ich endlich einige Hauptpunkte fand und mich, wie in einer Gemäldegallerie, an einzelne Meiſterwerke hielt und von ihnen auf den Reichthum einer ariſtokratiſchen Race ſchloß, die ſicher nicht gewöhnlich iſt. Ich nenne zuerſt die Baronin von K., die allerdings deutſcher Abkunft iſt, die aber aus einem fleckenloſen Marmorblocke, gleich einer Galathea geformt iſt. Nie ſah ich eine impoſantere Geſtalt, nie ſchönere Formen. Der Nacken namentlich iſt unnachahmlich, Schultern, Arme

und Hände vom reinſten Ebenmaße. Das Bewußtſein ihrer Schönheit thront auf ihrer etwas ſtolzen Stirn; Sinnigkeit, Ernſt, eine gewiſſe erwartende Stille ſchwebt über dem Geſichte, das um die Mundecken ein klein bischen Ironie vielleicht deswegen bekommen hat, weil die ſchöne Frau wiſſen muß, daß ein ſo aus Geiſt und Zauber gewebtes Weſen vor den Angriffen gewiſſer Scorpione nicht ſicher iſt. Sind die meiſten der ruſſiſchen Frauen faſt überladen an Schätzen (es ſind unter ihnen welche, die für eine Million Juwelen an einem Abende tragen), ſo zeichnet ſich die Baronin von N. durch ſeltene Einfachheit aus. Sie erſcheint oft in ſchwarzen Sammet gehüllt, ſtatt des Schmuckes nur das blonde Seidenhaar, das ihr in reichen Locken auf den Hals fließt. Wunderbar ſchön iſt ſie in dem ruſſiſchen Nationalcoſtüm, das an Courtagen am Hofe angelegt iſt. Es beſteht aus einem weißſeidenen Unterkleide, welches vorn herauf anſcheinend mit Diamanten zugeknöpft iſt, und dem farbigen Ueberwurfe darüber, der, vorn offen, in einer langen Schleppe ſich verliert. Die Aermel ſind lang, hängen aber gleich denen des polniſchen Coſtüms nach hinten herunter, ſo daß der Arm nackt bleibt. Der Ueberwurf iſt entweder von Sammet, oder auch von Silber- und Goldſtoffen. Auf dem Kopfe prangt die ruſſiſche Mütze, die wie eine Art Heiligenſchein das Haupt umgiebt; auf

dieſe wenden die Ruſſinnen die ganze Pracht ihrer Juwelen; ſie iſt damit über und über beſäet; graziös fällt von ihr hinten der Schleier nieder, der den Effect erhöht, nicht aber ihn verhüllt. Nehmen Sie dazu die weiblichen Ordensverzierungen und beſonders den ſchön gefaßten Chiffre der Kaiſerin, den nicht allein alle Hoffräuleins, ſondern auch die geweſenen tragen, denken Sie ſich in dieſem Coſtüm an 800 Frauen, die an einem Orte verſammelt ſind, und Sie werden mir zugeſtehen, daß weder die deutſchen Höfe, noch die Tuilericen eine ſolche Pracht aufzuweiſen haben. Um wieder auf die Baronin von K. zu kommen, muß ich einer ſonderbaren Liebhaberei von ihr erwähnen, der der Jagd. Dieſe ſonſt in allen Bewegungen und Handlungen weibliche Frau hat ein wirkliches Vergnügen, Wild aller Art, ja ſogar Wölfe zu erlegen. Komiſch, ich möchte ſagen unſchön, klingt es in einem ſolchen Munde, von erlegten Thieren reden zu hören; mag ſie ſie immerhin bezwingen und bezähmen, aber tödten? Ihre Finger ſollten in Morgenroth, nicht in Blut getaucht ſein! — Zu den unſchönen Gebräuchen gehört auch das Rauchen von Cigarettes, das ſich ſehr viele der ruſſiſchen Damen angewöhnt haben. In kleinen intimen Cirkeln ſitzen oft fünf, ſechs Frauen am Theetiſche, reden und rauchen, haben den Daumen

und Zeigefinger der rechten Hand gelb gebrannt und gleichen mit ihrem ohnehin den asiatischen Sitten sich hinneigenden Wesen den Odalisken der türkischen Harems. Wohin wird uns noch das Suchen nach Originalität, dieses Haschen nach dem Außergewöhnlichen, dieses Scheinen und nicht seyn Wollen führen? Der schönen Frau von K. zur Seite stelle ich die Gräfin Z., geborne W., die vor einigen Jahren in England großes Aufsehen machte. Sie ist eine plastische Schönheit. Fülle der Formen, glänzendes Colorit ist mit Ruhe und Anstand gepaart; ihre Sprache ist langsam, das Organ wohltönend. Statt Glück strahlt Sehnsucht, statt Heiterkeit Melancholie aus den schönen Augen. Sie mögen öfters geweint haben, denn es zieht sich über sie zuweilen ein Schleier, der einen mysteriösen Reiz über sie ausgießt; gehört sie der Vergangenheit mit ihren getäuschten Hoffnungen, der Gegenwart mit ihrem stachelnden Drange, der Zukunft mit ihren ungewissen Erwartungen? — Wer möchte dies Seelengeheimniß lüften, wer in das Heiligthum des Gedankens dringen wollen? — Eine der lebhaftesten Frauen Petersburgs ist die Gräfin W., eine kleine bieg- und schmiegsame Gestalt, die mit ihren geschlitzten, in Mandelform zulaufenden Augen das Tatarengeschlecht verräth. Sie spricht Alles, was

ihr durch den Sinn läuft, und hat stets ein Janusgesicht. Bald ist sie ernsthaft und bewegt sich mit Anstand in den Salons, besonders in dem ihren, der unstreitig der glänzendste in Petersburg ist, bald wirft sie alle Formen über den Haufen, rast im Tanze mit Windeseile durch die Räume, fordert den Tadel heraus und reizt die Eifersucht. — Unter den kleinen Frauen zeichnet sich an Lieblichkeit und Grazie die Fürstin B., Tochter des Grafen B., aus, die mir wie eine Taschenausgabe weiblicher Anmuth vorkommt. Ihr Bild in dem vorjährigen russischen Keepsake, das eine gewisse Mißtriß Robertson gemacht hat, giebt nur eine sehr unvollkommene Idee von ihrem pikanten Aeußern. Sie hat große, schwärmende Augen, eine kleine, aufgestutzte Nase und die characteristisch hervorstechenden Backenknochen der östlichen Völker. Sie ist jetzt gerade beschäftigt, ihr Haus zu eröffnen, das an Luxus einer Königswohnung gleicht, und wird, da sie sehr liebenswürdig ist, sicher das Centrum der petersburger Gesellschaft werden. — Wie man bei einem Feuerwerke das sogenannte Bouquet bis zuletzt läßt, so habe auch ich noch nicht von dem Hofe des Großfürsten Michael und seiner Gemahlin geredet. Nennt dieser in seinen Anfällen von guter Laune seine Hofhaltung la basse cour, im Gegen-

saße mit der grande cour seines erhabenen Bruders, so ist doch gerade diese basse cour voll von dem kostbarsten Geflügel, von jenen seltenen Vögeln, die recht eigentlich den innern Reichthum eines Hauses verrathen. Schön, jugendlich, fast gelehrt, hat die Großfürstin Helena früh einsehen gelernt, daß es einen höhern Zweck im Leben, als gerade die Aeußerlichkeiten eines Hofs giebt. Noch in der üppigen Blüthe des Frauenalters, kaum in die Dreißig eingetreten, verwendet sie ihre Zeit nicht sowohl auf Feste und Toilettenangelegenheiten, als daß sie um sich die geistigen Höhen Petersburgs versammelt. Sie strebt nicht nach lauten, stürmenden Freuden, sie zieht sich mehr und mehr von der Welt zurück; aber im Innern ihres Palastes versammelt sie tagtäglich einen engern Kreis von ausgezeichneten Staatsbeamten, von Gelehrten und Poeten. Sie ist so vielseitig gebildet und ihr Streben, an die mannichfachen Seiten des Lebens zu tasten, ist so rege, daß sie Interesse an Allem findet, und im Fluge der Gedanken keine Höhe und Tiefe unberührt läßt. Dabei beschäftigt sie sich ebenso ernstlich mit der Erziehung ihrer drei Töchter, als sie sich auch der Administration des Vermögens und der verschiedenen Besitzungen ihres Gemahls, des Großfürsten Michael, widmet. Dieser hat zwar den Halt-

punkt, das Militär, dem er mit Fanatismus anhängt; aber man thut ihm Unrecht, wenn man im Allgemeinen glaubt, daß er die gemüthliche Seite brach hat liegen lassen. Im Gegentheil versichert man mich, daß durchgehends etwas rein Menschliches in seinem Character obwaltet und er oft unbeschreiblich gütig gerade da einschreitet, wo man Strenge oder gar Härte erwartet hätte. Viele schöne Züge von ihm sind im Publicum bekannt; dabei hat er liebenswürdige Eigenschaften, die ihm im geselligen Umgange auch dann noch eine Stellung verschaffen würden, wenn er nicht ein kaiserlicher Großfürst wäre. Sein Drang, Calembourgs zu machen, ist erheiternd; sie sind freilich meist der Art, daß man sie nicht in weiblichen Kreisen wiederholen könnte, aber sie athmen doch vielen natürlichen Witz und eine gewisse Schärfe des Verstandes, die gar nicht gewöhnlich ist. Er besucht öfters, wie der Kaiser, Privathäuser, unterhält sich dann angelegentlich mit den Frauen und mischt sich wohl auch unter die Tanzenden. Eine große Ritterlichkeit ist ihm und dem Kaiser angeboren, dabei verräth der ganze Anstand das Heldengeschlecht, die Abkömmlinge Peters des Großen, der einst gebietend auf der äußersten Spitze eines Bootes stand und die stürmenden, an ihn heranspritzenden Wellen zum Schweigen und zur Ruhe verwies.

Unter den Staatsmännern ist unstreitig der Fürst L., ehemaliger Finanzminister des Königreichs Polen, einer der bedeutendsten. Er ist Mitglied des Reichsraths und wird öfters in finanziellen Krisen hervorgezogen. Sein speculativer Geist setzt in Erstaunen, seine reiche Erfahrung fesselt. Gewohnt, überall hervorzuragen, ist er ein Freund der Wahrheit, ein Vertheidiger der Ueberzeugung geblieben. Er mag sich wohl öfters im Innern gegen seine etwas untergeordnete Stellung im Staate sträuben, aber was hilft's? Jener blutige Kampf, wo zwei eng verbrüderte Nationen sich von einander losreißen wollten und nicht konnten, hat auch ihm die Krone seines Lebensbaums zerschmettert. Er steht zwar noch, aber die Blätter sind versengt, der Stamm ist morsch geworden. Ginge nicht über all diesen Wechsel der menschlichen Schicksale der fromme Glaube, daß hinter jenen Wolken der Regenbogen der Verklärung aufsteigen wird, wer möchte leben?

Ein geistreicher Mann sagte mir, veranlaßt durch die Bemerkung, daß in Rußland Jeder, der dem Adel und der Gesellschaft angehört, in Staatsdienste treten muß: il est terrible qu'il faille être quelque chose et qu'on ne puisse pas être quelqu'un. Dies hat allerdings etwas Wahres, indeß bemerkt man seit ei-

niger Zeit, daß der große Werth, den man früher in Rußland auf den Rang legte, jetzt den persönlichen Eigenschaften weicht. Es giebt Personen, welche nicht im Dienste sind, die keine oder doch nur die Gouvernementsuniform tragen und die dessenungeachtet einen bedeutenden Einfluß haben. Auch liegt es in dem russischen Character, sich für Jemand zu engouiren (die Deutschen haben meines Wissens kein Wort für den Begriff engouement). Ist einmal dieses eingetreten, so setzt sich diese Gesellschaft über Geburt und Rang hinweg und hängt sich einzig und allein an die Persönlichkeit; freilich aber ist jenes Gefühl wie ein Champagnerrausch, er reißt zu Thaten hin, ist er aber verflogen, so läßt er nichts als Leere zurück.

Das Haus des verstorbenen Karamsin ist unstreitig noch immer ein Asyl für die hier und da in Petersburg zerstreut lebenden Literaten. Die Wittwe ist eine gebildete, sanfte, durch Herzensgüte sich auszeichnende Frau, ihre älteste unverheirathet gebliebene Tochter zwar vielleicht mit einem etwas männlichen, zuweilen sogar stechenden Verstande ausgestattet, aber dennoch voll weiblicher Liebenswürdigkeit. — Das Andenken an den Verstorbenen, dessen Milde und Nachsicht ihn so äußerst liebenswerth machte, ist dadurch geehrt, daß sich noch tagtäglich in seinem Hause die

ruſſiſchen Literaten bei ſeiner Familie verſammeln. Die anſehnliche Penſion, welche die Wittwe erhält, ſetzt ſie in den Stand, ein Haus zu machen. Ihre Söhne ſind in ruſſiſchen Dienſten, einer von ihnen iſt ein heller, talentvoller Kopf. Ich preiſe Jeden glücklich, der zum Bewußtſein eines ihm inwohnenden Talents kommt und den die äußern Umſtände befähigen, es zu pflegen und dem damit verbundenen innern Triebe Genüge zu leiſten. Die Poeſie iſt zu edler und zarter Natur, um in der Zwangsſchule zu proſperiren, ſie iſt nicht geſchaffen, als Laſtthier zu gelten, oder Tagelohn zu verdienen, ſie kann nur als freies Weſen gedeihen und als ſolches ihren Flug zum Himmel nehmen. Will man ſie mit Sorgen belaſten, läßt ſie matt die Schwingen hängen, ſie wird dann, ſtatt himmelwärts zu ſtreben, kümmerlich am Zügel geführt. — Unter den ruſſiſchen Dichtern ſcheint mir der Fürſt W., wenn nicht der talentvollſte, doch unſtreitig der angenehmſte. — Er hat ein weiches, durchaus liebeſpendendes Gemüth, das unfähig, zu verletzen, überall hin ſeine Milde auszuſtrahlen ſcheint. Er hat großen Kummer durch den Tod zweier Töchter erlebt, die beide im blühendſten Alter ſtarben. Die ihm erhaltene iſt verheirathet; er nennt ſie ſcherzend: la jolie laide, weil ſie ihm ähnlich ſieht. Seine

Beschreibung des Brandes der Czarenwohnung ist meisterhaft; sie ist in einer eigenen Broschüre erschienen und um so verdienstlicher, da er, der Russe, sie in französischer Sprache durchaus fehlerlos geschrieben hat. — Herzlich bedaure ich, daß die fremden Ambassaden abwesend sind; ich hätte gern die Bekanntschaft des französischen und des ehemaligen österreichischen Ambassadeurs, des Barons von Barante und des Grafen Ziquelmont erneut. Beide sind seltene Männer, und ihr Umgang den jüngern Diplomaten um so nützlicher, da sie vorzugsweise von der Politik reden. Das jetzt in Petersburg anwesende diplomatische Corps besteht meist aus Chargés d'affaires, die nur ad interim functioniren.

Ich habe Ihnen in diesen Blättern von Einzelnen am Hofe und in der Gesellschaft, aber nicht von dem Ganzen, nicht von jener Geselligkeit geredet, die wie ein Rad die Strömungen hinauf- und hinuntertreibt, sie auseinanderreißt und wieder zusammenführt. Geselligkeit ist das rasselnde Kehrwieder der Straßen, das Gemurmel in den stets erleuchteten Salons, das ewige Auf- und Zugehen der Thüren, das Schellen der Portiere, wenn Einer geht oder kommt; das Hinanstürzen der Wellen und dann wieder das ruhige Abfließen des Stroms. Mir ist zuweilen bang in dieser

Geſelligkeit geworden; ich gehe täglich in fünf, ſechs Häuſer, ich mache meine Morgen- und meine Abendbeſuche, ich fahre in Soirees und Avantſoirees, ich horche hierhin und dorthin, und doch finde ich bei allem Stoff keine Unterhaltung oder bei aller Unterhaltung keine eigentliche, herzenserquickliche Nahrung. Das Aeußere iſt zu vorherrſchend, die Idee noch zu wenig gebietend. Der Diamant iſt vorhanden, aber die Schleiferei iſt noch nicht da. In der Geſellſchaft, in den Draperieen, die ſie umgeben, verwechſelt man oft das Werdende mit dem Gewordenen. Hier iſt noch Alles im Entſtehen, das Organ bildet ſich, aber der Frühlingsodem hat noch nicht die Schneemaſſen hinweggeküßt. Ob das ein Jahrzehnd oder ein Jahrhundert dauern wird? Es währt lange, ehe eine höchſte Tendenz, eine ſelbſtſtändige Entwickelung, ein wirklicher Bildungsſchwung in die Geſelligkeit kommt. Was die künſtliche Begabung der großen Welt betrifft, ſo findet ſie ſich allerdings in den ſchillernden Salons, aber iſt ſie naturgemäß? Die Scheinſucht iſt das Verderben der Zeit; die ruhigen, fördernden Studien, die früh angelegt, ſpät beendet ſind, machen allein den Fortſchritt möglich. — Ich hätte mit einem Lobe enden mögen und ende mit einem Tadel; doch was ich ſage, iſt nicht Tadel, es iſt nur die nothwendige Folge

eines Vergleichs mit dem, was bereits iſt, und mit dem, was einſt ſeyn wird. Ich kenne Deutſchland, ich kenne Frankreich und England; die unabſehbaren Geiſterzüge jener Länder führen mich unwillkürlich auf Betrachtungen, die keine politiſchen, die rein menſchliche ſind. Der Geiſt folgt in ſeinem Gange gewiſſen Geſetzen; die erſte Bewegung erheiſcht die zweite, dann beginnt der Kreislauf, der eigentliche Organismus des Lebens. Ueberall ſind Uebergänge nothwendig; der Einzelne verſchwimmt in die Familie, die Familie in die Geſellſchaft, die Geſellſchaft in den Staat, der Staat in die Geſchichte. Ich halte Rußland mehr für ein künftiges, als für ein gegenwärtiges, mehr für ein glückbedeutendes, als für ein glückbeſitzendes Reich.

II.

Wieder ein Stück weiter in der petersburger Geſellſchaft gelebt! — Bedeutende Charactere haben mehr als eine Seite an ſich, zuweilen ſogar ſind Widerſprüche in ihnen zu finden, die der Menge unerklärlich erſcheinen, und die ſich doch bei näherer Beleuchtung harmoniſch auflöſen. So leben offenbar zwei Principe im Kaiſer: das eine iſt das der Kraft, das zuweilen in Härte ausartet; das andere iſt das

der Weichheit, die öfters ganz Hingebung werden kann. Bei der Kaiserin, die einen wohlthuenden, überaus weiblichen Einfluß ausübt, die nur seine Gattin, aber dies im schönsten Sinne des Wortes ist, umgeben von seinen Kindern, die vertrauungsvoll an ihm hängen, strahlt die weiche Seite des Kaisers, seine Hingebung und Güte, die nichts will, als erfreuen. Im Publicum hingegen, besonders wenn ihn irgend ein Umstand reizt, durchdrungen von seiner Herrscherwürde, nimmt er das andere Princip, das der Kraft auf, da wird seine oft wohltönende Stimme schneidend, da stößt er mehr die Worte heraus, als daß er sie spricht, da gewinnt die ganze majestätische Gestalt etwas Zürnendes, das nicht selten Furcht einjagt. Sein Zimmer gleicht dem eines Privatmannes; eine Bibliothek, militärische Karten, Modelle von Kanonen und andern Kriegsgeräthen, ein Feldbett, auf dem nichts, als ein Strohsack zu finden ist, das ist die Umgebung, die einen kräftigen Mann, einen fleißigen Staatsbeamten verrathen. Sein erster Ausgang am Morgen ist meist zu seinem kaiserlichen Bruder, dem Großfürsten Michael, der ihn dann auf die Parade oder in den Reichsrath begleitet. Oft begegnet man dem Kaiser allein in den Straßen; das Volk drängt sich um ihn, zuweilen sogar entspinnt sich ein Gespräch. So

erzählt man ſich, daß bei Gelegenheit der Krankheit des Thronfolgers ein bärtiger Ruſſe ſich dem Kaiſer in der Straße näherte und ihm ſagte: »Väterchen, Dein Sohn iſt krank, wie geht es ihm?« — »Es geht ihm beſſer.« — »Nun Gott erhalte ihn!«

Oefters drängt ſich der Gedanke auf, daß der Kaiſer zum Fatalismus ſich hinneigt. Er glaubt an Beſtimmung. Bei allen heftigen Kriſen, in denen er ſich als Herrſcher befindet, waltet ein gewiſſes religiöſes Gefühl ob, das manche ſeiner Handlungen erklärt. Er iſt Oberhaupt der Kirche, und ſein Einfluß iſt ein dreifacher: zuerſt iſt er Repräſentant der Gottheit im Auge ſeines Volkes, dann iſt er Kaiſer, endlich iſt er Chef der Armee; welche ungeheure Grundpfeiler für die Erhaltung einer Macht, die ſich ſo in alle Faſern des Reichs verſchlingt! Ich habe geſagt, daß das religiöſe Gefühl obwaltet, und ich glaube nicht zu viel geſagt zu haben. Was hätte ihn bei ſeiner Thronbeſteigung ſo kugelfeſt zwiſchen den Rebellen gehalten, was ihm den impoſanten Muth gegeben, zur Cholerazeit in der Mitte des aufgeregten Volkshaufens mit donnernder Stimme zu rufen: »Auf die Kniee, thut Abbitte, nicht dem Kaiſer, aber Gott, den ihr durch Euer Murren beleidigt!« — wenn es nicht der Glaube wäre, daß er, ein Werkzeug des Höchſten,

von ihm geschützt, und wenn es sein müßte, von ihm vernichtet werden würde! — Gefühle der Art aber sind rührend, wenn sie sich mit der Energie der Ueberzeugung und mit der Macht der irdischen Herrscherwürde paaren.

Wessen Herz bliebe unergriffen bei dem Anblicke eines Monarchen, der bei feierlichen Gelegenheiten sich vom Pferde schwingt und mit seinen Soldaten in Gemeinschaft ein stilles Morgengebet knieend verrichtet! Das sind die Formen, wird die Gehässigkeit sagen.... ich aber sage, es sind diese Formen Ausdruck des Glaubens, der innersten Wahrheit, die kein Mensch in diesem Maße heucheln kann; es ist das Bedürfniß der Seele, sich gläubig an ein gigantisches Schicksal zu schmiegen und eine höhere Macht, als die seine, anzuerkennen. —

Eines der Lieblingsvergnügungen des Hofes ist das Ballet und das französische Theater. Im erstern glänzt die Taglioni noch immer als Stern erster und einziger Größe. Was man auch sagen mag, das ist keine Tänzerin, das ist eine zarte, luftige Dichtung, welche durch Mienen und Geberden das Wort ersetzt und uns in jenen süßen, traumartigen Zustand senkt, den wir nicht beschreiben, nur andeuten können. Der Enthusiasmus des russischen Publicums ist noch immer

rauschend; sobald die Gefeierte erscheint, ertönt ein allgemeines Klatschen, das meist von der kaiserlichen Seitenloge ausgeht, und das oft tactmäßig Tanz und Musik begleitet. Sie erhält bekanntlich 80,000 Rubel Gehalt, genießt bei einem jedesmaligen Auftreten die sogenannten Feur, die tausend Rubel auf die Vorstellung sich belaufen, hat ein Benefiz, einen viermonatlichen Urlaub im Jahre und erfreut sich nicht selten kaiserlicher Geschenke. Ueberhaupt ist ein gewisser Drang am Hofe und in der Gesellschaft sichtbar, Künstler in in ihrer Persönlichkeit anzuerkennen. Nirgends werden sie so gut aufgenommen, nirgends so reichlich beschenkt. Die französische Truppe kann sich füglich mit der des Gymnase in Paris messen, sie ist ihr sogar manchmal überlegen. Herr und Madame Allan, sowie Demoiselle Desgranges, sind ihre Hauptzierden. Es werden fast alle neueren Stücke, aber zuweilen mit verändertem Namen aufgeführt. Der erste Rang ist vom Adel abonnirt; man verschafft sich daher nur an den Beneftztagen Logen im ersten Range. Da der Hof fast jeder Vorstellung beiwohnt und es Sitte ist, nach dem Theater in die Soireen zu fahren, so erscheinen die Damen in geschmackvoller Toilette. Unstreitig aber hat Petersburg für sein Publicum, das trotz der Einwohnerzahl nicht zahlreich ist, viel zu viel

Theater. Das deutsche und das russische sind meist leer und verursachen nur Kosten, ohne etwas einzutragen. Auch die russische Oper und das damit verbundene Ballet ist zu großartig angelegt; die Finanzen leiden unter dem colossalen Maßstabe, der an Alles gelegt wird. Ueberall herrscht Verschwendung; der Luxus steigt und die Mittel nehmen ab. Die Häuser sind voll unnützen Geräthes, unter das ich auch die zahllosen Diener zähle, welche dem Müssiggange geweiht sind. Ich kenne eins, in dem 400 anzutreffen sind, das klingt fabelhaft, ist aber doch wahr. Das ißt, läuft, schläft, lebt, trinkt untereinander, wie ein Haufen Ungeziefer. Hier und da ist noch die Sitte der Zwerge beibehalten; zuweilen werden auch die Tatarenkinder als solche, nämlich als Spielzeug behandelt. Sie wachsen mit den Kindern der Herrschaft auf, theilen ihr Wohlleben, und sind sie groß, so sind sie an Ansprüchen reich und an Erfüllungen bettelarm; eine antiphilanthropische Sitte, gegen welche der Kaiser ernste Maßregeln ergreifen sollte. Uebrigens ist es augenscheinlich, daß er mehr als einmal Mißbräuchen zu steuern sucht und in seinem immer edlen Sinne gewiß dahin strebt, nicht allein der Kruste seines Reichs, auch dem innern Gehalte diejenige Civilisation mitzutheilen, welche durch alle Classen gehen,

muß um dann erſt etwas Wirkliches und Dauerndes zu ſtiften. Der Miniſter der Aufklärung iſt ein geiſtreicher Mann, der die öffentliche Erziehung und Alles, was in dieſes Fach ſchlägt, als Wiſſenſchaft und Kunſt, zu fördern ſucht. Er iſt dabei ein vortrefflicher Redner und hat eine ſeltene Kenntniß der franzöſiſchen Sprache. Als Herr Alexander v. Humboldt ſeine Reiſe ins Innere von Sibirien vollendet hatte und der Academie in Petersburg Rechenſchaft von ſeinen Beobachtungen ablegte, begrüßte ihn Herr von Uwaroff vom Catheder herab mit einer Rede, die ſpäter dem Drucke übergeben wurde. In ihr ſagt er unter Anderem, daß, wenn zu Humboldts Ruhme America zu durchſtreifen hinreichend geweſen wäre, er ſich nun durch die ſibiriſche Reiſe verjüngt habe. — »Qu'il dise à ses compatriotes, à l'Europe, ſchloß ſich die Rede, qu'il a vu la Russie s'avançant, dans la carrière que lui-même a illustrée: la Russie puissante en dehors, tranquille au-dedans, unanime dans son attachement pour son auguste monarque, allarmée du moindre danger quand il s'agit d'une tête aussi chère, sans crainte, s'il était question de la défendre. Qu'il dise surtout à son généreux Souverain que les liens du sang et de l'affection mutuelle attachent à nos destinées, que la Russie

lui doit ce qu'elle prefère même à sa gloire: le bonheur individuel de l'homme de bien sur le trône et le spectacle touchant de vertus domestiques, sous le dais des Rois.« — Sagte Herr v. Uwaroff an jenem Tage, daß Rußland auch in der Bahn der Wiſſenſchaft fortſchreite, ſo hat er wahr geſprochen. Das forſtwiſſenſchaftliche Inſtitut unter der Leitung des Prinzen Peter von Oldenburg, das Geniecorps, die Sternwarte ꝛc., alle dieſe Inſtitute ſind Wahrzeichen eines weſentlichen Fortſchritts.

Rußland hat einen erſten und zweiten Adel; beide ſind ihrer Beſitzungen wegen ſo einflußreich, daß eine Allianz mit Rußland faſt eine Allianz mit ſeinem Adel ſchließen heißt. Der erſte, der theilweiſe gereiſt iſt, der Europa kennt und von Europa gekannt iſt, iſt durchgehends liebenswürdig, meiſtens etwas oberflächlich gebildet, aber als Saloncrſcheinung höchſt intereſſant. Dem zweiten Adel fehlt es vielleicht an Gewandtheit, an äußerer Politur, zuweilen ſogar an Sprachkenntniß, dahingegen hat er ausgezeichnete wirkliche Eigenſchaften, eine unvertilgbare Gutherzigkeit und eine innere Wahrheit und Treue, die ihn ganz vorzüglich zu zuverläſſigen Freunden macht. Beide, erſter und zweiter Adel, gehören natürlich der con-

servativen Macht an; was ihnen jedoch gefährlich werden könnte, ist eine fast übertriebene Eifersucht, die sie zuweilen an schroffen Klippen scheitern läßt. Durch ihr Interesse zur Unterdrückung des Radicalismus gedrängt, sind sie in dieser Hinsicht dem englischen Adel gleich.

Was des Kaisers Politik betrifft, so ist nicht zu leugnen, daß sein Zepter human und mild ist. Tauchten einerseits unwahre oder übertriebene Gerüchte über die Vorgänge in Polen auf, wurden andererseits Weissagungen wegen einer Vergrößerung des russischen Gebiets auf türkischem Grund und Boden als gewiß angenommen, so bewies die Zeit, wie wenig richtig in dieser Hinsicht ein Charakter beurtheilt wurde, dessen gegebenes Wort unerschütterlich ist, und der einmal abgeschlossene Tractate mit seltener Gewissenhaftigkeit hält. Des Kaisers Ehrgeiz muß indeß durch den glänzenden Frieden von Turkmanschai befriedigt sein; die Vereinigung der Chans Eriwan und Nachischewan, die die südliche Grenze Rußlands beschirmen, sind auch in Hinsicht des Handels und der innern Thätigkeit wichtig, sowie die Besitzungen am schwarzen Meer nicht wenig zum Reichthume beitragen. Dennoch sucht der Kaiser keine Siege, was

er unternimmt, sind gezwungene Maßregeln, die die Unruhigen zur Ruhe und die Ruhe zum innern Frieden bringen sollen. Sein Augenmerk ist auf die geistige Entwicklung, auf die sittliche Fähigkeit seines Landes gerichtet: sinnen mag er wohl zuweilen, wenn er die chaotischen Kräfte sich regen, wenn er sie zuweilen gähren sieht, es soll dies Alles geregelt, geweitert werden, der frische Keim soll eine frische Erde, nicht ein künstlich bereitetes Misterreet finden, er soll gewartet, gepflegt werden: was giebt es da nicht Alles zu bedenken, was vorauszusehen, was zu berechnen! Die Herausgabe eines vollständigen Gesetzbuches für das russische Reich ist ein Riesenschritt, ein Sieg des Lichts über die Nacht, eine erste sichere Grundlage für den Einzelnen, der, das Gesetzbuch in der Hand, an das Gesetz appelliren kann. An die Herausgabe dieses wichtigen Werkes, das nun Volkseigenthum geworden ist, reihen sich, als Fortschritt, das pädagogische Hauptinstitut und die Universität, deren Schutzpatron der heilige Wladimir ist, und deren Zweige sich nach und nach in das Innere des Reiches verbreiten werden; ferner die archäographische Commission, die die vaterländische Geschichte fördern wird, das astronomische Observatorium in Pulkowa, eine Stunde von Petersburg. Industrie- und Ma-

nufakturthätigkeit gewinnen größeren Umfang. Die Stoffe, die in Moskau und in der Umgegend gefertigt werden, sind brauchbar und theilweise schön, wenn auch noch nicht so haltbar, als die englischen, französischen und deutschen. Die Ausstellungen in Petersburg und Moskau beweisen, daß Alles, was die Civilisation erfordert, als Zeuge, Möbel, Bronzen, Porcellan, Eisenwaaren in reichem Maße fabricirt werden; nur wäre zu wünschen, daß das Publikum, die vaterländischen Interessen beherzigend, sich auch an vaterländische Produkte hielte. Zieht aber eine geheime Attraction die Russen ins Ausland, blicken sie hinüber auf die blaue, trügerische Ferne, so erstreckt sich diese Liebe auch auf die fremden Erzeugnisse, die sie vorzugsweise bewundern, und wo oft das Häßliche ihnen schön dünkt. Ich habe mir zuweilen den Scherz gemacht, russische Stoffe für ausländische auszugeben, und mit ihnen Bewunderung, Neid und Eifersucht unter den Damen zu erregen, indeß dieselben Zeuge sicher von ihnen verschmäht worden wären, hätte ich ihnen meine Quelle genannt. — Da in Rußland vor Allem auf die Bildung guter Soldaten gesehen wird, so sind die Militäracademie und die Auditoriatsschule als vorzüglich zu nennen. Alle diese Anstalten, die medico-chirurgische Academie mit eingerechnet, ver-

zweigen ſich mit denen des Innern, die zwar noch auf einer weit geringern Stufe der Bildung ſtehen, die aber dennoch ſchon anfangen, einen wohlthätigen Einfluß auszuüben. Die kaiſerliche Domänenverwaltung macht ſich es zur Pflicht, den Millionen Kronbauern, die unter ihrer Leitung ſtehen, eine feſtere Baſis zu geben und für den Landbau nachtheilige Vorurtheile zu zerſtören, die, hinderlich der Bebauung, auch lähmend auf die Thätigkeit wirken. Das Forſtinſtitut, die Schule der Landmeſſer und das landwirthſchaftliche Inſtitut greifen wieder in die Domänenverwaltung ein. Nicht minder wichtig iſt der botaniſche Garten, der ſeine Reiſenden bis an die chineſiſche Grenze ſchickt, und der der Stammhalter aller der botaniſchen Anſtalten iſt, die ſich nach und nach in Rußland gebildet haben. Durch ſeine Gelehrſamkeit einen der erſten Plätze unter den Botanikern einnehmend, mit Um- und Einſicht ein rieſengroßes Inſtitut regierend, das einer kleinen Colonie gleicht, verbindet der Director deſſelben, der wirkliche Staatsrath von Fiſcher, Eigenſchaften einer liebenswürdigen, humanen Perſönlichkeit, ein Beweis mehr, wie wohlthuend das Eindringen in die Geheimniſſe der Natur auf das Gemüth einwirkt, wie es abzieht von den kleinlichern Gefühlen und der beſſern, der wahren Quelle näher

bringt. Der kürzlich aus Wien angelangte Gärtner hat die weitläufigen Treibhäuser, in denen alljährlich 1500 Klaftern Holz verbrannt werden, zu wahren Gärten umgeschaffen: man wandelt von einer Zone in die andere, hält sich bald unter majestätischen Palmen auf, bald weilt man bei der Theestaude, oder staunt über die Cactusgewächse, den Papyrus und die allerliebsten Farrenkräuter, der blühenden Camelien, der Monatsrosen, der Akazien nicht zu gedenken, die dem Winter zum Trotz ihrer Blüthen überall hinaustreiben. Ein geschickter Blumenmaler ist eigens zum Portraitiren der lieblichen Kinder Floras angestellt, daher denn auch die Portefeuilles des botanischen Gartens überaus reich sind. — Hospitäler, Asylhäuser, Warteschulen drängen sich in Petersburg in einem Maße, daß man unwillkürlich auf den Gedanken kommt, daß hier eine fast übertriebene Wohlthätigkeit herrscht: es wird dem Armen nicht schwer, arm zu sein, er braucht sich nicht gegen das Elend zu stemmen, es wird ihm lieb gemacht: denn kaum hat es ihn erfaßt, so wird er in palastartige Räume gebracht, aus denen er nicht mehr scheiden will. — Unglaublich ist, was unter der Regierung des verstorbenen und des jetzigen Kaisers geschehen ist, hat man doch sogar schon eine Eisen-

bahn angelegt, erleuchtet Petersburg in den Hauptstraßen mit Gas, erfindet die Galvanoplastik und ändert Stadt und Gebräuche, und das Alles mehr oder weniger durch den einen Willen, durch das eine Wort: es werde Licht!

Bodenſee und Rheinthal.

Es giebt Gegenden, die alljährlich von Tauſenden beſucht, die bewundert und beſungen werden, an welche die Faſhion ihr goldenes Schild gehängt und von deren eingeſogenem Staub man faſhionable wird; Gegenden, an die ſich der Tadel nicht wagt, die unerſchütterlich in der Meinung als ſchön ſtehen. Solche Gegenden ſind um und in Carlsbad, ſind in Wiesbaden, ſind weiter den Rhein herunter zwiſchen Mainz und Coblenz. Daß es aber Orte giebt, die in verſchwiegenen Thälern, von himmelhohen Bergen beſchattet ruhen, die heimiſch und ſchön, lieblich und doch erhaben ſind, das wiſſen Wenige, denn dieſe ſtillen Orte ſind nicht faſhionable; es hat ſich noch nicht die Mode, noch nicht die ſogenannte vogue an ſie gewagt. Ob ſie deshalb zu beklagen, deshalb ärmer ſind? Ich meine, die Natur iſt da am ſchönſten,

wo ſie am urſprünglichſten iſt, und ſo eine urſprüngliche Natur lagert ſich um den Bodenſee oder zieht ſich das Rheinthal entlang bis nach Regatz und Graubündten. Da iſt noch nichts Gemachtes, nichts Künſtliches, da wandelt noch die hehre Prieſterin an murmelnden Waldbächen oder birgt ſich im Schatten des Laubholzes. Wie überraſcht man iſt, wenn man durch das ſterile Schwaben aus der Gegend von Augsburg her über lehmigten Boden nun plötzlich auf die Höhe gelangt und hinunter nach Lindau blickt! Der Bodenſee ſchimmert im Silberglanz der durch Regenwolken hervorbrechenden Sonne, die naſſen Zweige duften, die Rebe entwindet ſich dem aufgelockerten Boden und rankt ſich an Stäben empor. Es wird Alles ſüdlicher, üppiger, befremdlicher. Die Flächen haben aufgehört; von hier aus wölbt und thürmt ſich die Erde oder zieht ſich mit Wieſen und Getreide bedeckt im Thale hin.

Lindau iſt ſonderbar gelegen. Man könnte es Venedigs Taſchenausgabe nennen. Iſt jenes auf zweihundert Inſeln gebaut, ſo ruht dieſes auf drei, die unter ſich mit Brücken zuſammenhangen. Eine Inſelſtadt, eine Oaſe mitten in dem ungeheuern Spiegel des Bodenſees gelagert, eine liebliche, mit Fruchtbäumen reich geſchmückte Stelle, die der Schlüſſel zu

den Schweizerherrlichkeiten, ihr Eingangsthor iſt. Das arme Lindau iſt oft verheert worden, hat ſich aber ſeiner eigenthümlichen Lage wegen mitten im Waſſer erhalten. Auch iſt es ein ſo ſtandhafter Bundesgenoſſe der proteſtantiſchen Städte vom Anfange der Reformation an geweſen, daß es ſich in der Geſchichte einen nachhaltigen Namen erworben hat. Nun iſt die Stadt, nachdem ſie öfters kaiſerliche Beſatzung hatte, in baieriſchem Beſitz, treibt Speditionsgeſchäfte und lebt von dem lebhaften Verkehr, den die Dampfſchiffe mit allen Ortſchaften des Sees unterhalten. Die vorderſte Inſel, auf der das eigentliche Lindau ſteht, iſt vom Ufer aus mit einer langen, mit Geländer und Fußpfaden verſehenen Brücke verbunden. Den Anblick des Sees und der Stadt hat man, wenn man auf den in das Waſſer grandios hineingeworfenen Damm geht und von da rückwärts die alterthümlichen Kirchen und vorwärts das jenſeitige Ufer des Bodenſees, Bregenz, das ſich an die Vorberge Tyrols lehnt und Rorſchach betrachtet. Wie in Genf die Rhone, ſo zieht ſich hier der Rhein gleich einem grünſchillernden Bande durch den See, nährt ihn und wird genährt, bis er bei Lauffen ſich in toller Jugendluſt von den Felſen hinab ins Thal ſtürzt, und da, nüchtern geworden, eine zweite, ernſtere Lebens-

phase beginnt. Man nennt den Rhein zwischen Straßburg und Coblenz jugendlich, das ist er aber bei weitem nicht in dem Maße als im Rheinthal, von Rogatz her bis nach dem Bodensee. In der Gegend ist er, was wir Alle in dem Alter der Entwicklung, des Strebens sind, zuweilen tief und reißend oder auch flach und versandend. Die Schuljahre haben ihn müde gemacht. Was hat er nicht für Steinbetten, für hemmende Felsen gefunden, wie oft ist er nicht in seinem Lauf durch die zerstreuenden kleinen Abwege gehindert worden. In das Thal hätte er schlüpfen, mit seinen Armen in diesen Wald hineinreichen wollen. Es ruht sich schön in den Jahren des Wachsthums, man weiß ja nichts von der Zukunft, von der zweiten, ernsten Jugend, von den Ansprüchen, die an uns gemacht werden, man lebt noch für sich, man verschwendet noch die Zeit, man macht in den Frühlingsmonaten noch Halt vor dem vielstimmigen Jauchzen in der Luft, man lagert sich am Bergsaum, neben Gletscher, man athmet den Duft der Alpenrose und staunt vor der tiefen Bläue der Enzianen. Weil man so viele Kräfte hat, sammelt man sie nicht, man verschwendet sie. Das thut der Rhein ehrlich im Rheinthal, und deswegen nenne ich das Rheinthal seine erste Jugend. Er hat da ein weites,

großes Feld und ſo unendlich viele kleine Arme und Füße, daß er ſich in ſeinen wunderbaren Verſchlingungen und Biegungen bis zum Stillſtehen erſchöpft; er muß nun einmal in ein ganz neues Element, er muß eine Probe der Selbſtſtändigkeit beſtehen, er muß ſich verſuchen im Andern, darum herein mit dir, träumender und doch heftiger Burſche, herein mit dir in den Bodenſee bei Rheinegg, wo du ſchon groß biſt. Tummele dich, erkenne, läutere, gewinne dich! — Er hat es empfunden, der ſtrebende Jüngling, daß man ſich beugen, ſeinen Weg finden, daß man dienen und dann erſt frei ſein kann. Aber die Haſt iſt groß, mit der er der Herrſchaft zu entrinnen ſucht; wie er ſtrömt im See, wie er nichts mehr von dem Geſchwätz der Niren hören will, er, der früher jeden Bach liebkoſ'te oder vor jeder Burg Halt machte — die Schulzeit iſt vorüber, der Rhein iſt wieder frei! ha, da frohlockt und jubelt er, bis er ſich bei Lauffen überſtürzt und nun bedächtig und ernſt wird. Das iſt jene zweite Jugend, die Zeit der Arbeit, der Zwecke, des Nützlichſeins. Er iſt ſchön, aber ſinnig von Mainz bis Cöln, er hat das wirkliche Leben kennen gelernt, er trägt Menſchen und Schiffe, befruchtet Städte und Länder, aber jung, wirklich jung iſt er nur im Rheinthal, in ſeiner lieblich ausgeſchmückten Kinderſtube, in ſeinen

ersten Kraftversuchen, wo er eben von Wiegenliedern geträumt und im Angesicht der Schneegebirge die Wunder der aufblühenden Wiesen gekostet hat.

Rings um die Stadt Lindau führt ein lieblicher Fruchthain, der seine Maiblüthen, gleich Schneeflocken, auf die Erde schüttelte. Es war fast der erste sonnenhelle Tag in diesem Frühling und weckte ein wohlthuendes, erfreuendes Gefühl, das sich dann auch über den ganzen Menschen ergoß. Die überströmende Lebensfülle der Natur glich den emporquellenden Gefühlen, und die Phantasie trieb einmal wieder ihr altes wohlbekanntes Spiel mit Bildern und Gedanken. Und dabei schlugen die Wellen des Sees an die alten Gemäuer, und das Licht goß seine Tropfen durch die Weinlaubdächer auf die Erde. Das war nun Alles gar lieblich und würde wohl zum Bleiben eingeladen haben, wenn nur das Gasthaus am See und nicht in der winklichten Straße läge. Ueberraschend ist der großangelegte Buchhändlerladen und die von hier aus beginnende Journalistik, die sich in die kleinsten Ortschaften der Schweiz, ja sogar in Dörfer erstreckt, denn in der Schweiz nimmt Alles Theil am Vaterlande, hat Alles eine Parthei, Alles eine bestimmte, selbstständige Ansicht. Sie mag die Menschen

trennen, aber ſie entwickelt den Geiſt und die Anlehnung an das gemeinſchaftliche Intereſſe.

Wenn man mit dem Dampfſchiffe von Lindau nach Rorſchach herüberſchifft, ſo erheben ſich links die Tyroler Höhen mit dem Bregenzerwald, und rechts verflacht ſich das Ufer, das fruchtbar und ſchön iſt. Rorſchach aber ſteigt mit einem anſehnlichen Korngebäude und einem wohlangelegten Quai ganz ſtädtiſch aus dem Waſſer empor. Es iſt nur ein Flecken, allein ſein Getreidemarkt, der den größten Theil der Schweiz verſorgt, macht es bedeutend, ſo wie die benachbarten, zum Theil mit Reben bepflanzten Hügel, von Steinbrüchen getrennt, ſeinen Anblick zum Garten umſchaffen. Das Unterkommen im Gaſthauſe, das zugleich die Poſt iſt, war bald gefunden. Der Uebelſtand, daß auch dieſes nicht am See liegt, ward in der Betrachtung bekämpft, daß rechts und links ſchöne Spaziergänge ſich aufthun und einige Schritte weiter, hinter der erſten Straße, der See rauſcht. An einigen Stellen des Thales murmeln Quellen, die zum Theil kleine Waſſerfälle bilden und die grüne Eichen in Gemeinſchaft mit dem hochſtämmigen dichtbelaubten Kaſtanienbaum umſtehen: die Reben aber ziehen ſich nach dem zackigen Vorarlgebirg empor. Während unſers Aufenthalts in Rorſchach lagen zwar

meist zerrissene Wolken auf den Bergen und bereiteten uns so auf die höhern Gebirgsschichten vor, die so oft selbst im Hochsommer mit den Morgen- und Abendnebeln wie mit Gürteln umgeben sind, aber sie hinderten doch nicht das fröbliche Gefühl, von den Gipfeln hinab auf den See blicken zu dürfen, der bald einen Silberflor um die Schultern geworfen, bald einen in Abendroth getauchten Purpurmantel angelegt hatte. Besonders schön wandelt es sich auf die sanft hinansteigende Höhe, die das ehemalige Kloster Mariaberg trägt. Die vielen alten Kreuzgänge und die jungen, eben vom zartesten Grün bekleideten Akazien, die im Halbkreise um das ehrwürdige Gebäude stehen, bilden unter sich einen gar lieblichen Contrast, der noch von der mit Holzschuhen klappernden Jugend erhöht wird. Und daneben dufteten die Blüthenbäume, und die Kühe läuteten harmonisch im Felde oder auf den Bergen, so daß man, umgeben vom Geruch des frisch strömenden Wassers, sich in die grüne, belebende Einsamkeit der Gutherrnexistenz hinüberträumt und den lebendigen Wunsch in sich spürt: hier möcht' ich Hütten bauen! Welch eine erquickende Luft weht hier, wie abgeschieden ist man von der Welt, von der man sich doch nicht getrennt fühlt! Es war Sonntag in Rorschach, und das

Geläute der Glocken tönte zwiſchen unſerer Freude, wie Mahnungen eines höhern Daſeins, und dabei wölbte ſich der Himmel über uns, und es war, als vereine ſich Alles in der Natur, um ein beſonderes Walten der ewigen Weisheit fühlbar zu machen.

Von Rorſchach nach St. Gallen geht der Weg langſam ſteigend aufwärts. Einzelne Rückblicke fuhren auf den in der Tiefe ſchimmernden Bodenſee, der ſich immer mehr, von der Höhe herab geſehen, verkleinert und endlich ganz verſchwindet: dann fährt man in das Thal hinab, in das überaus freundliche und gewerbsthätige St. Gallen ein, das an Baumwollenfabriken, Spinnmaſchinen und Stickereien reich iſt und ſelbſt Frankreich, ſeiner wohlfeilen Preiſe wegen, wenn auch nur durch Contrebande, verſorgt. St. Gallen liegt an Bergen gelehnt, mit großen Bleichen verſehen, in einer ſehr fruchtbaren Gegend. Man ſieht deutlich, wie die Abtei des Benediktiner-Ordens der Mittelpunkt war und um dieſelbe herum ſich die Stadt im Kreiſe lagerte. Der heil. Gallus, der ſich im Walde an der Steinach eine Zelle erbaut hatte, warf das Saamenkorn der Kultur in dieſen Boden, und als es aufging, entſtand eine Schule, die im achten bis zehnten Jahrhundert ſich zur berühmteſten Europa's emporſchwang. Später zwar flohen

die Musen, und die ewigen Kämpfe und Empörungen, die zwischen der Stadt und der Abtei stattfanden, störten den Fortschritt aufs bitterste, allein dennoch bleibt St. Gallen der Lichtpunkt, aus dem sich die weitreichenden Strahlen des Wissens über Deutschland ergossen. So trat ich denn nicht ohne Ehrfurcht in die weltberühmte Cantonsbibliothek, reich an Manuscripten, Codicen, Psalmbüchern und Urkunden zur schweizerischen Geschichte. Ueber der Thür derselben steht die Inschrift: Geistige Heilanstalt! Und in der That, was könnte den verwundeten Geist besser heilen als die erhebenden, die fesselnden Wissenschaften? Der Saal ist sinnig mit seinen reich ausgestatteten Schränken, die hinter Drahtgittern die Schätze des Wissens in ledernem Einbande bergen, angeordnet. Das Schatzkästlein der Bibliothek ist jedoch das Cabinet, zu dem man vermittels einer bequemen Treppe gelangt und das oberhalb des Saals angebracht ist. Hier werden die Manuscripte theilweise, namentlich die Psalmbücher mit kostbaren Miniaturmalereien verziert, aufbewahrt. Der Bibliothekar Frans, ein äußerst freundlicher Mann, der nicht die Gelehrtheit in der Pedanterie sucht, sondern einfach mit dem Einfachen ist, langte mit liebenswürdigem Humor einen Band nach dem andern hervor

und zeigte mir, wie auf den von Mönchshand wundervoll ausgeführten Schriften unterwärts der leichtfertige Ovid geſtanden, ausgewiſcht und mit der Zeit wieder hervorgeguckt habe. Denn bekanntlich hatte man, vielleicht zum Heil der Welt, eher einen Papiermangel als einen Papierüberfluß in alter Zeit, und es war hergebracht, daß Pergamentblätter zu mehr als einem Zweck dienen mußten. In der Mitte des Cabinets ſteht ein grüner Tiſch, an dem vielleicht Salomo, der berühmte Abt von St. Gallen, geſeſſen hat, und ſeitwärts an der Wand hängt Napoleons Bild, er in der Kriſis der Kriege die Abtei und die Bibliothek vor groben Mißhandlungen ſchützte. Die an die weitläufigen ehemaligen Kloſtergebäude ſich anreihende Domkirche iſt ſicher die prachtvollſte der Schweiz. Eine ſchöne Pfeilerreihe trägt das Hauptſchiff, das nebſt den Nebenſchiffen ganz mit Frescomalereien bedeckt iſt. Haupt- und Nebenaltäre ſind mit Marmor-Säulen, mit goldenen Kapitälern und mit guten Bildern von Moreto in faſt überreichen Rahmen geziert. Wer aber einmal einen Blick in die gothiſche Bauart gethan, wer den einfachen hehren Eindruck eines Magdeburger Doms, einer Nürnberger Lorenz-Kirche, eines Mailänder Doms in ſich aufgenommen hat, dem werden dieſe Ueberladungen der

Gotteshäuſer, dieſe runden, mit Frescomalerei und Gold verzierten Bogen wie Frivolität, wie Spiegelfechterei vorkommen.

Die meiſt reformirte Stadt hat ein katholiſches Gymnaſium, einen Ableger der nun aufgehobenen Abtei, von zahlreichen Schülern beſucht, die vor dem Beginn des Unterrichts ſich in Waffen- und Turnübungen vergnügen. In der Pfalz befindet ſich das Archiv und die Kanzlei, und nicht weit davon iſt das Zeughaus, ſeiner Alterthümer durch die Revolutionszeiten, wo ſie als altes Eiſen eingeſchmolzen wurden, beraubt. Die Stadt iſt alterthümlich, aber die mit ſchattigen Alleen und geſchmackvollen Gebäuden verzierte Promenade giebt ihr einen freundlichen und hie und da eleganten Anſtrich. Um mir einen Begriff von der St. Galler Induſtrie zu geben, ging ich in die Ausſtellung, die aber außer den wundervollen Stickereien, die hierher vom Rheinthal, vom Vorarlgebirge und ſogar von Schwaben geliefert werden, nichts als geſchmackloſe, plumpe Gegenſtände enthielt. Dieſe Gegenſtände ſind zwar umfaſſend genug und zeigen von der Möblirung des Hauſes bis zur Stecknadel die nützlichen und unnützen Bedürfniſſe der Civiliſation, aber wir, die wir durch die graziöſen Formen der Franzoſen und Engländer verwöhnt ſind, wir

konnten dieſen Schweizerproduktionen keinen Geſchmack abgewinnen.

Von St. Gallen führt der Weg hinauf nach Vögligsegg, einen Bergrücken, der ſich nach dem Bodenſee hinabzieht und der wegen der hier im Jahre 1403 gegen den Abt von St. Gallen gewonnenen Schlacht berühmt iſt. Die Ausſicht, die ſich in der Beleuchtung der Mittagsſonne dem entzückten Blicke aufthut, iſt unbeſchreiblich. Wie ein ehrwürdiges Greiſenhaupt erhebt ſich der, durch einen Gletſcher getrennte Säntis, der ſeinen Namen aus dem Lateiniſchen Sentis (Stachel) entlehnt haben ſoll. Der Bodenſee ſchwimmt tief am Fuße, und rückwärts ausgebreitet liegt St. Gallen mit den zahlloſen Gärten und den in die Höhe ſtrebenden Thürmen der Domkirche. Ich konnte mich lange nicht losreißen. Die Alpen hatten ihre weißen Gewänder angezogen, und die Berge ſtiegen mit grünen, unabſehbaren Flächen, auf denen zerſtreuete Häuſer gleich Wieſenblumen liegen, hinab gen Speicher und Trogen. Ein wahres zauberhaftes Paradies, ein ächtes Schweizerland, zwar ohne pompbafte Gaſthäuſer, aber mit dem ganzen Reize der Matten, mit dem ganzen Schmelze einer üppig ausgeſtatteten Natur geſchmückt: denn indeß es in der Höhe, in dem Chaos

dieſer Gebirge von ewigem Schnee ſtarrt, arbeitet in unabläßlicher Thätigkeit der Landmann an den Abhängen, baut Wein und Getreide und nährt ſeine Kühe mit dem duftenden fetten Graſe, das ſich wie eine Smaragddecke mit ſanfter Abdachung hinauf- und hinabzieht. Wo fände ſich nochmals ein Kontraſt wie dieſer? Wo wäre die Monotonie der Gebirgsketten glücklicher und ſegensreicher als hier unterbrochen? Von Vögligsegg nach Speicher fährt man auf einer von Italienern gebaueten Straße, wie durch einen mit Gartenhäuſern gezierten Park und kommt dann nach Trogen, dem Hauptort von Außerrhoden, deſſen Marktplatz von großen maſſiven Gebäuden umſchloſſen iſt und hinter deſſen Bäumen der Bodenſee lichtblau und abſchiednehmend durchſchimmert.

Wir übernachteten im Rheinthal, in Altſtädten, in reizendem und fruchtbarem Gelände, von Weinbergen, von Obſtbäumen und Aeckern umgeben, mit dem naheliegenden Nonnenkloſter Mariahilf und der auf der Höhe gelegenen Ruine. Das Wirthshaus war unruhig. Es ſollten Kantonwahlen vorgenommen werden und die Wähler kamen und gingen mit lärmenden Reden und laſen die reichlich vertheilten Journale und Broſchüren, die den Ehrgeiz ſtacheln, die Intereſſen verwirren und faſt in allen Kan-

tonen Unfrieden und Zerwürfniſſe ſäen. Morgens, bei Sonnenaufgang, fingen die Glocken an zu läuten, und es erhob ſich ein Geſang, der bald ſich als Todtengeſang kund gab. Dann zogen Schaaren von Prieſtern aus, in Trauermeßgewändern, und ihnen folgten wohl an tauſend Männer und Frauen, die einen Frühverſtorbenen, einen Klempner, zur Erde geſtatten wollten. Man ſah, dieſer Tod war nicht Angelegenheit des Einzelnen, es war die Angelegenheit einer ganzen Gemeinde. Vom Trauerhaus, dicht an unſerm Gaſthof gelegen, ward dann der Sarg, mit Weihrauchwolken umgeben, zuerſt in die Kirche und dann auf den Kirchhof getragen. Die Männer hatten lange, ſchwarze Mäntel, und die Frauen, mit Tüchern auf den Köpfen, hielten brennende Wachskerzen in der Hand. Rührend war mir der Anblick der drei kleinen Waiſen, die neugierig dem Zuge aus dem Fenſter zuſahen und in Wahrheit wohl nicht begreifen konnten, daß man ihnen den Vater in jenem ſchwarzen Kaſten mit ſo vielem Gepränge forttrug, ſie, die des Vaters ſchmerzlich bedurften

Man iſt nun wieder am Rhein. Der Geſammteindruck iſt großartig. die gigantiſchen Maſſen, die ſich von beiden Seiten aufthürmen, ſchließen die breite Thalfläche ein, zwiſchen die hindurch der kindliche,

mit grünen Waldungen bekränzte Rhein in seinen jugendlichen Kraftwindungen hindurchfließt. Die Schweiz bietet kein ähnliches Thal wie dieses dar, keins, das so fruchtbar, so weitläuftig wäre. Möglich, daß der Bodensee es einst in der Urzeit bis zum Hirzensprung ausfüllte. Wenigstens zeigen sich so viele Versteinerungen in den Bergen, daß man wohl auf Wasserumwälzungen schließen könnte. Nahe an der im Thale fortlaufenden Chaussee sind die Wege nach Gais und Appenzell, die über den Stoß führen, sichtbar. Der Säntis, der Ramor und der Hohenkasten fallen mit senkrechten Rücken in das Thal hinab, und ihre Spitzen und Kegel tragen Eichen- und Tannenkronen. Beim Hirzensprung ist der Weg im Thal durch einen einzelnen Felsen, der von riesiger Faust hierher geschleudert ist, versperrt. Mühsam zieht er sich an dem Rand der Gebirge durch ein natürliches Felsenthor hin, durch das man dann wieder in die freiere Ebene gelangt. Von hier an wird der Schneekreuzberg der getreue Begleiter des Reisenden. Der Rhein zeigt sich und schwindet, versteckt sich und braust dann wieder über felsigten Boden vor kleinen, häufig am Wege gelegenen Ortschaften vorbei, bis er sich bei Wardenberg mit engen Thälern und schroffer Umgebung behelfen muß. Dicht vor Sargans, am Schollen-

berge vorbei, deſſen weiße Adern den Marmor verrathen, iſt die Chauſſee in Felſen geſprengt. Der Rhein beſpült ſie; er iſt hier wieder recht unnütz. Kein Schiffchen, das ſich auf ſeinem Rücken wiegen, kein Flößholz, das von ihm getragen werden dürfte. Ein paar ſandige Inſeln, die er ſpielend gebildet hat, bieten den Charakter der Unbedeutendheit. Dabei wird die Gegend immer rauher, immer wilder. Die Coloſſe des Calanda, der Falkeiß, die in Begleitung der Gießbäche in das enge und unfruchtbare Thal hinabſteigen, bezeichnen die hier nach den Hochgebirgen ſich aufthürmenden himmelhohen Schichten der Urwelt. Das kleine Fürſtenthum Lichtenſtein mit dem St. Lucienſteig und dem Schloß Vaduz iſt ein Tropfen in dieſem reich ausgeſtatteten Lande; es verſchwindet. An dem Schloſſe Toggenburg erinnert man ſich der Legende, wie der Ritter in ſeinem aufbrauſenden Zorn ſeine Gemahlin von der Höhe hinab in den Abgrund geſtürzt hatte und Engel auf ihren Flügeln die Mißhandelte auf weichem Mooſe in die Tiefe niederließen. Bei Regaz vereinigt ſich die wilde Tamina mit dem Rhein, über den eine ſchlechte hölzerne Brucke in das unbedeutende Oertchen führt. Es regnete in Strömen, als wir vor der Poſt vorfuhren. Kaum daß wir den Muth hatten, den Wa-

gen zu verlassen und in das mehr als einfache Wirthshaus zu treten. Die Umgegend war unheimlich: auf den Bergen lagen die Wolken in dichten Schichten gelagert und verhießen Regen und nichts als Regen. Nachmittags jedoch hellte sich das Wetter so weit auf, daß wir aus dem Hause heraus und ins Freie treten konnten. Wie erstaunten wir, als wir, um die Ecke biegend, die wilde, ganz in Schaum aufgelöst'te Tamina erblickten, die sich aus dem engen Thal, das nach Bad Pfäffers führt, dem Rhein in die Arme wirft und weiter oben auf eine von Weinanpflanzungen umgebene Terrasse geriethen, auf welcher der auf Kosten des Kantons angelegte pomphafte Hof Regaz steht. Von hier aus zeigt sich das Rheinthal in seiner vollen Schönheit. Links stiegen die Schlösser Freudenberg und Ridberg in Trümmern auf und rechts verliert sich das Auge in dem Kranz der schneebedeckten Felsen, die mit ihren Zacken dem Himmel zu trotzen scheinen. Im Garten des Hofs Regaz plätschert ein Springbrunnen, und weiter nach hinten stürzt sich die Tamina unter einer Brücke mit solch einer Wuth hinunter, daß die Felsen, die sie bespült, zu zittern scheinen. Eine Stunde weiter im engsten Thale liegt, fast isolirt von der übrigen Welt, von ungeheuern, steil abgerissenen Felsmassen dro-

hend umſtarrt, in einem Felsſpalt, den die Sonne nur wenige Stunden am Tage beſcheint, das Bad Pfäffers. Vor einigen Jahren konnte man nur über eine mehrere hundert Fuß hohe Treppe, die vom Benediktinerkloſter hinab in die Schlucht führte, zu ihm gelangen, jetzt iſt von Regaz aus ein ſchmaler Weg nach dem Bade gebahnt. Es iſt unmöglich, ſich einen deutlichen Begriff von der ſchauerlich ſchönen Fülle dieſes Naturwunders zu machen. Wilde Waldbäche ſtürzen von den ſchroffen Felswänden herab. Die Tamina raſ't in der Tiefe, bricht ſich an Felsblöcken, oder überſtürzt ſie mit dumpfem Getöſe. Oft engt ſich der ſchmale Weg ſo ein, daß man hart an Abgründe gedrängt wird, und die Felſen ſich rieſenhaft über den Häuptern zu ſchließen ſcheinen. Hie und da ſind kleine Vorſprünge mit Bänken zur Ruhe angebracht. Da kann man ſich von den erlebten Schauern ſammeln und ruhig hinauf auf die Höhe ſchauen, die ſpärlich mit einzelnen Bäumen, die die Bergſpalten duldeten, beſetzt ſind. Bald aber treibt die eingeborne Ungeduld wieder vorwärts, und nun ſieht man vor dem Badegebäude, das zwiſchen Felſen förmlich eingeklemmt iſt. Waſſerröhren führen von hier das heißdampfende Waſſer nach Regaz, für diejenigen Badebeſuchenden, die nicht Heroismus ge-

nug haben, ſich in dies dunkle Gefängniß, das die Sonne ſpärlich beſcheint, einzuſperren. Von dieſem Hauſe, das Platz für dreihundert Perſonen hat, fangen die wahren Schauer des abentheuerlichen Ganges an. Ein ſchmaler, von Holz mit Klammern in den Felſen eingehackter Steg führt ſchwebend in die Felsſchlucht, über die immer wahnwitziger rauſchende Tamina. Je tiefer man in den Spalt vordringt, deſto tobender wird das Waſſer, deſto dunkler wird die Schlucht. Kein Tages-, geſchweige ein Sonnenſtrahl dringt in dieſe Tiefe. Bäche ſtürzen wie dichte Regenſchauer auf den Steg, der immer ſchwankender, immer glatter wird. Rechts zeigt ſich eine Marmorhöhle, grüner Moosanflug zieht ſich hie und da an den feuchten Wänden hin, aber keine Art von Vegetation, die hier zu entdecken wäre, Alles iſt Stein, Alles iſt todt. Nie ward uns der Begriff der Unterwelt ſo klar wie hier. Das iſt kein Ort für Lebendige, da huſchen Geiſter in den Spalten, und es ächzt und brauſt in der Tamina, daß das menſchliche Wort ſpurlos verhallt. Endlich iſt der Steg am Ende, die heißſprudelnde Quelle dampft, die Schlucht wölbt ſich himmelhoch und zeigt durch eine Oeffnung die in Stein gehauene Treppe, die früher nach dem Benediktinerkloſter hinaufführte. Man iſt am Ziele.

Die Spannung läßt nach, man ſammelt ſich, ſtaunt und empfindet wieder: wie erhaben die Natur in ihren Thaten, wie überraſchend und räthſelvoll ſie iſt. Hier in dieſer Schlucht, mitten aus dem eiskalten Waſſer der Tamina, anſcheinend aus einem Felſen ſich drängend, ſtrömt eine glühende Heilquelle. Wie wunderbar, wie myſtiſch! Gott hat ſich hier einen Tempel gebaut, zwar nur aus rohem Geſtein, aber in ſeinen Maſſen und Wölbungen grandioſer, als der grandioſeſte gothiſche Styl. Was ſind Menſchenwerke gegen dieſes Werk? Menſchengedanken gegen dieſe Idee? Andacht, Anbetung, Furcht vor dem Höchſten dringen mächtig in die Seele ein. Der Menſch fühlt ſich klein, klein, klein. Aber er fühlt ſich doch wieder im Zuſammenhange, er weiß doch, daß es ein Verhältniß des Geiſtes zur Natur, eine Welt-Religion giebt, die unmittelbar ihrem Schooße entſtrömte. An die lehnt er ſich an: in dieſer findet er eine wahrhaft erlöſende Liebe, die Alles hinzunehmen und zu ergänzen weiß. Die ganze Mythologie einer ſchauerlichen Unterwelt iſt verdampft: ſie legt ſich nur noch als mildernder Duft um die düſtern Farben des Heimwegs. Er iſt jetzt unweit freundlicher. Was früher trübe erſchien, erſcheint, im Vergleich mit der eben erblickten Tamina, faſt heiter. Es

wölbt ſich doch hier der Himmel über das Ganze, es weht doch hier der blumengeſchwängerte Luftzug des Lebens. Die Gebilde des Todes und der Zerſtörung ſind verſchwunden. Das Thal, erſt nur eine Felsſpalte, weitet ſich, es weitet ſich auch wieder die ſtille verborgene, oft ſeltſam erregte Welt im Menſchen. Die ſcharfgezeichneten Züge des Gebirges enden im Rheinthal in die mildern Wellenlinien der Schönheit. Der grünſchillernde Fluß, der ſeinen Lauf vom Gotthard und Splügen bis nach der Nordſee nimmt, ſpielt hier in Mooſen mit Blumen und Kieſelſteinen. Seine Geſchichte iſt wie eine dämmernde Sage, an der die Phantaſie unabläſſig arbeitet, aber der Anfang ſeiner Geſchichte, das Rheinthal, iſt voll Lebenspoeſie und voll luſtigen Mährchenſinns.

Ueber Thomas Thyrnau*).

Es iſt oft geſagt, daß das charakteriſtiſchſte Moment des deutſchen Gemüthes das Romantiſche ſei. Das Wort hat ſeine tiefe Bedeutung. Der eigentliche Kern deſſelben iſt das Herz, aus dem die Gemüthlichkeit, die reine Liebe, die Huldigung der Frauen, der Geſchmack an der Natur, die Herausſtellung der Perſönlichkeit, die innerſte Individualität hervorgeht. Alle dieſe Ingredienzien des Romantiſchen beſitzt die Verfaſſerin des Thomas Thyrnau in hohem Grade. Sie gehört zu den poetiſch-prädeſtinirten Gemüthern; ſie meditirt nicht, ſie künſtelt nicht, ſondern ſie dichtet aus ſich heraus. Sie iſt wie die Blume, die Duft und Farbe zugleich beſitzt, ſie iſt mehr, ſie iſt ein reichbegabtes, innerlich ſich frei

*) Thomas Thyrnau. Drei Theile von der Verf. von »Godwin Caſtle« und »St. Roche«.

entwickelndes Weſen. Sie drückt die ewige Sehnſucht des Herzens mit rührender Wahrheit aus, ſie iſt nicht ſentimental, nicht ſchwärmeriſch, ſie ſitzt am Webſtuhl ihrer Gedanken, und wohin das Schiffchen mit dem Faden fliegt, immer bilden ſich unter ihren kunſtfertigen Händen liebliche Zeichnungen, dem Auge und dem Geiſte gleich ergötzlich. Der Hauptreiz ihrer Schöpfungen liegt in der Jungfräulichkeit derſelben, in dem ſittlichen, frommen Ernſt, der ſich durch ſie hinzieht. Sie iſt eine ächt weibliche Natur; wer eine Fennimor und eine Magda erfinden konnte, mußte ihre Elemente in ſich tragen. Die Menge mäkelt, ſie duldet nicht leicht eine ihr fernliegende Sphäre, ſie wird Magda verzeichnet finden, ſagen, daß ſie ein Ableger Mignon's iſt, indeß die Wahrheit dieſer Dichtung ſich denen kund thut, die in die Myſterien des Herzens tiefer einzudringen ſich die Mühe nehmen. Magda hat ſich ungeknickt in ihren Hoffnungen an der Seite ihres ſtarken Großvaters, des eiſernen Thomas Thyrnau, in ganz eigenthümlichen Verhältniſſen entwickelt, hat die gewaltigen, lichtenden Gedankenzüge an ſich vorüberziehen ſehen, hat ſie mit ungelähmter Zunge offenbart, ehe das Leben zur Bewährung ihrer Selbſt an ſie herantritt. Sie iſt wahr, denn ſie ergreift.

In einer Zeit, wie die unsere, wo sich so vielfache Erscheinungen in der Literatur überdrängen, ist eine Schriftstellerin, wie Frau von Paalzow, eine bedeutende zu nennen. Die Staffage ihrer Dichtungen ist die Historie. In Godwie Castle gab sie englische, in St. Roche französische, in Thomas Thyrnau deutsche Zustände. Sie hat eine seltene Darstellungsgabe, ihre Figuren haben Kopf und Fuß, sie stehen vor uns wie lebendige Gestalten, sie befreunden sich mit uns, oder stoßen uns ab, haben aber Leben, warmes, zuweilen feuriges Leben, das sicher und meist sich selbst seine eigne, oft eine überraschende Bahn bricht. Auch die Spekulation fehlt der Verfasserin nicht, nur ermüdet sie den Leser durch allzu ängstliche Detailmalerei, nur kennt sie dies ungeheuere Drängen des Genies nicht, das sich eher zu Skizzen als zur Ausführung versteht. Es ist eine sinnig waltende, oft eine durchaus contemplative Natur, eine Natur, der Studien Bedürfniß und Nahrung sind. Lieblich kos't sie mit dem Höchsten, ringt sich auf zu ihm, fragt, lauscht und antwortet! Sie deckt das tiefste Bedürfen auf, sie leitet zum schwersten Verständniß, und das mit einer Kindlichkeit, die verehrungswerth ist. Auch drängen sich überall die versöhnenden Ideen hervor; es sind die grünenden

Zweige, die sich tief auf die Erde senken, um Schatten und Kühlung zu bieten. Vor Allem beschäftigt sich die Verfasserin mit der Liebe zur Menschheit; sie ist für sie die Idee Gottes, sie reiht an sie den Staat, die Kirche, sie giebt der Gesellschaft eine höchste Tendenz, sie wischt mit sanfter Hand die zu scharf aufgetragene Schminke fort, sie ist fortwährend um göttliche Dinge bemüht. Man hatte ihr in St. Roche nicht mit Unrecht den Vorwurf gemacht, daß sie die männlichen Charaktere zu leicht, zu schattenlos halte; ihr Colorit sei nicht kräftig, nicht entschieden genug. Sie hat den Vorwurf benutzt, denn sie tritt plötzlich in Thyrnau mit voller Männlichkeit auf, sie wirft uns Charaktere entgegen, die uns Achtung von der einen Seite, Staunen von der andern einflößen. Gleich im Anfang des Romans begegnen wir Maria Theresia im Gespräch mit Kaunitz. Ihr großes Herz, ihre Wahrheit und Offenheit, ihre edle Heftigkeit, ihre unermüdliche Thätigkeit werden meisterhaft wiedergegeben. Hier und da erinnern einige Scenen an den damals modernen Reifrock; sie sind steif, vielleicht weil sie zeitgemäß sind. Angenehm berührt hat uns der Charakter des Grafen Lacy, der die Fürstin Morani heirathet. Er ist ein jugendlicher Enthusiast, der für das Schöne glüht und sich mit der ältern Claudia ver-

mählt, weil er in ihr den Inbegriff weiblicher Liebenswürdigkeit zu erkennen glaubt. In der That ist Claudia liebenswürdig; sie hat ein edles, sich selbst verleugnendes Gemüth, das sich in ihren Worten und in ihren Handlungen auf wunderbare Weise kund thut. Nachdem sie Lacy's Frau geworden ist, entdeckt sie, daß er ihretwegen die ihm bestimmte Braut Magda aufgegeben hatte. Die Art und Weise, wie sie sich in diesem schwierig werdenden Verhältniß bewegt, ist jedes edeln Weibes werth. »Mehr als ich verhindern konnte,« sagte sie, »hat es Lacy gequält, daß dessenungeachtet sein Herz für Magda in die schöne jugendliche Schwärmerei der Liebe gerieth. Ich glaubte nie durch das Gelübde, das ich empfangen, die Beherrscherin seines ganzen Menschen geworden zu sein; ich hatte die Ehe, die er gegen meine Ueberzeugung, aber von der heißesten Liebe meines Herzens verführt, mit mir einging, mit wahrer Demuth angenommen, mit dem beglückenden Gefühl, an seiner Seite leben zu können, und mit der Ahnung, daß dem jüngern Manne noch Erfahrungen aufgehoben sein könnten, die ich ihm tragen helfen würde. Den Morgen nach unserer Hochzeit, als er mir den Inhalt seiner Reise nach Tein mittheilte, wußte ich, daß sein Herz eine Erschütterung erfahren, die vielleicht Magda's erster

Anblick ſchon in ihm vorbereitet hatte. Ich will nicht leugnen, daß ich da den Schmerz kennen lernte, aber nicht lange, denn die Liebe beſiegte ihn, und ich dachte nur daran, durch das hingebendſte Vertrauen ihn ruhig zu erhalten, und indem ich den natürlichen Andrang der Verhältniſſe, die mich bedrohten, in ihrer Nothwendigkeit anerkannte, vereinigte ich mich ſelbſt mit ihnen und erweckte denſelben Antheil dafür in mir, den Lacy dafür empfinden mußte. Er fühlte ſich nun nicht verlaſſen und allein, und das war das wahre Eheband, was ich mit ihm ſchloß, daß er in mir überall die Gefährtin, die Theilnehmerin fühlte.« So ſpricht ſich Claudia über ihre Ehe aus, ſo würdig und gehalten tritt dieſer Charakter, der an Victoire in St. Roche erinnert, in alle Verſchlingungen hinein. Nichts von kleinlicher Eiferſucht, nichts von der Gehäſſigkeit der ſocialen Anſichten; ſie iſt eine vollendete, edle Natur, deren Worte in vollſtändiger Uebereinſtimmung mit ihrem Leben ſtehen.

Thyrnau und Magda bilden das Centrum des Buches; um ſie herum gruppiren ſich die bedeutenden Erſcheinungen der Kaiſerin, des Grafen Kaunitz, der Prinzeß Thereſe, der Fürſtin Morani, des Grafen Lacy ꝛc. Der Stoff iſt faſt zu verwickelt; es iſt nicht immer Genuß, ihn zu verfolgen, es iſt auch Arbeit;

nicht Alles iſt erfunden, Vieles iſt erlebt und empfunden. Es kann nicht unſere Abſicht ſein, Auszüge aus Thomas Thyrnau zu liefern, nur andeuten wollen wir das Streben der Verfaſſerin, in ihren Schriften die Vernichtung des Böſen durch den Geiſt und die Demuth zu beweiſen, die aus einem geſunden Selbſtbewußtſein entſpringt. Sie ſchüttelt eine Fülle von Begebenheiten, von drängenden Gedanken, von neckenden Gebilden auf uns. Wie ein Frühlingsſturm brauſt das Gefühl über friſchgeſäete Aecker, es überſtürzt die Verfaſſerin, ſo wie es den Leſer überraſcht; dann ſammelt ſie ſich, malt Häuſer, Paläſte, Gärten und Feſtungen, beſchreibt hier ein Kleid, dort einen Lehnſtuhl und zwingt ſich zurück in den Weg, den ſie in ihrer ſinnigen Weiſe zu gehen gedenkt. Sie iſt allerdings zu gewiſſenhaft in ihren Beſchreibungen, ſie legt Stein auf Stein und wirft oft überflüſſigen Mörtel dazwiſchen: ſie erfriſcht nicht immer, läßt auch unbefriedigt, doch Alles wieder mit jener Liebenswürdigkeit, die ſchnell verſöhnt. Freilich wäre der Roman gelungener, wenn ſie ſich hätte entſchließen können, ſtatt drei nur zwei Bände zu liefern. Im dritten Band beſonders zeigen ſich Längen, man kann nicht umhin, Ungeduld zu ſpüren, man ſieht das Ende und erreicht es nicht.

Der zweite Band ist der Höhepunkt des Buchs! In ihm entfaltet sich der Charakter Thomas Thyrnau's und der Magda's. Es giebt eine heilige, eine heimliche Welt, eine Welt der Geister. Sie ist unendlich schaffend, unermeßlich wirkend; sie schwebt in Berg und Thal, in Meer und Aether, in Blumen und Bäumen, sie hat eine stille Verborgenheit und übt sich doch in großer Kraft, es ist auch die Welt des Gemüths. Indem sie auf Alles verzichtet, eignet sie sich Alles an. Die Verfasserin zeigt was es heißt, aus Allem das Bedeutungsreichste herauszulesen. Wie trefflich schildert sie den eisernen, unbeugsamen Rechtlichkeitssinn des alten Thomas Thyrnau, wie ergreifend ist seine Rede vor dem Tribunal der Kaiserin. Wie weiß die Verfasserin hier überall das Rechte zu finden. Es ist nicht Studium, nicht Künstelei, es fließt aus dem ewigen klaren Born der Begeisterung, es ist ihr angeboren, sie spricht wie eine Seherin; unwillkürlich haben sich die erhabenen Ideen von Recht und Gerechtigkeit, von Vaterland und Regentenliebe in ihr zurecht gelegt, sie leidet, daß so manche Entwicklung aufgehalten, so manche Frucht verderben mußte, aber sie hat ein tüchtiges, gesundes Nationalgefühl, sie verzweifelt nicht, sie zittert nicht, sie haucht Thyrnau all' ihre mannhaft starken und dennoch zar-

ten Ansichten ein, sie läßt ihn durch die Schauer und Schwindel der Gefahr immer wieder am behaglichen Heerde der Ueberzeugung ruhen. Und dabei, welche Hingebung in dem Belauschen der Natur, welches Aufschließen großer Geheimnisse, welche tiefste Weihe des Herzens! Niemand wird ohne Erschütterung die Beschreibung von Magda's erstem Schmerz, von ihrer Krankheit, von der Gewaltthat der Liebe lesen, mit der sie dem Großvater widerstrebt, als er, nach Wien als Staatsgefangener abgeführt, ihr befiehlt in Tein zu bleiben. Niemand auch wird ungerührt bleiben, als Magda sich in die kaiserliche Nähe wagt und um Aufhebung des Gesetzes bittet, das ihr den Zutritt zu Thomas Thyrnau verbietet.

Ergreifend ist Magda's Abschied von Claudia und Lacy. Sie folgt Thyrnau nach dem Karlstein, wohin er auf fünf Jahre verurtheilt ist. »Ich erfülle mein Geschick,« sagt sie, »ich bleibe bei dem Großvater.« — Hier blitzt zum erstenmal ihre Liebe zu Lacy auf: indeß sie in ihrer kindlichen Weise Alle Du nennt, ihn, den sie liebt, nennt sie Sie, — ihre Stimme bricht, der Schmerz ist zu groß, sie sagt nichts, sie klagt nicht, aber man fühlt es, gerade in dem, was sie nicht sagt, es klopft hier eine Wunde, die nur die Zeit zu heilen vermag.

Wir verhehlen uns nicht, daß dieser Roman der Kritik manche Blöße bietet, daß hie und da eine unmotivirte Begebenheit sich hineinmischt, daß nicht Alles regelrecht, nicht Alles logisch ist, daß Gallicismen vorkommen, daß der Styl oft incorrect, oft holprig ist, aber wir sind Gottlob nicht von denen, die ein Buch bloß deswegen zur Hand nehmen, um es in seinen Mängeln zu bekritteln, wir glauben vielmehr, daß wenn es der Kritik zukommt, zu tadeln, sie es auf würdige Weise zu thun berufen ist: sie soll nicht unbarmherzig in das frische Autorenfleisch mit ihrem Scalpirinstrument hineinfahren, sie soll das Menschliche und Schmerzende ehren, nicht pedantisch absprechen, verwunden, sondern aufklären, bessern, und vor Allem gerecht sein. Gerechtigkeit kann schmerzen, wenn sie anklagt, aber sie hebt auch wieder, denn sie beweist Achtung.

Wenn Thyrnau, die Kaiserin, Magda, Lacy und Claudia die Hauptpunkte des Romans ausmachen, so schlingen sich um sie herum eine Menge Nebenfiguren, die jede einzeln ein besonderes Interesse darbieten. Die Prinzessin Therese ist eine gar liebliche Sünderin, der man die Pariser Frivolität verzeiht, wenn man hört, daß sie aus einem gekränkten Herzen fließt. Sie läßt in ihrem kindischen Uebermuth ihre

Pantoffeln auf ihren Fußſpitzen tanzen, ſchwatzt thörichtes Zeug und bricht mitunter in unbändiges Weinen aus, eben weil ſie ein gekränktes Herz hat. Gleich als dieſes geheilt wird, tritt Beſſerung ein. Das iſt mit eine von den verſöhnenden Ideen der Verfaſſerin. Lachen muß man über den Charakter des Grafen von Podiebrad, des Gouverneurs der Feſtung Karlſtein, der in ſeinen Sonderbarkeiten, in ſeinem verſchrobenen, ariſtokratiſchen Sinne eine poſſierliche Figur abgiebt. Sein Neffe, der Graf Matthias von Thurn, in Liebe für Magda entbrannt, kämpft gegen ſeine Leidenſchaft an, weil es ihm unerhört ſcheint, daß er, der Adlige, ein Bürgermädchen liebt. Er iſt ein durch Erziehung verſchrobener, wenn auch höchſt edler Charakter, der in ſeiner weltlichen Verdrehung einen derben Contraſt mit dem jungen Fürſten Trautſohn, dem Sohn der Natur, bildet.

Die Verfaſſerin baut im dritten Bande mit großer Geſchicklichkeit eine ganz neue Staffage auf: der Karlſtein mit ſeinen Bewohnern, die Umgebung des Karlſteins, ja ſelbſt die Epiſode mit der Hirſchkuh, Magda's Entführung, die Bekehrung, die mit dem Fürſten von S. vorgeht, Alles das ſind ſpannende, wohlberechnete Begebenheiten. Das Buch endet wie eine Hymne an das Gute und Schöne. Die in dem

Roman figurirenden Hauptperſonen erleiden jede ihr beſonderes Schickſal, das läuternd wie der Strahl des ewigen Lichts grade die Seite berührt, die ihre harmoniſche Entwickelung hervorrufen mußte. Jeder hat ſeine individuellen Anſichten, jeder urtheilt aus ſich heraus und ſchließt ſich doch verſöhnlich dem Ganzen an. Thyrnau's Anſicht des Lebens ſpricht ſich in den Worten aus, die er im dritten Bande an Lacy richtet; »Du hältſt mich zwar für einen Heiden, ich weiß es, aber ſei gewiß, mir wohnt ein tiefer, unerſchütterlicher Glaube ein, daß wir hier Alle zu einem großen Dienſte vereinigt ſind, der über die Schranken dieſes Daſeins ſeinen Zweck erfüllen wird, daß uns der Geiſt von daher kommt und unſere Erkenntniß nur ſo viel werth iſt, als unſere Ueberzeugung davon feſt geworden. Sieh', mein Sohn, mir iſt das Leben eine herrliche Erfüllung. Ich habe es erkannt mit ſeinem höchſten Glücke, mit ſeinen heiligen Schmerzen, ich habe die Kämpfe mit meinen Leidenſchaften und ihrem ſtachelnden Widerſpruche durchgemacht, ich kenne die Marter kleiner neckender Widerwärtigkeiten, denen man ſtille halten muß, den bittern Kelch des Lebens, wenn das Böſe und die Schlechtigkeit des Menſchen unſere Stunden vergiftet und unſere beſſern Pläne zerſtört. Aber die Kraft, die Gott in meine Seele

gelegt, hat mich ein wunderbar inniges Mitleiden mit allen dieſen Zuſtänden empfinden laſſen — ich — ich gehörte zu Allem hinzu, ich war mit meinen Brüdern, wie auch ihre Abweichungen erſcheinen mußten, innig verzweigt, der Groll, die Bitterkeit, dieſe Geburt des Dünkels und der Selbſttäuſchung, welche zur Iſolirung führt, in der endlich das Herz verhärtet und der Hochmuth wächſt — o wie waren dieſe Feinde des Menſchen mir dadurch ſo fern. Wie ein Schiffbrüchiger lag ich oft, ausgeſpült von dem Meere, das meine liebſten Güter verſchlungen, am öden Strande, und wenn ich aus der Betäubung erwachte, ſah ich, das bis dahin errungene und beſeſſene Leben lag hinter mir, und ich hatte nichts behalten. Der Kräftige erträgt das nicht lang, und der Geiſt, zu dem er aus der tiefen Verarmung aufſchaut, berührt die harrende Seele. Ha, wenn wir zuerſt fühlen, wir können neugeboren dem Leben noch andere Kräfte darbringen, als die eben verbrauchten und mit ihren Erfolgen verſunkenen, wie göttlich ſchön, wie reich und groß wird uns da die heilige Welt, in der wir andächtig vorſchreiten wie in einem Gotteshaus und worin unſere Schritte immer feſter werden, weil wir uns und unſer kleines Intereſſe verkennen lernen und unſer Ziel nicht mehr auf dieſer Welt ſteckt.«

Iſt Thyrnau das reflektirende Prinzip, ſo iſt Magda das der Begeiſterung und der Liebe. Sie iſt ſo naiv, ſo mährchenhaft, ſo unſchuldig, ſo kühn, ſo phantaſiereich, ſo zukunftsvoll, daß ſie in ſich vollendet, wie eine hohe Dichtung voll Gluth und Kraft daſteht. Sie umſchlingt Erde und Himmel, baut Tempel und Kirchen, iſt gehorſam und frei, iſt eine Flamme, die emporlodert, und ein Feuer, das unverlöſchlich brennt, mit einem Wort, ſie iſt die Perſonificirung des Göttlichen auf Erden. Viele haben gefragt: Aber iſt ſolch ein Charakter wahr? Als wenn nicht das Gute, das Schöne immer wahr ſei, als wenn wir ihm nicht täglich begegneten, nicht immer in Magda's lieblicher Form, nicht immer ſo kindlich fromm, ſo naiv ausgeſprochen, denn Magda iſt im ewigen Geſpräch mit dem Himmliſchen, aber doch ſo, daß wir uns an ihm erheben können und nimmer, nimmer an ſeinem Daſein zu zweifeln brauchen. Magda mag Manchem ungenießbar, ja unheimlich ſein, ſie pflegt Umgang mit Nixen und Elfen, es ſpricht ein ſeltſamer unirdiſcher Geiſt aus ihr, und doch iſt ſie die höchſte, herrlichſte Blüthe des Buchs. Sie iſt das begabteſte, liebenswertheſte Herz, die reinſte Entäußerung Gottes, eine idealiſirte Bettina, wenn wir eine Aehnlichkeit ſuchen wollen; ſie vereinigt

die kühnste Gedankenfreiheit mit einem willigen, unendlich frommen Unterordnen unter das Gesetz, sie trägt in sich die spekulativen und die mystischen Regungen, weiß nichts vom Herkömmlichen, ist mit allen Menschen auf Du und Du, kreis't in Sphären, die das Jenseits berühren, hellt mit Gedankenblitzen die Dunkel der Unendlichkeit auf und ist dann wieder so still, so ächt weiblich, so anschmiegend zärtlich, daß eine Befriedigung eintritt, wie wenn man nach vielem Suchen endlich ein längst geahntes, schmerzlich entbehrtes Wesen antrifft.

Wir können nicht umhin, die ideelle Entwickelung des Thomas Thyrnau und seiner Umgebung hervorzuheben. Die geistige Bereicherung des Buchs steigert sich, die philosophische Tendenz tritt immer klarer hervor. Die Verf. blickt beständig in ihrer versöhnenden Gemüthswelt hinauf und hinunter, sie durchläuft mit bewunderungswerther Kraft die Stufenleiter der Gefühle, sie hat für alle den reinsten Ausdruck, den edelsten Maaßstab; dabei offenbart sie eine Feinheit des Urtheils und des Unterscheidens, wie sie bei phantasiereichen Menschen nicht leicht zu finden ist. Bei ihr fugt sich der Gedanke und die That zu einem poetischen anmuthigen Guß; sie verräth einen tiefen, religiösen Drang, ein rührendes Verständniß wühlender

Seelenkämpfe; es gelingt ihr, die unaussprechliche Sehnsucht in Worte zu fassen, sie langt nach dem Urgrund des menschlichen Daseins, fast scheint es, als habe sie nicht schreiben wollen, sondern müssen. Ohnstreitig geben ihre Bücher aus ihrem innersten Gemüth hervor, aus der tiefsten Eigenthümlichkeit der Verf., die sie so fest an dem Ideale hängen läßt, auch aus der sittlichen, siegenden Gewalt, die sie immer wieder dahin treibt, wo sie mit ihrem tiefen Gemüthsleben wurzelt. Was sie in ihrer Traumwelt gesehen, erzählt sie, und zwar mit einer sich angeeigneten Beruhigung, die den Schmerz der Erfahrungen zuläßt, eben weil Schmerz Bedingung des Dichterlebens ist, die aber das ganze Wesen einnimmt. Sie sieht den Widersprüchen des Daseins mit Heiterkeit zu, sie kennt den Anfang und das Ende.

Weltglück.

Von

Therese,

Verfasserin der „Briefe aus dem Süden" ꝛc.

Braunschweig,

Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn.

1845

Weltglück.

Weltglück.

Von

Therese,

Verfasserin der „Briefe aus dem Süden" ꝛc.

Braunschweig.

Verlag von Friedr. Vieweg und Sohn.

1845.

Aus Cäciliens Papieren.

— Wenn ich mich entſchließe, Erinnerungen aus meiner Vergangenheit aufzuzeichnen, ſo geſchieht es, nicht weil ich Außergewöhnliches erlebt habe, ſondern weil ich, das Erlebte nutzend, zu der Erkenntniß gekommen bin, daß unſere Zeit eine ſolche iſt, wo jede Sphäre aus der einen in die andere ſtrebt, wo ein Verkennen des Gegebenen durch das Ringen nach dem Verſagten eintritt. Keinem will der Platz, auf den das Schickſal ihn ſtellte, genügen. Jeder ſucht das Glück da, wo es für ihn nicht zu finden iſt. Alle wollen mehr haben, beſſer ſein, höher als grade auf der Erdſcholle ſtehen, die das Schickſal ihnen anwies. Dieſem Uebel durch den Beweis

begegnen, daß jegliches Individuum sein Maaß Leiden, in welchem Kreise es sich immer bewege, zu tragen hat, darthun, daß dieses Leiden sogar im Verhältniß mit äußerm Glanz empfindlicher wird, dem Unbegüterten, der dem Reichen nachahmen will, zurufen: „Glaubt doch nicht, daß das Glück in Palästen, hinter golddurchwirkten Vorhängen wohne“ und den Bevorrechteten sagen: „Was Ihr Euch auch an künstlichen Genüssen erobert, es hält nicht Stich vor dem Wahren, ja das, was Ihr für gering haltet, die Menschen, die Ihr aus Euern Wohnungen als nicht ebenbürtig bannt, sind glücklicher als Ihr, weil sie einfacher sind“ ... das Alles, wie absichtlich in die Begebenheiten meines Lebens eingeprägt, dem Leser vorführen, ist Zweck dieser Blätter.

Das große Werk der Erziehung beginnt unter **einem** heiligen Schutz, unter dem Schutz einer Mutter. Wohl dem, der sein kindliches Unvermögen in die Hände dieser zarten Sorge legen, wohl den Müttern, die, durchdrungen von ihrem hohen Beruf,

diese Sorge auch dann noch hegen dürfen, wenn das Kind bereits selbständig denkt, selbständig handelt. Es ist eine große Wahrheit, daß unsere ersten Erinnerungen entscheidend auf uns einwirken. Lehren sie uns doch unsere Kräfte üben, unser Gemüth entwickeln, denken und reden. Ich möchte diese erste Lebensepoche die naturgemäße und die zweite die künstliche nennen. Mit der künstlichen treten die Lehrer, tritt die Welt an uns heran, schiebt sich das Urtheil, die innere Freiheit vor, geben sich die Regungen kund, die uns das Gute zwar nicht aneignen, aber doch entdecken helfen. Dieser zweiten Epoche folgt bald eine dritte, die der äußern Unabhängigkeit, die die letzte und entscheidendste ist. Was sie wecken und unterhalten soll, ist einerseits der Beobachtungstrieb und anderseits das Nachdenken. Welche Aussicht öffnet sich plötzlich! Welche innere Einkehr lehrt uns diese Lebensphase! Tausend geheimnißvolle Empfindungen schlagen die Flügel, tausend Ahnungen brechen über uns, wie fruchtbarer Regen, herein. Der erste Gedanke, der auftaucht,

nimmt die Gestalt einer Frage an. Welchen Zweck hat das Leben, welches sind die mir zu Gebote stehenden Mittel, diesen Zweck zu erreichen? Das drängt sich aus allen Poren, wie ein Gebet zum Himmel empor. Wer dann einen Vater oder eine Mutter zur Seite hat, wer geleitet, aufgeklärt werden kann, wie glücklich, wie beneidenswerth ist der! Nicht daß ich an die Wirkung einiger Phrasen glaube, aber weil ich weiß, daß der vertrauungsvolle Umgang mit gereiften Menschen, der freie Umtausch der sich entwickelnden Gedanken die festeste Stütze für die meist schwankende Jugend ist.

Meine ersten Erinnerungen hängen mit meinem Aufenthalt auf dem Lande zusammen. Ich sehe mich in unserm alterthümlich gebauten Schlosse Schöningen, an der Seite meiner Mutter, deren einziges Kind ich war. Sie hatte meinen Vater, den Freiherrn von Rudolphszell, sehr jung, fast gegen den Willen ihrer Eltern geheirathet. Wenn ich sie mir in ihrem Wesen, in ihrer Sprache und ihrem Thun zurückrufe, so muß ich sie mit jenen Heiligen ver

gleichen, die, von der Erde losgelöst, auf ihr nur Pflichten, aber keine Freuden haben. Von einer leidenden, durchaus zärtlichen Natur schien es ihr eben so unmöglich, dem Willen meines Vaters zu widerstehen, als jene innere Herzensfurcht zu überwinden, die sie antrieb, an seinem Auge die heitern oder trüben Stimmungen zu errathen. Nie klagte sie, aber an ihrer unendlichen Rücksicht errieth ich, daß sie das heftige Gemüth ihres Gatten mehr als ein Unglück fürchtete. Sie und ich hingen durch die unendlichste Liebe aneinander; sie an mir, weil die Pflicht und die Natur sie an mich band; ich an ihr, weil ich instinktmäßig fühlte, daß ich ihr Glück war.

Ich mochte sieben oder acht Jahre alt sein, als ich mich eines Abends, nachdem ich ihr aus der Bibel vorgelesen, liebevoller denn je an sie anschmiegte. Die Sonne war grade im Untergehen und röthete die Berggipfel, daß das Thal wie ein in violetten Sammet gekleidetes Bett erschien und die Stimmen der Natur mit denen der Andacht zu-

ſammentrafen. Der Ausdruck ihres Antlitzes war ſo heilig, es rollten ſo helle Thränen über ſchon gefurchte Wangen, daß ich mich ängſtlich aufrichtete und ſie haſtig fragte: „Woran denkſt Du, liebe Mutter?“

Sie beugte ſich niederwärts und küßte mich. „Es giebt ſchwere Tage!“ ſeufzte ſie.

Es giebt ſchwere Tage! Wie oft hat dieſes wahre, gewichtige Wort in mir nachgetönt. Wie oft habe ich daran zurückgedacht!

Meine Mutter gehörte zu den Organiſationen, deren Gefühle in ewiger zitternder Bewegung ſind. Man verſetze ſie in einen Zuſtand, wo Vieles um ſie Mißton iſt, ſie werden in eben dem Maaße leiden, als ſie entzückt ſein würden, träfen ſie auf gleichgeſtimmte Seelen. Unzählige Mal ſaß ich ſtumm zu ihren Füßen, betrachtete mit ihr die Lichteffekte auf dem herrlich vor dem Schloſſe ausgebreiteten Raſen, ſah den ziehenden Wolken nach und hatte das Verſtändniß ihres Herzens, ohne den Ausdruck dafür zu haben. Das Gefühl, ihr etwas

zu ſein, machte mich ſo glücklich, hob mich ſo über mein Alter empor, daß ſelbſt meine Träume von Licht und Luft durchzogen, von Tönen belebt waren, in denen ſich die Stimme meiner Mutter bis zum Himmel erhob. Ich habe, als einziges Kind, keine Kindheit, keine kindiſchen Freuden, keine Jahre von Puppen und Spielereien angefüllt gehabt, bin aber deswegen doch befriedigt, doch Kind im eigentlichen Sinne des Wortes, das Kind meiner Mutter geweſen. Sie lehrte mich wohlthun, lehrte mich lieben, lehrte mich das, worauf ich Werth legte, für einen naſſen, dankbaren Blick, der wie ein ewig ſtrahlender Diamant den ſchweren Tagen vorleuchtete, hingeben. Sie beſprach mit mir Angelegenheiten, die über meinen Horizont ſchienen. Sie ließ mich Blätter aus ihrem Tagebuche leſen, deren Sinn erhaben und mir doch zugänglich war; ſie behandelte mich mit einem Worte nicht als Kind, ſondern als ein Weſen, das ihr gleich ſtand. Viele haben ihr daraus einen Vorwurf machen wollen, ich habe es ihr nur danken können. Denn was

mir an Genuß gefehlt, das habe ich an Erkenntniß gewonnen. Und überhaupt — sind wir hienieden, um glücklich zu sein? Liegt in der Erfüllung unserer Wünsche oder in der Entbehrung der Samen besserer Gefühle? Müssen wir nicht Alles in und um uns als eine Vorbereitung dessen betrachten, was himmelwärts weist?

Seit vielen Jahren waren meine Eltern nicht in der Stadt, geschweige denn am Hofe gewesen. Die Reise dahin wurde zuerst ernstlich zwischen meinem Vater und meiner Mutter besprochen und dann ausgeführt. Ich glaube, daß verwickelte Verhältnisse, Vergleiche mit Gutsnachbarn u. s. w. die erste Veranlassung zu dem Entschlusse waren, die städtische Atmosphäre für eine Zeitlang aufzusuchen. Zu ihr gesellte sich die Nothwendigkeit, einmal wieder am Hofe zu erscheinen, da die Herrschaften sich öfters nach meinen Eltern erkundigt und den Wunsch sie zu sehen ausgesprochen hatten. Eine Freundin meiner Mutter, Frau von Liebhold, schrieb ihr darüber ein Langes und Breites, was sie, die an die

einfachsten Sitten gewöhnt war, nicht wenig bestürzte. „Du mußt“ (so drückte sich die Frau von Liebhold in ihrem mir noch vorliegenden Briefe an meine Mutter aus), „Du mußt Dich durchaus entschließen einige Wochen in der Stadt zuzubringen. Ich begreife, daß Dich dieser Gedanke erschreckt, daß Du viel lieber Deinen ernstern Beschäftigungen leben möchtest, aber bedenke, daß es mit zu Deinen Pflichten gehört, nicht aus dem Gedächtniß der Lebendigen ausgestrichen zu werden. Du hast eine erwachsene Tochter, Du kannst Dich nicht, Jahr aus Jahr ein, in die Mauern Deines alterthümlichen Schlosses einsperren. Es gilt, dem Gut Deines Gatten einige Vortheile bei den Canal- und Chausseebauten zu verschaffen; es gilt, dem Namen Rudolphszell Ehre zu machen. Du mußt nicht allein kommen, sondern auch dafür sorgen, daß Du anständig auftrittst. In unserer Welt, liebe Clara, kann man heimlich sehr gut bei Wasser und Brot leben, muß aber öffentlich nur mit dem ganzen Gepränge der uns gewordenen Stellung erscheinen.

Auch bebauet man nie beſſer als in ſeidenen und ſammtnen Kleidern den Weinberg des Hofes u. ſ. w.“ Noch ſehe ich meine gute Mutter nach Empfang dieſes charakteriſtiſchen Briefs die ſchönen Augen auf meinen Vater richten und ihm mit dem Klang ihrer reinen Stimme die Worte ſagen: „Warum ſollen wir an einige Vortheile Ausgaben verſchwenden, die wir nur für eine kurze Zeit erſchwingen könnten? Solche Wege führen nie zum Guten. Laß uns auf Schöningen. Geh' allein in die Stadt.“

Mein Vater hörte aber dieſe Bitten nicht. Er wußte, daß der Anblick einer Frau, wie ſie, immer zum Wohlwollen ſelbſt Uebelwollende ſtimmt und ſo wurde die große altmodiſche Familienkutſche aus der Remiſe gezogen, das Innere abgeſtäubt, das Aeußere ſo gut wie es ging glatt und glänzend gemacht, die Koffer und Vaſchen wurden vom Boden geholt und, indeß der Schmidt im Dorfe die Schrauben feſtſchlug, ſtanden meine Mutter und ich vor Schränken, die ich ſcherzend Herkulanum und Pompeji in meinem jugendlichen Uebermuth nannte und

aus deren Innerem wir großblumige Gewänder, alte Spitzen, ungeheure Kopfputze und endlich auch eine Schleppe zogen. Es hätte nicht viel gefehlt, so wäre ich damit auf den Hof zwischen die Gänse und Kalekutten gelaufen. Meine Mutter verwies mir meine Fröhlichkeit, packte alle Herrlichkeiten mit einer etwas gedrückten Miene ein und blickte dabei seitwärts auf meinen Vater, der daneben stand. Dieser war von denen, die für Alles ein Auge, für Alles ein Interesse haben. Wenn er dafür sorgte, daß der Wagen geputzt, die Pferde gestriegelt, der Kutscher gut angezogen war, so bekümmerte er sich auch um die Haushaltungsangelegenheiten, um die Kleider meiner Mutter, um meine langen oder kurz abgeschnittenen Haare, um die Art, wie ich im Französischen revoir oder revoir sagte, um das Dekorum im Allgemeinen und im Einzelnen. Denn für ihn war das Dekorum, wenn nicht Alles, doch sehr viel. „Wir heißen Rudolphszell," konnte er sagen, und in diesem Worte vereinigte er, was er vom Schicksal fordern zu müssen glaubte. Er nahm thä-

tigen Antheil an unſeren Reiſeanſtalten. Wenn meine Mutter in ihrer himmliſchen Einfachheit dies oder das Kleid für ſchön genug hielt, ſo war er Derjenige, der auf die Ausführung jeglicher Mode drang. „In der Welt," ſagte er, „muß man, wenn man wohlhabend iſt, reich erſcheinen. Die Geſellſchaft iſt mißgünſtig. Man gehe mit aufgehobenem Kopfe, gegen den Strom des Neides und der Verläumdung an." Morgens darauf ſaßen wir in der altmodiſchen Familienkutſche, die mit goldenen Arabesken und unſerm bunten Wappen geziert war. „Wir müſſen Abends ankommen," bemerkte mein Vater. Am Tage würden wir dieſer Arche Noah wegen in der Reſidenz ausgelacht werden. Meine Mutter ſchlug mit ſchmerzlichem Lächeln die Augen nieder, denn dieſe Arche-Noah ſtammte von ihrem Vater und war ihr unendlich lieb. In ihr hatte ſie vor ſiebzehn Jahren ihren Einzug in Schöningen gehalten. Sie erzählte das mit zitterndem Herzen. Sie ergriff meines Vaters Hände und rief: „Und jetzt nach ſo vielen Jahren, nach ſo manchen

abtröstenden Veränderungen klingt noch der Hochzeitsjubel in meiner Seele wieder, liebe ich noch diese Gegenstände, die mir das Glück verhießen und gehalten haben." Es entstand eine Pause. Mein Vater schwieg. Seine Antwort auf eine Frage meiner Mutter verrieth seine Zerstreuung. Wie weit? hatte sie gesagt, indem sie an die Residenz dachte. „Acht Ellen," entgegnete er, ganz mit dem Schnitte ihres Hofkleides beschäftigt. Das brachte uns alle drei zum herzlichen Lachen, zu einer vermittelnden Stimmung, die bis an die Thore der Residenz vorhielt. Kaum in dem eleganten Gasthof abgestiegen, erschien ein gallonirter Bediente der Frau von Liebhold, der uns im Namen seiner Herrschaft zum Essen einlud. Es war nahe an fünf Uhr und schon dunkel. Meine Mutter klärte mich darüber auf, daß es nicht, wie ich meinte, ein Abendessen, sondern ein Mittagsessen war, ließ die Jungfer schnell auspacken, zog ein kornblau seidenes Kleid mit langen Aermeln an, ordnete selbst meine Flechten, rieth mir zu einem rosenfarbnen unendlich ein-

fachen Kleide, das im Ausschnitt bis hoch unter das Kinn reichte, reichte meinem Vater die weiße Cravatte und gelbe Piqueweste hin und wollte dann zu Fuß, bei einem eben eingetretenen Frostwetter, durch die Straßen zu Frau von Liebhold eilen, aber dagegen lehnte sich mein Vater lebhaft auf. „Sollen wir," sagte er heftig, „uns den verächtlichen Blicken der Liebhold'schen Dienerschaft aussetzen, die an die rollenden Equipagen der Gäste, nicht an Fußgänger gewöhnt ist?" Es wurde ein Wagen bestellt. Ehe der kam, war es sechs Uhr geworden. Meine Mutter, in der Furcht, Frau von Liebhold warten zu lassen, war in der peinlichsten Verlegenheit, allein mein Vater setzte ihr mit großer Kaltblütigkeit auseinander, daß es in der Welt viel vornehmer sei, zu spät als zu früh zu kommen. In diesem Augenblick hielten wir vor dem Liebhold'schen Hotel. Es war stattlich erleuchtet; auf den Treppen duftete es. Der Fuß wühlte in Teppichen. Richtig waren wir die Letzten. „Da bist du endlich," rief Frau von Liebhold, indem sie meiner Mut-

ter entgegenflog und ſie herzlich umarmte. Aber in dieſer Umarmung lag etwas, das mir mißfiel, eine gewiſſe Protektormine, die ſagen wollte: „Liebes Herz, was wirſt du mir zu ſchaffen machen?“ Und wirklich bildeten meine Mutter und Frau von Liebhold einen großen Contraſt. Frau von Liebhold trug ein weißes Caſchemirkleid mit roſenfarbenen Schleifen, das vorne mit vielen garnirten Röcken verſehen war, eine tief ausgeſchnittene Taille, die die Marmorweiße ihrer Schultern zeigte, und Aermeln, die kaum eine Handbreit den Oberarm bedeckten. Sie war hochgewachſen, mit ſtechend ſchwarzen Augen unter den gewölbten Brauen und einer Lockenfülle, die an die Portraits der Frau von Sevigné erinnerte. Daneben ſah meine Mutter wie die heilige Martha von Murillo aus. Zehn Lorgnetten waren mit ſeltner Impertinenz auf uns beim Eintritt gerichtet.

„Der Baron, die Baronin und die Baroneſſe von Rudolphszell,“ ſagte jetzt Frau von Liebhold, ſich zur Geſellſchaft wendend, „durch die gräflich

Hilburgiſche Branche den Fürſtenkerns verwandt,“ fügte ſie mit einiger Emphaſe und mit jenem ſtolzen Gefühl hinzu, das eine Hausfrau in der Genugthuung, nur vornehme Leute bei ſich zu ſehen, findet. In dem Augenblick ſanken alle Lorgnetten, die Geſichter wurden wohlwollend. Mehrere der Damen umringten meine Mutter. Mein Vater fand alte Bekannte, die ihm zuvorkommend die Hände ſchüttelten. Auch ich traf ſogenannte Freundinnen, die mich mit einer etwas ſchnippiſchen Miene protegiren wollten. Zuerſt die Fräulein von Liebhold, die mich zu meiner unausſprechlichen Verlegenheit von Kopf bis zu Fuß muſterte und dann die Gräfinnen Diederſtein, von denen die Aelteſte nur ein Auge hatte und die ſich gleich zu mir ſetzte, weil ſie vor Allen gefühlt haben mochte, daß die Welt ebenſo lieblos als eiskalt iſt. Mit der ſprach ich von Schöningen, von meinen Beſchäftigungen, von meiner Mutter. In deren Gegenwart floß mir das Her; über; die war für mich der einzige Sonnenſchein an jenem Abend.

Bei Tische sah ich zum erstenmal die Verzweigungen des Luxus, von den in seidenen Strümpfen, in Handschuhen und Puder aufwartenden Dienern, bis zu dem mit seltenem Geschmack ausgeführten Silberzeug, das eines Benvenuto Cellini würdig war. Konnten die Bedienten auf Schöningen nie anders als mit klappernden Tellern und zugeschlagenen Thüren aufwarten, so bemerkte ich hier einen ganz lautlos verrichteten Dienst und ein nie in's Lärmende ausartendes Gespräch. Ich gestehe, daß mich das angenehm ansprach. Verwirrt aber ward ich durch mannigfache Reden, die wie Mißtöne an mein Ohr schlugen. Ein blasser Mann, der neben mir im schwarzen Frack und einem Stern an der Seite saß, schien es sich z. B. vorgenommen zu haben, einem links neben ihm sitzenden jungen eben angelangten Adligen, der in Dienste zu treten gedachte, die Freude daran zu verderben. „Ich will Sie," sagte er, indem er mit der Gabel in eine Trüffelpastete fuhr, „ich will Sie einmal einen Blick auf Ihre Lage werfen lassen. Wissen Sie, was

Sie bedürfen, um den Ansprüchen, die Sie in's Leben tragen, zu genügen?"

Der junge Mann sah ihn erwartungsvoll an.

„Ich frage," nahm der Blasse wieder das Wort, „was Sie bedürfen und antworte: Geld! Ja stürzen Sie nur ein Glas Wasser herunter, und lächeln Sie ungläubig; was wahr ist, bleibt wahr. Ihre Familie besteht, wenn ich nicht irre, aus einer Großmutter, aus Eltern, aus drei Schwestern, zwei jüngeren Brüdern. Die Großmutter und die Mutter erziehen die Töchter, der Pastor lehrt den Knaben Latein. Papa schont seine Kleider, Mama schafft sich kaum einmal im Jahr einen wollenen Stoff zur Haus- und Sonntagsrobe an. Sie haben Ehrgeiz. Ich tadle das nicht. Ehrgeiz ist nicht das Eigenthum eines Jeden. Fragen Sie die Frauen. Sie lieben die Ehrgeizigen, weil sie heißeres Blut, größere Herzen haben. Die Frauen sind glücklich, wenn sie der Stärke gegenüber die Gewalt ihrer Grazie fühlen. Was sind nun, bei Ihrem Ehrgeiz, Ihre Hülfsquellen? Sie haben Jura studirt, um

einſtmals Präſident zu werden. Das geht aber nicht ſo ſchnell, als Sie meinen. Zu dieſer, wie zu jeder Laufbahn, gehören zwanzig Jahre Anlauf, für jedes Jahr zwei bis drei Tauſend Thaler Revenuen, denn in unſerer Zeit reicht der Gehalt kaum für den Unterhalt unſerer Garderobe aus, gehört die Geſellſchaft, die man beſuchen, die Beſchützer, die man aufſuchen muß. Es bleibt Ihnen ein Ausweg. Sie müſſen eine reiche Frau heirathen. Wenn Sie aber um des lieben Geldes Willen vielleicht eine Bürgerliche heimführen, wie ſteht es dann mit Ihren Beziehungen zur Geſellſchaft?“

„Ich werde dennoch durchzudringen ſuchen,“ ſchaltete der junge Mann ein.

Der Blaſſe ſah ihn mitleidig an. „Durchdringen!“ rief er, „das iſt das, womit ſich alle Anfänger ſtark zu machen ſuchen. Fünfhundert junge Leute befinden ſich mit Ihnen in gleicher Lage. Hat der Staat fünfhundert Stellen zu vergeben? Einer müßte den Andern aus dem Wege räumen, um da zum Ziele zu kommen. Entweder wie eine Kartätſche

dazwiſchen fahren oder wie eine anſteckende Krankheit ſich einſchleichen. Ein anderes Mittel giebt es nicht.“

„Und das Talent?“ fragte der junge Mann ſchüchtern.

„Bah!“ rief der Blaſſe mit einem ſataniſchen Lächeln. „Glauben Sie an die Wirkungen des Talents? Sie ſind jung. Das Talent — recht ſchön — recht ſchön! Aber nur die Intrigue, nur die Unrechtlichkeit können die chineſiſche Mauer durchbrechen. Blicken Sie um ſich. Da ſind Frauen von Beamten, die nicht ſechshundert Thaler Einnahme haben und viertauſend ausgeben. Da ſind Kaufleute, die ohne Capitalien große Geſchäfte machen und ſich Güter kaufen. Was bedeutet das Alles? Unrechtlichkeit. Glauben Sie mir, gehen Sie auf's Land, pflanzen Sie Kartoffeln und Kohl, bleiben Sie ein ehrlicher Mann!“

Ich war reif genug, das Meiſte von dieſen Dingen zu verſtehen. Der junge Mann ſah mit einem ſo traurigen Blick zum Himmel, daß ich auf

seinem Gesicht den Entschluß zu lesen glaubte, aus dieser Atmosphäre zu entfliehen. „Groß und reich sein," sagte ich mir beklemmt, „heißt demnach lügen, kriechen, schmeicheln, heißt der Diener derer sein, die gelogen und geschmeichelt haben. Ist es also nicht tausendmal besser, zu arbeiten, sich selbst Alles, Anderen nichts verdankt zu haben? Auf diesem Entschluß ruhen, bereitet ein weiches Kissen."

Ich wurde aus meinen horchenden Träumereien durch das Scharren der Stühle beim Tischaufstehen emporgerissen. Meine Mutter kam auf mich zu. Ich hatte sie in meinem Leben nicht so erregt gesehen. Ihr sonst durchaus blasses Gesicht hatte einen rosenrothen Anstrich gewonnen. Als ich ihr die Hand küssen wollte, zog sie sie zurück und sagte zärtlich verweisend leise zu mir: „Lieber Engel, zu Hause, zu Hause, das — hier nicht!"

Die Gesellschaft brach auf, um einem beliebten Ballet im Theater beizuwohnen. Herr von Liebhold geleitete seine Töchter und mich in's Theater, indeß seine Frau meine Mutter bei sich zu Hause behielt.

Von den Sprüngen des Ballets verstand ich wenig und begriff die Ausbrüche eines tobenden Beifalls nicht, welche die Verrenkungen der Tänzer und Tänzerinnen begleiteten. Es war in der Nacht, als wir in unserm Gasthofe wieder ankamen.

Am folgenden Morgen fühlte sich meine Mutter unwohl. Doch gewohnt, den Vater durch nichts, selbst nicht durch eigenes Leiden, zu stören, vertrauete sie sich nur mir, die ich leicht errieth, daß sie sich durch die gestrige Anstrengung erkältet haben mußte. Der wichtige Moment von der Vorstellung bei Hofe war vor der Thür. Mir klopfte denn doch das Herz, als ich zum ersten Mal hinter meinen Eltern die große Paradetreppe im Schlosse emporstieg. Schon die Vorhalle, mit Statuen in Nischen geschmückt, die mich mystisch, wie Geister, begrüßten, befing mich. Aber noch ganz anders ward mir, als ich — wir waren zum Abendcerkle entboten worden — durch viele hell erleuchtete Zimmer hindurch mußte, in denen Diener standen, die ich für Kammerherren hielt. Die Verbeugungen, die

ich ihnen machte, mögen komisch genug gewesen sein: dazwischen sah ich mich selbst in den Wandspiegeln, die überall aufgehängt waren und meist von oben bis unten reichten. Wird es wie Eitelkeit aussehen, wenn ich gestehe, daß die etwas lange, biegsame Gestalt, die reichen blonden Locken, das zarte mit Blumen aufgenommene Florkleid mir einen solchen Eindruck machten, daß ich verwirrt denken mußte, ob ich es denn wirklich selbst sei, die gar so prächtig aussähe? Im neunten oder zehnten Zimmer fanden wir die Oberhofmeisterin und die diensthuende Hofdame. Erstere sehr zuvorkommend, aber kalt, wie der Schnee, der keine Blüthen duldet. Sie beschäftigte sich ausschließend mit meinen Eltern, die einäugige Gräfin Tiedersein, die diensthuende Hofdame, mit mir. Ich kann nicht sagen, wie dieses ganz von den äußeren Reizen entblößte Geschöpf für mich anziehend war. Sie hatte etwas unendlich Leidendes, sie war abgezehrt, verwelkt: es war in dies Wesen eine so reizbare Beweglichkeit gegossen, sie übte über sich eine so gewaltige, immer sich wie

verhohlende Selbſtbeherrſchung aus, daß meine ganze Seele ſich in die Worte: „Sie mögen viel gelitten haben“ gleichſam wie aushauchte. Sie ſah mich ſtarr, ganz forſchend, ganz langſam an, als wollte ſie tief in mein Herz ſehen, dann ſetzte ſie ſich ſchnell, bedeckte einen Augenblick das Geſicht mit ihrem Tuche und ſeufzte: „Wer hat Ihnen das geſagt?“ Ich war betreten, ich fühlte, daß ich zarte Saiten berührt, verletzende Erinnerungen angefacht hatte. Raſch antwortete ich: „Niemand hat mir das geſagt, ich hab's errathen!“ Sie drückte mir die Hand. „Sie ſind gut,“ erwiederte ſie, „weil Sie noch jung ſind. Hüten Sie ſich aber, Jemand je in das Antlitz hinein Worte wie dieſe zu ſagen. Sie würden Haß ſtatt Liebe wecken, Sie würden Feinde ſtatt Freunde werben. Niemand mag errathen ſein.“ Es entſtand eine Pauſe, in der ſie mich aufmerkſam betrachtete, dann ſetzte ſie leiſe hinzu: „Es giebt eine Art von Unglück, das getragen, nicht berührt ſein will, es iſt das Unglück der Häßlichkeit. Dafür giebt es keinen Troſt. Das bricht nicht über uns wie ein

wühlender, zerreißender Schmerz, gegen den gäbe es einen Kampf zu wagen, das senkt sich über uns wie ein grauer undurchsichtiger Trauerschleier. Ein Mann kann häßlich und geliebt sein. Eine Frau wird unter solchen Umständen nur geduldet..." Es war eine maßlose Traurigkeit, mit der sie das sagte. Aber eine Sekunde darauf rief sie aufspringend: „Unser gestriges Gespräch war erfreulicher. Wir sprachen von Schöningen. Wäre ich statt hier in Schöningen, ich würde glücklicher sein."

Ich begriff das nicht. Sie schien mir hier in einem Paradiese zu leben.

Wir hatten am Fenster gestanden, die Oberhofmeisterin rief uns heran. Zwei Flügelthüren wurden aufgerissen. Ein Lichtmeer schwamm uns entgegen; majestätisch traten der Herzog und die Herzogin aus den inneren Gemächern heraus. Beide imponirende Gestalten, der Jugend entwachsen, aber stark und gewaltig, so daß ich mich auch dann noch tief vor ihnen gebeugt haben würde, wenn es mir auch meine Eltern im Herfahren nicht hundertmal

anempfohlen hätten. Der Herzog war groß, mit einer Fülle, die den Fünfziger verrieth, mit Augen, die tief lagen und doch spähend hervorguckten, mit einer krummen, sehr scharf gebogenen Nase. Im Sprechen legte er stets die linke Hand auf den Rücken, die Rechte folgte der Conversation und gestikulirte heftig. Er hatte das Talent, nur das auf das Tapet zu bringen, was dem Gefragten angenehm war. Wahrscheinlich vorbereitet, ging er gleich auf das Gesuch meines Vaters hinsichtlich der Straßen- und Canalbauten ein. Mein Vater, der sich an ihnen betheiligen wollte und nur wünschte, daß der Staat ihm bis zu einer gewissen Gränze darin entgegenkäme, fing an, dem Herzog mit Lebhaftigkeit seinen Plan auseinanderzusetzen. Er bewies, daß eine schnelle Verbindung mit dem Theil Landes, auf dem sein Gut lag, für die Residenz sehr vortheilhaft sei; er gestand auch, daß sein Eigenthum dadurch im Preise steigen, daß er aus diesem Grunde große Opfer zu bringen bereit sei. Er sprang dann über auf den Canal, der unsern See mit dem Fluß

verbinden sollte; er bot sich an, das Material zu liefern, wenn die Regierung die Arbeiter hergeben wolle. Das Gespräch war lebhaft. Die Herzogin unterbrach es. Sie war von unbeschreiblicher Schönheit, nicht daß Form, Farbe, Züge besonders schön waren, aber der Ausdruck, der Blick, das Lächeln, die Wendung des Nackens und der Schultern verriethen die weiche, tiefe Seele, das reine Gemüth, das weniger daran dachte, verstanden zu werden, als sich in Andere aufzugeben. Im Publikum hatte man ihr den Ruf der Beschränktheit gemacht. Das kam daher, weil sie nie eine verletzende Bemerkung aussprach, nie über scandalöse Thatsachen redete, nie mit irgend Jemand, Mann oder Frau, kokettirte. Der Zauber ihrer Persönlichkeit, ihrer Anmuth und Güte, ihres Geistes schwebten in dem Lächeln, das sie für die hatte, die ihre Sympathieen besaßen. Mit der übrigen Welt war sie still und höflich. Man nahm das für Beschränktheit. Es geht oft so! Es ist nicht Jedem gegeben, das innere Leben, das wogende Meer dem Auge sichtbar zu

machen. Aber wenn ein verwandter Gedanke in der Herzogin Seele ſchlug, dann zündete er wie ein elektriſcher Funke und durchglühte ſie ſo, daß der Beobachter in ihr die Elemente des Genies, das Genie des Wohlwollens, erkannte. Die Art, wie ſie meiner Mutter die Hand, die dieſe zum Kuß ergriffen hatte, entzog, ſie umarmte und dann raſch auf mich zuging und ſagte: „Das iſt alſo Ihre Cäcilie, auf die habe ich mich noch ganz beſonders meiner Tochter wegen gefreuet;“ verrieth ein zartes Eingehen in die Neigungen Anderer. Meine Mutter ſtrahlte. Wir mußten den Abend bleiben. Es wurden Whiſttiſche zur Parthie für die Herzogin und den Herzog hereingetragen. Das Geſpräch ward durch die dienſtthuenden Kammerherren und den hinzugekommenen Hofmarſchall allgemeiner. Ich ſaß wieder bei meiner lieben Diederſtein, der Prinzeſſin Marie gegenüber, die auf mich einen ganz eignen Eindruck machte. Sie war jünger als ich, mit einer Stirn, die ſo ſtark gewölbt war, daß ſie Eigenſinn verrieth, mit einem beherrſchenden, alſo

luten Blick, der kaum durch einen ganz kleinen Mund gemildert wurde, die Geſtalt, die eben nicht groß war, in Weiß und Gold gehüllt, einen grünen Kranz mit goldenen Eicheln im röthlichen Haar, das Ganze von conventionellem Hauch belebt, angenehm, aber ohne eigenthümlich zu ſein, eben weil es das Product der Erziehung, nicht der Natur war. Man ſah es ihr an, noch hatte ſie nicht gelebt, geſchweige denn gedacht. Das Daſein war ihr ein Mährchen, eine goldne Schaale voll bunter Steine darin. Daß ſie die Steine ſich zu eigen machen, ſie für ſich zum Geſchmeide faſſen laſſen konnte, daran dachte ſie zuvörderſt noch nicht. Auch war ſie unruhig, hüpfend. Es war keine Freude, aber auch kein Schmerz in ihr. Sie ließ gleichgültig. Sonderbar! dachte ich, daß jede Pflanze der Sonne und jedes Herz der Prüfung zum Entwickeln bedarf, wie meine Mutter mir das ſo ſchön ſagte, wenn wir ſelbander im Schöninger Park ſpazieren gingen, wenn die Nacht ſilbern über die Berge hinunter in's Thal ſtieg, die Blüthen ſich ſchloſſen

und die Linde und der Wein berauſchend einander im Duft entgegenwallten. Und in dieſen Gedanken, in die Nothwendigkeit eines geprüften Gemüths legte ſie ausſchließend den Sinn des Lebens, den ich nun wieder auf das noch unerſchloſſene Weſen der Prinzeſſin anwandte. Ich entſinne mich, über ſie irgend etwas, das ich vergeſſen, geäußert zu haben.

Die Tiederſtein, zu der ich es that, ſah mich ganz erſchreckt an. „Kind, Kind," flüſterte ſie ſchnell, „ſein Sie vorſichtig. Hier darf man nie laut denken." Ich ſenkte beſchämt die Augen; ich war zum erſten Mal unter Menſchen, in einer Atmoſphäre, die den Gebrauch meiner Fähigkeiten herausforderte, in einem Kreiſe, über den der Glanz, der das Leben ſchmückt und adelt und erleichtert, mit Verſchwendung ausgegoſſen war. Keiner unter dieſen Vielen hatte je den Druck des Lebens empfunden und dennoch — war wirkliche Befriedigung darin? Die Herzogin ſah aus wie Eine, in die der Lichtſtrahl des Lebens ſcharf und grell gleich einem Schwert gedrungen war. Der Herzog, unter der

Last vielfacher, in einander laufender Beschäftigungen, sich kreuzender Hindernisse, geistaufreibender Combinationen, war unfähig, dem Genuß sich hinzugeben, denn er schritt wie auf Dornengestrüpp, mußte beständig auf sich und Andere, um das Gleichgewicht zu halten, achten, konnte nie er selbst, nie freiaufathmend, nie unabhängig sein. Und die Prinzessin? Bis dahin war sie noch die Raupe, die sich erst einpuppen mußte, um dann Schmetterling zu werden. Von meiner lieben Diederstein wußte ich, daß sie selbst sich aus ihren Thränen erhoben und den festen Entschluß, ihre Gefühle zu begraben, in sich mit eiserner Stärke gefaßt hatte, aber war sie deshalb glücklicher?

Endlich gegen eilf Uhr entfernten wir uns aus einem Schlosse, von dem ich damals nicht ahnte, daß es der Schauplatz der größten Leiden für mich werden sollte. Beim Auskleiden theilte ich meiner Mutter meine Bemerkungen mit. Sie schien überrascht, daß ich so ernst beobachtet, so tief gesehen hatte, aber sie bat mich, das, was mich umgab, leich-

ter zu nehmen, mit dem Leben nicht wie mit einem Rechenexempel umzugehen, tüchtige, gesunde Athemzüge zu thun. „Ich fürchte," sagte sie liebevoll, „mein Wunsch, Dir eine Stütze zu bauen, hat vor Dir eine chinesische Mauer aufgeführt, Du wirst über sie mit Deinen Flügeln nicht hinwegkommen, wirst wie jene Vögel sein, denen man die Federn beschnitten hat; eine kleine Höhe können sie erreichen, aber in die Wolken erheben sie sich nie!"

Sie ergriff das Licht und trat in ihr Cabinet. Eine Stunde darauf hörte ich sie schellen. Ich war so wenig gewohnt, daß sie die Dienste ihrer Leute zu solcher Stunde begehrte, ihr ganzes Wesen war so voll Rücksicht, so voll Güte, daß ich bei den ungewohnten Tönen ihrer Glocke aus dem Bett fuhr und zu ihr sprang. Ich fand sie in Fieberphantasieen und sehr unruhig. Ich wollte zum Arzt schikken. Sie kam zu sich und verbot es mir. Dann begehrte sie Thee, tröstete mich und schmeichelte so lange, bis ich zur Ruhe ging. Aber Tags darauf war sie kränker, so krank, daß sie sich mit Mühe zu

einem Hofdiner und dann auf einen Ball ſchleppte. Ich konnte nicht umhin, endlich meinem Vater ein Wort über dieſen Zuſtand zu ſagen. Er erſchrak heftig; er fuhr mit einer Bewegung auf, die die ganze Liebe ſeines Herzens verrieth. „Mein Engel“, rief er, indem er ſie mit hochrothen Wangen neben Frau von Liebhold ſitzen ſah, „Cäcilie ſagt, daß Du krank biſt. Beruhige mich, ſag' mir, daß Dir beſſer iſt.“

Ihn ſo beſorgt, ſo liebevoll zu ſehen, war für meine Mutter ein zu ſeltenes Glück. Sie lächelte beſeligt: „gewiß, es geht mir beſſer,“ ſprach ſie aus voller Ueberzeugung, denn für ihn *wollte* ſie geſund, ſtark ſein. Sie ſtrengte ſich an, hielt es noch einige Tage aus und mußte ſich dann legen. Der Arzt erklärte das Uebel für eine „aus mannigfachen Erkältungen, aus veränderter Lebensweiſe, aus heftigen Gemüthsaffecten entſtandene Luftröhrenkrankheit,“ verordnete Ruhe und endlich, als nichts helfen wollte, Schöningen als Geneſungsort.

Der Winter hatte ſich in ſeiner ganzen Strenge

eingestellt. Als wir über die kleine Zugbrücke in den Hof fuhren, meine Mutter am Arm meines Vaters aus dem Wagen wankte, die Dienerschaft trauernd uns entgegenkam, da hörte ich viele Stimmen, die mit unterdrückten Thränen sagten: „Die arme gnädige Frau!“ Ich konnte mich eines heftigen Schluchzens nicht erwehren. Die Kranke verwies mir das freundlich in Gegenwart meines tiefbekümmerten Vaters. Dann im großen Wohnsaal, der für sie der Aussicht wegen zum Krankenzimmer eingerichtet war, auf dem Sopha liegend, und allein, denn mein Vater war still in sein Zimmer getreten, rief sie mich heran. „Ich habe mit Dir zu reden,“ sagte sie. „Ich fühle wohl, daß uns ein Abschied, eine Trennung bevorsteht.“ . . . Ich war neben ihr auf die Knie gesunken. Sie hob mir freundlich den Kopf mit beiden Händen in die Höhe und sah mich lange mit unaussprechlicher Liebe an. Nach einer Weile begehrte sie Tinte, Feder und Papier, setzte sich aufrecht und schrieb und als ich an's Fenster getreten und zerstört in

die mit Schnee bedeckte Landschaft hinausstarrte, rief sie mich, forderte ihr Petschaft, siegelte — „Du kannst die Aufschrift lesen," sagte sie bedeutungsvoll.

Zitternd, unter hervorstürzenden Thränen las ich: „An Cäcilie." „Liebe Cäcilie," fuhr sie zärtlich fort, „diesen Brief wirst Du erst dann lesen, wenn Du um vier Jahre älter bist. Versprichst Du mir's?"

Ich nickte. Sprechen konnte ich nicht.

„Liebe Deinen Vater," sagte sie, „liebe ihn so, daß, wenn es geschehen sollte, daß seine Wünsche den Deinen widerstreben, Du ihm unbedingten Gehorsam statt Widerspruch entgegensetzest. Er hat mich glücklich gemacht — auf seine Art. Nur ist es mir schwer geworden, den Uebergang von den heißeren Gefühlen in die kühleren mit jener Sanftmuth zu ertragen, die Vernunft und Religion gleichzeitig von uns fordern. Ich habe zuweilen geklagt, wo ich hätte dulden sollen. Tritt an meine Stelle! Vermeide meine Fehler. Sei besser als ich, sei Weib und Kind. Dein Vater kann nie Unrecht

haben. Seine Absichten sind stets rein. Er ist vortrefflich, ist voll Liebe. Mache ihm keinen Kummer, ehre mich in ihm.“ Ich entgegnete feierlich, fast athemlos: „Ich verspreche es Dir.“

Sie schien sichtlich erleichtert. „Noch Eins,“ sagte sie und es war mir, als wenn sie mich durch ihre sinkenden Flügel mit doppelter Wärme bedecken wollte. Hatte doch das Leiden ihren Worten, ihren Liebkosungen eine Weichheit gegeben, aus der ihre ganze Seele sprach! „Es wäre möglich,“ fuhr sie fort, „daß Dein Vater, der dem Ruhm seines Namens, dem Glanz seiner Familie viel aufopfert, an eine neue Verbindung dächte. Füge Dich darein. Vor Allem verheirathe Dich nur, wenn Dein Vater Dich entbehren kann. Bedenke, daß ein Schwiegersohn leicht andere Ansichten haben und Dich und Deinen Vater in Uneinigkeit stürzen könnte!“

Ich beugte mich weinend über ihre Hände. Sie lehnte sich einen Augenblick an mich. „Armes Herz,“ rief sie, „hole mir Deinen Vater.“ Ich trat in sein Cabinet. Er saß versunken in Pläne, vor einer

Karte, auf der er rothe Striche gemacht hatte, den Kopf in beide Hände gestützt. Als er mich kommen hörte, stand er auf. „Was giebt's?" fragte er hastig. „Die Mutter ist kränker." Er war schon bei ihr. Das Zimmer war dunkel. Der Teppich hielt jedes Geräusch ab. Meine Eltern hatten nicht gehört, daß ich zurückgekommen und mich in den Ausbau des Fensters gesetzt hatte. Als ich an dem Gespräch, das sich entspann, wahrnahm, daß es für mich nicht passend war, hätte ich aufstehen und mich zeigen sollen. Ich hatte nicht den Muth dazu.

„Clara, mein Engel," sagte mein Vater mit weicher Stimme, „habe ich Dich nicht immer geliebt, weißt Du nicht, daß Du mein Höchstes, mein Alles warst?" „Ach," entgegnete meine Mutter, „Du hast mich glücklich, zu glücklich gemacht. Mein unvernünftiges Herz hat nicht den Wechsel der Jahre, den Unterschied von Sonst und Jetzt zu ertragen gewußt. Sonst war Alles schön. Später gab es manche einsame Stunde. Nicht, daß ich

von den verlorenen Jugendfreuden reden will, ſie gehören nicht in den Sommer, aber weil mir zuweilen Dein Vertrauen, Dein volles, ganzes, beſeligendes Vertrauen gefehlt hat. Du verbargſt mir Deine Pläne. Du verſchwiegſt mir das Einfachſte, das Natürlichſte. Erſt in der Stadt, erſt von Frau von Liebhold erfuhr ich, daß Du unſer Eigenthum, das Eigenthum unſers Kindes mit Hypotheken beſchwert haſt. . .“ Mein Vater wollte reden. „Nein,“ ſagte ſie, „laß mir die Genugthuung, Dich zu fragen, wo ich Dich je mit einem Wort, einem Blick des Tadels beunruhigt habe? Habe ich Dir nicht bewieſen, daß Alles an Deiner Seite für mich ſüß war? Ich habe Dich zu heiß, zu ſtark, zu allgewaltig geliebt. Meine Krankheit iſt alter als Du glaubſt. Sie ſtammt von dem Tage her, wo ich entdeckte, daß Du Deinen ſpeculativen Ideen mehr als mir ſelbſt gehörteſt.“

Ich ſah meinen Vater ihre Hände ergreifen und ſie mit ſeinen Thränen bedecken.

„Ich glaube an Dich,“ ſagte ſie tröſtend, „glaube

an Dein großes Herz, aber ich weiß, daß ambitieuse Köpfe weder Frau, noch Kind haben sollten. Deine Tugenden sind nicht die Tugenden der Gewöhnlichkeit. Du gehörst der Welt, der Idee, nicht Deiner Familie an. . . ."

Sie war in ihr Kissen zurückgesunken. Ich hörte meinen Vater schluchzen. Es duldete mich nicht mehr in meinem Versteck. Ich stürzte hervor. Als ich an den Sopha heran trat und die ganz veränderten Züge meiner Mutter erblickte, war mein Entsetzen so groß, daß ich plötzlich vor ihr niederfiel und aufgelöst rief: „Meine Mutter ist todt!" Sie schlug noch einmal die Augen auf, sagte noch einmal mit dem ganzen Ausdruck ihres seelenvollen Wesens: „Cäcilie!" dann seufzte sie. — — — — Obwohl zwanzig Jahre über diese Erinnerungen hinweggefluthet sind, so sind sie doch immer gleich mächtig, gleich fürchterlich geblieben. Seit dem Tode meiner Mutter ist die Sonne weniger warm, die Nacht dunkler, das Leben langsamer, der Gedanke schwerer geworden. Es giebt Menschen, die wir

begraben und verſchmerzen und wiederum Menſchen, die unſer Herz zum Leichentuch haben, deren Andenken mit in unſer Blut, deren Erinnerung mit in unſern Athem gehören. Alles was Gutes an mir iſt, floß aus dem einen Gedanken, aus dem Gedanken an meine Mutter. Sie iſt der Duft, der mein Daſein durchzieht, ſie iſt die Seele, die meine Seele erhoben und getragen hat. An ſie glaube ich, auf ſie hoffe ich!

Mein Vater und ich blieben die Nacht über mit unſeren Leuten bei der Leiche. Es war meine erſte Todtenberührung. Die Zeit verging mir wie im Traume. Magnetiſch von dem Anblick der Verklärten gefeſſelt, ſah ich nur ſie, empfand ich nur ſie. Welche Erhabenheit in dieſem Schweigen, welche Ruhe auf dieſen Zügen, die noch tauſend Liebesgedanken auszuhauchen ſchienen und doch ſtarr waren! Ach ich liebte ſie todt eben ſo heiß als lebendig; ich konnte ſie geſtorben mit eben der Wonne, als in unſeren glücklichſten Tagen, betrachten! Sie

war mein, das fühlte ich mit himmlischer Beruhigung, mein bis über das Grab hinaus.

Zwei Tage darauf geleiteten mein Vater und ich sie in die Familiengruft. Dieselben Pferde, die sie in die Stadt gebracht, zogen sie jetzt auf den Kirchhof. Wir nahmen den Weg den See entlang durch das Dorf der Kirche zu, wohin ich so oft mit ihr gewandelt war. Der Weg war mit trauernden Menschen angefüllt. Sie wollten der Todten den letzten Gruß, den letzten Dank zuwinken. Da waren Kinder, die warme Kleidung erhalten, waren verarmte Bauern, die Korn und Kartoffeln bekommen, war ein glückliches Paar, für deren Einrichtung meine Mutter gesorgt hatte. Im Augenblick, wo der Zug vom Wege ab in den Kirchhof bog, lief es wie Weinen durch die Menge. Es war, als wenn das Thal nur lebendig geworden wäre, um Thränen zu vergießen. Wie ich die Handvoll Erde, die mein Vater in das Gewölbe ihrem Sarge nachsandte, rollen hörte, ward ich ohnmächtig.

Der erste Riß in mein Leben war geschehen.

* * *

Zwei Jahre nach dem Tode meiner Mutter war mein Vater wieder verheirathet. Wie das kam? Menschlich genug! Unsere Tage vergingen uns sehr einsam. Mein Vater war anfangs tief gebeugt. Er bedurfte all' seiner Kraft, um nicht in seinem Schmerze unterzugehen. Er suchte nach Anstrengung, nach Arbeit, die er auch reichlich auf seinem Gute, umgeben von gerichtsbaren Dörfern, fand. Mir hatte er, so jung ich war, die Führung des weitläufigen Haushalts, die Aufsicht auf eine, von meiner Verklärten errichtete Schule, die fernere Pflege der in den Dörfern sich befindenden Kranken übergeben. Er wollte mir jenen weiblichen Muth einimpfen, der ohne Unterlaß mit der Friedenspalme jedes leidende Herz berührt; er wollte mich durch frühzeitige Pflichten darauf aufmerksam machen, daß das Weib seine tiefsten Schmerzen zu verhüllen und das Gewand der Duldung zu tragen hat. Der Plan, seine noch lebende Mutter mir zum Umgang kommen zu lassen, unterblieb, ich weiß nicht mehr, aus welchem Grunde. Er war oft abwesend. Wenn ihn

ſeine Geſchäfte nicht in Beſchlag nahmen, ſo ging er auf die Jagd oder beſuchte nahgelegene Güter. Auch an dem Straßenbau arbeitete er unausgeſetzt. Man ſah es ſeinem Weſen, dieſer innern, faſt fieberhaften Unruhe an, daß er ſich zu betäuben und eine Leere in ſich auszufüllen ſuchte, die täglich tiefere Spuren ließ. Meine Mutter hatte ſich in ſein Leben hineingewebt, hatte ihn alles Das, was ein Aufenthalt auf dem Lande an Entbehrungen bietet, vergeſſen gemacht. Sie ſah in der ehelichen Liebe ein herrlich auszuführendes Meiſterwerk, eine Aufgabe, in deren kleinſte Einzelnheiten ſie die Zartheit ihrer Seele legte. Sie wußte die Ruhe des Glücks bewegt und die einſamen Tage belebt zu machen. Ihre Worte waren immer voll Sanftmuth, ihre Handlungen immer mit lieblicher Grazie übergoſſen. Von rührender Großmuth durchdrungen, ward ſie beſtändig angetrieben, tauſendmal mehr zu geben, als ſie empfing. Dabei verſtand ſie, bei allem Wiſſen, ſich den Schein der Unwiſſenheit zu geben, eben weil mein Vater das Bedürfniß des Belehrens em-

pfand. Was ſie längſt inne hatte, mußte er ihr nochmals vortragen. In der Hinſicht zeigte ſie die Feinheit ihres Geſchlechts, neben großer Naivetät. Sie wußte ihm ſanft zu ſchmeicheln, wußte ſeine Schwächen zu errathen, ohne ſie ſich ſelbſt einzugeſtehen, denn ſie hatte jene Hingebung, die den häuslichen Heerd angenehm macht. Zwar konnte auch ſie befehlen, auch für ihre Wünſche einen Blick finden, in dem Adel und Selbſtgefühl leuchteten, aber vor meinem Vater zitterte ſie; weil ſie ihn ſo hoch geſtellt, ſo über alle Menſchen erhoben hatte, daß ihre Liebe nicht ohne Furcht war. Ihr größter Ehrgeiz beſtand darin, alle ſeine Gewohnheiten anzunehmen, dem Familienleben einen poetiſchen Duft zu verleihen, die Einzelnheiten des Hauſes mit claſſiſcher Genauigkeit zu unterhalten, nur durchaus gute, durchaus ſchöne Gegenſtände zu beſitzen und neben einem ausgeſuchten Tiſch Alles um ſich in jene Harmonie zu bringen, die der Pulsſchlag des Herzens iſt. Die mütterliche Liebe war dabei der Gattenliebe an Stärke gleich. Vielleicht entſprangen

bei ihr die empfindlichsten Schmerzen eben aus dem Kampf, entgegengesetzte Interessen einigen zu wollen. Wenigstens habe ich mir immer aus diesem Gesichtspunkt ihr letztes Gespräch mit meinem Vater erklärt. Wie sehr dieser durch ihren Tod sich vereinsamt fühlen mußte, geht schon aus dem Gesagten hervor. Dazu kam, daß, so lange meine Mutter lebte, sie stillschweigend von der Last, Besuche zu machen, befreit war und Jeder zu ihr kam. Sie schien, ohne je ein Wort darüber verloren zu haben, in dem Gedanken, daß sie sich am wohlsten zu Hause fühlte, errathen zu sein. Wer sollte nun aber, nach ihrem Ableben, noch zu uns kommen? Ich war ohnstreitig zu jung, um entweder auszugehen oder zu empfangen, und mein Vater schien sich in dem unruhigen, vagabonden Leben, das er sich plötzlich angewöhnt hatte, zu gefallen.

Die Begebenheiten unsers Lebens hängen in der Erinnerung mit den Orten, an denen sie uns aufsuchen, zusammen. Wenn ich mir mein liebes Schöningen zurückrufe, so sehe ich auch das Zimmer mei-

ner Mutter und das meine, die Wendeltreppe, die zum erſten Stock führte, und die breiten mit Familienbildern gezierten Gänge, die durch bunte Fenſterſcheiben hie und da gar lieblich erleuchtet waren. Schon mein Urgroßvater hatte Schöningen erbauet. Es war ſehr alterthümlich, aber deſto anziehender. Das Hauptgebäude in der Mitte von rothem Sandſtein aufgeführt, lief an den Enden in zwei Flügeln aus, auf die kleine ſtumpfe Thürmchen geſetzt waren. Von der einen Seite ſtieß das Schloß ſo hart an den See, daß es wie aus dem Waſſer geſtiegen ausſah, oder vielmehr das, was ſo nahe am See lag, war nicht das Gebäude ſelbſt, ſondern der Fels, auf dem es angelegt und der durch die Zeit mit dem Schloſſe eins geworden war, daß man nicht mehr wußte, wo dieſes aufhörte und jener anfing. Eine Platanenanpflanzung umgürtete das Waſſer und beſchrieb die Gränze des Parks, der ſich um das Schloß herumzog. Da wo die Anfahrt war, breitete ſich ein Raſenplatz aus, der ſanft einen Abhang hinab nach den Treibhäuſern und den Blu-

menanlagen glitt und einen ländlich malerischen Anblick bot. Aus dem Gesichtskreise des Schlosses heraus, aber nahe, obwohl versteckt hinter schwarzem Nadelholz und großstämmigen Eichen, lagen die Wirthschaftsgebäude und die Stallungen. Neben ihnen der Gemüsegarten, der durch eine hohe Mauer so vom Park getrennt war, daß er ein Reich für sich, wenn auch nur ein ganz kleines, war. Den Park hatte meine Mutter nach ihrem Sinne ändern und waldeinsame Plätze in ihm, wie Oasen in der Wüste, anlegen lassen. Ueberall wo eine Aussicht war auch eine Bank. Daneben rieselten Bäche, die in munteren Cascatellen nach dem See hinsprangen. Da habe ich meine glücklichsten Stunden verlebt. Da habe ich an der Seite meiner Mutter zuerst Gott anbeten und dann, nach ihrem Tode, mich ihm unterwerfen gelernt. Das starke Arom des Nadelholzes wirkte berauschender auf mich, als die raffinirten, später von mir so oft eingeathmeten Salonsessenzen; die Kastanienblüthen, der Nußbaum, die Linde, Alles lehrte mich in dieser heiligen Stille

die Wonne eines ſommerverheißenden, liebeſpendenden Frühlings. Wenn dann der Mond zitternd heraufſtieg, wenn das Abendroth langſam aus dem Purpur ſeiner Herrlichkeiten ſich in dunkelblaue Tinten tauchte, wenn eine Nachtigall an zu ſchlagen und eine andere vom See herüber ihr zu antworten ſchien, wie hob ſich mein friſches, erwachendes, flügelſchlagendes Herz, wie hoffte ich auf Glück, auf Liebe, auf Befriedigung der Sehnſucht, die wie eine Flamme von der Erde zum Himmel ſchlug!

Die Einrichtung von Schöningen ſtammte von verſchiedenen Generationen her. Die eine hatte eine Porzellanleidenſchaft, die andere eine Gemäldemanie gehabt. Meine Eltern hatten nur die der Erhaltung. Aber die auch, vielleicht aus Nothwendigkeit, in einem Grade, daß ſich vom Seſſel meines Urgroßvaters bis zu der alterthümlich ſchlagenden Stutzuhr das ganze Inventarium vollſtändig zuſammenfand. Im obern Stock waren die Prunkgemächer, deren traurige Oede von zurückgekommenen Geſchlechtern erzählte, waren die Fremdenzim-

mer, waren rechts im Seitenflügel die Wohnungen der zwei Schreiber meines Vaters und links die Archive, die Silber- und die Leinwandkammern. Zur ebnen Erde lagen die Gemächer meiner Eltern und die zwei kleinen Zimmer, die mein Eigenthum waren. Mit einem Geschick, das ich noch jetzt bewundere, hatte meine Mutter aus ganz unfreundlichen Räumen eine Wohnung geschaffen, die zwar altfränkisch, doch sehr lieblich war. Ein Flügel in der Mitte, ein Schreibtisch am Fenster, einige Sophas und Lehnstühle neben einem hohen, durch mich stets mit Blumen geschmückten Kamin, eine kleine, aus der großen Bibliothek entstandene Bücherſammlung, Gemälde und chinesische Vasen machten aus dem mit dunkelrothem Damast ausgeschlagenen Empfangszimmer einen heimlichen, durchaus wohlthuenden Ort. Freilich trugen die Gemälde nicht wenig zur Verschönerung dieses Zimmers bei. Sie waren meistens aus der holländischen Schule und mein Vater hatte oft Gelegenheit, uns Abends die Geschichte der Meister und die Geschichte der Kunst

zu erzählen, woran ſich dann die der Herren von Rudolphszell, die Erinnerungen an ihren ehemaligen Glanz und an ihren jetzigen Verfall, reihten. Mein Großvater, im Kriege geblieben, war derjenige geweſen, der mannigfache Ankäufe an Bildern gemacht und für ſie einen Theil des Vermögens geopfert hatte. Wäre nicht ein Fideicommiß geweſen, mein Vater wäre verarmt auf die Welt gekommen, ſo leidenſchaftlich, ſo ganz ausſchließend hing ſich mein Großvater an den Gedanken, Originale der erſten Meiſter zu beſitzen. Demnach empfing mein Vater Schöningen mit vielen Schulden belaſtet, er der den Namen Rudolphszell unter die glänzendſten Deutſchlands zählte und von dem Gedanken, ihn nicht würdig tragen zu können, zerſchlagen war. Glücklicherweiſe kam ihm das ſtille einfache Weſen, das Schalten und Walten meiner Mutter auf wunderbare Weiſe zu Hülfe. Mit geringen Bedürfniſſen, einem überaus feinen Takt, hatte ſie das wirklich große Talent, durch wenig — viel vorſtellen zu können. Sie wußte meinem Vater

die Entbehrungen ſüß und die Opfer des Anſtandes lieblich zu machen. Er athmete wieder die ſeltenen Düfte einer ächt ariſtokratiſchen Atmoſphäre und wäre ſicher glücklich geweſen, wenn ihm ſtatt einer Tochter ein Sohn geboren wäre. Durch die Geburt einer Tochter verlor aber ſeine Branche das Fideicommiß, eine Ausſicht, die ihm um ſo empfindlicher war, als er ſich mit ſeinen Verwandten ſchlecht geſtellt hatte. Meine Mutter fühlte die ungeheure Schwierigkeit, einen Mann glücklich machen zu ſollen, der in ſeiner ariſtokratiſchen Geſinnung keine Zukunft ſah. Aber nachdem ſie die Tiefe ihres Unglücks gemeſſen, ward ſie, mit ihrer Liebe, diejenige, die ihm jeden Stein aus dem Wege räumte und über Abgründe eine Epheuwand webte. Wenn ſie früher einen ſehr natürlichen Hang zum Luxus gehabt hatte, eben weil ſie dafür erzogen war, ſo wußte ſie nach eingetretenen Verluſten mit einem der Liebe eignen Inſtinkt die ganze Lage der Dinge zu überſehen und Dies als unnütz, Jenes als nie vorhanden zu verwerfen. Für ſie war das eigne

Wohlsein nichts, das meines Vaters — Alles. Für sie waren kleine Begebenheiten große Ereignisse, ebenso wie ein in die Tiefe geschleuderter Kiesel die Oberfläche und den Grund des Sees bewegt. Mit welcher stillen Resignation hatte sie sich an die für ein großmüthiges Herz so schmerzliche Nothwendigkeit der Berechnung gewöhnt; mit welcher Klarheit des Geistes den Gang der Gutsverwaltung bis in's kleinste Detail studirt! Ihr, grade ihr hatten die Verbesserungen Schöningen's nicht wenig Mühe gekostet und doch gab sie nie zu, daß das ihr Verdienst, ihre Arbeit war. Ohnstreitig ist die Administration eines Gutes, wo das Einkommen weniger in baarem Gelde als in Producten besteht, eine sehr schwierige Sache. Mein Vater hatte sich ihr zwar mit Leib und Seele ergeben, aber ohne meine Mutter wäre er dennoch verloren gewesen. Ich, die das mehr oder weniger wußte und das, was ich nicht wußte, errieth, ich suchte in die Fußtapfen meiner Mutter zu treten. Alles sollte auf dem alten Fuß bleiben. Aber dadurch, daß mein Vater

im Schloſſe nicht mehr das Leben fand, das meine Mutter geſchaffen, daß er in mir die Tochter, nicht den Sohn ſah, dadurch und durch vieles Andere verwirrten ſich die Fäden oder was ſich nicht verwirrte, brach morſch ab. In jener Zeit bemerkte ich zuerſt, daß er oft nach Blankenheim hinüber zu der Familie gleichen Namens ritt, ſich ſorgfältiger kleidete und mehr als je zerſtreut erſchien. Wie tritt das Alles ſo lebhaft wieder vor meine Erinnerung! Ich brauche eine breite Leinwand, um das Gemälde meines Lebens darauf entwerfen zu können! Sträube dich nicht, zögernde Feder, auch hier vom Anfange an zu beginnen. Dieſe Blankenheims waren von altem Adel und galten für reich, obgleich man wußte, daß auch ſie Verluſte gehabt hatten. Der alte Blankenheim hatte unter der Tyrannei eines geizigen Vaters grade in der Zeit geſtanden, wo das Herz mit dem Charakter ſich gleichzeitig bilden ſoll. Obwohl nicht ohne phyſiſchen Muth, gebrach es ihm an jenem Widerſtand, den die moraliſche Kraft giebt. Seine zurückge

drangten Gefühle flüchteten ſich in den Hintergrund ſeiner Seele. Das lehrte ihn zwar gut denken, aber ſchwach handeln. Er hätte ſich vielleicht um eines Wortes Willen geſchlagen und zitterte, einen Bedienten aus dem Haus zu ſchicken. Als ſein Vater ſtarb, fanden ſich große Capitalien, bedeutende Beſitzthümer vor. Dem jungen Mann war Blankenheim ein Ort des Abſcheus, die wühlende Erinnerung jener Zeit geworden, wo er der Gegenſtand tauſend väterlicher Unterdrückungen geweſen war. Er beſchloß zu reiſen, ließ ſich bei den Ambaſſaden in Neapel, Paris und London anſtellen, lernte die Welt kennen, verlor Geld und Illuſionen und kam nach achtjähriger Abweſenheit mit dem Gedanken, jetzt ſtill auf Blankenheim zu leben, heim. Bald fand es ſich jedoch, daß ſeine Finanzen zerrüttet waren. Er hatte den Grafentitel und mußte an eine Nachkommenſchaft, an eine reiche Heirath denken. Sie fand ſich — dem Anſchein nach. Seine Geſchichte iſt ſo tragikomiſch, daß ich ſie mit wenig Worten erzählen will. Blankenheim war als Ge-

ganz von ſeinen Reiſen zurückgekehrt und war doch nicht dazu gelangt, ein Modemenſch zu werden. Das kam daher, weil er das Unglück keiner Frau gemacht, ohne große Verluſte geſpielt hatte, zu rechtlich war, um eine Frau zu täuſchen, keine Caſſette voll Liebesbriefe beſaß, die unverſchloſſen auf ſeinem Tiſche ſtand und in der ſeine Freunde, indeß er ſich die Cravatte band, hätten wühlen können. Um mit Anſtand heirathen zu können, ließ er nun Schloß Blankenheim auffriſchen, neu möbliren, verſchrieb einige Roccocogegenſtände aus Paris und gab wieder ein bedeutendes Capital aus. In der Zwiſchenzeit hatte er ſich hie und da umgeſehen und endlich eine angeblich reiche Erbin gefunden. Fräulein von Schulen war ſchön und die Welt nannte ſie als die Beſitzerin einiger Goldgruben in Oſtindien. Die mit dem Aufwand, den ihre Mutter trieb, zuſammengeſtellt, ließen auf große Quellen ſchließen. Die Welt, die im Grunde nie etwas Gutes ausbrütet, iſt die Helfershelferin großen Unglücks. Sie gab Fräulein von Schulen eine Million und verheira

lobte ſie mit Blankenheim, noch ehe er ſelbſt daran dachte. Als er im Begriff ſtand, ſeinen Heirathscontract aufſetzen zu laſſen, ſagte ihm eine ſeiner alten Tanten: „Ich höre, daß Fräulein von Schulen eine Ausſteuer, aber keine Capitalien von ihrer Mutter bekommt. Wir Alten haben die Schwäche zu fragen: Was hat er? Was hat ſie? Sei vorſichtig und gieb Deinem Notar gute Inſtructionen. Der Heirathscontract iſt die wichtigſte Angelegenheit in der Eheſtandsgeſchichte. Da Ihr, als die gewöhnlichſte Folge derſelben, Kinder haben werdet, ſo mußt Du auf Deiner Hut ſein. Deine Schwiegermutter iſt eine durchtriebene Perſon!“

Dieſe Worte ſenkten Blankenheim in nicht geringe Unſchlüſſigkeiten. Er zitterte, einen Verdacht merken zu laſſen, der doch in ihm war, er zitterte, der Ehrlichere, vor der, die innerlich beſchloſſen hatte, aus dieſem Kampf glorreich hervorzugehen. Sie rechnete auf einen geſchickten Advocaten, der ohnedem ein eifriger Bewunderer ihrer Schönheit war. Sie ließ ihn in ihr elegantes Morgenzimmer

reten, sie drapirte sich vor ihm mit unübertreff licher Würde, gestand, daß sie nicht reich sei und deswegen Blankenheim zum Schwiegersohn haben wolle, sagte, daß dies ein Opfer ihrerseits in Hinsicht der Familienverbindungen wäre, daß sie daher keine Concessionen zu machen gedenke, und brachte es endlich dahin, daß der Advocat aufstehend fragte: „Liebt der Graf Blankenheim Fräulein von Schulen?“

„Sehr,“ war die Antwort.

„Sorgen Sie für eine schöne Verlobungstoilette.“

Sie lächelte. Als er fort war, ging sie zu ihrer Tochter, ergriff ihre Hand, sprach von Schwierigkeiten, die sich vielleicht für diese Heirath finden würden, bemerkte, daß die Männer zuweilen vor einer Discussion zurückweichen, aber immer einem Blick erlägen, und sprach endlich die schreckliche Wahrheit, eine Aussteuer ohne Capitalien, aus.

Fräulein von Schulen verstand ihre Mutter vollkommen. Sie erwartete Blankenheim festen Fußes, sie die an der Heirath, wenn auch nicht an dem

Manne hing. Er erſchien in Begleitung ſeines Notars, verlegen, ungewiß, halb glücklich, halb beſchämt. Fräulein von Schulen war reizend. Der Advocat zog einen weitläufig geſchriebenen Contract heraus und verlas ihn. Das Wort Ausſteuer ſtoß mit dem Wort Capital zuſammen. Der Notar wollte Einwendungen machen, weil die Braut ungeheure Vortheile genießen ſollte. Blankenheim, deſſen ganzer Charakter aus Halbheiten beſtand, rief ungeduldig, das Auge auf die Schönheit des Fräuleins gerichtet, was dieſer Aleinlichkeitsgeiſt bedeute! Es regte ſich wieder in ihm der ritterliche Geiſt. Er wollte plötzlich nicht allein edel denken, ſondern auch edel handeln. Er unterzeichnete alſo trotz eines watnenden Blicks des Notars, der ihm mit theilnehmender Stimme in's Ohr die Worte: „Sie ruiniren ſich“ geraunt hatte. Eine Zeitlang ſchien dieſe Ehe leidlich zu gehen. Blankenheim betäubte ſich. Seine Frau gefiel ſich auf dem Stammgute; ſie hatte alle ihre Stadtgewohnheiten mit auf das Land gebracht. Aber nach und nach war der Stoff der Unterhal

tung erschöpft. Sie wollte in die Residenz. Blankenheim bat sie, diesen Plan aufzugeben. Sie weinte, fand es unendlich hart, bei ihrer Schönheit und Jugend auf einem Stammgute zu leben, ja warf in ihrer Verzweiflung Blankenheim vor, daß er sie häßlich mache, weil er sie zum Weinen brächte. Blankenheim mußte nachgeben, mußte sich seiner durch den Ehecontract emancipirten Frau unterordnen. Erst als Frau von Blankenheim älter wurde, fühlte sie, daß sie Pflichten zu erfüllen, an ihren Mann und ihre Kinder zu denken hatte. Seitdem lebten sie einsam. Die Mutter mit ihren etwas frivolen Erinnerungen, der Vater mit seinen Hühnern und Schulden. Er hatte einen Sohn und zwei Töchter, von denen die Aelteste sechsundzwanzig Jahr alt war. Meines Vaters Vereinzelung auf Schöningen drückte ihn. Wenn ihm ein hagestolzer Freund sagte, daß die Ehe ein gesellschaftliches Opfer sei, so gab er das zu, bemerkte aber, daß es Verhältnisse gäbe, wo die Ehe eine Nothwendigkeit würde. Er schützte das Fideicommiß, den Gedanken

vor, vielleicht noch einen Sohn zu bekommen ..... Vorläufig ahnete ich noch nichts von diesen Plänen. Ein Jahrmarkt im umgränzenden Flecken, die Wahl eines neuen Predigers auf einem der Dörfer, meine Schule und die Krankenpflege, die sehr weitläufige Verwaltung des Hauswesens beschäftigten mich so, daß ich mir oft achtundvierzig Stunden im Tage wünschte, weil vierundzwanzig Stunden nicht für mich hinreichten. Unter solchen Umständen war es natürlich, daß die häufigen Abwesenheiten meines Vaters mir gar nicht auffielen.

Eines Tages ..... Es war Frühling geworden. Ein frischer Wind wehte über den See in's Zimmer meiner Mutter hinein, bewegte die Pflanzen und färbte das Wasser, das sich am Horizont hinzog, indeß der Sonnenstrahl darauf sich in Millionen Goldflittern brach. Ich lag am Fenster, ich blickte hinunter in's Thal, dahin, wo die Platanen die Landschaft mit ihrem zitternden Laub begränzten, den See entlang, in den dicht am Schloß alte Trauerweiden die Zweige tief tauchten, sich von

den Fluthen fortspülen, aber nicht zerstören ließen. Der Luftzug, der in den Gipfeln schwankte, weckte Töne; der See erhob seine eintönige, einschmeichelnde Stimme, ein seltsames Gemisch von Schatten und Licht warf einen tiefen Ausdruck melancholischer Einsamkeit auf das Ganze. Ich fühlte mich in eine jener Stimmungen versenkt, wo Zeit und Entfernung aufhören, wo die Fibern des Herzens in schmerzlicher Spannung sich ausdehnen und wieder zusammenfallen, wo die Seele ihre Verpuppung durchbricht und plötzlich mit durchsichtigen Flügeln das Weite, das Unbekannte sucht. Wenn der Herbst zur Todtenfeier einladet, so ist das Frühjahr die Zeit der Liebe und des Genusses. In ihr ruht die Stunde, in der die Gemüther sich finden, in der das Verständniß klar, die Sehnsucht unüberwindlich wird. Eine sanfte Stimme schien mir zuzuflüstern, ein warmer Athem über meine Stirn zu gleiten, eine Hand sich auszustrecken und mich fort zu den Wolken zu ziehen . . . . . Dieser traumartige Zustand endete in dem Augenblick, als mein Vater

mit einem jungen Mann in's Zimmer trat, den er mir als den vom Herzog ihm für den Canalbau zugesandten Ingenieur, Herrn Hartwig, vorstellte. Ich hatte noch wenig Männer gesehen; die Wenigen, die ich gesehen hatte, waren mir gleichgültig geblieben. Entweder war mein Herz bis jetzt zu traurig oder zu kühl gewesen, um mich zu dieser Seite des Lebens zu wenden, aber an jenem Morgen, wo die leidenschaftlichen Athemzüge, die in der Natur säuselnd vom See zu den Platanen liefen, zu mir mit nie gefühlter Wonne drangen, wo geheimnißvolle Wünsche wie Blumenknospen auf meine Seele fielen, an jenem Morgen wehte es mich an gleich einem Himmelsgruße, gleich einer erhöhten, noch nie empfundenen Lebensthätigkeit. Meinem Arbeitstisch gegenüber, in dem alterthümlichen Ausbau des Fensters, hing das Portrait Van Dyk's, von ihm selbst vielleicht in der Zeit gemalt, wo er Rubens' Frau liebte. Er hatte sich mit erstaunlicher Einfachheit dargestellt, aber eine Verklärung der Seele in die Glorie des Körpers gewebt, eine Traurigkeit auf

die Stirn, in die Augen, um den Mund gelegt, eine Ermattung in die Schläfe gedrückt, daß ich das Bild, das die Qualen der Existenz ohne die Hoffnung der Befriedigung ausdrückte, nie ohne Rührung betrachten konnte. Wie Van Dyk im Bilde, sah Otto Hartwig — Otto war sein Vorname — in der Wirklichkeit aus. Ernst und Duldung waren in dem bedeutsamen Antlitz mit Feuerschrift so tief eingeprägt, daß darüber die Augen eingefallen und die Wangen gefurcht waren. Ein Schauer ergriff mich, eine warme Hand fuhr mir tief in die Seele hinein. War's Liebe? War's Mitleid? Ich konnte nicht entwirren, warum ich Otto so anziehend fand, warum ich ihn länger in meinem Zimmer aufhielt, als es sonst bei dergleichen Besuchen der Fall war, warum ich nicht auf die Ungeduld meines Vaters achtete, der immer Pausen in die Unterhaltung senkte, eben weil er sie zu unterbrechen wünschte, und die von mir mit fast komischer Lebhaftigkeit benutzt und ausgefüllt wurden. Otto war ein Kenner der Musik, er brachte mich auf ein Ter-

rain, auf dem ich heimisch war. Meine gute Mutter hatte in mir nichts an Talenten als die Tonkunst ausgebildet und mir dabei oft gesagt, daß die Musik Balsam für blutende Wunden, ein Jubellied vom Himmel zur Erde herab, ein feuriges Dankgebet für das sei, was ohne Worte in uns, wie eine Welt in tiefe Schleier gehüllt, unbenannt aber heiß empfunden ruhe. Als Otto im kleinen niedrigen Armstuhl mir zur Seite saß und mein Vater mit knarrenden Stiefeln im Zimmer auf und nieder ging, sagte ich, ich wußte in der That nicht warum, daß die Musik den Umgang mit Menschen ersetze, daß ich aus ihr mich stets von der Nacht zum Lichte arbeite, daß sie mir süße Träumereien gebe .... Ich verstummte, als Otto mit flammenden Augen sagte: „Was Sie da aussprechen, habe ich in meinem Leben mehr als einmal empfunden; ich habe empfunden, daß die Tonwelt uns mit den unsichtbaren Geistern einigt, daß sie gleich der Religion sich in tief gequälte Herzen senkt, daß sie mit Flammenzungen ganz unbekannte Dinge erleuchtet. Ge-

wiß," ſetzte er träumend hinzu, „gewiß iſt Muſik die Sprache der Engel, die Sprache der Betrübten," ſagte er ganz leiſe, mir nur hörbar, indem er aufſtand und der Ungeduld meines Vaters nachzugeben und weggehen zu wollen ſchien, aber plötzlich beſann er ſich. „In Ihrem Alter geht jeder Schmerz, ſelbſt die größten Entmuthigungen, die ſtummſte Verzweiflung, ſchnell vorüber," rief er. „Aber ſpäter — !" —

Ich ſah ihn erſtaunt an. Ganz mechaniſch fragte ich: „Nun, und ſpäter?"

Er ſchüttelte mit dem Kopf. „Ich bin in der That ein Thor," antwortete er raſch, „daß ich mit ſo vieler Emphaſe von meinen Erfahrungen zu reden anfange. Als ob nicht Jeder über kurz oder lang durch dieſe Aethenſchläge hindurch müßte, als wenn nicht Alles gewöhnlich, Alles alltäglich wäre!"

Er verbeugte ſich und ging. Kaum daß er aus der Thür war, ſo brach der Unwille meines Vaters los: „Du haſt heute einen glänzenden Beweis von Tact und feiner Erziehung gegeben," ſagte er

unmuthig. „Du ſollteſt doch wiſſen, daß man nie von ſich und ſeinen Gefühlen, namentlich nicht mit ſeinen Untergebenen, ſpricht!“

„Lieber Vater,“ entgegnete ich ſchüchtern, „es ſcheint mir denn doch, daß die Bildung, die Herr Hartwig zu haben ſcheint, ihn zu einem tiefern Geſpräch berechtigen konnte.“

„Gebildet oder ungebildet, ſo bitte ich Dich, nie zu vergeſſen, daß Herr Hartwig ein Ingenieur und Du die Baroneſſe von Rudolphszell biſt. Für dergleichen Rangsbarrieren giebt es kein anderes Hülfsmittel, als ihnen den Rücken zuzudrehen.“

Maßloſe Traurigkeit kam über mich, als ich dieſen Ausſpruch hörte. „Folglich wäre die Geburt Alles und der Adel der Geſinnung, das kräftige Streben nach dem Beſſern nichts, aber gar nichts,“ dachte ich mit gerungenen Händen, meinem Van Dyk gegenüber an demſelben Fenſter, an dem ich kurz vorher ſo wonnige Empfindungen gehabt hatte. Und eine Stimme rief in mir: „Aber was der Vater denkt, iſt ja Irrthum, iſt ja Vorurtheil, iſt ja

gegen die Religion, gegen den schönen Ausspruch: „Liebe Deinen Nächsten wie Dich selbst!“

Zum ersten Mal fühlte ich mich gereizt, im Widerspruch, aufgestachelt, eine selbständige Meinung zu haben, fühlte ich, daß der Himmel mir eine einfache, allen Triumphen der Eitelkeit fremde Seele, ein Gemüth gegeben hatte, das nicht für die Ostentation paßte. Waren doch meine Freuden stets innerlich gewesen! Hatte mein Herz doch einfache Beziehungen, harmlose Neigungen gehabt! Wie sehnte ich mich nach ihnen, wie fühlte ich mitten in meinen stillen Thränen, daß, wenn die Vorsehung der Natur überall die schönsten Vorrechte anweis't, die Vorurtheile sie mit Fußtritten fortgestoßen haben. Müssen wir denn, um die Mauern, die von Eisquadern zwischen dieser und jener Sphäre aufgeworfen sind, ewig zu erhalten, jeden Sonnenstrahl, der auf unser Herz fallen könnte, meiden? seufzte ich ganz trostlos, als ich die Tischglocke läuten hörte und mich anschickte, mit meinem Vater in den Eßsaal zu treten. Die Art, wie dieser Otto begrüßte

und ihm einen Platz uns gegenüber, nicht an seiner Seite, anwies, das Gespräch, das er absichtlich auf den Canalbau leitete, gleichsam als wollte er damit sagen: „Dafür sind Sie hier in meinem Schlosse und für nichts Anderes," die Erinnerung an den Morgen im Contrast mit der Situation am Tische, Otto's traurige Augen, die im Saale hin und her schweiften, meine Bewegung, Alles trieb mich, etwas Unpassendes zu begehen. Ich hatte innerlich ein zu heftiges Bedürfen, Otto zu beweisen, daß ich keinen Antheil an der Kälte meines Vaters hatte, ich fühlte mich zu gedemüthigt in diesem Stolz, zu verletzt, daß ich den Augenblick, wo Otto von dem Diener ein Glas Wasser verlangte, wahrnahm und ihm über den Tisch herüber erröthend meine Caraffe mit den Worten reichte: „Ist Ihnen mein in Eis gestelltes Wasser nicht lieber, als das, was Johann bringt?"

Otto war überrascht. Ein Lächeln flog über sein ernstes Gesicht, wie Freudenstrahl brach es aus den dunkeln Augen; er trank und sagte für sich hin:

„Das kühlt!“ Ich war glückselig, ich warf mich in den Blüthenregen meiner Gefühle, ich glaubte eine Großthat begangen, eine Freiheitshymne angestimmt zu haben. Aber Nachmittags, als ich Otto über die Zugbrücke schreiten und meinen Vater nach seinen Pferden gehen sah, als nach und nach der Lärm im Hause verstummt und die Geschäftigkeit sich nach außen hingezogen hatte, da fuhr es wie Schwertstreich in meine Seele, da fühlte ich mich in dieser Stille fürchterlich einsam, da gestand ich mir, daß wir Frauen oft härter gefesselt als Sträflinge des Bagno sind, daß wir vom Schönsten im Leben nur den Abglanz kennen, daß unsere zartesten Blumen die bitterste Frucht ansetzen, die Frucht der Entsagung.

Mehre Tage, einige Wochen vergingen ohne besondere Ereignisse, als solche, die auf eine in mir immer lebendiger werdende Hinneigung auf Otto zielten. Ich übergehe die Darstellung derselben und beschränke mich auf den entscheidenden Moment. Es war ein stürmischer Tag. Der Himmel, der mit

Gewitterwolken bezogen war, entlud ſich. Ein ſchwarzer Vorhang ſchien vor mir die Platanen zu bedecken. Der Regen ſtürzte in Strömen zum See hernieder, der, vom Winde gepeitſcht, ſeinen Schaum hoch an die Felſen warf. Zuweilen donnerte es dumpf und die weißlichen Blitze zuckten in langen Unterbrechungen am Horizont wie Schlangen hin und her. Meine Stimmung ward trüber. Ich öffnete den Flügel, griff einen halben Accord, ließ mich mit beiden Armen über das Inſtrument hingleiten und weinte, wie wenn ich meine Seele hinſtrömen, aushauchen wollte. Ein Geräuſch ſchreckte mich. Otto ſtand vor mir. Otto, um den ich geweint, von dem ich geträumt hatte. Er war bleich, ſein Anzug war in Unordnung, er troff vom Regen. Kaum wagte ich ihn anzublicken, ſo verwirrt war ich, er ließ mir keine Zeit. „Vergeben Sie," ſagte er haſtig, „ich ſtöre Sie, allein Ihr Herr Vater" ...

Ich ſchrie laut auf. „Beruhigen Sie ſich," ſetzte er ſchnell hinzu, „es iſt nichts, wird nichts ſein. Das Gewitter hat ihn überraſcht. Sein Pferd iſt

ſcheu geworden, iſt geſtürzt, hat ihn im Aufſpringen verwundet; ich habe zum Arzt geſchickt."

Ich zitterte am ganzen Leibe; ich ſtieß aus dem Zimmer meinem Vater entgegen. Zwei Diener unterſtützten ihn. Er war verſtört; an der Stirn blutete er. Ehe der Arzt kam, war er ohnmächtig geworden. Otto griff ſchon nach einer Lanzette. Ohne ſich zu beſinnen, hatte er den kleinen Schnitt gewagt. Das Blut floß in Strömen, mein Vater kam zu ſich, als der Arzt eintrat. Ich hatte mich, zu Tode erſchöpft, auf einen Seſſel geworfen. Kaum wagte ich es, Otto einen dankbaren Blick bei den Worten des Arztes, daß der Aderlaß meinen Vater gerettet hätte, zuzuwerfen. Ja, es kam über mich wie Reue, daß ich ihn nur angeblickt, nur an ihn gedacht habe. Seit heute fühlte ich Liebe für ihn. Mehre Tage war's dann ſtill in mir. Meine Seele rang mit der mich abſorbirenden Sorge. Das vollkräftige Gefühl erfüllter Pflicht wehte mich wie Frühlingsluft an. Aber als mein Vater hergeſtellt war, ſeine Abneigung gegen Otto wieder hervor

rat und er mir einmal im Hinblick auf ihn sagte, es sei wahr, daß er sich bei seinem Anfall verständig betragen, jedoch fände er, daß er sich fast zu dienstfertig gezeigt habe, da brach der alte Feind um so mehr in mir hervor, als mein Vater verletzend genug für mich hinzusetzte: „Und auch Du, liebe Cäcilie, warst wieder aus der Fassung gerathen, hattest wieder jene Tactlosigkeit durchschimmern lassen, die ich Dir schon mehrmals vorgeworfen habe. Ich hasse jeden Anstandsmangel. Du nimmst das zu leicht, zu luftig. Du hast in der That zu viel Wohlwollen im Herzen. Es reißt Dich zu Dingen hin, die Deine Jugend, aber nicht Deine Stellung entschuldigen können. Eben so gut als Du Herrn Hartwig neulich Dein Eiswasser reichtest, eben so gut hast Du später beim Aderlaß nicht den rechten Ton zu treffen gewußt. Erinnere Dich, daß Leute, die unter uns stehen, Dir für keine Deiner Herablassungen zu danken, wohl aber sie zu mißbrauchen wissen. Selten daß Einer unter ihnen das Hieher und nicht Weiter

begreifen, selten daß dadurch nicht eine Ungeschicklichkeit begangen wird. Sei auf Deiner Hut."

Ich war wie blutend unter diesen Worten. Hatte ich früher widersprochen, heute schwieg ich, heute hatte ich nur die eine Vorstellung, den einen Gedanken, von meinem Vater ungerecht verdammt zu werden. Es regten sich in mir seltsame Gefühle. Mein Gesicht glühte; Thränen hingen an meinen Wimpern, ich athmete rasch und beklommen; mein Trotz war gereizt. Ich fühlte mich gekränkt, fühlte mich auch unglücklich, denn ich kam zu der Erkenntniß, daß ich jede meiner Neigungen zum Opfer bringen und wenig dafür erndten würde. Sehr aufgeregt, sehr unmuthig ging ich von meinem Vater weg, hinab in den Park, um den Rasenplatz herum, in die dichtesten Partbieen, gerade dahinein, wo der Bach seine Sprünge und die Vögel ihr Gezwitscher verbargen. Der Abend nahte und die Natur lag wie im Feierschlummer. Die Blätter sahen lieblich frisch, der Himmel himmlisch blau aus. Von ferner klangen die Dorfglocken. Ich ging rasch weiter, bis da

hin, wo meine Mutter eine Hütte von Baumrinde aufrichten ließ und ſie auswendig mit Moos und wildem Wein geſchmückt hatte. Das war mein Lieblingsplatz; da brachen ſich die Sonnenſtrahlen und fielen wie goldene Nadeln auf den Raſen, auf die federartigen Blätter der Trauerweiden, auf das in Purpur ſich ſenkende Laub des Weins. Dort arbeitete oder las ich; dort träumte und weinte ich. Als ich raſch in die Hütte einbiegen wollte, hörte ich Geräuſch. Einen Schritt weiter und ich ſtand vor Otto. Ich erſchrak nicht. Ich empfand kaum einen neuen Eindruck; ich ſah nur den, an den ich gedacht hatte. Der Traum war kürzer geworden: Otto war aufgeſtanden. Er verbeugte ſich mit höflicher Kälte: er wollte gehen. Es ſchien mir hart ihn zu ſtören, daß ich den erſten, beſten Vorwand ergriff, auf ein, auf der Hüttenbank liegendes Buch deutete und lebhaft fragte: „Was leſen Sie?“

Er hob das Buch auf und reichte es mir. Es war Gerinna. Wir ſprachen über Gerinna. Dann brach er das Geſpräch ab. Wahrſcheinlich fühlte

er, daß, was wir auch ſprechen, wohin wir uns auch wenden könnten, immer etwas zwiſchen uns lag, das verletzend, ungeziemlich ausſah. Otto hatte ſchon zwei Schritte vorwärts gethan. Meine Wangen brannten; mein Herz pochte hörbar. „Wohin gehen Sie?“ fragte ich, indem ich ihn bittend anblickte.

Sanft antwortete er: „Zum Pfarrer.“

Er war fort. Aber mit den Worten: „Zum Pfarrer,“ hatte er mir faſt einen Dolch in's Herz geſenkt, hatte er mich empfinden laſſen, daß er ſich bei mir, mit mir, nie wohl finden könnte! Ich fühlte mich ſehr elend. Ich durchlebte ein ganzes Daſein, ich empfand den ſchmachtendſten Durſt nach Glück, das heißeſte Verlangen, mein Herz an ein anderes bergen, meine Wange an einer andern kühlen zu dürfen. Und ich war einſam! Einſam, was ich auch beginnen, für was ich mich auch entſcheiden konnte, einſam in dieſem Myſterium der Schmerzen, einſam in dieſer fürchterlichen, mich zu Boden werfenden Abhängigkeit! Da ging er hin, er, den ich zu lieben glaubte, da ging er hin zu denen, die für

ihn Blicke des Wohlwollens, Worte der Theilnahme haben durften. Und ich? Was that denn ich? Ich rang nach Faſſung; ich ſtieß Worte aus, die wie Stöhnen klangen. Eine unbeſchreibliche, eine nervöſe Angſt weckte mich. Ich raffte mich auf. Ich mußte gehen, immer gehen, von der Hütte zum Bach, von dem Bach zum See, vom See in's Dorf! Es war Abend geworden, als ich in's Schloß zurückkehrte. Von weitem ſchimmerte die kleine Pfarrerwohnung, ſchimmerten die Lichter in der Geisblattlaube, aus der die Stimmen der Pfarrerfamilie zu mir mit dem lieblichen tiefen Organ, das Otto beſaß, herübertönten. Ich blieb einen Augenblick ſtehen; ich hätte hinfliegen, dieſen guten, treuen Menſchen ſagen mögen: „Ach gönnt mir den Broſamen eurer Liebe, mir, die ich allein bin!“ Aber ich wagte es nicht. Auch hier hatte die Sitte, hatte das Vorurtheil eine Mauer errichtet, auch hier hatte ich ſchon erfahren müſſen, daß ich ein Weſen ſei, das zwar geachtet, doch nicht geliebt ſein konnte. Ich ſollte ſagen: nicht geliebt ſein durfte; denn die ari-

ſtokratiſche Geſinnung meines Vaters wußte mich mit dem Wall der Förmlichkeit zu umziehen, wußte ſehr gut die Bareneß von Rudolphszell fern von den Pfarrerstöchtern zu halten. Wenn es mir zuweilen war, als müßte ich hin zu ihnen, mit ihnen ſpielen, reden, ſcherzen, mit ihnen im Garten pflanzen, ſo ſtand immer der Rang, der unerbittliche Rang vor uns, ſo war ich immer die Bareneſſe und ſie immer die einfachen Pfarrerkinder. Ich war namenlos traurig, ſo traurig, daß ich mir nicht anders zu helfen wußte, als daß ich mich an meinen Flügel ſetzte und bis tief in die Nacht mit einem Feuer, einer Begeiſterung, einer Inbrunſt ſpielte, wie ich ſie nie vorher empfunden, vielleicht nie nachher wieder empfunden habe. „Ja, ja," dachte ich, „das iſt die Religion, von der Er redete, das iſt die Sprache, die Vertrauen, Liebe, Friede weckt, das iſt der Balſam, der auf heiße Wunden träufelt . . . ." Ich hielt einen Augenblick inne: es war mir, als hörte ich über mir ein Fenſter öffnen. Als es ſtill blieb, ſpielte ich das damals neue Ave Maria von Schu

bert. Dieſe innigen Töne, dieſes einfache, ſich aus-hauchende Gebet wirkte ſo heftig, daß ich mitten im Satz aufhörte und beide Hände vor's Geſicht warf. Da fing eine Flöte leiſe, leiſe an, den abgeriſſenen Satz fortzuſpielen. Ich horchte; ich zitterte. Die Klänge, die mein Ohr berauſchten, ſanken, wie Thau, auf mich hernieder, riſſen mich fort an die Schwelle des Paradieſes, ließen mich bebend vor Sehnſucht der ewigen Liebe frei, ſtolz und doch demüthig tief, tief in's Antlitz ſchauen! „O Gott!“ rief ich, „o Gott, iſt das einer Deiner Engel, der herniederſteigt mich einzuhüllen in ſeine Flügel?“ Die Töne flogen zu mir in leiſen Vibrationen und dehnten ſich dann aus in der vollen Gewalt ihres Umfangs. Sie bildeten ein Gerüſt, auf dem die Seele ſich ſchmachtend niederließ, um dann in die Wolken hinein tauſend Bilder des Lebens, ihre Sehnſucht, ihr Gebet, ihr Hoffen und Verzweifeln mit zitternden Fingern zu malen. „Tulde,“ ſagten die Töne, „denke an Ewiges. Reiſe Dich aus Deiner Traurigkeit heraus, komme, ſteige mit mir aus der brennenden Tagesatmoſphäre

hinauf in jene Regionen, wo kein Hauch das weiße Gewand der Unschuld trübt, wo kein Feuer die Blumenkrone der Gefühle verzehrt. Dort wehen wärmere Lüfte, dort sinkt der Zweifel, stürzt das Vorurtheil; dort bin ich Dein.“

Die Sonne war im Aufgehen begriffen, als ich aus meiner Extase erwachte. Die Töne waren verhallt. Ich wußte nicht, hatte ich geträumt, hatte ich gewacht, gelebt oder gedichtet. Nur das wußte ich, daß in mir stiller Friede, große Freudigkeit, fester Glaube war. Bei Tisch wagte ich es, Otto zu fragen, ob er die Flöte spiele. Er bejahte es sehr einfach. Er setzte hinzu, daß sie auf seinen Reisen seine stete Begleiterin, in Aegypten sogar eine wahre Orpheusleier für ihn gewesen sei, da sie in ihm Hunger und Durst, diese reißenden Thiere der Wüste, gezähmt hätte. Ganz natürlich führte ihn das auf Erzählungen, denen selbst mein Vater ein geneigtes Ohr lieh. Er war der Sohn unbemittelter Eltern, hatte Gelegenheit gefunden, Architectur zu studiren, viele Reisen gemacht und sich dabei immer die Auf-

gabe gestellt, zur Förderung innerlicher Achtung das eiserne Anhalten an die Pflicht zu nähren. So konnte ich mir sein meist stummes, fast schüchternes Wesen erklären, eben weil diese Schüchternheit aus einer Art von Scheu, sich in eitle Demonstrationen zu verlieren, entsprang. Sein Muth war keine Spiegelfechterei. Unstreitig beherrschte ihn die reine Güte, indeß ihm seine Haltung zuweilen den Anstrich der Strenge gab. So duldete er z. B., er, der von mathematischer Pünktlichkeit war, keinen heuchlerischen Vertrag, weder mit den Pflichten der Stellung, noch mit den Folgen einer That. War er auch äußerst gefällig, so ging doch diese Gefälligkeit nicht in Schwäche über. Für sich forderte er nie etwas. Er war unter die Zahl der Wenigen zu rechnen, denen der Ehrgeiz nichts angehabt hat, die leben, ohne das Dasein zu lieben, die mehr geachtet als bewundert werden, eben weil Uebermaaß der Rechtlichkeit für die Masse sehr unbequem, sehr hinderlich ist. Seine Reise in Egypten war für ihn in der Erinnerung der Glanzpunkt des Lebens. Er hatte

ſie in der Idee unternommen, Materialien für die Wiſſenſchaft in geographiſcher und induſtrieller Hinſicht zu ſammeln und war endlich ſo tief in's Land eingedrungen, daß er, in die Hände einer wilden Horde gefallen, ſich nur durch ein Wunder gerettet hatte. Das Unglück, die Strapazen, Erfahrungen mancherlei Art, hatten ſeine Kraft bis in das kleinſte Detail hinein entwickelt und ihm gelehrt, ſeine menſchliche Würde dem Gewiſſen gegenüber rein zu erhalten. Er wäre lieber zehnmal geſtorben, ehe er einmal ſeine angeſtammten Rechte geltend gemacht hätte. Indeß konnten ſeine Verdienſte nicht ganz unbekannt bleiben. Seine Geſchichte drang bis zu den Ohren des Herzogs. Es lagen in ihr ſo viele Elemente der Kaltblütigkeit, des ſcharfen Verſtandes und des kühnen Muthes, daß er bald, mit Hülfe ſeiner wiſſenſchaftlichen Bildung, zu einem bedeutenden Bau-Comité gezogen wurde. Dieſe Vortheile hatte er keineswegs geſucht; ſie waren ihm von ſelbſt gekommen. Ganz gegen ſeine Gewohnheit, ließ er ſich überreden, hie und

da in Gesellschaft zu gehen. Die Frauen fanden ihn originell, weil er keine ihrer Schmeicheleien erwiderte. Die Männer bedeutend, weil er etwas sehr Einfaches hatte. Ich erzähle das, was ich nach und nach über Otto erfuhr, um das Interesse, das mein Leben erfüllte, zu erklären, wenn anders ein solches Gefühl sich erklären läßt, denn es fließt aus dem unsichtbaren Drange der Hingebung, kommt und geht und ist eben so stark, als es unwillkürlich ist. Aber in meinen Verhältnissen brachte es mir statt Glück Schmerzen, wühlte es in mir, durch kleine Zufälligkeiten, so harte Betrachtungen auf, daß es nichts als Quaal war. Einmal äußerte Otto im Laufe des Gesprächs, daß er mit der Pfarrersfamilie eine Fahrt nach dem Gevergebirge vorhabe. Er schien angenehm von dem Gedanken, der wunderbaren Hügelkette nahe zu kommen, angeregt. Was hätte ich damals darum gegeben, mit ihm die Ferne durchziehen, einen einzigen Augenblick nur neben ihm gehen zu dürfen! Vergebens! Von meinem Zimmer aus konnte ich den Wagen jenseits

des Sees mit den fröhlichen Menschen dahin rollen, konnte Otto sehen, der im leichten, hellgrauen Röckchen die zwei muthigen Pferde selbst führte. Ein andermal ruderte er auf dem See, allein, träumerisch, im Augenblick, wo die weichen Sonnenlichter hinter weißen Wolken sich brachen. Ich stand athemlos da, sah die kleinen rieselnden Wellen, die von seinem Ruder hinweg den Fels zu meinen Füßen netzten, zog hastig in mich den Duft der Veilchen, der auch ihn umgab, aber wie an dem Tage, wo er nach den Geverobergen gefahren, die Pferde gelenkt und gleich Apoll die Lüfte sorglos durchzogen hatte, eben so saß er im Boot, gleichgültig die Augen in die Ferne gerichtet, den Blick überall hin, nur nicht auf mich, nur nicht nach der gewandt, die eben durch diesen Blick so reich, so überreich geworden wäre.

Seit einigen Wochen bemerkte ich, daß Otto, wenn er vom Canalbau heimkehrte, sich vom Mittagstisch lossagte und den Weg nach der Pfarrwohnung mit einer Eile einschlug, die sonderbar auf

mich einwirkte. So unruhig war ich, daß ich, als mein Vater, der ſich immer mehr und mehr bei Blankenheim's aufhielt, mir vorſchlug, ein neues Pferd zu verſuchen, raſch in mein Zimmer eilte, das Reitkleid überzog, mit Hut und Peitſche hinunter kam und ohne mich zu beſinnen, wie der Blitz auf dem hellbraunen Racepferd ſaß. Ich hatte Luft, Bewegung, Weite nöthig, ich hätte die Berge überſtürmen, den See durchſchwimmen mögen. Mein Vater, der mich eben nicht als eine ſehr muthige Reiterin kannte, war erſtaunt, mich kühn zu ſehen. Er faßte plötzlich Vertrauen in meine Kunſt, ließ mich um den Raſenplatz herum Schule reiten, lachte, als ich im Galopp rechts und links changirte und war's zufrieden, daß ich hinaus, über die Brücke, an den See, zum Kanalbau wollte. Ein Reitknecht begleitete mich. Nun war ich allein. Mein Herz rief nach Otto. Ich gab dem Pferde einen Schlag, daß es ſich bäumte, flog die Platanenallee hinunter, rechts nach dem Torfe hin, vor der Pfarrwohnung vorbei, immer grade aus, überzeugt, ich müßte Otto

irgendwo finden. „Ich will ihn mit Euch theilen!“ rief ich erzürnt, daß die Pfarrerstöchter ihn ganz allein hatten. Plötzlich stutzte mein Brauner und in dem Augenblick sah ich seitwärts Otto mit den Pfarrerstöchtern, die auf dem Rasen gelagert im Begriff waren, Netze in den See zu werfen. Ich ritt langsam, mein Herz hämmerte mir in der Brust. Die Mädchen grüßten bescheiden; Otto, mit dem Fischfang beschäftigt, ganz zerstreut, grade so, als habe er in den grünen Fluthen des Wassers das Weib von Göthe entdeckt. Dann kletterte er auf morsche Weidenzweige, die tief in den See hineinreichten und unter seinen Füßen krachten; sprang auf kleine Rasenstellen und rief endlich: „Gefangen!“ Traurig sah ich das Alles aus der Ferne und ritt in mich gekehrt vorüber.

Eines Morgens trat mein Vater bei mir zu ganz ungewöhnlicher Stunde ein. Wenn das geschah, wußte ich gleich, daß er etwas zu besprechen, etwas zu entwirren hatte. Ich war ihm entgegen gegangen; er umarmte mich.

„Cäcilie," ſagte er, „Du biſt mir immer eine gute Tochter geweſen, Du haſt immer geſtrebt, mir das zu erſetzen, was Gott mir genommen hat." Eine ſchöne Rührung war über ſein Geſicht ausgebreitet. Er hatte ſich auf den kleinen Lehnſeſſel am Fenſter geſetzt. Ich war vor ihm ſtehen geblieben. Jetzt ſchlug ich meine beiden Arme um ſeinen Hals. „Theuerſter, beſter Vater!" rief ich und wohlthuende Thränen entquollen meinen Augen, „was Du mir da ſagſt, iſt überreicher Lohn, iſt Troſt für jede Wunde!" „Für jede Wunde?" wiederholte er. „Was hätteſt Du für Wunden?"

Er blickte mich überraſcht, faſt mißbilligend an; mir war zu Muthe, als müßte ich ſagen: „O ich blute an Schmerzen, die brennender als das tiefſte Weh, ſchrecklicher als der Wahnſinn ſind, aber ſchon fuhr er mit einer mich verwundenden Heiterkeit fort: „Du biſt verſtändig genug, um einzuſehen, daß das Leben, ſo wie es jetzt ſich um mich geſtaltet hat, mir ſehr einſam ſcheint. Ich bin an

den Umgang mit Frauen gewöhnt. Was Du auch gethan haſt, um mir das Andenken an Deine Mutter leicht zu machen, es hat eine groſse Lücke in mir zurückgelaſſen; es hat mich ſo verweichlicht, ſo zerſtört, daſs Fleiſs, Zerſtreuung, äuſserſte nach Auſsen hingerichtete Thätigkeit dennoch nichts Anderes in mir als die Ueberzeugung geweckt haben, daſs ich nicht mehr allein ſein kann. Bereite Dich daher vor, hier eine Veränderung eintreten zu ſehen. Unterwirf Dich der Nothwendigkeit, oder, wenn Du lieber willſt, der allgemeinen Regel. Gewöhne Dich an den Gedanken, eine Gefährtin, ich will nicht ſagen eine Mutter, zu bekommen!“

Bei dieſen Worten ſchwieg er. Ich hatte meinen Mund auf ſeine Hände mit leidenſchaftlicher Haſt gedrückt. Bäche von Thränen ſtürzten mir aus den Augen; namenloſe Angſt hämmerte mir hinter der Stirn. Ich war halb ohnmächtig. Plötzlich riſs ich mich empor: „Was Du da ſagſt, Vater, iſt nicht wahr,“ rief ich, „kann nicht wahr ſein, gellt nur in meinen Ohren, kommt nicht aus Deinem

Herzen. Nein, Du willst, kannst nicht das heilige schöne Andenken meiner Mutter trüben, kannst nicht eine Zweite an die Stelle dieser Einzigen setzen!“ Ruhig setzte er mir auseinander, warum er Anna Blankenheim heirathe. Er sprach mir von dem Fideicommiß, das ihn in seinem Ehrgeiz kränke, von dem sehr natürlichen Wunsche, einen directen Erben zu haben, endlich sogar von den Bauten, bei denen ihm sein künftiger Schwiegervater behülflich sein wollte. Auf das Alles konnte ich nichts antworten; aber ich fühlte mich innerlich wie gebrochen, beeinträchtigt in meinen Rechten, in meiner Hingebung, ausgestoßen aus dem Hause, das meine war, fremd den Herzen, die ich vorzugsweise geliebt, für die ich vorzugsweise gelebt hatte. Ich war den ganzen Tag wie verwandelt; ich mußte mir einen ungeheuern Zwang anthun, um bei Tische zu erscheinen. Zum Glück war Otto wieder abwesend. In seine Augen mit meinen verweinten zu blicken, wäre mir schrecklich gewesen. Konnte ich seine Liebe nicht besitzen, wie hätte ich sein

Mitleid gemacht! Der erſten Aufregung war dieſe Trauer gefolgt. Von meinem Vater faſt aufgegeben, erſchien mir Otto nur wünſchenswerther, nur lockender. Liegt es doch in der Natur, den verſagten Gütern den höchſten Werth zu leihen. Spät irrte ich im Parke umher; ich kämpfte mit tauſend Ungewißheiten. Endlich brach ich in heftiges Weinen aus. Da rauſchte es plötzlich in den Zweigen und Otto ſtand neben mir. Mir war, als hätte ich fliehen müſſen, und doch blieb ich angewurzelt auf dem Platze ſtehen. Er ſchien ſeine kalte Seite aufgegeben und endlich als Tröſter auftreten zu wollen. Sonſt war er mir ſorgfältig ausgewichen. Jetzt trat er an mich heran. Ich hatte mich mit dem Tuch vor den Augen von ihm abgewandt. Er zog es mir ſanft vom Antlitz hinweg, zwang mich, mit ihm vorwärts zu ſchreiten und ſo im Gehen fragte er ſehr theilnehmend: „Was lockt dieſe Thränen, die ich ſchon zum zweitenmale fließen ſehe, hervor? Warum ſind Sie traurig, Sie, die zur Freude, zum Glück, zum Genuß geboren ſind? Darf ich's

wiſſen?“ Ich ſchwieg. Ich ſchämte mich meiner Thränen und konnte ſie doch nicht trocknen. Endlich brachte ich ſtotternd die Worte hervor: „Seit heute weiß ich, daß mein Vater eine zweite Verbindung eingeht!“

„Und das ſchmerzt Sie ſo?“ fragte er etwas verwundert.

Ein heißes, flüchtiges Roth flammte mir über das Geſicht. Mit einem Anflug von Verlegenheit antwortete ich: „Iſt es etwa nicht ſehr traurig, erkennen zu müſſen, daß der größte Verluſt, wenn nicht vergeſſen, doch ausgeſtrichen wird? Das iſt das Ende aller Liebe, aller Aufopferung, das heißt ſein Leben an eine Idee, ſeine Kraft an einen Zweck ſetzen!“

Otto lächelte. „Ich liebe dieſen Enthuſiasmus,“ ſagte er, „aber er beweiſt, daß Sie mehr gefühlt als gedacht haben. Treten Sie in die Welt, mein gnädiges Fräulein, Sie werden überall die Wahrheit beſtätigt finden, daß der Schmerz nirgends

ewig und das Herz doch nie gleichgültig iſt. Ob das aus höchſter, tiefſinnigſter Wahrheit oder aus ganz alltäglicher Geſinnung fließt, iſt im Reſultate ſo einerlei, daß es kaum der Rede werth iſt."

Ich unterbrach Otto, indem ich lebhaft mit der Hand zum Schweigen winkte. Aber einen Augenblick darauf rief ich: „Haben Sie denn nie eine Ausnahme angetroffen? Haben Sie nie Menſchen gekannt, die unerſchütterlich, gleich einer Gottheit, durch das Leben gingen?" Er beſann ſich, blickte aufwärts und ſagte mit unausſprechlichem Schmerz: „Ja einmal habe ich ſo einen Menſchen angetroffen, einmal! Damals — damals war ich ſehr glücklich. Damals ſtand ich mitten in den Fluthen der Gefühle, damals war ich ſtark. Ich athmete das Leben wie eine Blume, lächelte ihm wie einem Kinde, wie einem viel verſprechenden Kinde zu. Nicht außer mir blickte ich, ſondern in mich, in mich, der ich ohne Leidenſchaft war, damals war mein Brautring noch nicht in das tobende Meer des Daſeins gefallen. Aber nachher" . . .

Ich war so erschüttert durch diesen Ausbruch von flammender Lebendigkeit, fühlte so tief, daß sich ein langverhaltener Strom Bahn brechen wollte, daß ich ihn nur anblicken, nicht reden konnte. Nach einer Weile sagte er: „Ich bin ganz wider Willen von dem, was ich sagen wollte, auf das übergegangen, was ich nicht sagen durfte. Vergeben Sie. Von mir soll und darf nie die Rede sein. Aber Ihnen wünsche ich für Ihre Bahn das, was Sie allein beruhigen kann .... Ergebung! Das Schicksal hat Sie auf einen Platz gestellt, der eben nicht dornenlos ist. Ich fühle wohl, daß das Angeborne in Ihnen mit dem Angelernten streitet. Weil Sie von Adel sind, schließt das nicht die weicheren Gefühle aus. Erfüllen Sie Ihre Pflicht, aber denken Sie, daß die Aufgabe des Weibes nicht Handeln, sondern Dulden ist. Wenn ich mich nicht irre, so sind Sie von Ihrer Frau Mutter ganz auf den Weg geleitet worden, der Ihrer würdig ist. Beharren Sie auf ihm. Er ist der einzig richtige. Der, der in allen Sphären Trost und Festigkeit giebt.

Das mag Ihnen in diesem Augenblick hart erscheinen, ist aber so wahr, als die Sterne dort über uns seit zehntausend Jahren in ewig gleichen Kreisen ziehen. Wer sich nicht früh zu beherrschen lernt, der, glauben Sie mir, ist ein Anempfindler, bringt nichts zu Stande, greift Alles an und läßt es liegen. Wir müssen uns in Fesseln schlagen, mein gnädiges Fräulein, können durstig nach Glück sein, aber sollen immer über das Glück hinaus in die höheren Lebensschichten zu greifen wissen. Habe ich Recht?" fragte er zuletzt, ganz lieblich lächelnd. „Und darf ich noch das Eine sagen?"

„Ach!" rief ich, „wird denn der klügelnde Verstand immer der Redner bleiben?"

„Nein, dies Mal war's nicht der Verstand, der reden sollte, sondern das Herz. Ich wünsche Ihnen einfache Situationen. Ich hoffe, daß Sie aus der Wirbelexistenz der Welt und ihrer Vorurtheile bald in ein stilles kühles Plätzchen sich flüchten können. Ich wünsche Ihnen Freunde, ebenbürtige Freunde," sagte er wehmüthig, „denn die, die zu Ihnen hin-

aufblicken, dürfen Ihnen nichts sein als ein leiser, vorüberstreifender Luftzug" . . . .

Ich legte die Hand auf seinen Arm leise und zitternd und warf die Haare zurück. „O," rief ich, „zum ersten Mal ist es mir, als müßte ich mich *ganz aufgeben, als müßte ich Alles,* was kommt, hinnehmen. Giebt es doch Schmerzen, die Gott sendet, Anforderungen, in die das Schicksal seinen tiefsten Sinn legt .... Sie sagen, daß der Mensch nicht glücklich zu sein braucht. Ich meine, daß das nicht wahr ist, denn jetzt weiß ich, daß das Geben, das Sichhingeben selig macht. Darin soll mein stilles Glück ruhen, darin will ich jenen ernsten, schmerzenähnlichen Frieden finden, von dem nur der eine Ahnung hat, der wie ich — allein ist! Jede Existenz hat einen Lichtpunkt, in jedem Leben sind Hieroglyphen, die zu entziffern schwer fallen. Es überkommen mich zuweilen unmäßige Betrübnisse um — Nichts, um das, was die Menschen, die Welt die Gesellschaft, die Veranstaltungen nennen. O Sie haben Recht, unglaublich, ewig Recht . . .

mir iſt, als ſei ein Gewitter hinter die Berge gezogen, als ſei das, warum ich eben weinte, gering und das was ich beſitze, viel. Heraus aus mir ſelber muß ich kommen. „Und nun, nun iſt Alles gut," rief ich plötzlich und riß mich los, „und nun danke ich Ihnen für das, was Sie gaben und nicht gaben." . . . Otto ſah mich erſtaunt an. Er verſtand mich nicht. Ich flog auf mein Zimmer. Erſt dort kam ich wieder zu mir, erkannte, warum ich ſo aufgeregt, ſo hingeriſſen, ſo außer mir geweſen war. Ich hatte zum erſtenmal einen Blick in Otto's Herz gethan, zum erſtenmal hatte ich dieſe warme mächtige Seele vor mir in ſchöner Zergliederung geſehen. Wie mir das wohl that! Wie mich das ſtolz machte! Wie ich an dieſem Moment zehrte, ihn mir tauſendmal zurückrief, ihn ausſchmückte, ihn als die Quelle aller meiner Freuden betrachtete. Ich kam mir ſo reich vor, wenn ich mir ſeine Theilnahme dachte, ſo beneidenswerth in dem Gedanken, daß er mir einen ſtillen, kühlen Platz gewünſcht hatte! Der unbewegliche Sternbeobachter, der den

leuchtenden Meteoren folgt und im Begriff ist, eine große Entdeckung zu machen, kann kaum mit größerer Aufmerksamkeit den Himmel anblicken, als ich in jener Zeit an dieser einen Erinnerung hing!

Am Abend jenes Tages fuhr ich hinüber zu Blankenheim's. Sonderbarerweise war ich selten dort gewesen. Ich war doppelt befangen, als ich in das große Zimmer, in dem die Familienmitglieder versammelt waren, eintrat. Meine künftige Stiefmutter flog mir mit affectirter Freundlichkeit entgegen, herzte und küßte mich und ließ mir kaum Zeit, mich ihren Eltern zu nahen. Sie hatte die ganze Unruhe einer Unverheiratheten, die endlich hofft, „unter die Haube zu kommen." Es war ein Wesen, das scheinbar unterrichtet und im Grunde sehr unwissend war; voll edler Redensarten, aber ohne den gedankenveredelnden, alles erwärmenden Geist, ein Wesen, das mehr Eigensinn als Charakter, mehr Geschmack als Enthusiasmus, mehr Kopf als Herz hatte. Sie sprach sehr viel von Religion, Liebe, Aufopferung, doch ohne deshalb got-

tesfürchtig oder hingebend zu sein. Sie schillerte inwendig von Anflügen von Größe, Kleinheit, kalten Gefühlen, heißen Athemzügen, die alle aus jener Aristokratie hervorgingen, der sie angehörte. Sie wäre auch des Heroismus fähig gewesen, hätte diesen aber gleich für eine boshafte Anmerkung aufgeopfert, war biegsam und schmiegsam, Allen mistrauend und doch Alles glaubend, ein sonderbares Gemisch von Schwäche, Egoismus, Charakterstärke und Grundsatzlosigkeit. Ihr Vater, der alte Blankenheim, sprach unaufhörlich. Er gehörte zu denen, die innerhalb ihres Hauses die geringsten Kleinigkeiten für große Ereignisse ausgeben und in dem Bedürfniß, wichtig scheinen zu wollen, sehr ermattend wirken. Seine Frau hatte Spuren von Schönheit, machte aber auf mich deshalb einen unangenehmen Eindruck, weil sie in keiner ihrer Bewegungen, Reden oder Handlungen Würde verrieth. In dem faltenlosen schwerseidenen Kleide sah sie wie eine Ruine aus. Und doch lebte die Eitelkeit fort und fort in ihr und schuf ihr Schmerzen,

wie ſie ſie früher nicht gekannt hatte, eben weil ihre Tochter ihr ein ewiger Gegenſtand fruchtloſer Eiferſucht war. Nie fühlte ſie ſich glücklicher, als wenn ſie Anna nicht zu zeigen brauchte. . . Entging ſie doch dadurch jenen zermalmenden Blicken, die auszudrücken ſchienen: „So waren Sie ſonſt! Mein Gott, daß man alt werden muß!“ Von dieſen Gefühlen verfolgt, vermochte ſie die Zeit nicht zu tödten, ſie, die doch von der Zeit getödtet wurde. Es war ein trauriges Schauſpiel, dieſe Frau mit den Runzeln unter künſtlichen Blumen, mit den falſchen Zähnen, den falſchen Locken, dem falſchen Lächeln. Alles war künſtlich an ihr, Schminke, Heiterkeit. Sie ſchien ſich an das Leben ketten zu wollen, es nicht loslaſſen, nicht entbehren zu können, und betäubte ſich durch Erinnerungen, die nicht Stich hielten.

Mein Vater war nicht mitgefahren; er wollte mich den erſten Eindruck allein überwinden laſſen. Ich konnte mich alſo umſehen, ohne daß ich ihn zu verletzen fürchten mußte. Es wurde gleich Thee

gebracht. In demſelben Augenblick trat auch ein junger recht ſtattlicher Mann ein, dem der alte Blankenheim mit ſeiner eigenthümlich cordialen Weiſe: „Guten Abend, Schönhauſen," zurief. Eine Minute darauf wurde er mir, als der Kammerjunker von Schönhauſen, Beſitzer von Amſterbach, vorgeſtellt. Er wollte lächeln, zeigte aber ſeine weißen Zähne durch eine Grimaſſe, die mir unleidlich ſchien. Dann ſetzte er ſich mit dem alten Blankenheim an einen Nebentiſch und ſtellte Schachfiguren auf, Alles ohne ſonderlich mehr als: „das Korn ſteigt, der Jäger hat zwei Haſen geſchoſſen, die weiße Hündin hat Junge geworfen, von Zeit zu Zeit zwiſchen dem: „Schach dem König, Schach der Königin," herauszuſtoßen. Die Damen ſchenkten Thee. Meine Stiefmutter ſchmollte über meinen Vater, der nicht gekommen war, ihre Mutter ließ ſich auf's Genaueſte von unſerer Einrichtung auf Schöningen erzählen. Von mir, von meinen Intereſſen, war keine Rede. Ich verlangte es auch nicht; ich kam mir in meiner jetzigen Stimmung

wie ein Irrlicht vor, das zwecklos vom Winde hier und dorthin gejagt wird und endlich in der Luft verfliegt. Ich antwortete auf Alles, aber so wie wenn die Fragen mir zehntausend Meilen weit herkämen oder als ob ich ein lebendiges Echo wäre. Dazwischen fluchte Herr von Schönhausen: „Donner, der Thurm! Wetter, ein Läufer!“ Und Blankenheim lachte, als wenn er sich ausschütten wollte. Plötzlich schlug er mit der Faust auf den Tisch und rief: „Matt, mein Herr von Schönhausen mausematt.“ Dieser warf ungeduldig das ganze Schachspiel über den Haufen, stand auf und setzte sich zu uns. „Mit dem Blankenheim,“ rief er, „ist nicht mehr zu leben, der schlägt mich täglich todt.“ „Heißt deswegen auch stark wie der Löwe, stolz wie der Pfau, eigensinnig wie ein Maulthier,“ schaltete Frau von Blankenheim ein. Es wurde unbändig über diesen Witz gelacht.

Als ich später, meinem Vater gegenüber, in meinem lieben Zimmer saß, wußte ich in der That nicht, was ich erzählen sollte. Es war die pein

lichſte Minute meines Lebens, ein Vorbote Alles deſſen, was nach und nach über mich hereinbrechen ſollte. Mein Vater ſchien gereizt. Wir trennten uns, ohne uns ausgeſprochen zu haben.

Kurze Zeit darauf war meines Vaters Hochzeit. Am Morgen betrat er mein Zimmer, als ich eben in das ſeine gehen wollte. Sein Geſicht war bleich. Seine Stimme zitterte, ſeine Augen, die auf mich gerichtet waren, hatten einen Ausdruck von Zärtlichkeit und Trauer, der das kälteſte Herz gerührt hätte. Es war etwas Feierliches über das ganze Weſen ausgegoſſen. Ich ſchauerte, als ich ihn ſo ſah. Nach einigen ganz gewöhnlichen Phraſen ſetzte er ſich zu mir, ſpielte mit meinen Haarlocken und fing an, ausführlich auf die Vergangenheit zurückzukommen. Es war, als wenn er ſich noch einmal von jener Zeit durchglühen laſſen wollte. Da ſchlug es eilf Uhr. Der Diener meldete den Wagen. Mein Vater erblaßte, ſtand auf, nahte ſich der Thür, kehrte dann wieder um: „Cäcilie," rief er „liebe mich immer, denke immer jener Zeit, wo

das Glück zwiſchen uns wohnte.“ Ich zerfloß in Thränen; ich hing an ſeinem Halſe, ich weinte ſo lange, bis wir bei Blankenheim's anlangten. Hier verſiegten meine Zähren, denn hier fühlte ich, daß ich mich zu bezwingen, dem Unvermeidlichen entgegenzugehen hatte, daß Thränen hier Vorwürfe waren. Die Ceremonie ging bald vorüber.

Mit den völlig veränderten Verhältniſſen auf Schöningen war nun auch eine neue Lebensweiſe eingetreten. Statt um zwei Uhr wurde um fünf Uhr gegeſſen, ſtatt gemeinſchaftlichen Frühſtücks, bekam Jedes ſeinen Caffee auf dem Zimmer. Meine Stiefmutter hatte ſo etwas von einer lionne geträumt, die ſie nachahmen wollte. Dazu gehörte ſpätes Aufſtehen, ſpätes Eſſen, übertrieben elegante Anzüge, Beſuche machen und empfangen, Billard ſpielen, Reiten und Fahren, Cigarettes rauchen und Romanlectüre. Ohnſtreitig war ich ihr eine Laſt, eine ſehr unangenehme Erinnerung an meine Mutter, ein ſichtbares Hinderniß meinem Vater gegenüber, der nicht ganz aus meinen Kreiſen wich.

Sie fing daher sehr bald nach ihrer Heirath an, mich von der Nothwendigkeit, an meine Versorgung zu denken, zu unterhalten. Sie spielte bald auf den Einen, bald auf den Andern, die Schöningen besuchten, an, sie lobte besonders über die Maaßen den Besitzer von Amsterbach, den Kammerjunker von Schönhausen. „Der sei," meinte sie, „ganz geeignet, eine Frau glücklich zu machen," und wie sehr er sich dazu qualifizire, bewies sie dadurch, daß sie mir sein Einkommen, seine Stellung, seine Ahnen und sein schön gemaltes Wappen vorführte. Auf das Alles hatte ich nur die eine Antwort: „Ich heirathe nicht!" Oder: „Wenn ich heirathe, so wird Liebe, nicht Berechnung mich zu diesem Schritt bewegen." Das trieb sie an, sich hintenüber auf den Lehnsessel zu werfen und unbändig über meine Naivitäten zu lachen. „Liebe!" rief sie, „aus Liebe willst Du heirathen? Aber wer heirathet denn jetzt noch aus Liebe? Die Bürgerlichen, die einer Hausfrau bedürfen, Bauern, die hinter dem Pflug hergehen? Wir bedürfen der Liebe nicht; wir

bedürfen einer Stellung, einer ebenbürtigen Versorgung. Freilich — freilich," setzte sie etwas ernsthafter hinzu," es geschieht, daß die Liebe wie der hinkende Bote nachkommt, doch das gehört nicht hieher!"

Wie sehr aber das dazu gehörte, erfuhr ich, als ich mich in eins der Treibhäuser hinter eine herrlich blühende Strelitzia gesetzt hatte und Schönhausen mit einem städtischen Freunde im Gespräch, ohne mich zu sehen, sein Verhältniß zu meiner neuen Mutter auf eine durchaus unzarte Weise vertieth. Ich hätte in die Erde sinken mögen! „Fort, fort," rief es in mir, „fort aus dieser giftigen Atmosphäre, gleich viel, wohin, nur fort!" — Und einen Augenblick später trat Otto's Bild verklärter denn je vor meine Seele. Wehmüthig schüttelte ich mit dem Kopfe. „Ich darf dich ja nicht lieben, darf ja nicht," sagte ich matt, indem ich in die stille Mooshütte trat, und mich vernichtet darin niederwarf. Eine Weile hatte ich so gesessen, als ein kleines Schreibtäfelchen, das im Sande vor mir lag, meine Aufmerksamkeit auf sich zog.

Ich bückte mich, es aufzunehmen; ich ſchwankte, ob ich den Bleiſtift, der es ſchloß, herausziehen, ob ich es durchblättern ſollte. Eine ſehr verzeihliche Neugierde ſiegte. Die Seitentäſchchen waren leer. Die Blätter flüchtig, doch verwiſcht, mit Bleifeder vollgeſchrieben. Auf einigen ſtand ein Datum und weiter nichts, auf einem andern Blatt verrieth eine ſkizzenartige Anlage, daß ein geſchickter Zeichner den Stift geführt hatte. Schon wollte ich die Schreibtafel ſchließen, als ich unverſehends den Buchſtaben C. zwiſchen dem Geſchriebenen ſo eigenthümlich hervorſchimmern, ſo oft wiederkehren ſah, daß ich mich nicht länger hielt, ſondern haſtig den Inhalt zu entziffern anfing. Es war unmöglich. Ich las nur Worte heraus, wie: Schlagbäume der Convenienz... Vernunft.... Thorheit.... Ave Maria... Traumwelt .:.. Entſagung .... Hier folgten Striche, einzelne Ausrufungszeichen, ein ſehr friſches Datum, Verſuche, ein Thema in Noten zu faſſen.... Das Ave Maria von Schubert war angefangen und nicht geendet... Kein Zweifel, daß Otto der Schreiber

dieſer Zeilen, aber auch der Fels war, auf den der Saamen meines Herzens fiel. Durch einen Zufall im Beſitz eines auf mich zutreffenden Geheimniſſes, war doch eben dieſes Geheimniß der Quell namenloſer Traurigkeiten. Das fühlte ich, erreichen konnte ich ihn nie, aber ihn lieben wollte ich, denn er war die Wahrheit meines Herzens, der Pharus, deſſen Licht mich alle Klippen und alle Sandbänke umſchiffen half. Wunderbar geſtärkt, von leichten Götterarmen gehalten, frei wie auf Wolken über der Erde ſtehend, verklärt, ſo fühlte ich mich. Ob ich Minuten oder Aeonen durchlebt ... ich wußte es nicht. Nur nach und nach kamen die Erinnerungen, kam das Gefühl meiner äußern Lage, empfand ich die Wirkungen all' der Widerſprüche, die ſich in mein Daſein geſenkt hatten, kam das Bild meiner Stiefmutter mit dem verunſtaltenden Nebengedanken, mit dem Entſetzen über ſie und dem Mitgefühl für meinen Vater. In mir erſtand plötzlich die Fähigkeit, das Daſein fortzuwerfen; ich dachte mit wahrem Heroismus, daß das entbehrte Glück wirk-

samer, als das beseſſene ſei. „Denken iſt haben,“ rief ich und legte mit einem Gemiſch von Stolz und Denſch das Schreibtäfelchen an dieſelbe Stelle zurück, an der ich es gefunden hatte. Im Nu war ich wie vergeiſtigt, im Nu hatte ich erfahren, daß es eine Welt der Freiheit, der äußerſten Selbſtändigkeit giebt. In die ſtürzte ich, für die betäubte ich mich. So abſorbirt war ich, daß ich nicht an die Möglichkeit eines andern Sinnes dieſer Bruchſtücke dachte. Beim Raſenplatz kam mir mein Vater entgegen. Schon von weitem winkte er mir mit der Hand; er hatte eine Neuigkeit mitzutheilen und wußte doch nicht, wie er ſie vorbringen ſollte. Das ſah ich ganz deutlich. Als wir in ſein Zimmer traten, blieb er vor mir mit ſichtbarer Befangenheit ſtehen: „Liebes Kind, ich habe Dir eine Frage vorzulegen,“ ſagte er. „Möchteſt Du Herrn von Schönhauſen heirathen?“ Ich ſtand ſprachlos da. Ein gewaltiger Drang, mich meinem Vater zu entdecken, ihm meine Neigung für Otto zu geſtehen, ihm zu ſagen: „Gieb mir den, den ich einzig, ewig liebe,“

zuckte in mir mit der Ueberzeugung, daß kein Sonnenstrahl dies Chaos erhellen, kein Hoffnungsbogen sich über dies Eismeer ausbreiten durfte. Je höher ich mich aufreißen wollte, desto tiefer stürzte ich hinunter. Ich verging fast, ich fühlte mich sterbend, als ich an der Brust meines Vaters lag und der Name Otto mir im Herzen brannte, ohne über die Lippen zu wollen. Ich mußte immer wieder auf ihn hinblicken, mit tiefer Trauer, ich mußte immer von Neuem denken, was diese Vorurtheile und was durch sie dieses Leben sei. Endlich brachte ich die Worte hervor, daß ich Herrn von Schönhausen nicht heirathen könne, nicht heirathen wolle.

Es gab Erörterungen.

Mein mit Thränen übergossenes Gesicht in meine zitternden Hände verbergend, rief ich: „O mein theurer, theurer Vater, ich weiß, daß Du gut bist, daß Du mich liebst. Aber ich erkenne auch, daß es Dinge giebt, denen man sich beugen muß, über die man nicht hinwegzuspringen vermag, die sich in un-

ser Lebenselement wie Gift einschleichen. Das Gefühl hier überflüssig zu sein, ist so niederdrückend . . ."

Er legte mir die Hand auf den Mund. „Du sollst heute nichts mehr sagen," entgegnete er, „Du würdest ungerecht sein. Sprechen wir von etwas Anderm. Weißt Du, daß Herr Hartwig sich verlobt hat?" setzte er gleichgültig hinzu. „Verlobt!" rief ich zitternd, „und mit wem?" „Mit der Tochter des Pfarrers Meier." Mir war zu Muthe, als müßte ich Otto hassen, tief, entsetzlich, ewig hassen, und einen Augenblick darauf empfand ich ein so wühlendes Mitleid mit ihm und mit mir, daß ich blutige Thränen zu weinen vermeinte. In mein Zimmer zurückgekehrt, riß ich ein Fenster auf. Die Gipfel der hohen Berge schimmerten im Mondeslicht. Es war ein naßkalter Abend. Das Wasser rieselte eisig an die Felsen hinab; die Tannenäste hingen schwer an den Bäumen herab. Am Himmel zogen schwarze Wolken. Ich suchte nach etwas, das ich nicht finden, nicht nennen konnte, das in mir wie ein verworrener Traum seufzte.

Manchmal heulte der Sturm und warf das Gewölk auseinander und der Mond riß sein blitzendes Schwert aus der Scheide, und es schluchzte unten im See, wie wenn ein Menschenherz bräche. Und einandermal hörte ich Glockengeläute und Grabesgesang. Ich schloß die Augen; ich legte mich weit aus dem Fenster in die Luft hinein. Und dann zog es mich aufwärts, die Erde wich, der Schmerz wich. Aber plötzlich ward mir einsam, entsetzlich einsam; ich sprach mit mir selber, ich nannte Otto, ... meine Mutter; es war eine namenlose Angst, daß weder er, noch sie kamen, daß ich mich im Nichts befand. Alte Erinnerungen wachten auf, geliebte Gestalten traten aus dem Dunkel hervor; ich faltete die Hände. Vom Pfarrhause herüber schimmerten die Lichter. Jetzt plötzlich kam das Bewußtsein. Der rettungslose Gedanke von Otto's Heirath setzte sich mir zu Füßen, warf sich über mich, wie der Alp. Ich sprang auf, schüttelte mich, wollte mich an Alles festklammern und Alles wich. Meine Glieder wurden ganz starr. Mein Athem

ſtockte. Als ich zu mir kam, ſaß mein Vater an meinem Bett. Ich hatte einen Eindruck, als ſähe ich in ein reines, durchſichtiges Waſſer hinab. Ein ſüßes Gefühl beſchlich mich. Ich richtete mich auf. „Habe ich zu lange geſchlafen?“ fragte ich betäubt.

Mein Vater wiſchte ſich Thränen aus den Augen. „Du biſt ſehr krank,“ ſagte er beſorgt.

Ich zog ſeine Hand an meine zuckenden Lippen. Ich beſann mich und hörte, daß ich ſechs Wochen hindurch am Nervenfieber ſterbend krank geweſen war. Meine Geneſung ſchritt aber ſo raſch vorwärts, daß ich kurze Zeit nach jenem Morgen im Reiſewagen ſaß und der Reſidenz zufuhr. Der Herzog hatte mich zur Hofdame der Prinzeſſin Marie ernannt. Ich hatte dieſen Antrag angenommen.

Ich wollte Otto vergeſſen.

* *

*

Es giebt vornehme und minder vornehme, poetiſche und proſaiſche, geiſtreiche und vertrauenerregende Gebäude, Gebäude, die wie Sirenen einen wundervollen Kopf und einen abſcheulichen Schweif haben, Schlöſſer, die erhabene Gedanken und tiefe Traurigkeiten wecken, von der einen Seite einer ſchönen Frau und von der andern einem Bettler ähneln, die in den Contraſten die Poeſie ganzer Jahrhunderte enthalten, träumend das Gefühl geben, das erſt wie Enthuſiasmus mit fliegender Hitze alle Adern durchrennt und dann ſich langſam in kalte, den Rücken hinablaufende Schauer auflöſt. Ein ſolches Gebäude war das Reſidenzſchloß, in das der Reiſewagen meines Vaters mit mir einbog. Hatte ich bleich und innerlich erſchöpft die Reiſe von Schöningen

nach der Stadt, in eine Wagenecke gelehnt, von allen Qualen unterdrückter Wünsche durchflogen, von unendlich zarten Gefühlen gleich düsteren Wolken, Schatten, Sonnenstrahlen, ich weiß das, was der Augenblick ruft und tödtet, nicht anders zu bezeichnen, tausendfach bestürmt zurückgelegt, so ward ich durch den Anblick des Schlosses plötzlich in eine andere Gefühlsregion versetzt. Es war dies wirklich eins jener Gebäude, die Enthusiasmus und Furcht, Widerwillen und Vertrauen erregen können, ein prächtiges, wenn auch bizarres Denkmal verschiedener Jahrhunderte, in dem der fortschreitende Geschmack Hand in Hand mit dem erweiternden Bedürfniß waltete. Ganz am Ende der Stadt gelegen, auf einem ungeheuren Platz gebaut, bot es vorn eine mit italienischen Zierrathen aufgeführte Façade und in den Seitenflügeln spitz zulaufende, durchaus gothische Bogenfenster. Aber die schönen Portale, die großen steinernen Treppen, die vordern im neusten Styl ausgeschmückten Gemächer, versöhnten mit diesem Gemisch von Tod und Leben, von

Alt und Jung. Ohnstreitig war das Schloß früher ein Castell gewesen, denn die hie und da noch sichtbaren Befestigungen waren zu weiten, grünen Räumen umgeschaffen und hatten sich dann in die prachtvoll ausgeführten Parkanlagen verloren. Der alte Eingang war erweitert und in drei prächtige Thore getheilt, von wo aus man rechts und links die weißen Marmorstufen hinan in die fürstlichen Gemächer gelangte. Das mittelste Thor führte in den düstern Schloßhof. In diesem lagen die Zimmer der am Hof angestellten Personen und seitwärts die kleine, im edelsten Styl erst seit Kurzem vollendete Hofkapelle. Diese mit farbigen Fenstern prangend, erinnerte mich an die von meiner Mutter mir so oft geschilderte Certosa *), eben weil sie, von buntem Marmor aufgeführt, unzählige Thürmchen und Spitzen hatte und bald wie eine Blume, bald wie ein Wald aussah. Als ich die kleine Treppe hinauf in das Hofdamenquartier schritt, schien mir die Welt ver-

*) Bei Pavia

ſunken. Ich mußte mich an dem Geländer der eiſernen Stiege halten, um nicht zuſammen zu brechen. Wie ſchauerlich dumpf waren die Gemächer, wie beklommen webte hier die Luft an längſt verſchloſſenen Fenſtern! Ich wagte kaum aufzublicken, als ich die mir angewieſenen Räume betrat. Die purpurnen Vorhänge und Tapeten waren längſt verblichen. An den Teppichen hatte die abgetretene Wolle einem anſcheinend groben Gewebe Platz gemacht, auf dem hie und da in ſchwachen Umriſſen eine Blume ſchwamm. Die Möbel waren unordentlich, mit großer Sparſamkeit an den Wänden aufgeſtellt, waren ehemals vergoldet geweſen, aber von der Zeit mit vielen Roſtflecken verſehen. Grau, todtenſtill waren dieſe Gemächer. Ich ſah mich ängſtlich um, es war mir, als wäre das Leben für mich entfärbt, als hätten die Roſen der Jugend ihre duftenden Blätter verloren, aber ich ſtemmte mich nicht gegen die gebietende Nothwendigkeit, hörte nicht die Klagen, die meine Kammerjungfer gegen ein Quartier ausſtieß, wo ſie zwei Treppen von

mir entfernt, in einer ſehr niedrigen Stube hauſen ſollte, ſondern ſtellte mich gleich in die Mitte meiner Verhältniſſe, dahin, wo ich nur vorwärts, nicht rückwärts zu ſehen brauchte. Ich hatte Thätigkeit, raſtloſe Thätigkeit nöthig; ich wollte vergeſſen, ich wollte betäubt ſein. Das Beiſammenſein mit der jungen Prinzeſſin, der Umgang mit meiner lieben Tiederſtein, die die Hofdame der regierenden Herzogin geblieben war, die Bewegung in dieſer Welt ſchienen mir Mittel, mich aus der ſchmerzlichen Betrachtung über mich ſelbſt in jenen Zuſtand zu heben, wo wohlthuende Vergeſſenheit durch raſch in einander geſchlungene Fäden eintritt und unſer Gedächtniß wie überfluthet durch ſtets neu eindringende Begebenheiten wird. Auch war in der That der erſte Tag reich genug an vielfachen Erregungen, an Dingen, die mich aus mir ſelbſt herausreißen zu wollen ſchienen. Kaum angelangt, flog die Tiederſtein, die in demſelben Stock ihre Zimmer hatte, zu mir herein und eine Viertelſtunde darauf ward ich zur Herzogin entboten.

„Sie müſſen," ſagte mir erſtere ſehr freundlich, „vor Allem darnach trachten, der Prinzeſſin Vertrauen zu gewinnen. Es wird Ihnen nicht ſchwer werden, wenn Sie ſich mit Vorſicht benehmen. Hauptſächlich müſſen Sie ſich von der Herzogin fern halten."

Ich ſah ſie ſtaunend an: „Sie ſind, wie ich ſehe, über dieſe Aeußerung befremdet," fuhr ſie fort. „Und doch ruht ſie auf der einfachſten Thatſache, auf einer allgemeinen Erfahrung. Die Prinzeſſin hat früh erkennen müſſen, daß Fremde, Uebelwollende ſich zwiſchen die Herzogin und ſie geſtellt haben, daß ſie zuweilen falſch angeklagt, zuweilen unverdient gelobt worden iſt. Von der Etikette beherrſcht, hat ſie nie jene wenigen Momente eingeathmet, wo Vertrauen Vertrauen, Liebe Liebe weckt; ſie iſt als Kind ſchüchtern und als Jungfrau mißtrauiſch geworden. Eine mit ihrer Erziehung beauftragte Franzöſin hat nach und nach Schranken zu errichten gewußt und in der Hoffnung, eine günſtigere Stellung zu erhalten, die Neigungen der Prinzeſſin für

ſich in einem Maaße zu gewinnen gewußt, daß für die Eltern nichts mehr übrig blieb. Zwar iſt der Zauber gebrochen und die Franzöſin entfernt, aber das hat eher einen ſchlimmen, denn guten Eindruck eben deswegen hervorgebracht, weil der Gedanke, daß das, was von der Herzogin kommt, ihr feindlich iſt, ſehr tiefe Wurzeln gefaßt hat. Gehen Sie vorſichtig zu Werke, liebe Rudolphszell. Loben Sie die Herzogin nie in Gegenwart der Prinzeſſin. Kommen Sie dieſem mißtrauiſchen, trübſinnigen Charakter zu Hülfe; locken Sie ſie allmälig, nicht gewaltſam, von ihrem Iſolirſchemel herab, dringen Sie leiſe in dieſe Gefühlsfaſern ein. Vor Allem zeigen Sie, daß Sie eine unabhängige, ſelbſtändige Meinung haben.“ „Aber wie ſoll ich denn plötzlich ſo erfahren ſein, ich, die vom Leben ſo wenig kennt!“ rief ich.

Die Diederſtein lächelte. „Ich müßte mich ſehr irren,“ entgegnete ſie, „wenn Sie nicht zwei wichtige Eigenſchaften: Liebe zum Guten und Selbſtbeherrſchung beſäßen, durch dieſes glückliche Gemiſch ent-

ſteht das, was ich einen ganzen Charakter nennen möchte. Wer einen ſolchen beſitzt, dem kommt leicht Alles zu Hülfe, der erkennt ohne Anſtrengung die Wahrheit, der bietet Sicherheit im Umgang, an den ſtößt man ſich nicht, der iſt nicht im Widerſpruch mit ſich ſelbſt. Man fühlt ſich einem ſolchen Charakter gegenüber immer wohlthätig angeregt. Was Anderen ſchwer erſcheint, wird ihm leicht, ſo wie bittere Dinge ihm ſüß werden. Sind doch die tüchtigen Charaktere im Allgemeinen dem Leben, was hellſehende Geiſter der Wiſſenſchaft ſind.“

Sie blickte mich gerührt an. „Ach,“ rief ich ergriffen, „zum erſtenmal höre ich wieder Worte, die mir ſanft in's Herz dringen, die mir Frieden, Freude, Wohlſein in die Seele ſenken. Ich ſehe einen Hafen, ich erkenne ein Gemüth!“ Ich umſchlang ſie liebevoll, haſtig.

„Ja,“ entgegnete ſie und ihre zarten durchſichtigen Wangen flammten, „wenn ich auch nichts Anderes vom Leben, als Selbſtbeherrſchung erlangt hätte, ſo wäre das ſchon viel. Die meiſten Men-

chen verſtehen einen verneinenden Begriff darunter. Sie fürchten ihn, wie eine Entbehrung. Unter dem Vorwand, den Schmerz zu fliehen, ſuchen ſie die Unruhe. Warum haben ſie nicht einmal der Selbſtbeherrſchung ſcharf in's Auge geblickt! Sie würden erkennen, daß ſie nicht die Unthätigkeit, ſondern das Gleichgewicht, nicht der Schlaf, ſondern das Wohlſein, nicht die Vernichtung, ſondern die Geſundheit iſt. Darüber könnte ich ſtundenlang reden. Es ruht ein balſamiſcher Duft darauf, ein Duft, der Freud' und Leid verklärt," ſetzte ſie beſchwichtigend hinzu, „und nun Muth gefaßt, liebe Rudolphszell, und ſtatt der Theorie die Praxis feſtgehalten," rief ſie und ſchob mich ſanft aus der Thür, den Corridor entlang bis zu den Gemächern der Herzogin. Dann warf ſie mir einen herzlichen Kuß mit der Hand zu und verſchwand. Jetzt war ich wieder in denſelben Räumen, wie vor drei Jahren! Das hier war das Vorzimmer, das hier der erſte, das der zweite Salon! Hier der Spiegel, in den ich hineingelugt, das der Lehnſeſſel, an dem meine

Mutter gestanden hatte! Thränen stürzten rasch und heiß aus meinen Augen, als ich mir diese Zeit zurückrief und an die jetzige dachte. „Gott," sagte ich mir, still weiter wandelnd, „wenn der verklärte Geist herunterblicken und dich in dieser Umgebung, auf diesem schlüpfrigen Boden sehen könnte!" Ich blieb einen Augenblick stehen; ich mußte erst einen tiefen Athemzug thun, denn ich kam mir wie eine Nachtwandlerin vor, die auf seltsam gefährlichen Wegen aufwärts strebt und plötzlich in einen Abgrund stürzt. „Ach! daß ich in die Qualen der Welt zurück muß," seufzte ich und stand vor der Herzogin. Sie empfing mich überaus holdselig. Holdselig war überhaupt das Wort, das für sie passend schien. Ihre Liebenswürdigkeit, ihr reiner Charakter, ihre Wahrheit und Natürlichkeit gossen über sie den Glanz harmonischer Schönheit. Sie hatte eine herzliche Liebe für den Herzog, der ihr treu ergeben war. Man liebte sie beide, eben weil der Anblick dieses Paars erheiternd und wohlthätig wirkte. Indeß blieben sie stets so wenig wie möglich

den Blicken des Publikums ausgesetzt, sondern flogen, wenn es ging, schnell wie zwei verirrte Tauben ihrem Neste zu, das freilich ein goldenes, mit allen Schönheiten der Kunst ausgeschmücktes Nest war. Hier war die Herzogin stets darauf bedacht, dem Herzog seine geheimsten Wünsche abzugewinnen. Es wurde Musik getrieben, die Malerkunst, die Dichtung wurden gepflegt. Aber das Alles nur wie im Vorüberhuschen, weil die unendlichen Anforderungen nach außen den fortgesetzten Genuß nicht duldeten. Wie oft habe ich in diesen Räumen diese armen reichen Menschen in ihrer Hast, Alles zu erfassen und nichts festhalten zu können, bedauert; wie oft ist mir das einfachste Leben diesem überstürzten Dasein, diesen stets geflügelten Stunden vorzuziehen erschienen, wie sehr habe ich mich selbst nach Ruhe, nach innerer Einkehr gesehnt und sie nicht erringen können, da ich, wie der Galeerensklave, angeschmiedet an meinen Platz, keine Minute des Tages für mich hatte, sondern einen wahren Kamaschendienst verrichtete.

Als ich bei der Herzogin eintrat, saß sie in einem großen Lehnstuhl, der geöffneten Balconthür gegenüber, die gegen Süden hin den bezaubernden Blick auf die schönen Parkanlagen bot, vor einem Tisch, der voller Papiere lag. Die grünen Tapeten und Vorhänge des Gemachs leuchteten in dem Glanze einiger lichten von der Sonne lieblich angehauchten Wolken. Einen Augenblick ruhten ihre Augen forschend auf mir, dann winkte sie mir, näher zu treten, und als ich, mich einer tiefern Rührung hingebend, mich vor ihr niederwarf, stand sie schnell auf und rief: „Theures Fräulein, was thun Sie! Knieen wollen wir, aber doch nur vor Gott, der Sie hieher führte und dem ich für dieses Geschenk danke!“ Sie hob mich auf, hieß mich auf einem Tabouret neben dem Balcon Platz nehmen, und fing sehr freundlich an, mich über meine Reise auszufragen. Meiner Bewegung nicht Herr, fühlte ich mein Gesicht von Thränen überströmt; meine Stimme zitterte.

„Ew. Hoheit wollen den großmüthigen Schutz

beſtätigen, den ich hier ſuche'" ſprach ich ſchüchtern. „Ach wie danke ich im Voraus für die Wohlthat, Ihnen mein ganzes Herz öffnen zu können!"

„Nein nein! laſſen wir das noch, liebes Kind," erwiderte die Herzogin mit einem leiſen Anflug von Ironie. „Ich bedarf noch keine Ihrer Mittheilungen; Sie ſind ohne ſie meines Antheils gewiß und ich wollte nur im Allgemeinen jetzt im Voraus bitten, daß Sie meiner Marie eine treue Freundin würden!"

Ueber dieſen Gegenſtand ſprachen wir eine Weile. Dann hob ſie einen Vorhang, der eine Thür verbarg, auf, trat in ein kleines Gemach, das mit den in Holz geſchnittenen Wänden eine ſchön gezogene Rotunde bildete, ſuchte einen kleinen goldenen Punkt in einer Blättergirlande, drückte daran und alsbald theilten ſich die Wände und die entſtandene Oeffnung zeigte ein drittes Gemach, in dem die Prinzeſſin zwiſchen Büchern ſeltſam vergraben da ſaß. Bei dem Geräuſch, das die getheilten Wände machten, blickte ſie auf und es entfuhren ihr mit

einem bittern Lächeln einige frostige Worte, die wie Vorwurf klangen. Die Herzogin schien das nicht zu bemerken, sondern sagte schnell: „Hier ist das Fräulein von Rudolphszell," wandte sich und war wieder zwischen den Wänden verschwunden. Mir stockte das Herz. Die Prinzessin blickte mich kalt von oben bis unten an, nickte mit dem Kopf, zeigte auf einen Stuhl und warf dann nachlässig im Weiterlesen hin: „Setzen Sie sich!" — Ich saß beklommen. Die Prinzessin wie ich sprachlos, die Prinzessin anscheinend mit einem Buch beschäftigt, ich auf das wartend, was sie sagen würde. Es herrschte Todtenstille; nur das Picken der altmodischen Wanduhr unterbrach sie auf eine unheimliche Weise. Endlich nach einer tödtenden Pause, die vielleicht eine halbe Stunde dauerte, blickte die Prinzessin wieder auf. „Sind Sie n o c h da?" fragte sie anscheinend überrascht.

Stotternd brachte ich hervor, daß ich auf ihre Befehle warte. Sie maß mich wieder mit einem

durchaus kalten Blick, dann fragte sie gedehnt: „Sie sind also die mir beigegebene Hofdame?“

Ich verbeugte mich.

„Vermuthlich von der Herzogin bereits von dem Dienst unterrichtet?“

„Hoheit haben mich an Sie direct gewiesen!“ rief ich, wahrhaft verletzt.

„So?“ entgegnete sie. „Also wirklich noch nicht unterwiesen? Nun, dann gehen Sie einstweilen auf Ihr Zimmer. Wenn ich Sie nöthig habe, werde ich Sie rufen lassen.“

„Was ist das?“ sprach ich hastig zur Tiedenstein, indem ich mich bei ihr auf einen Sopha so heftig niederwarf, daß eine feine Staubwolke aufflog. „Wer hat mir diesen kalten, liebleſen Empfang bereitet?“

„Niemand, Niemand!“ antwortete sie beschwichtigend. „Das Störende in diesem Gemüth ist eine zur Gewohnheit gewordene Härte, die sich in Urtheil und Worten kund giebt, ist ein ihr selbst auferlegtes Mißtrauen, hinter dem sie ihr leidenschaft-

liches Gemüth verbirgt. Von Jugend auf durch eine uneingeschränkte Ausübung ihres Willens verwöhnt, überrascht sie jetzt, wo die Etikette einen Damm um sie zieht, eine Heftigkeit beim leisesten Widerstande, die sehr verletzend wirkt. Dennoch hat sie eine großartige Charakteranlage. Nur konnte sie noch keinen hellen Blick auf sich und auf Andere gewinnen, weil sie durch die ihr immer schmeichelnden Verhältnisse mit ihren Fehlern eben so vertraut, als mit ihren Eigenschaften ist. Gönnen Sie sich und ihr Zeit, sich aneinander zu gewöhnen, und Sie werden sehen, daß Alles gut geht!"

Trotz dieser ermunternden Worte gestehe ich aber, daß die Uebergangsperiode von dem ersten harten Empfang zu einer weichern Stimmung so verwundend auf mich einwirkte, daß ich aller meiner Kraft bedurfte, um hier auszuharren. Von meinem düstern Hofdamenzimmer, bis zu dem mit Schätzen aller Art überladenen Gemach der Prinzessin, war mir Alles unheimlich. Unheimlich der Blick in den Schloßhof, der Blick auf die hin- und herrennenden Lakaien,

unheimlich der Gedanke, daß ich nie allein, wie in Schöningen, den herrlichen Park durchstreifen konnte, daß ich ewig hinter mir einen Kerkermeister in Gestalt eines gallonirten Bedienten oder eine seufzende Kammerzofe haben mußte. Ich hatte gehofft, daß die Neuheit der Verhältnisse, die Frische der Umgebung mich gewaltsam zerstreuen und von mir selbst abziehen würde. Im neunzehnten Jahre tritt man nicht umsonst in die Welt, wühlt man nicht umsonst auf weichen Teppichen. Auch wirkte das in den ersten Tagen, dann aber empfand ich eine grenzenlose Ermüdung deshalb, weil sich, so bewegt die Tage schienen, dennoch durch sie hin eine geisttödtende Monotonie schlich. Nur bei der Herzogin, dieser erhabenen Gestalt, athmete ich auf. Sonst aber mußte ich immer früh acht Uhr vollständig gekleidet der Befehle meiner Prinzessin harren. Nie gehörte ich mir selbst; bald war ich gewärtig, daß ich zum Spazierengehen oder Fahren beordert, bald daß ich Audienzen beizuwohnen, oder auch ihr Lectüren zu machen hatte. Dabei die drückende

Sorge um die Toilette, das ewige Einerlei eines Lebens, wo jede Stunde im Tage im Voraus bestimmt ist, wo die Kreise so eng gezogen werden, daß sie vergoldete Gitter vorstellen, wo die ganze Existenz aus nichts, als aus Rücksichten besteht, wo man weder krank, noch betrübt sein darf und, so zu sagen, die ganze Ichheit wie in Nebel verschwimmt. Mitten in dieser Beweglichkeit war ein Stillstehen, das fürchterlich drückend war. Früher hatte ich mir das Leben am Hofe voll Duft, voll Poesie gedacht. Dem war aber nicht so. Selbst die äußere Behaglichkeit fehlte. Waren die Gemächer der Herrschaften lieblich und grandios, so war desto weniger für die Hofdamen gesorgt. Zwar hätten die Tiedenstein und ich bessere Wohnungen, selbst schnellere Bedienung erlangen können, aber diese Bitte widerstritt den seit Jahrhunderten eingewurzelten Gewohnheiten, hätte unter dem Hofpersonal, vom Marschall bis zum Intendanten, eine wahre Revolution hervorgebracht. Es ist lächerlich, daß Menschen, die vom Schicksal berufen scheinen, Alles

zu haben, ſo oft gezwungen ſind, aus Delikateſſe ſich viel mehr zu verſagen. Ward ich doch ſogar das Opfer meiner Zofe, die aus Rache, daß ſie beſtändig zwei Treppen hinunter und herauf mußte, mich warten ließ, wenn ich ſchellte, oder nach vielem Schellen mit einem Geſicht erſchien, auf dem die üble Laune thronte. Wie oft iſt es mir geſchehen, daß ich mir die geringſten Dienſte blos deshalb ſelbſt leiſtete, weil ich dieſes übellaunige Geſicht nicht ſehen, vor dieſer maulenden Perſon nicht als Fordernde ſtehen wollte. In meinem Zimmer rauchte der Kamin. Ich hatte um Abhülfe dieſes Uebelſtandes gebeten, mußte aber vierzehn Tage warten, ehe die Meldung Stufe für Stufe vom Lakai bis zum Hofmarſchall gelangte. In der Zwiſchenzeit rauchte es immer fort, wurden die Gardienen noch ſchwärzer und das Zimmer ſo unwirthlich, daß ich endlich eine Scheibe durchſtieß, blos um immer friſche Luft zu haben. Das gab wieder zu neuen Complicationen Anlaß; kurz ich ſah ein, daß man in der höchſten Geſellſchaftsregion weniger denn

irgendwo anders eigene Bedürfnisse, eigene Ideen haben kann. Und da blinzelt Ihr Alle gen oben und seid unzufrieden mit Euerm Loose und trachtet nach Erlösung von Euerm bescheidenen Dasein! Ihr beneidet die Großen. Sind die Großen denn glücklich? Bei ihnen besteht Alles mehr, als anderswo, nach der einmal eingerichteten Ordnung, tritt eine Gewöhnung des Herkömmlichen ein, was nur durch einen gewaltigen Schloßbrand getilgt werden könnte. Da werden neben uraltem schwerem Silberzeug durchlöcherte Servietten ausgetheilt, da bekommt man den Caffe wässerig und die Butter verdorben, da verläßt sich der Höhere auf den Niedern, die Kammerfrauen auf die Kammerjungfern und so fort, so daß nie etwas Ordentliches zu Stande kommt, und Alle, außer vielleicht den Herrschaften, darunter mehr als gesagt werden kann, leiden. Ja die Herrschaften sind oft selbst das Opfer ihrer Untergebenen, das Opfer ihrer Verhältnisse!

Was mich jedoch über diese Unbequemlichkeiten einigermaßen tröstete, war ein nach und nach sich

günſtiger ſtellendes Verhältniß zwiſchen der Prinzeſſin und mir. Ich war dabei äußerſt vorſichtig, nach der Diederſtein Rath, zu Werke gegangen, hatte mich nie aufgedrängt, ſondern meinerſeits eine Kälte gezeigt, die die Prinzeſſin von dem Gedanken, ich wollte ihr Vertrauen erſchleichen, völlig geheilt hatte. Dadurch daß ich nach und nach ihre Lieblingsbücher mit ihr durchgehen, für ſie, mit ihr Briefe ſchreiben durfte, hier eine Anſicht äußerte, dort der guten Herzogin vor ihr ſelbſt widerſprach, Clavier mit ihr ſpielte, in ihre Gewohnheiten einging, hatte ich mich ihr als eine Nothwendigkeit gezeigt. Sie liebte mich, noch ehe ſie's wußte. Früher hatte ich ſie oft niedergeſchlagen, ſtumm, wie ein Weſen getroffen, das in ſich, ohne Muth ſich verbirgt. Jetzt ſchien ſie erwacht. Ich hatte ihr ſo viel von Schöningen, von meinen Blumen, von meinen kleinen Anlagen erzählt, daß ſie auch Blumen beſitzen wollte, auch die Natur zu lieben begann. Die Lage ihrer Gemächer war reizend. Wenn ich des Morgens bei ihr eintrat, ſo hatte

ſie meiſt das Fenſter geöffnet und athmete den Duft der vor ihr aufgeſtellten Blumentöpfe. Des Abends mußte ich ihr dann die Namen der Blumen oder die Effecte der weißen Mondesſtrahlen, dieſes ſilbernen, zitternden Lichts erklären. Von dem Allen hatte ſie bisjetzt noch nicht die Ahnung gehabt. Sie war ſo vergraben zwiſchen Büchern, Convenienzen, Studien, Zwang, Umſtändlichkeit, daß ſie aus dieſem Wuſt kaum herauszufinden wußte. Zuerſt glaubte ich mich ganz mit ihr identificiren, ſie ganz zu meiner Wahlverwandten machen zu müſſen. Ich erzählte ihr meine Vergangenheit, ſprach ihr von meiner Mutter, ließ ſie ſogar in weiter Entfernung meine Gefühle für Otto errathen. Sie hörte mich freundlich an. Sie lieh ſich mit großer Gefälligkeit allen meinen kleinen Vorſchlägen, allen meinen Zärtlichkeiten. Ich hatte ſogar meine eigene Gefallſucht ihr gegenüber, kleidete mich in Farben, die ſie liebte, wollte ſie durch mein Empfinden, durch meine Augen, durch meine Worte magnetiſiren. Es gelang mir auch: es gab Momente, wo es

durch sie hindurch wie Blitze zuckte, aber plötzlich fiel ein Wort zwischen uns, ein Seufzer, ein Blick, der mir diese entblätterte Seele völlig enthüllt zeigte. Alle meine Anstrengungen waren dann gleich Bäumen gewesen, die einen Augenblick den Strom bedecken, aber ihn nicht aufhalten können. Sie war von einer unüberwindlichen Dürre, auf die das Saamenkorn wie auf Sand fiel. Wenn ich dann tiefer darüber nachdachte, so mußte ich mir gestehen, daß dies das betrübende Resultat einer ganz verfehlten Erziehung, eines Experiments war, an die die Gouvernanten ihr Leben setzen. Wie sollte auch in einem Dasein innere Freiheit Eingang finden, das nach Stunden und Minuten geregelt, nie das träumerische Element, das himmlische dolce far niente zuläßt, das mit einem gedruckten und eingerahmten Plan alle freien Lebenszüge niederschlägt, das tanzen muß, wenn es schlafen, schlafen muß, wenn es lesen, schreiben muß, wenn es zeichnen möchte, dem Spiel Arbeit ist, das im dritten oder vierten Jahre schon Orden und im zehnten, ist es ein Prinz,

Generalsepauletten hat, das von Systemen und Combinationen abhängt, dem nie ein freier Athemzug gegönnt, dem alle Kindheitsfreuden wie geknickt sind. Wenn je etwas wahr ist, so ist es das, daß man Prinzen und Prinzessinnen, wie in den spanischen Dramen, unwissend über ihre Zukunft erziehen, daß man ihnen Freiheit, Harmlosigkeit gönnen sollte, denn wie oft geschieht es, daß sie, zur Selbständigkeit gelangt, die geraubten Genüsse nachholen, sich in unerlaubte Zerstreuungen grade dann stürzen wollen, wenn ihre Lage Ernst, Sammlung und äußerste Zurückhaltung erheischt.

Im Anfang meines Aufenthalts am Hofe hatte ich mir lebhaft gedacht, daß Fürsten, wie sichtbare Gottheiten, in die Hütten der Armen dringen, hier Freude und Friede verbreiten könnten, allein bald mußte ich mich überzeugen, daß auch darin die Phantasie der Wirklichkeit vorangeeilt und nichts von dem wahr sein konnte, was ich mir ausgemalt. Für die einlaufenden Bittschriften war eine eigene Kanzlei errichtet. Es wurden wöchentlich

einmal Auszüge dieſer Bittſchriften der Herzogin und der Prinzeſſin vorgelegt und dann auch ſogleich die Entſcheidung bewerkſtelligt. Dadurch aber, daß ſie nicht im Original, ſondern nur im Excerpt zum Vorſchein kamen, hatten ſie mehr oder weniger ihre Individualität, ich meine das Charakteriſtiſche derſelben, verloren. Dieſes nun zu ermitteln, wäre für mich von ganz beſonderm Intereſſe geweſen, allein ſo oft ich auf die Möglichkeit, Alles ſelbſt durchzuleſen, antrug, ſo oft wurde mir auch zur Antwort, daß dies um ſo weniger anginge, als dadurch der ganze Tag abſorbirt ſein würde. Was nun aber meine Lectüre mit der Prinzeſſin betraf, ſo war ich hierin auf eine merkwürdige Weiſe an gewiſſe Vorſchriften gebunden. Das Leben von allen Seiten kennen zu lernen, war uns keineswegs geſtattet, ſondern Geſchichte, Belletriſtik, Reiſeliteratur war der Cenſur der Oberhofmeiſterin unterworfen, die freilich nicht immer das Rechte zu treffen wußte und Bücher vorenthielt, die ſehr harmlos waren, ſtatt daß andere,

die ich ſelbſt hätte kaum zum Leſen empfehlen mögen, auf unſeren Tiſchen lagen. Ueberhaupt herrſchte ganz abweichend von dem Hofleben großer Reiche ein Zwang an dieſem Hof, der nicht immer durch die Vernunft, wohl aber durch das Vorurtheil erklärt werden konnte, der ſehr drückend war und ſich wie der Alp bleiern auf uns niederließ. Im Park war unter Anderm in den Nachmittagsſtunden Muſik, die meine Prinzeſſin leidenſchaftlich liebte und bei der wir uns dennoch nicht aufhalten, ſondern höchſtens langſam vorüberfahren durften. Oft hat ſie mit Thränen die Töne zu uns herüberſchallen hören, hat ſich an die Stelle der Bürgerstöchter gewünſcht, die im einfachen Kattunkleide mitten in den Menſchenhaufen ſtanden und iſt ſich wie eine Verbannte in dem prächtigen Landau mit vier engliſchen Pferden beſpannt vorgekommen, die man weit von den Freuden des Lebens hinweg in unwegſame Einſamkeit führte.

„Das iſt Fürſtenbeſtimmung!“ ſagte mir die Prinzeſſin wehmüthig. „Das Schickſal legt den ſo-

genannten Begünſtigten heimliche, prickelnde Entbehrungen gleich Strafen auf. Am öfterſten bezahlt das Herz die äußeren Glücksgüter, am öfterſten iſt hier die Freude ein Traum, der Genuß eine Laune, die Etikette ein Lebenszweck."

Im Theater ging es uns nicht beſſer. Zuerſt waren viele Stücke für uns verboten, dann durfte die Prinzeſſin erſt kommen, wenn der Vorhang aufgezogen, und mußte gehen, ehe das Stück zu Ende war. In der ganzen Zeit, daß ich Hofdamendienſt verſah, habe ich nicht ein einzigesmal ein Schauſpiel von Anfang bis zu Ende geſehen. Auf den Bällen war auch die Sitte eingeführt, daß die Prinzeſſin ſpät erſchien und ſehr früh verſchwand. Und doch liebte ſie den Tanz und konnte an den ihr gereichten Bruchſtücken eines Balls eine kindiſche, für mich faſt wehmüthige Freude haben. Tagelang war ſie dadurch erheitert, obwohl ſie auch hier mit der Austheilung ihrer Tänze beſchränkt war und mit vielen älteren Herren tanzen mußte, ehe ihr einmal ein jüngerer zu Theil war, von den Schmerzen

nicht zu reden, die ſie empfand, wenn ſie bei modernen, für frivol erklärten Tänzen ſtill daſitzen mußte. An jugendlichen Umgang konnte nicht gedacht werden. War der Hof Abends in den Salons verſammelt, ſo wurden meiſt einige alte Damen eingeladen, die einen Robber Whiſt ſpielten und ſich entfernten. Ließ ſich ein Künſtler in der Reſidenz blicken, ſo wurde er zu den Aſſembleen eingeladen, dann aber in einer ſo großen Entfernung von der Herzogin und der Prinzeſſin gehalten, daß wieder nicht auf irgend einen geiſtigen Genuß durch eine bedeutende Perſönlichkeit zu hoffen war.

Ein wahrhafter Jubel entſtand, als es plötzlich gegen den Herbſt hin hieß, wir würden einige Jagdſchlöſſer bereiſen und dann nach Wien gehen. Schon die Ausſicht auf dieſe Veränderung machte, daß ich unter der Aſche täglich ſich wiederholender Zuſtände die Flammen der Jugend verſpürte, denn ſeit vielen Monaten hatte ich immer nach Außen hingelebt und war doch nicht von der Stelle gekommen. Ich war oft in einem Zuſtand der Abſorption geweſen,

wo die Nerven Gedanken, das Blut Einbildungskraft, das Fleisch Seele wird. Franklin soll das Herz mit einem Mörser verglichen haben, der sich zuletzt, hat er nichts mehr zu zerstören, selbst zermalmt. Ich fühlte dem Aehnliches; ich war wie Jemand, der seine Existenz aus den eigenen Adern hat strömen lassen. Meine Fibern glichen zuweilen den schlaffen Saiten einer Harfe, die, lange der Feuchtigkeit ausgesetzt, keinen Ton mehr von sich giebt. Das Gehirn war mir wie crystallisirt und ob mein Wille auch hineinhieb und Gedanken begehrte, es kamen keine. Oft hatte ich das Gesicht in die Hand gestützt, sehnsüchtig nach einem Sinn in diesem mich erdrückenden Leben gesucht; vergebens! mir kam es immer nur wie eine Todte im Ballanzuge vor. Die Hoffnung auf eine Veränderung war daher so groß, daß sie sich wie ein Glück ausnahm.

Der Morgen unserer Abreise war herrlich. Ein fröhlicher Sonnenschein glitt zu den Füßen der grünen Berge und vergoldete sie, indeß hie und da

große Felsvorsprünge in tiefen Schatten lagen. Dichter Nebel hatte uns die Stadt verhüllt. Aber im Freien, auf den Höhen, zwischen den schwarzen Tannen fielen Cascaden, gleich Diamantregen, in die wolkige Tiefe, die hie und da einen sapphirartigen See entschleierten. Mit jedem Schritt weiter athmete ich mit größerer Wonne die reine Morgenluft ein. Zuweilen unterbrach ein leises Donnern die tiefe Stille und wiederholte sich dann von Echo zu Echo; oder Landleute zogen singend und grüßend vorüber. Ich hatte das Wagenfenster geöffnet, mir war, als sei ich entzaubert und frei. Aber ein Blick auf die Prinzessin lehrte mich schnell, daß dem nicht so war. Sie hatte mich schon lange angesehen. Jetzt wollte sie reden. Ich erwartete ein anschmiegendes Entzücken über die vor uns sich ausbreitende Landschaft; statt dessen sprach sie von dem Windzuge der geöffneten Fenster, der Unbequemlichkeit des Wagens und hundert anderen Dingen, über die sie sich erst allmälig beruhigte.

So unter mancherlei, mich ermattenden Gespräch-

chen verging der Tag. Die Sonne war hinunter, als ſich vor uns ein Jagdſchloß, tief im Walde verborgen, wie ein weiß ſchimmernder Punkt zeigte. Der Anblick, den es in ſeiner Beſchränktheit bot, die wenigen Fenſter, die graue Farbe, das düſtere daneben ſtehende Laub- und Nadelholz, gab einen beklemmenden Eindruck. Nirgends war eine Ausſicht. Das Ganze war Wald und mitten im Walde lag einſam das Schloß. Es wurde Abend, als wir es erreichten. Die vorangereiſte Dienerſchaft ſtand mit Windlichtern am Eingang. Der Hof- und Reiſemarſchall, Herr von Falke, ein unförmlich dicker, allen Proportionen ſich entziehender Mann, empfing keuchend die Herrſchaften, mit denen die Prinzeſſin und ich zugleich in den ſogenannten Ritterſaal traten. Eine ſo blinde Vorliebe hatte der Herzog für alte Schlöſſer, Roccocogegenſtände, mittelalterliche Reminiscenzen, daß er ſie ſehr gern in die Gegenwart hinüberzog. Das wäre nun auch recht intereſſant geweſen, wenn uns nicht eben unſer Jahrhundert ſo viele Bedürfniſſe, An-

ſprüche, bequeme Ideen anerzogen und uns mithin ganz untauglich für das Leben unſerer Vorfahren gemacht hätten. Dieſes aber in der Wirklichkeit wach zu rufen, war des Herzogs Freude, bei der er freilich nicht bedachte, daß ſeine Jagdſchlöſſer mehr für unermüdliche Jäger, denn für Damen eingerichtet waren. Schon der Ritterſaal, das größte Zimmer im ganzen Schloß, zeigte das hinlänglich; denn dieſer düſtere, mehr lange als breite Raum war mit faſt ſchwarz gewordenem Kaſtanienholz von oben bis unten ausgelegt und bot ſtatt aller Mobilien hölzerne Bänke, einen ungeheuren Tiſch in der Mitte und Schnitzwerk dar, das in den ſeltſamſten Auffaſſungen Scenen aus der Mythologie auf eine Weiſe zeigte, daß die Prinzeſſin und ich kaum die Augen aufzuſchlagen wagten, ein Umſtand, der den Herzog in die munterſte Laune und uns in nicht geringe Verlegenheit ſetzte. Da die Herrſchaften keine eigentliche Hofhaltung mit auf das Jagdſchloß gebracht hatten, ſo zeigten ſich gleich am erſten Abend Mangelhaftigkeiten jeder Art, bei

denen die Kammerjungfern am meiſten zu ſeufzen hatten und der Hofmarſchall nichts that, als bedauernd die Achſeln zu zucken, da er ohnedies durch ſeine Beleibtheit an jeder ſchnellern Bewegung gehindert war.

Mein mir angewieſenes Zimmer hatte ohne Uebertreibung nicht zehn Fuß Länge, und ſtatt der nöthigen Möbel Utenſilien aus der Ritterzeit. Dieſer Epoche ſo nahe gerückt, kam es mir geſpenſtiſch vor und es war mir, als müßte ich ein Pater Noſter für das Wohl der hingegangenen Seelen, für jene Ritter beten, die mit ſtrengen Blicken, mit ſteifgeſtrichenen Bärten, mit breiten Schultern, nur zu ſehr zu beweiſen ſuchten, daß ſie durch Kolbenſchläge und Degenſtöße den Adel ihrer Raçe gegründet hatten. Die augenblickliche Helle, die durch ein angezündetes Kaminfeuer entſtand, glitt über die gemalten Harniſche, über die rothen Bärte, belebte die Augen und gab der bunten Leinewand eine ſchauerliche Wirklichkeit, ſo daß dieſe kalten und ernſten Geſichter neugierig auf uns, die wir in un-

ſeren modernen Kleidern den ſeltſamſten Contraſt bildeten, herniederblickten.

„Ich habe faſt die ganze Nacht kein Auge zugethan,“ ſagte mir misмuthig die Prinzeſſin am andern Morgen, „denn um vier Uhr von Rüdengebell, Jagdhörnern, Pferdegetrappel und unheimlichem Geſchrei aufgeweckt zu werden, iſt erſchrecklich.“

„Und ich,“ entgegnete ich lachend, „habe mich in meiner geſpenſtiſchen Geſellſchaft ſo unheimlich gefühlt, daß ich mit Ungeduld den Sonnenaufgang erwartete, blos um aus dieſem verzauberten Schloß in's Freie zu kommen!“

Indem kamen allmälig andere Mitglieder unſerer Reiſegeſellſchaft zum Vorſchein. Alles wollte ſich Beulen gelegen haben. Alles war in Verzweiflung über das Mittelalter. „Ach,“ ſeufzte eine kürzlich angenommene Kammerjungfer, „ich habe nicht ein Auge zugethan! Eine Bettſtelle hab' ich ſo groß wie eine Reitbahn, aber ſo hart, ſo hölzern, als wenn ich Lattenſtrafe erdulden müßte. Und die Latten ſind doch abgeſchafft. Kein Polſter, kein

Sopha' Nichts als glattes, hölzernes Eichenholz'"

Wir mußten lachen. Doch war ich unverdroſſen und die Prinzeſſin fragte: „Was hat Sie denn mit dem Schloß verſöhnt?"

„Die Umgebung," ſagte ich. „Zum erſtenmal ſeit Schöningen habe ich die Wonne der freien Luft eingeathmet. Ganz in der Frühe ſchon war ich unten. Die Sterne ſanken grade, einer nach dem andern, in die Tiefe, als der Tag wie ein ſilberner Schleier am Horizont erſchien. Noch war der Wald und das Schloß nur eine dunkle Maſſe, aber ſchon ſäumten ſich die Gipfel und im Oſten röthete ſich der Himmel mit purpurnen Flammen. Wie ſchön war es draußen! Wie durchſichtig zeigte ſich das Blätterwerk, wie ſtrahlend ſchien der Raſen. Hinter dem Schloſſe, da wo der Wald am dichteſten iſt, ſchienen Geheimniſſe, überwacht von dem ſtill ſich nahenden Tag, der den kleinen Vögeln hie und da leiſe Töne entlockte, zu ſchlummern. Keine menſchliche Sprache könnte dieſe Schönheit in der

Natur ſchildern, keine auch das Gefühl wiedergeben, das zur unendlichen Dankbarkeit gegen den Schöpfer dieſer Herrlichkeit antreibt.“

„Nun, Gott ſei Dank,“ entgegnete die Prinzeſſin ironiſch, „Sie ſind leicht befriedigt!“

Indem traten wir zum Balcon hinaus und blickten um uns. Eine ſonderbare Erſcheinung fiel uns auf. Ein etwas abenteuerlich gekleideter junger Mann hatte ſich an einen Baumſtamm im grünen Raſen hingelagert und fixirte uns mit ſo lebhafter Aufmerkſamkeit, daß wir den Balcon verlaſſen mußten. Später bei einem Gange durch den Park verfolgte er uns in einiger Entfernung. Seine Neugierde war uns nicht läſtig, ja, wir waren froh, daß irgend etwas ſich hier ereignete, das von der üblichen Tagesordnung abwich. Als wir Abends unter unſeren Fenſtern eine Stimme ein Troubadourlied ſingen hörten, bildeten wir uns ein, das müßte der ſonderbare Fremde ſein. Acht Tage lang neckte uns dieſe kleine Romantik. Sie war es, die uns den Aufenthalt in einem alten verfallenen Jagd-

ſchloß, umgeben von hochſtämmigen Eichenwäldern, in denen das Wild ein luſtigeres Leben als wir hatte, erträglich, ſogar anziehend machte. Ich war indeß, bei dieſem unter der Erde hinlaufenden Feuer, froh, als die Treibjagden am achten Tage beendet waren und wir unſern Humpenſaal wieder mit unſerm Reiſewagen vertauſchen konnten. Der Herzog und die Herzogin waren uns vorangeeilt. Erſt in Prag, in dieſen der Vergangenheit geweihten Paläſten, auf dem Hradſchin, ſahen wir uns wieder. Ich hatte auf einen langen Aufenthalt, auf ein ſinniges Beſehen aller aufgehäuften Kunſtſchätze, auf ein wirkliches Eingehen in vergangene und gegenwärtige Zuſtände gehofft. Allein der Herzog war ſo gewohnt, den Tag im Geſchwindſchritt zu durchfliegen, daß er in fünf Minuten die Gemäldegallerie, in acht Minuten das Grab des heiligen Nepomuk, in drei den Wallenſteiniſchen Palaſt geſehen hatte. Sein Lebenszweck war ein militairiſcher. Er war augenblicklich von den Regierungsſorgen fern, dennoch war ihm die Bewegung zum Lebens

element, die nie raſtende Bewegung zum Princip geworden. Hatten wir in Prag mit krankhafter Anſtrengung Alles und Nichts geſehen, ſo war unſer Aufenthalt in Wien noch unglücklicher. Kaum angelangt, fand der Herzog die Nachricht von dem Tode ſeiner Mutter vor, die uns in tiefe Betrübniß und noch tiefere Trauer verſetzte und jeden Ausflug in Wien zur Unmöglichkeit machte. Da ſaß ich nun, ich, die, ſo lang' ich denken konnte, von Wien, von ſeinen Herrlichkeiten, vom Theater, von der Burg, vom Prater geträumt hatte, in dem düſtern Hôtel unſers auch etwas alterthümlichen Geſandten, fern von allem Genuß, wie Einer, der dürſtet und nicht trinken, arbeitet und nichts vollenden kann. Ein trauriger Beweis deſſen, was ich längſt und oft gefühlt hatte, daß Abhängigkeit drückender denn Gefängniß, Convenienz peinlicher denn Sclaverei iſt. Nur einmal verließ ich unſer Hôtel, und das, um die Stephanskirche zu ſehen. Als ich in ſie trat, ſank mein Auge verwirrt in dieſe geheimnißvolle Verſchlingung der Pfeiler und

erhob ſich geſtärkt zu, ich weiß nicht welcher unirdiſchen Gewißheit.

„O Gott,“ ſagte ich mir, „entferne mich von der Welt, reinige mein Herz, laß mich von der Wahrheit durchdrungen ſein, daß nur der Dein eigen iſt, der nichts als das Gute will“ . . .

Ein mächtiger Orgelaccord riß mich aus meinen Träumen. Da fiel mein Auge auf eine männliche Geſtalt, die mich verfolgt zu haben ſchien. Erſchreckt eilte ich an ihr vorüber. Meine aufgeregte Phantaſie ließ mich glauben, daß es derſelbe Fremde wäre, den die Prinzeſſin und ich auf dem Waldſchloſſe geſehen hatten. Vielleicht täuſchte ich mich. Jedenfalls ging ich betroffen von dannen.

* *

*

Das erſte Ereigniß, das unſern Hof bei der Rückkehr in die Reſidenz traf, war der Tod unſers Hofmarſchalls, deſſen Beleibtheit eine Carricatur

auf ſeine Charge war. So wenig er ſich auch nützlich zu machen gewußt, ſo oft die Diederſtein und ich über ihn gelacht hatten, ſo war ſein Verluſt doch augenblicklich um ſo empfindlicher, als ſich Niemand am Hofe ſo recht eigentlich für dieſen Poſten ſchickte und man doch ſeiner um ſo bedürftiger war, als nach der Trauer große Hoffeſte ſtattfinden ſollten. Ein junger im Aeußern ſehr anziehender Mann, der Baron von Sternheim, ehemaliger Rittmeiſter, jetzt Oberſtallmeiſter, ward endlich zu dieſer Charge gewählt und dabei freilich mehr auf ſeine eleganten, wirklich ritterlichen Formen, als auf ſeine Anſprüche und Rechte geſehen. Wahr blieb es jedoch, daß der Baron von Sternheim ſich vortrefflich in ſeine Stellung zu ſchicken wußte und neben einer großen jugendlichen Friſche einen Anſtand beſaß, der ihm als Hofmarſchall vortrefflich zu Statten kam und mich oft in Erſtaunen bei der Betrachtung ſetzte, daß er, durch keine Vorſchule hindurch gegangen, mehr errieth als wußte. Mit ſeinem Erſcheinen trat wirklich Bewegung bei

Hofe ein. Er wußte die Abendzirkel zu beleben, wußte ſinnvolle Anordnungen zu treffen, kleine Ueberraſchungen zu veranſtalten, die gar wohlthätig unſere Monotonie, beſonders während der Trauer, unterbrachen und uns Alle in eine beſſere Stimmung verſetzten. Denn ich läugne nicht, daß der Aufenthalt auf dem Jagdſchloſſe und die verfehlte Wiener Reiſe mich mit ihren zahlloſen Täuſchungen faſt gereizt hatten und ich mehr denn je mich nach einem gediegenen Umgang ſehnte. Zwar war ich jetzt auf einem ſehr erfreulichen Fuß mit der Prinzeſſin, wenn dieſe in ihrem Mangel an Mittheilung mir auch das Zuſammenſein faſt mühſam machte, zwar behandelte mich die Herzogin mit ſteter Güte, zwar konnte ich mit der Diederſtein ſo manchen ſchönen Augenblick in ihrem Zimmer, das dicht an das meine ſtieß, verleben, allein das Alles füllte die Sehnſucht in mir, den dringenden Wunſch nach geiſtiger Entwickelung nicht aus. Wenn ich bei der Diederſtein war, ſo waren unſere Geſpräche anziehend, aber im Fluge erhaſcht, eben weil unſere

Stellung uns so sehr abhängig machte und wir uns nie selbst gehörten.

Hatte ich der Diederstein oft mit schmerzlichen Rückblicken auf mich zugehört, so regte mich ein neues Ereigniß noch lebhafter auf. Es handelte sich um die bevorstehende Heirath meiner Prinzessin, von der erst heimlich und dann öffentlich sehr viel geredet wurde. Die Commentare, die dabei unterliefen, die Voraussetzungen, die gemacht wurden, waren einzig in ihrer Art und beurkundeten von Neuem die kleine Stadt, die immer Alles besser als die Unterrichteten wissen will. Für die Einen war der uns noch unbekannte Erbprinz von * * * zu klein, für die Anderen zu groß; für den da nüchtern und für den zweiten phantastisch. Ich gestehe, daß ich, wenn ich z. B. einen Staatsmann ihn in den Himmel erheben und einen Andern ihm alle Fähigkeiten absprechen hörte, mir zuweilen innerlich dachte, daß von dem Allen kein Wort wahr sei. „Möglich," fügte ich für mich hinzu, „daß er eine von den Erscheinungen ist, an denen die Welt stets irre

wird, weil ſie ſie nicht zu enträthſeln weiß.“ Und dieſe Meinung beſtätigte mir Baron von Sternheim, indem wir uns einmal, als große Verſammlung am Hofe war, in den eben erleuchteten Zimmern trafen und er mir über die ehrlich an ihn gerichtete Frage, den Erbprinzen Theodor betreffend, Folgendes antwortete: „Dieſer Prinz iſt von ſeinen Erziehern bis zu ſeiner Mündigkeit in einem faſt ſclaviſchen Zwang erzogen worden. Das hat zur Folge gehabt, daß er, einmal unabhängig, Alles hat nachholen, kennen, genießen wollen. Seine erſte Reiſe hat ihn nach Paris geführt, wo ich ihn traf. Paris iſt ohnſtreitig der Ort, wo das Leben ein Janusgeſicht hat und bald ſchwach, bald ſtark, bald elend, bald glänzend in den verſchiedenartigſten Hüllen auftritt. Dahinein, wo Alles raucht, brennt, funkelt, kocht, ſiedet, verſiegt, dahinein warf ſich der Prinz. Er intereſſirte ſich ſo ſehr für Alles, daß er damit aufhörte, ſich nun für nichts mehr zu intereſſiren, denn in Paris entrinnt man nicht dem reißenden Strome, der einen zu fortgeſetzten

Kampf fordert, als daß nicht zuletzt die Kräfte darin ſinken ſollten. Wahr in Paris iſt nur ein Wechſel auf Rothſchild, ehrlich nur der mont de piété. Niemand iſt in ihm durchaus überflüſſig. Niemand durchaus nothwendig. Man kann in der Pariſer Welt gefallen, aber kein Individuum wird in ihr unentbehrlich ſein. Eine ſo ſeltſam zuſammengeſetzte Welt mußte auf den Prinzen, in ſeiner Stellung, einen tiefen Eindruck machen. Er fühlte ſich, er der zum Herrſcher geboren war, der ſich durch ſeine Umgebung ſo viel dünkte, nichts. Das war ihm neben der Lehre — eine Demüthigung. Daher ſtrengte er ſich an und lernte in drei Jahren, was Andere in zehn Jahren kaum begreifen. Er nährte ſich von Erfahrungen, ging wenig in die Kirche und öfters in's Theater. Die, die er mit ſeinem etwas ſchroffen Weſen verletzte, nannten ihn laſterhaft, aber klug, ungläubig, aber gelehrt, ſchlau aber liebenswürdig. Die, die er liebte, beteten ihn an. Da die Wahrheit in der Mitte liegt, ſo glaube ich, daß er eine Ausnahme von der Regel, das

heißt eine Blüthe war, die nur an gewiſſen Stunden ihre Kelche öffnet und nur für die Auserwählten duftet."

Etwas zerſtreut fragte ich: „Wie ſieht er denn aus?" Der Baron von Sternheim lachte. „Ei da haben wir die Neugierde," ſagte er im Fortgehen. „Um ſie zu befriedigen, müßte ich Maler ſein. Indeß kann ich Sie verſichern, daß der Prinz neben der jugendlichen Schönheit des engliſchen Bluts, (Sie wiſſen, daß ſeine Mutter eine Engländerin war) die Feſtigkeit der ſüdlichen Züge, neben der Leichtigkeit der franzöſiſchen Formen den deutſchen Anſtand beſitzt. Der Glanz ſeiner Augen, das Sammtartige ſeiner ſchwarzen Haare, die blendenden Zähne, Alles vereinigt ſich, ihn aus der Maſſe als einen Fürſtenſohn herauszuſtellen. Doch," ſagte Sternheim plötzlich leiſe, „was red' ich da für unnützes Zeug! Sie haben ihn ja geſehen, als er gleich einem ſchmachtenden Troubadour der Prinzeſſin und Ihnen Lieder im Jagdſchloſſe vorſang!"

„Das wäre der Prinz gewesen?“ fragte ich wie aus einem Traum erwachend.

„Er selbst, er wollte die Prinzessin sehen, ehe er sich mit ihr verlobte. Aber darüber kein Wort, bis der Prinz es selbst gesteht.“

Staunend sah ich ihm nach. „Also das war der Prinz? .... Und wer war das in der Stephanskirche? .... Er? wieder Er?“ Ich verlor mich in der Vorstellung, es müßte Otto gewesen sein, so sehr, daß ich mich erst wiederfand, als die Herzogin aus ihren Gemächern trat und in Gemeinschaft mit der Diederstein und mir mit einiger Aengstlichkeit von den Hoffesten sprach, die in einigen Wochen stattfinden sollten. Sie hatte sehr viel Geschmack und Alles in ihrem Sinn auf's Lieblichste geordnet. Als der Hofmarschall hinzukam, machte er bei den Plänen der Hoheit die Bemerkung, daß bei den zu errichtenden Tribünen wohl ein Sachkundiger hinzugezogen werden müsse, und fügte hinzu, er hätte einen Schützling dafür zu empfehlen. Das beruhigte die Herzogin. Sie beschied ihn zum

andern Morgen zu ſich, ſprach dann noch viel über die Ausſteuer, über die Nothwendigkeit, hier einen der Stellung gemäßen Glanz zu entwickeln, und kam dann auf die Prinzeſſin, der ſie groſſes Glück vorausſagte. „Nur müſſen Sie,“ ſagte ſie freundlich zu mir gewandt, „auf das Gemüth meiner Marie einzuwirken ſuchen. Sie muß durchaus bei der Ankunft des Prinzen aus ſich herauszugehen ſuchen, Freiheit in den Bewegungen, Heiterkeit in den Reden zeigen. Ich vermiſſe das Alles an ihr, vielleicht darum, weil der göttliche Funken der Liebe noch nicht in ſie gefallen iſt.“ Sie ſprach noch lange ſo. Sie war mütterlich, ſorgend, aber ihre Tochter an ihr wirklich warmes Herz zu nehmen, wagte ſie ſchon deshalb nicht, weil dieſe fähig geweſen wäre, mitten in der Umarmung ſich ſteif aufzurichten und ſie mit kalten Blicken zu meſſen. Wer hat nicht Weſen wie dieſe gekannt? Wer iſt nicht von ihnen, wie von einer Todtenhand, berührt worden? In welchem Herzen hat nicht einmal der Schmerz um zurückgewieſene Liebe gelebt? Für

fühlende Gemüther ſind ſolche Erſcheinungen die furchterregendſten, denn indem ſie ſich bis in das Zellengewebe der Seele verlieren, zerſtören ſie daſſelbe. Das ſagte ich mir im Hinblick auf die arme mütterlich empfindende Herzogin und hatte tiefes Mitleid mit einer Lage, die äußerlich ſo glücklich und innerlich ſo unglücklich war. Aber freilich erzieht das Schickſal den Menſchen auf ſeine Art; es tritt nicht augenblicklich warnend, ſchreckenerregend vor ihn hin, es hat ſeine indirecten Verſuchungen, ſeine geheimen Weiſungen, ſeine uns oft nur unverſtändlichen Mahnungen. Es hat beſonders das Streben nach Ausgleichung: dem Armen giebt es meiſt neben äußerm Mangel Liebe in Fülle und dem Reichen, dem es die Liebe verſagte, giebt es die Behaglichkeit. Das iſt der ſichtlichſte Beweis einer väterlichen Fürſorge über uns, das iſt die innere Verſöhnung für die, die ſich gegen das Schickſal auflehnen, es ungerecht partheiiſch finden wollen. Was dem Einen an Genuß in der Liebe, wird dem Andern an Bewußtſein in der Pflicht. Und

es ist gut so, denn wo man hinblickt, ist Schmerz, Schmerz um den Leib, um die Seele, um verlorene Hoffnung, überall glänzende Aussichten in alltägliche Lebensverhältnisse, engelsgleiche Gestalten in ganz triviale Formen verwandelt; überall zerrissene Erwartungen, sie mögen sichtbar oder unsichtbar sein.

Einige Tage hindurch hämmerte es nun in den Sälen, daß der Prinzessin und mir fast der Kopf zersprang. Um dem Lärm doch etwas zu steuern, denn es sollten gleich für die ersten Abende nach der Ankunft des Prinzen Tribünen mit scharlachrothem Tuch errichtet werden, die theils für die mit goldenen Schüsseln besetzten Büffets, theils für die nicht tanzenden Damen bestimmt waren, trat ich selbst hinaus in die Festsäle, aber erstarrt, ohne Athem blieb ich stehen, als ich plötzlich zwischen Brettern, Tuchfetzen, goldenen Pfeilern und herumirrenden Arbeitern Otto erblickte, der den Bau leitete, hier errichten, dort niederreißen ließ. Otto! Er selbst! Er, an den ich gedacht, der nie aus meinem Gedächtniß geschwunden war, Otto, der

ſich vor mir tief bis zur Erde verbeugte, der ohne Erſtaunen, aber voll Würde zu mir herüberblickte, den ich geſucht, geliebt, verloren hatte! Ich war bis in's Mark meiner Seele erſchüttert. Mit einem Zauberſchlag fühlte ich: was meinem Leben Wüſtenfärbung gegeben, was in ihm wie Vernichtung gezittert hatte, was ich hätte fliehen mögen, wär's noch Zeit geweſen . . . . war die zerſtörte, die vergebliche Liebe, war dieſe Neigung, die Goldglanz auf mein jugendliches Leben geſtreut und Aſche, nichts als Aſche, zurückgelaſſen hatte, war dies herzzerreißende Gefühl, das meine Nerven zerſtört und mein Bewußtſein gelähmt hatte. Mußte ich ſo ihn wiederſehen, ein Bild männlicher Ergebung und männlicher Kraft! Das Schickſal erſchien mir in dieſem Augenblick mit ſeinem bodenloſen Abgrund, mit ſeiner Alles zermalmenden Ironie. Die an den Wänden hinlaufenden Basreliefs belebten ſich, die marmornen Statuen lächelten ironiſch. Gleichſam wie durch einen moraliſchen Galvanismus berührt, tanzte Alles vor meinen Augen, Tribünen, Pagoden, Bronze- und

Silbergeschirre. Ohnstreitig war mein Schweigen, das kein irdisches Bewußtsein mehr in sich schloß, sondern ein magnetischer Zustand schien, beängstigend für Otto, denn ich hörte ihn, wie aus schweren Träumen erwachend, sagen: „Fräulein von Rudolphszell erinnert sich vielleicht noch meiner?“

Da sah ich ihn an. Ich dachte an nichts. Fühlte nichts, weder Unruhe, noch Freude, ich war betäubt. Aber bei dem Klang seiner lang vermißten Stimme ermannte ich mich und fragte: „Ist's denn wahr? Sind Sie verheirathet? Und glücklich?“

Als diese Worte heraus waren, die mir das Gemüth wie Gewichte beschwert hatten, heftete ich das Auge fest auf ihn und ihn gebietender, ernster denn je findend, sanken mir die Hände schlaff herunter und ich fügte trauernd hinzu: „Welche lange, lange Zeit, daß wir uns nicht mehr sahen!“

Er sah mich mit einem Blick voll Rührung an.

Nach und nach ward ich ruhiger. Zwar wollten mir unablässig tausend Fragen über ihn

und sein Geschick über die Lippen gleiten, aber ich hielt sie gewaltsam zurück, weil es mir war, als brauchte ich nichts weiter von ihm zu wissen, als daß er lebe, gesund, kräftig, thätig sei. Das sagte er auch selbst. Er freuete sich seines Wirkungskreises, er genügte ihm vollkommen. War er vielleicht mit einer eben so reichen und leidenschaftlichen Einbildungskraft als Byron begabt, so war doch bei ihm das Pflichtgefühl so groß, daß es alles Andere bewältigte. Das schien der hervorstechende Zug seines Charakters. Vielleicht hatte er tiefe, geheime Schmerzen, war grausam gegen sich, ging graden Wegs dem Ziele, welches das Gewissen und die Vernunft ihm vorschrieb, entgegen, ohne rechts und links auf die Dornengehege zu blicken, die ihm Gesicht und Hände zerrissen, aber zugleich war er sicher der freundlichste, liebevollste, gleichgestimmteste Mensch von der Welt, verurtheilte nie, war stets zur Hülfe bereit, eine unendlich wohlthuende Erscheinung, an der man sich erheben und, wenn es Noth that, halten konnte.

Als ich Otto sagen hörte: „Wohl dem, der in einfachen Verhältnissen lebt," mußte ich unwillkürlich tief aufseufzen und dann antworten: „Ich habe mich oft nach diesen und, je weiter von ihnen entfernt, desto schmerzlicher gesehnt. Jetzt habe ich endlich erkannt, daß der Mensch seine eigne Grenze ist. In Schöningen, im Schatten meiner Berge, auf meinem stillen himmelblauen See, zwischen den Kastanien- und Platanenbäumen bin ich weniger ruhig als auf diesem parkettirten Boden, unter diesen vergoldeten und versilberten Figuren gewesen. Mein Wahlspruch ist: so wie es ist, ist es am besten. Es ist keine düstere Ansicht des Lebens, die mich zu dieser Ueberzeugung treibt, sondern das Vertrauen, daß über uns eine höhere Macht waltet. In die hinein habe ich mein Herz gebettet. Es kann leiden, aber es wird nicht untergehen."

„Jedes Glück ist eine Gnade!" schaltete Otto ein.

„Und jede Gnade kommt von Oben," sagte ich munter, indem ich aufstand und Otto die Hand reichte. Er legte die seine ganz leise hinein. „Leben

Sie wohl," rief ich gepreßt, „bleiben Sie glücklich" ..... ich sah ihn nochmals tief und wehmüthig an, dann flog ich zur Thür hinaus, auf mein Zimmer, wo ich mich mit heißen Thränen auf das Sopha warf und wohl lange, lange geweint hätte, wäre nicht der Befehl von der Prinzessin gekommen, zu ihr zu eilen.

Ich fand sie in großer Aufregung. Man hatte ihr einen vollständigen Pariser Anzug rosenroth mit Silber auf's Zimmer gebracht und sie stand nun davor, ihn von oben bis unten betrachtend. „Gut, daß Sie kommen," rief sie, „ich bin in Verzweiflung. Da schickt mir Palmire einen rosenfarbenen Anzug, sie, die doch weiß, daß ich bei der Farbe meiner Haare nur weiß oder blau tragen kann. Was wird der Prinz von meinem Geschmack denken?" Ich suchte sie zu beruhigen.

„Ich sterbe vor Angst," sagte sie, „ich werde dem Prinzen nicht gefallen!" Sie wandte sich trostlos von mir zum Fenster und rang die Hände. Mich rührte dieser Mangel an Selbstgefühl, dieser

demüthige Zweifel um ſo mehr, als er der Furcht, nicht geliebt zu werden, inſtinctmäßig voranging.

„Vielleicht," ſagte ich, um ſie auf allgemeinere Gedanken zu bringen, „vielleicht iſt die vollkommene Schönheit bei einer Frau ein Unglück. Macht doch dieſe ſchnell verwelkende Blume leider den Hauptreiz in der gewöhnlichen Liebe aus. Man heirathet ſie, wie man eine reiche Erbin heirathet. Aber die Neigung, die aus dem Verſtändniß der Gemüther entſpringt, iſt unſterblich. Für ſie tritt der Tag der Enttäuſchung nie ein. Die heißeſten Leidenſchaften flößte eine Cleopatra, flößte Johanna von Neapel, Diana von Poitiers, die Herzogin von Lavalliere ein und doch waren dieſe Frauen nicht vollkommen ſchön." Die Prinzeſſin nickte bejahend. Innerlich mußte ich lächeln, wie ſchnell die Gute ſich an den Gedanken gewöhnte, dieſen berühmten Frauen angereiht zu werden.

Indeß war der verhängnißvolle Abend herangerückt. Beim Schall der Poſthörner und dem Schreien der aus der Wache herausgerufenen Sol-

daten pochte auch mir das Herz. Die Prinzessin stand in ihrem rosenrothen Anzug blaß und zitternd neben der Herzogin, während die Oberhofmeisterin, die Diederstein und ich uns in den Hintergrund der Gemächer zurückgezogen und der Herzog dem angekommenen Prinzen bis in's Vorzimmer entgegen gegangen war. Jetzt trat er, ihn an der Hand führend, herein. Die feinen schwarzen Haare kräuselten sich an den Schläfen, die langen dunkeln Wimpern warfen einen tiefen Schatten auf die Wangen. Ein majestätischer Anstand schwebte verklärend um die ganze Gestalt. Wir verbeugten uns tief. Es war, als wenn ein höheres Wesen unter uns träte, etwas Außergewöhnliches, dem wir gehorchen, vor dem wir uns auslöschen mußten. Die Herzogin, die Prinzessin, der viel kühlere Herzog, wir, der ganze Hof, Alle empfingen denselben Eindruck. Die Diederstein fand zuerst in ihrer Bewunderung Worte. Aber sie unterbrach ihr Geflüster, als der Prinz mit der Herzogin von seiner Reise nach Italien zu reden anfing. Es war ein Gespräch, um zu sprechen. Auch die

Prinzessin hatte den Muth, eine Aeußerung einzuflechten.

Der Prinz sah sie an. Er schien über das, was sie sagte, verwundert. Es entstand eine Pause. Um sie auszufüllen, stellte uns die Oberhofmeisterin vor. Der Prinz war so liebenswürdig, das durch die Prinzessin unterbrochene Gespräch mit mir fortzusetzen. Ich fragte ihn über die italienischen Kirchen aus und er antwortete, daß es unmöglich sei, mehr Glanz, mehr Malerei, mehr Marmor als hier anzutreffen.

Durchbohrend richtete er dabei seine schwarzen Augen auf mich. Nach einigen Vorstellungen, die ihn zu ermüden schienen, kam er wieder zu mir, ohne vorher mit der Prinzessin, der er auswich, gesprochen zu haben. Auffallend war es mir dabei, daß Sternheim immer um mich herum schlich und eine ganz seltsame Unruhe bewies. Der Prinz schien das nicht zu bemerken. Er nannte mir Florenz als die italienische Stadt, die ihn vorzugsweise gefesselt habe. „Nicht deswegen," sagte er,

„weil Florenz die schönste Gallerie der Welt und die Venus von Medicis besitzt, sondern weil es einem Lande gehört, das ich glücklich nennen, von einem Fürsten regiert wird, den ich beneiden möchte. Er hat die Abgaben, die nicht durchaus nothwendig waren, abgeschafft, er hat die zu kostbaren Bauten eingestellt. Er hat die überflüssigen Hofchargen eingehen lassen und für diese ersparten Gelder Hospitäler oder Chausseen errichtet. Seine Unterthanen können ihm, auch ohne zweiunddreißig Ahnen zu haben, vorgestellt werden. Im Toscanischen kann Jeder das Handwerk wählen, für das er Talent hat, es giebt keine Monopole, die die Industrie einzelnen Händen anvertrauen und die anderen nicht zulassen."

Die Prinzessin näherte sich uns. Der Prinz ging ihr mit sichtlichem Widerstreben entgegen. Wahr ist es auch, daß sie selbst mir, die ich doch einen heimlichen sympathischen Zug für sie hatte, in diesem Augenblick wenig anziehend erschien. Dadurch nämlich, daß sie gefallen wollte, hatten alle ihre

Bewegungen etwas Gezwungenes, das die Grazien nicht zuließ.

„Spielen Sie?“ fragte sie den Prinzen.

„Ich rühre keine Karten an,“ antwortete er, „seitdem ich das Unglück gehabt habe, einmal einem Freunde einen großen Theil seines Vermögens abzugewinnen.“

„Wie ich sehe,“ entgegnete die Prinzessin lachend, „sind Sie ein Mann von Grundsätzen.“

„Vielleicht habe ich statt Grundsätze nur Ehrgeiz,“ war die Antwort.

Sie traten zusammen in die Nähe des Fensters, dessen Gardienen der Hitze in den Salons wegen aufgezogen waren. Man sah auf den mit Laternen erleuchteten großen Platz, auf die im Nebel flimmernden Sterne. Der Prinz lehnte sich an einen Stuhl; die Gardienen fielen theilweise über seine Kleider; nur der Kopf blieb frei, der sich auf dem purpurnen Grunde wundervoll abzeichnete. Die Prinzessin stand ihm gegenüber, eine Blumenvase zwischen ihm und ihr, deren Blüthen sie verlegen

mit der Hand knickte. Nach einigen in dieser Situation gewechselten Worten, die ich nicht hören konnte, bot er der Prinzessin den Arm, um zu der Herzogin zurückzukehren. Ich folgte ihnen langsam, in mich versunken.

Die ganze Nacht verging schlaflos, so aufgeregt fühlte ich mich. Noch ehe die Prinzessin mich rufen lassen konnte, war ich in ihrem Ankleidezimmer, das die Aussicht auf den Park bot. Der Frühling zitterte in den Lüften, keimte auf der Erde. Ich lehnte mich weit aus dem Fenster hinaus; ich stieg tief in meine Seele hinab. In meinem Gemüthszustande empfand ich eine innere Versöhnung. Ueber den Nebeln, die aus den Sümpfen der großen Welt aufstiegen, schwebte jetzt das Bewußtsein, daß, wenn ich Liebe gesucht, die Tugend gefunden war. Jede Neigung enthält etwas, das das Herz erhebt und reinigt. Selbst der Irrthum, der mit Liebe so oft Hand in Hand geht, hinterläßt eine Stimmung, die duldsamer, zärtlicher, weitsichtiger macht. Das fühlte ich im Hinblick auf Otto und

dazwischen mußte ich mir gestehen, daß Sternheim am gestrigen Abend sich sehr auffallend benommen und mir zum erstenmale den Gedanken aufgedrungen hatte, daß er nicht absichtslos mir gegenüber stehe. Darüber noch in Zweifel, sah ich die Prinzessin echauffirt in's Zimmer treten. „Theuerste," rief sie, „holen Sie schnell Ihren Hut, es ist eine Gondelfahrt angeordnet, wir frühstücken im Lustschlößchen."

Als ich schon an der Thür war, winkte sie mir wieder. „Wie finden Sie den Prinzen?" Ich erröthete. „O," setzte sie schnell hinzu, „was frage ich, ist er doch von denen, die die Privilegien der allgemeinen Liebe besitzen." Sie schien von Liebe für ihn entflammt zu sein. Im Wagen, der uns durch den Park nach dem Fluß brachte, sah ich den Prinzen neben dem Kutschenschlag reiten. Er saß meisterhaft zu Pferde. Bald war er links, bald rechts, bald sprach er mit der Prinzessin, bald mit mir, und das Alles mit einer Leichtigkeit, mit einer fast spielenden Virtuosität, so daß es mir unmög-

lich war, auch im Entfernteſten ſeine eigentliche Meinung über die Prinzeſſin, die purpurroth glühte, zu erforſchen. Als wir in das nach Art der venezianiſchen Gondeln bedeckte Schiffchen ſtiegen, wies mir Sternheim zu meinem Befremden einen von der Prinzeſſin ſehr entfernten Platz an. Der Prinz ſetzte ſich indeß ſo, daß er mich im Auge behalten und der Prinzeſſin doch nahe ſein konnte. Alles dies war Sache eines Augenblicks; in dem Moment, daß wir vom Lande abſtießen, erhob ſich in der Ferne ein mehrſtimmiger Geſang, der näher und näher kam, und bald zeigte ſich eine zweite Gondel, die die unſere umkreiſte und aus der herüber der Geſang tönte. Der Prinz ſchien überraſcht. Er machte heitere, geiſtreiche Bemerkungen über das flimmernde Waſſer, die mooſigen, ſich allmälig wölbenden Ufer, an die ſich in der Ferne das Luſtſchlößchen in ſchneeiger Weiße lehnte. Natürlich drehte ſich das Geſpräch um die Muſik. Der Prinz gab der deutſchen den Vorzug, indem er ſie die der Intelligenz, der Philoſophie, des

Heroismus nannte. Die der Italiener verwarf er, was mir sehr parteiisch erschien, doch konnte ich in der Entfernung, in der ich vom Prinzen war, nichts darüber sagen, sondern dachte nur, als von der modernen Schule gesprochen und auch gegen sie geeifert wurde, daß Arioſt, Petrarka und Dante nicht weniger romantisch als wir gewesen seien, daß mithin der gewöhnliche Weg der Entwicklung der ewige Fortschritt in der ewigen Veränderlichkeit sei. „Musik," hörte ich den Prinzen sagen, „sollte bei einem so hellen Morgen unsere einzige Sprache sein." Er winkte und ließ sich eine Guitarre reichen. „Ich will Ihnen," sagte er scherzend, „einen Beweis geben, daß ich nicht umsonst in Italien gewesen bin," präludirte und sang dann dasselbe Lied, das die Prinzessin und ich mehrmals im Jagdschloß gehört hatten. Die Prinzessin verwirrte sich; ich hatte die Augen zu Boden geschlagen. Der Prinz weidete sich an unserer Bestürzung. Glücklicherweise stießen wir an's Land. „Finden Sie nicht den Prinzen sehr sentimental?" fragte

mich Sternheim, indem er mich aus der Gondel hob.

„Sagen Sie ſchwärmeriſch,“ entgegnete ich neckend, indem ich der Prinzeſſin von weitem folgte, die dann ſpäter mir im Vorbeigehen die Hand drückte und mir leiſe zuflüſterte: „Liebe Rudolphszell, entſcheiden Sie ſelbſt, ob ich nicht glücklich zu preiſen bin?“

Der Morgen war ſehr ſchön. Das Frühſtück auf dem einfachen Luſtſchlößchen fiel heiterer aus, als ich es erwarten konnte. Die Etikette war dies Mal verbannt. Eine wundervolle Stille lag auf der Natur. Die ſonnenhelle Atmoſphäre war durch die Schatten, die die Hügel auf das Waſſer warfen, unterbrochen. Das tactartige Rudern eines ſich entfernenden Schiffchens, das zwiſchen dem verhallenden Geſang die Sänger mit ſich fortnahm, machte einen magiſchen Eindruck. Der Prinz verſuchte öfters mit mir zu reden; ich wich ihm aus. Für die Rückkehr war eine zweite Gondelfahrt angelangt, in die mich Sternheim hineincomplimentirte,

mich von der Prinzessin trennte und sich dann athemlos neben mich auf den weichen Sitz warf. Ich konnte nicht umhin, ihm zu sagen, daß seine kleinen Hofmarschallsintriguen mir sehr auffallend schienen. „Warum entfernen Sie mich von der Prinzessin?“ fragte ich ihn halb im Ernst, halb im Scherz. „Bin ich Ihnen im Wege?“

„Auf meinem Wege sind Sie,“ rief er, „in meinem Herzen. Sehen Sie denn nicht, daß der Prinz nur Augen für Sie hat und daß ich das nicht ertragen kann!“

Ich schwieg betroffen. In jedem Herzen schlummert das instinctmäßige Gefühl seiner Macht. So auch in dem meinen. Ich verschwieg mir nicht, daß ich Eindruck auf den Prinzen gemacht, wies aber Sternheim's Huldigung mit den Worten zurück, daß ich Scherze dieser Art nicht liebe. In der That verwundeten mich seine Aeußerungen. Denn eine Frau will, daß man sie schonend behandle; sie will in ihren Gedankengängen errathen, getröstet, nicht angegriffen werden. Sternheim verstand das nicht.

Er fuhr fort, mich von ſeinen Gefühlen zu unterhalten. Es peinigte mich. Unangenehm berührt, entgegnete ich ihm: „Laſſen Sie mich, ſprechen Sie nicht ſo mit mir. Sie ſehen ja, ich kann es nicht ertragen, es reizt, kränkt mich.“

Er wollte ſein Schweigen an Bedingungen knüpfen.

Ich warf einen kalten Blick auf ihn, drehte mich halb von ihm weg und ſagte: „Genug! Hören Sie auf. Ich begreife Sie nicht, verſtehe Sie nicht. Ich bin ohnedem gedrückt genug. Warum wollen Sie mich ſo unnützer Weiſe beſchämen!“

Sternheim ſchwieg jetzt wirklich. Seine traurigen, auf mich gehefteten Augen verwirrten mich mehr und mehr. Ich war wie zwiſchen zwei Steinen. Erſt am andern Abend, als die Verlobung des Prinzen mit der Prinzeſſin dem Hofe angezeigt war, der Ehecontract unterſchrieben und nach der Ceremonie ein Ball angeſagt wurde, erholte ich mich etwas. Die Prinzeſſin ſchwamm ſo in Entzücken, daß ſie Alles um ſich und auch mich ver-

gessen hatte. Das war mir lieb. Ich hatte meine Kräfte für mich selbst nöthig. Auf Schöningen, in den ersten Jahren meiner Entwicklung, war ich wie ein Luftkind gewesen, das nur im Freien leben, nur in der Natur glücklich sein konnte. Der Uebergang von dieser Existenz zu den höfischen Gewohnheiten, die erhöhte Gehirnthätigkeit, die absorbirende Nothwendigkeit, immer auf mich zu achten, hatten mich in eine nervöse Spannung versetzt, in der mich das Leben zuweilen wie der Alp drückte. Ich hatte mein Dasein, meine Jugend, meine Gesundheit dem Dienste Anderer geweiht. Und diese Anderen forderten von mir eine ewig gleiche geistige Freiheit, eine stets rosige Laune, grade so als wenn ich das glücklichste Geschöpf von der Welt gewesen wäre. Daß ich unbeschreiblich einsam war, daran dachte Niemand — als die Diederstein. Meine gesellschaftliche Stellung gab mir Augenblicke der Anregung, aber konnte mich weder fesseln, noch trösten, nicht einmal beruhigen. Harmlos hatte ich meine Laufbahn angefangen. Aber jemehr ich in ihr vor-

wärts ſchritt, deſto höher ſchienen mir die Berge, die ſie mir zu überſteigen bot. Ich mußte mich immer bewegen, immer vorwärts ſtreben. Mich ausruhen, wäre Unrecht geweſen; ſtille ſtehen hätte das Gewebe, das ich angefangen, zerſtört. Und doch war eine tödtliche Ermüdung in mir, eine Ermüdung, die mir deutlich bewies, daß der Körper nicht mehr gleichen Schritt mit der Seele hielt, daß die Hand nicht mehr ſo ſchnell ausführen konnte, was der Kopf dachte und erfand. Ich ſchien mir lebendigen Leibes an eine Leiche gebunden. Die Gedanken waren voll unſterblicher Friſche, rauſchten reich und golden im glänzenden Strome dahin und die Nerven waren zerriſſen, das Auge ermüdet.

Schon im Hofanzuge ſaß ich in meinem Zimmer und hörte auf das Schlagen der mich erzürnenden Pendeluhr. Ich hatte die gefalteten Hände um die Knie geſchlungen, der Mond war langſam hinter der Hofcapelle hervorgekommen und goß einen trüben Schein in das Zimmer. Lebhafter denn je ſtand meine verklärte Mutter vor mir. Da fiel mir ein,

daß ich im Beſitz ihres noch uneröffneten Briefes ſei. Ich fuhr langſam mit der Hand über die kalte Stirn, ſtand auf, trat an meinen Schreibtiſch, ſchloß um und hielt das verſiegelte Blatt in zitternden Händen, grade ſo als hätte ich die Theure nochmals erfaßt. Was war nicht Alles durch dieſe vier Jahre hindurch gegangen! Faſt hätte ich das Siegel erbrochen und in dieſer ſonderbaren Stunde vielleicht einen Anhaltspunkt in den Worten der Verklärten gefunden, allein eben ſchlug die Pendeluhr acht und in dem Augenblick klopfte es an die Thür und die Diederſtein trat reich geſchmückt herein.

„Es iſt die höchſte Zeit, zur Prinzeſſin zu gehen,“ rief ſie, als ſie mich vor meinem Schreibtiſch ſtehen ſah. „Aber wie kommen Sie mir in Ihrem Ballſtaate vor? Sie ſehen aus, als wollten Sie auf ein Begräbniß fahren.“

„Ich?“ fragte ich beſtürzt, indem ich meiner Mutter Brief zur Seite ſchob. „Ich? im Gegentheil freue ich mich, daß . . . .“

Ich brach in einen Strom von Thränen aus.

Die Diederstein tröstete mich. „Sie sind augenblicklich krank," entgegnete sie. „Die erste Bedingung, die Sie sich nach den Festen stellen sollten, wäre die, daß man Ihnen einen Urlaub bewilligte." „Um ihn wozu zu benutzen?" fragte ich melancholisch.

„Möchten Sie nicht nach Schöningen reisen?" erwiederte sie theilnehmend. Ich schüttelte mit dem Kopf. „Ich weiß selbst nicht, was ich will," rief ich unwillig. „Ich sehne mich nach Einsamkeit und sie erhebt mich nicht, nach Zerstreuung und sie erquickt mich nicht. Nach Arbeit und ich vollbringe sie nicht . . ." Ich sprach mit einer Lebendigkeit, die mir die Thränen trocknete.

Die Prinzessin war schon bereit, als wir bei ihr eintraten. Sie trug einen weißen Atlasanzug mit Schwanen besetzt, einen reichen Diamantschmuck und einen Kranz im Haar, der ihr sehr lieblich stand. Wie der Prinz an der Hand der Herzogin bei ihr eintrat und der Herzog sie liebevoll umarmte, kam es mir vor, als flösse ein heller Glanz über die ganze Gestalt. Sie war zum erstenmal wirklich

anziehend, entweder durch die Bewegung des Augenblicks, oder durch die Hoffnung auf Liebe, oder durch Gedanken überhaupt, die ein leidenschaftliches Antlitz immer verklären. Der Prinz war sehr blaß. Er warf einen Blick rund um sich, der ihn erinnern sollte, daß er sich am Hofe, bei seiner fürstlichen Braut, im Moment der Verlobung befände, bot der Prinzessin den Arm und ging langsam, schleppend mit ihr durch drei hellerleuchtete Zimmer. Im vierten war ein Tisch hergerichtet, dem der Minister, Sternheim und Andere zunächst standen. Der Ehecontract ward verlesen, dann unterzeichnet. Der Prinz that es mit einem flüchtigen, fast übereilten Federzug, indem er auf vom Papier blickte und mich im Aufsehen mit den Augen grüßte. Die Prinzessin unterschrieb zögernd, bedächtig, sie zeigte eine stille freudige Fassung, die mich sehr rührte. Als sie die Feder fortlegte, wandte sie sich zum Prinzen. Er stand in tiefe Gedanken verloren, zerstreut, mit einer Starrheit da, die ihn stumpf gegen ihre Freundlichkeit machte. Erst beim Schall der

Tanzmuſik, die durch die, vermittelſt eines Zeichens geöffneten Flügelthüren drang, fuhr er aus ſeinen Träumereien empor. Die Tänze begannen. Zuerſt wurden die üblichen Polonaiſen getanzt. Beim Abklatſchen kam ich einen Augenblick an des Prinzen Seite. „Sie ſchenken mir den erſten Contretanz," ſagte er haſtig. Ich verbeugte mich. „Sie reden kein Wort?" fragte er weiter, indem er mir leiſe die Hand drückte. Ich entzog ſie ihm, um ſie ſchnell in die des kommenden Tänzers zu legen. Aber meine Hand brannte; es war als hätte ich ſie in Feuer gelegt. Bald auch konnte ich es im Gewühl nicht mehr aushalten; ich flüchtete in das runde Cabinet, neben dem Zimmer der Herzogin. Dort war ich allein. Was ging in mir vor? Was jagte meine Pulſe? Was hob mich in die Wolken und ſtürzte mich in Abgründe hinab? Ich hatte geglaubt, gegen äußere Eindrücke geſtählt, meine Einbildungskraft durch die Zergliederung erſtarrt zu haben. Aber das Leben erſtand in mir wider meinen Willen, übte ſeine Macht, ſpottete meiner Entſchlüſſe

und überſtrömte die Fähigkeiten, die ich wie eingerammte Baumſtämme den Leidenſchaften entgegengehalten hatte. Mein Gemüth ſtatt verarmt, ſchien mir plötzlich bereichert. Der Glanz der Welt, ihre benebelnden Düfte, die rauſchende Muſik, das Bewußtſein, ſchön zu ſein, geſucht zu werden, die unerklärliche Sympathie, die den Menſchen zum Menſchen treibt, überſtürzte mich. Ich fühlte alle Pulsſchläge der Unruhe; es war als wenn ich das Daſein wieder aufnehmen, eine zweite, eine enthuſiaſtiſchere Jugend wieder gewinnen könnte. Ich war in demſelben Augenblick erſchreckt und glücklich, überließ mich einem ekſtatiſchen Träumen und ging doch wunderbar ſchnell von der Bewußtloſigkeit zur Furcht, von der Furcht zur Reflexion über. Und nun bewegte mich der Evagedanke: biſt Du denn ſchön? kannſt Du denn feſſeln? Zum erſtenmal erblickte ich mich ſelbſt, als ſähe ich mich im Spiegel, zum erſtenmal geſtand ich mir, daß ich etwas beſitzen müſſe, das eine anziehende Wirkung ausübte. Kleine Eroberungen, von denen ich nicht reden

mochte, fielen wie Saamenkörner auf den Boden der Eitelkeit, bethörten mich so, daß ich nicht mehr wußte, ob's ein guter, ob's ein böser Geist sei, der mir heimlich zuflüsterte: Du bist schön!

Da rauschten die Wände des Cabinets leise auseinander und der Prinz stand vor mir. Mein Blut erfror; ich fühlte mich zerschmettert. Als ich wankte, unterstützte er mich. „Theure Cäcilie," sagte er sanft, „warum diese Erregung, diese Furcht, da ich zitternd vor Ihnen stehe und nichts will als Sie anblicken?"

„Sie sind ohne Mitleid," rief ich. Er lächelte bitter. „Als ich Ihnen Lieder im Walde vorsang, die Spuren Ihrer Fußtritte hätte küssen mögen, in der Stephanuskirche Sie wie in einer goldenen Wolke erblickte, da hoffte ich auf diesen Augenblick."

„Kann ich den achten," sagte ich athemlos, „der so die Rechte Anderer mit Füßen tritt?" „Es ist möglich," erwiederte der Prinz verletzt, „daß ich Unrecht habe. Wenn ich aber sage, daß ich in Ihnen etwas Besseres als das Weib, etwas Höheres als

das Geſchlecht erblicke, werden Sie ungläubig bleiben?“

Ich wandte mich ſprachlos von ihm.

„Im Walde, als die Sonne hinter den Gipfeln hervorkam, der bläuliche Nebel auf das dunkle Grün ſank, die Schloßuhr ihre melancholiſchen Töne dem Echo zuwarf, da waren Sie für mich in Wahrheit die Tochter des Himmels. Die weichen Lichter ſtarben auf Ihrem Haupte; Ihre nach oben gerichteten Augen leuchteten von himmliſchem Feuer.“

Ich ſchüttelte heftig mit dem Kopfe, rang mich los und eilte der Thür zu. Er hatte ſich vor ſie hingeworfen. „Sind Sie ſo kalt, Cäcilie?“ fragte er troſtlos. „Sagen Sie nein. Sagen Sie, daß dieſe Seele, worin das Poetiſche glüht, der Enthuſiasmus quillt, nicht fühllos für mich iſt. Um Gottes willen reden Sie! Sehen Sie mich nicht ſo geiſterartig, ſo vernichtend wie in der Stephanskirche an. Ach dieſen Augenblick werde ich nicht vergeſſen! Sie ſchienen Gott ohne Zittern anzuſchauen, taub für den heiligen Geſang, theilnahmlos für die himmliſchen

Orgelklänge zu ſein. Und doch — wie ſchön waren dieſe .... wie ſtiegen die Weihrauchwolken in graziöſen Linien empor, wie ſchimmerte das Allerheiligſte beim Flammen der Kerzen, wie zitterte mein Herz, als der Prieſter langſam die Stufen hinabſchritt und umwallt von dem purpurnen Gewande mit der tiefen Stimme: „Oremus“ ſagte. Ihr Bild iſt ſo eins mit der Andacht in mir, daß ich vom Diener des Herrn auf Sie blickte, um mit Ihnen fromm zu ſein. Aber Sie ſahen mich wie eine Marmorſtatue ſtolz und kühl an; ich verzweifelte.“

„Was wollen Sie von mir,“ rief ich jetzt, „welcher Geiſt des Irrthums ſpricht aus Ihnen? Laſſen Sie mich, Prinz, laſſen Sie mich, wenn ich Sie nicht verachten ſoll. Denken Sie, wo wir, was Sie ſind.“ Ich machte eine heftige Bewegung. Mir war zu Muthe, als ſollte ich eingeſargt werden. Meine Pulsſchläge ſtockten. Der Prinz wich beſtürzt von der Thür. Ich ſchwankte hinaus, in mein Zimmer, wo ich, mit Todesgefühlen ringend, lange, lange auf meinem Bett liegen blieb. Es

war mir unmöglich, in den Ballsaal zurückzukehren. Ich ließ der Diederstein sagen, sie möchte mich entschuldigen. Das war eine Nacht! ob sie eine Minute oder Tausend gedauert ... ich weiß es nicht. Ich war geknickt. Wie ein schwerer Pendel gingen die Gedanken auf und ab im Kopf. Ich wollte beten, ich vermochte es nicht. Endlich gegen Morgen raffte ich mich auf, schlich im Zimmer herum, trat an's Fenster, dann an den Schreibtisch..... Da lag der Brief meiner Mutter. Wie balsamischer Duft umfloß es mich bei seinem Anblick. Ich preßte ihn an meine Lippen, dann las ich:

„Geliebtes Kind! Du wirst nicht immer in Schöningen bleiben. Nicht immer werden diese Kreise, diese Stille, diese Einsamkeit Dich umziehen. So will ich denn die zerstreuten Elemente meiner Betrachtungen aneinander reihen und Dir aus einer andern Welt den Gruß meiner Liebe noch dann an's Herz legen, wenn diese Hand längst Staub ist. Ich weiß in der That nicht, ob die Gesetze in der menschlichen Gesellschaft göttlichen Ursprungs sind,

aber was gewiß iſt, iſt, daß Du Dich ihnen zu unterordnen, ihnen zu gehorchen haſt. Gehorſam iſt für uns Frauen Lebensbedingniß: der Saft, der die Zweige des Baumes grünen, die Blätter glänzend macht. Gehorche der allgemeinen Regel, ſage Dich nie los von ihr. Auch die Sitte iſt Geſetz; ihr unterthan werden, heißt den Bodenſatz koſten, ſtatt in den Lüften zu ſchweben. Erlaube Dir nie etwas, das Du verſchweigen müßteſt. Richte alle Deine Handlungen ſo ein, daß ſie vor dem Richterſtuhl der öffentlichen Meinung beſtehen können. Bedenke, daß die Welt im Allgemeinen mehr ſtiefmütterliche, als mütterliche Geſinnungen hat. Glaube keiner ihrer Schmeicheleien. Verachte die, die Dir ſchöne Dinge ſagen! Vertraue der innern Stimme, die Dich Lüge von Wahrheit unterſcheiden lehrt. Mögen die Menſchen den Nutzen, den ſie aus Dir ziehen, berechnen, Deinen eigentlichen Werth laß eine unbekannte Größe ſein! Fliehe den Ruhm, die Oeffentlichkeit, die Bewunderung! Wenn dieſe nicht aus den heiligen Quellen fließen, bergen ſie ohnedies

Bitterkeit genug. Hüte Dich vor voreiligen Urtheilen! Die Jugend iſt fürchterlich ſchnell; ſie zerſchneidet mit einem Wort Thatſachen, Anſichten und Syſteme, iſt ohne Nachſicht, weil ſie ohne Erfahrung iſt, kennt nichts vom Leben und ſeinen Schwierigkeiten, ſondern verurtheilt, was ſie nicht verſteht. Sei ſtreng gegen Dich, aber milde gegen Andere; ſei einfach und ſanft. Suche nie den Männern zu gefallen! Uebe hier eine Zurückhaltung, die der Kälte gleichen könnte, wäre ſie nicht Wärme. Sie achten die, die ſie nicht zu beachten ſcheinen. Sie werden Dir ſagen, daß ſie das Glück zu geben wiſſen. Glaube Keinem, glaube nur dem Einen, den Du lieben wirſt. Geliebt werden iſt die erſte, iſt die einzigſte Seligkeit. Aber wahre die Blüthen Deines Gemüths, ehe Du ſie hingiebſt, beobachte lange das Herz, dem Du Deine Neigungen anvertraueſt! Vor allem halte Dich fern von jedem Miston, von jeder unerlaubten Verbindung. Sei immer mit Deinem Namen, der Deine Ehre iſt, auf gleicher Höhe. Erlaube Dir keine halbe Maßregeln,

keine Conceſſionen vor Deinem Gewiſſen. Wo Du den Knoten nicht löſen kannſt, zerhaue ihn. Stelle Dich nie auf weichenden Grund. Mistraue Deiner Einbildungskraft, den unreifen Studien, den beſchränkten Urtheilen. Meſſe nicht den Himmel mit der Erde! Wiſſe das Leben vom Tode, den Glauben vom Zweifel zu unterſcheiden! Es iſt unendlich viel ſchwerer, zu bauen, als zu zerſtören. Unterwerfe Dich bei Zeiten Deinem Schickſal. Liebſt Du, und der Mann Deiner Liebe kann Dich nicht heimführen, ſo fliehe ihn bis an's Ende der Welt, Du gehſt dadurch Betrübniſſen, Ungewißheiten, Schmerzen und Kämpfen, die nicht zu berechnen ſind, aus dem Wege. Die Unglücklichſte unter uns Frauen iſt die, die einem ihr verſagten Gute nachjagt. Halte Dein Herz rein von dieſer Verſuchung! den Platz, den Du Dir gewählt, fülle aus! Springe nicht rechts oder links ab! Baue dem Pflichtgefühl in Deinem Gemüth eine weiche Lagerſtätte. Laß es wie die ſchönſte Zierde Deines Hauſes ſein. Statt kälter, wirſt Du wärmer, ſtatt traurig, wirſt Du

glücklich sein. Arbeite an Dir für Andere! Benutze jede Minute. Wir haben Alle einen Zweck zu erfüllen, ein Ziel zu erreichen. Wie leicht wäre dies, wenn wir nicht unser eigner Feind wären. Glaube mir, führt der Weg, den wir einschlagen, nicht zum Höchsten, so ist er ein falscher Weg. Denke das, prüfe Dich. Sage nicht: „ich bin gut.“ Bete lieber: „ich will gut werden.“ Halte Dich fern von jeglicher Eitelkeit. Noch vieles bliebe mir zu sagen über. Die Zeit eilt. So sei dies mein Lebewohl, das Lebewohl einer Mutter, deren höchste Freude Du warst. Mache, daß wir im Geiste Eins bleiben. Gieb meinen Hoffnungen auf Dich Unsterblichkeit.“

Als ich diesen Brief gelesen hatte, war es mir, wie wenn ich das warme, mütterliche Herz schlagen gefühlt, wie wenn ihre geliebte Stimme zu mir gedrungen wäre. Ich empfand eine himmlische Kühlung. War die letzte Zeit eine Zeit der Erschütterung gewesen, hatte sie gedroht, mich Schlag auf Schlag zu brechen, so fühlte ich auch, daß eine höhere

Fügung mich eben von der Richtung abzuziehen strebte, in die ich schon gerathen war. „Hüte Dich vor jedem Miston, vor jeder unerlaubten Verbindung,“ hatte meine Mutter mir zugerufen. Eine Welt von Gram hatte mir auf dem Herzen gelegen; jetzt war mein Morgengebet eine demüthige Bitte um Kraft, eine feste Hoffnung auf die ewige Gnade Gottes. Dennoch zitterte ich vom Scheitel bis zur Sohle, als ich auf meinem Frühstückstisch ein wundervoll in Gold gearbeitetes Kästchen erblickte, das dahin, meine Leute wußten nicht wie, gestellt worden war. Ich betrachtete es betroffen. Es funkelte von Rubinen, Perlen und kleinen Turquoisen, die wie gutmüthige blaue Augen mich anblickten. Was sollte diese Sendung? Zögernd drückte ich an dem zierlich gearbeiteten goldenen Schlüssel. Ohne Widerstand öffnete er. Der innere Raum war leer; als ich unversehens mit der Hand auf den Boden faßte, hob er sich und ich gewahrte ein zierlich zusammen gefaltetes Billet.

„Ich war zu rasch, zu ungestüm,“ schrieb die

ungekannte aber leicht zu errathende Hand, „ich fühle, daß ich wieder gut zu machen, die verscherzte Achtung wieder zu gewinnen habe. Ich bitte um nichts, als um einen Augenblick Gehör. Versagen Sie ihn mir nicht. Lassen Sie mir den süßen Glauben, daß Sie Mitgefühl empfinden, daß der Abscheu, den Sie mir beweisen, nicht ein ewiger ist. Ich habe gefehlt. Seien Sie der Engel mit der Palme, nicht der mit dem feurigen Schwert. Vergeben, versöhnen Sie. Ich erwarte Sie nach dem heutigen Abendzirkel im großen Saal zum Abschied!

J."

Mir drohte das Herz zu zerspringen. Es schlug mir so heftig in der Brust, daß ich mich athemlos auf's Sopha warf. Durfte ich diesen demüthigen Worten glauben? Sollte ich dem Prinzen, denn er war es, der geschrieben hatte, den Beweis untrüglicher Achtung geben? Ich las noch einmal, um aus diesem Chaos herauszukommen. Aber je mehr ich las, desto unruhiger, verworrener ward es in mir. Zitternd, wie wenn ich schuldig wäre, das

Gesicht in Flammen, stand ich da, als es an der Thür klopfte und die Prinzessin unerwartet eintrat. Sie wollte sich selbst überzeugen, ob ich wirklich krank sei. Als sie mich so aufgeregt fand, hielt sie mein Unwohlsein für ein Erkältungsfieber, liebkoste mich auf eine ganz ungewöhnliche Weise und sagte: „Es ist heute nur ein ganz kleiner Zirkel bei der Herzogin. Sie dürfen nicht fehlen, liebe Rudolphszell. Warm angekleidet, können Sie immerhin den kleinen Gang wagen.“ Sie umarmte mich, da fielen ihre Augen auf das goldene Kästchen. „Solche Schätze besitzen Sie und sagen nichts davon!“ rief sie lebhaft, indem sie es von allen Seiten betrachtete, „wissen Sie wohl, daß das ein ächter Benvenuto Cellini ist? Welche Arbeit! das müssen Sie dem Herzog zeigen. Woher haben Sie denn das Kleinod?“

Die Schaam der Lüge brannte mir auf den Wangen. Ich hätte mich vor der Prinzessin verbergen oder sie um Schutz gegen mich selbst anflehen mögen. Dennoch brachte ich zögernd hervor, daß das Kästchen ein Andenken sei. Die Prinzessin

hörte kaum darauf, so zerstreut war sie, empfahl mir Schonung, rief aber noch im Weggehen: „daß Sie ja heute Abend kommen. Der Prinz will morgen fort. Sie müssen sich einstellen, hören Sie, Sie müssen . . .“

Ich verbeugte mich. Dann warf ich mich zurück in mein Zimmer. „Ich muß,“ sagte ich matt, „ich muß . . .“ streckte mich lang und müde wie zum Sterben auf dem Sopha aus und verfiel in einen Zustand, in dem ich weder dachte noch litt, sondern wie todt während mehrerer Stunden war. Als ich die Augen öffnete, war es dunkel; das Schloß schien im Schlaf zu liegen. Meine Kammerjungfer schlummerte im Lehnsessel. Eine Weile starrte ich vor mich herum. Ich hatte keine Erinnerung, keinen Gedanken. Plötzlich kam mir das Gedächtniß. Ich fuhre mit der Hand an die Stirn, frage mich, ob ich eine Stunde oder einen Tag geschlafen, ob es Abend oder Nacht ist. Ich springe auf. Meine Füße zittern. Ich trete an's Fenster, sehe den Mond über der Hofkirche stehen, blicke auf die Uhr,

überzeuge mich, daß sie acht zeigt, rüttele an meiner Kammerjungfer, rufe: „ich will angezogen sein," und falle wieder auf's Sopha zurück.

Meine Kammerjungfer machte mir ernstliche Vorstellungen. Ich hörte nicht auf sie. „Sie sind krank, gnädiges Fräulein," sagte sie, „Sie denken nicht an sich. Soll ich nicht die Gräfin Tiedemann holen?" Ich verbot es ihr, ließ mir absichtlich ein ganz einfaches Kleid geben und hörte doch nicht ohne inneres Vergnügen, als mir die Kammerjungfer sagte: „Ich weiß nicht, wie Sie's machen. Sie sind krank und blaß, Sie tragen einen ganz gewöhnlichen Anzug und sind doch wunderhübsch."

Die Prinzessin war im Begriff, zur Herzogin zu gehen, als ich bei ihr eintrat. Sie empfing mich sehr gütig. „Meine beste Rudolphszell," rief sie, „ich bin glücklich und betrübt zu gleicher Zeit. Der Prinz reist morgen. Aber in zwei Monaten kommt er wieder und dann ...." sie sah mich mit leuchtenden Blicken an. „Sie müssen mir noch heute versprechen, daß Sie mich nun und nie verlassen

wollen. Auch der Prinz wünscht das. Sie sollen meine Oberhofmeisterin werden," setzte sie lächelnd hinzu. „Zum Hofmeistern haben Sie ohnedem Talent!"

Ich küßte ihr die Hand, um einer definitiven Antwort auszuweichen. Nie war der Prinz heiterer, geistreicher, als an jenem Abend. Der Gedanke, daß sein Billet in meinen Händen, gelesen, vielleicht erhört war, mochte zu dem Feuer beitragen, mit dem er sprach. Er elektrisirte den ganzen Hof.

Man kam auf italienische Kunstwerke zu sprechen und die Prinzessin bemerkte, daß ich ein Kästchen besäße, das sicher von Benvenuto Cellini herstamme, so vollendet sei es. Ich war mit Blut übergossen. Des Prinzen Augen leuchteten.

Er beurlaubte sich ziemlich kühl. Schon an der Thür glitt sein Blick über mich hin, als wollte er sagen: „Ich erwarte Sie." Ich schwankte. Absichtlich blieb ich länger als gewöhnlich, in der Hoffnung, daß der Prinz, des Wartens überdrüssig, den grünen Saal, durch den mein Weg mich führte,

verlassen würde, doch drang die Prinzessin selbst auf Gehen. So entfernte ich mich mit zitternden Füßen, mit Händen, an denen der Tod rüttelte, mit einer von fürchterlicher Beklemmung zusammengeschnürten Brust. Am Eingang des Saals blickte ich spähend umher. Alles schien still und düster. In jedem Augenblick konnte der Prinz zu mir aus den Säulen treten. Plötzlich knisterte der Fußboden und vor mir stand nicht der Prinz, dessen Schatten ich in der Ferne bemerkte, sondern wie eine gespenstische Erscheinung Sternheim, der mit ungewöhnlich lauter Stimme sagte: „Erlauben Sie mir, daß ich Ihnen den Arm biete." Wie eine fürchterliche Trunkenheit durchzuckte es mich. Das Schlagen meiner Adern, die convulsivische Spannung meiner Nerven war fürchterlich. Neben meiner Erregtheit war Sternheim's Ruhe wie die des Eismeers. An meiner Zimmerthür verbeugte er sich. „Rechnen Sie immer auf mich," sagte er mit anscheinender Galanterie. „Ich sah Ihnen Ihre Beklommenheit bei der Prinzessin an. Ich wollte mich überzeugen,

ob Sie die Kraft hätten, den weiten Weg allein zurückzulegen." Ich reichte ihm zitternd die Hand. Ich wollte ihm danken, ich vermochte es nicht. Aber tief im Innern empfand ich etwas, das wie Glaube an Himmelsfügung, wie Errettung aus heimlicher Gefahr war. Das machte mich schüchtern, vielleicht weich. Am andern Morgen schon, als der Prinz in aller Frühe fortgeritt war, erschien Sternheim's Diener mit einem schönen Strauße Blumen und der Frage nach meinem Wohlergehen. Unter anderen Verhältnissen hätte ich die Blumen und den Gruß gleichgültig bei Seite gelegt. In diesem Augenblick rührte mich die Sendung, weil ich die Nothwendigkeit eines Schutzes empfand. Was sollte auch aus mir werden, wenn ich, die Prinzessin in ihre neuen Kreise begleitend, immer wieder Erschütterungen, wie dieser letzten, ausgesetzt war? So kühl, so schattenhaft war ich nicht, um in mir auf einen eisernen Widerstand zu bauen. Im Gegentheil fühlte ich tief im Innern, daß unsere Tugend viel mehr von den Verhältnissen, als von uns selbst

abhängt. Wer das nicht zugiebt, iſt entweder unwahr oder hochmüthig. Wohl war der Drang nach Glück in mir, wohl fühlte ich, daß auch ich lieben, im Auge der Welt ſogar ſchön könnte, aber eben deswegen trieb es mich, ewige, eherne, unüberſteigbare Schlagbäume aufzuführen, dieſen bitteren Seligkeiten zu entfliehen, mich meiner Mutter, meiner Vergangenheit, und ſollte man an die Schwärmerei glauben.... Otto's würdig zu zeigen. Sternheim's Theilnahme that mir wohl. Sie bedeckte mich mit ſanften, weichen Flügeln. Sie führte mich von dem weichenden Boden meiner Umgebung auf ein feſtes Stück Erde. Nicht mir, meiner Mutter, Gott war ich Gehorſam, Geduld, Beharrlichkeit ſchuldig. Was ich verſprochen, mußte ich halten. So ließ ich es denn geſchehen, daß Sternheim ſich immer eifriger um mich bemühte.

In dieſer Zeit ritt die Prinzeſſin oft mit ihm und mir ſpazieren. Ich zweifelte durch die Art und Weiſe, wie Sternheim ſich mir gegenüber betrug, nicht einen Augenblik, daß er eine herzliche Neigung

für mich empfände, dennoch beschleunigte ich seine Bewerbungen durch kein Wort, durch keine Bewegung. denn ich hatte jene Gelassenheit, welche Prüfungen mancherlei Art geben, ließ das Schicksal an mich herankommen, stemmte mich nicht dagegen, lockte es nicht herbei. Eines Tages aber drang die Prinzessin von Neuem darauf, ihr nach ihrem künftigen Wohnort zu folgen. Wir ritten grade spazieren und Sternheim hörte, als sie mir sagte: „Sie müssen mit mir gehen, Sie dürfen mich nicht verlassen, liebe Rudolphszell.“ Das gab ihm Veranlassung, als der Herzog sich zu uns auf dem Rückweg gesellt hatte und die Prinzessin an ihres Vaters Seite war, mir zuzuflüstern: „Man sagte Ihnen, Sie müssen. Es ist ein hartes Wort. Darf ich ein weicheres hinzufügen, darf ich eine Bitte wagen?“

Ich horchte.

„Ich bin,“ sagte er nach einer Pause, „allein auf der Welt; es ist mir von meinen Verwandten und Freunden so viel wie nichts geblieben. Meine

Mutter habe ich nicht gekannt. Keine Seele intereſſirt ſich für mich, keine Sympathie zieht von mir zu einer andern, kein Weſen, das, ſähe es mich traurig, mir ſagen könnte: was haſt Du? Die Vergangenheit iſt mir eben nicht lieblich geweſen. Meine Gegenwart iſt etwas wüſt. Meine Zukunft könnte leicht ſehr trübe ſein. Das Alles würde aber durch ein Wort von Ihnen plötzlich verändert ſein. Bleiben Sie hier!"

Ich ſchwieg. Ich hielt das Pferd einen Augenblick an. Wir befanden uns an einem Abhang, der mit Felsſtücken beſäet war und deſſen Schatten ſich in dem daneben hinziehenden Strom auf eine ſeltſame Weiſe abzeichnete. Ungeduldig rief Sternheim: „Nein dürfen Sie ſagen, aber mich durch Schweigen martern, iſt grauſam!"

„Habe ich denn geſchwiegen?" fragte ich und reichte ihm die Hand. „Mir war, als hätte ich Ihnen ein leiſes Ja zugerufen"

Er bedeckte meine Hand mit Küſſen.

„Wenn Sie aber," begann ich nach einer be-

wegten Pauſe, „unter dem Gefühl, das ich Ihnen gegenüber habe, etwas Heftiges verſtehen, wenn Sie Leidenſchaft erwarten . . . .“

Ich vollendete nicht, ſondern blickte auf die Prinzeſſin, die uns weit vorangeeilt war. Sternheim war bewegt. „Ich bin thöricht,“ ſagte er, „in Sie dringen zu wollen.“

„Ach!“ entgegnete ich im Weiterreiten, „ich habe ſo früh gelernt, mich zu beherrſchen, daß kein Gefühl bei mir die Oberhand gewinnen wird.“

„Glauben Sie, daß ich Sie glücklich machen werde?“ rief Sternheim zärtlich.

„Das glaube ich,“ entgegnete ich ruhig, „und eben deshalb hoffe ich, daß auch Sie es ſein werden.“

Wir ſprachen dann von meinem Vater. Ich ſchrieb, um ſeinen Segen zu erbitten, redete mit der Tiederſtein und der Herzogin, hielt aber vor der Prinzeſſin des Prinzen wegen die Sache noch geheim. Die Tiederſtein freute ſich meines Entſchluſſes, ob ſie mir auch bemerkte, daß meiner Heirath mit

Sternheim Herzenswärme abgeben würde. „Sternheim," sagte sie, „ist ein Mann, der aus dem Leben einen Handel macht. Er thut immer nur Etwas für Etwas, nie das Gute einzig um des Guten Willen. Was ihm fehlt, ist nicht der Verstand, das Urtheil, die Lebensklugheit, aber das Gemüth, das der Schwerpunkt im Menschen ist. Er wird immer durch's Leben *gehen*, nie über dasselbe hinweg*fliegen*. Thätig wird er sein, doch nie Thaten vollbringen."

„Wann fordert das Leben Thaten?" fragte ich melancholisch, „Thätigkeit aber will es immer," setzte ich mich selbst beruhigend hinzu, als die Herzogin mir wehmüthig auf meine Bitte um Entlassung entgegnete: „Es wäre mir ein großer Trost gewesen, Sie mit der Prinzessin in neuen, ganz ungewohnten Verhältnissen zu wissen. Sie wären ihr eine Stütze geworden; sie plötzlich ganz allein, ganz selbständig zu sehen, ängstigt mich. Sie aber für sich selbst thun gut, zu heirathen. Die nächsten, die innigsten Bande sind auch die natürlichsten. Dies

Aufgeben des eignen Willens für den fremden ist das, was die Weiblichkeit in uns am meisten befriedigt. Ich wünsche Ihnen herzlich, mütterlich, Glück!" Sie reichte mir die Hand. Ich preßte sie bewegt an meine Lippen. Gerade als der Prinz wieder angelangt war und die Anstalten zur Vermählung getroffen wurden, erhielt ich einen Brief meines Vaters mit der Nachricht, daß ihm ein Sohn geboren sei. Ich gestehe, daß dieser Brief auf mich einen schmerzlichen Eindruck machte. Ich saß da mit trocknen Lippen, mit starrem Auge; ich mußte alle Augenblicke zu meinem schmerzlich gepreßten Herzen: „still, still!" sagen, wenn ich den Jubel meines Vaters über den kleinen Stammhalter neben der ganz kühlen Erwähnung meiner Heirath hielt. Ich kam mir wie in Nebel gehüllt vor, zwischen den hindurch die Gedanken: „Auch dies Band ist zerrissen, auch hier bist Du einsam," feurig hindurchblitzten. Nie erheischte eine Lage mehr Kraft als die meine; denn Tag ein, Tag aus, forderte sie immer das Eine, das Bittere: Selbstverläugnung. Ich hatte

Momente von Trübsinn, von Schwermuth, von Heftigkeit, deren ich mich schämte und die ich doch nicht überwinden konnte. „Wenn der Prinz nur erst fort und ich verheirathet wäre," dachte ich, indem ich mir den Kopf mit beiden Händen hielt, und ein andermal flüsterte mir der Geist der Versuchung zu: „Aber Du sollst auch lieben, sollst auch glücklich sein!"

Abends war ein kleiner Cercle bei der Herzogin. Ehe er begann, ging ich zur Prinzessin, um ihr meine Verbindung mit Sternheim anzuzeigen. Sie war sehr bewegt, fast gereizt. „Ich wußte es wohl," seufzte sie, „daß Sie mich nicht begleiten wollten. Wie hätte ich auch so thöricht sein können, das zu erwarten, daran zu glauben."

Ich suchte sie zu besänftigen. Es gelang mir nicht. „Nein," sagte sie, „Sie haben mich nie geliebt. Liebten Sie mich, Sie würden mir folgen."

Ich senkte den Kopf vor diesem ungerechten Vorwurf. Es schwebte mir auf den Lippen, wie wenn ich hätte sagen müssen: „grade weil ich Sie

liebe, begleite ich Sie nicht," aber ich unterdrückte dieſe Regung des Selbſtgefühls, da ich fühlte, daß, wenn die Prinzeſſin zu denen zählte, die nur in den erfüllten Wünſchen Hingebung und in dem Nein Liebloſigkeit ſehen, es an mir nicht war, den Schleier geheimnißvoller Gefühle zu lüften. Ein herber Augenblick blieb mir noch übrig, der, wo bei der Herzogin meine Verbindung mit Sternheim vor den Anweſenden bekannt gemacht wurde. Der Blick, der von dem Prinzen zu mir herüberflog, war fürchterlich. Liebe, Verzweiflung, Haß, Alles war in dieſem einzigen Auf- und Niederſchlag der Augen. Ich bebte. Es war mir, als müßte ich zuſammenknicken. Galt es doch für mich in einem Alter, wo Alles im Menſchen gährt, wo die heißeſten Gefühle lodern, wo die Athemzüge der beklommenen Bruſt nach unbekannten Dingen ſtreben, das Herz abdorren zu laſſen, es zu tödten. Wo konnte ich hoffen, Befriedigung, Ruhe zu finden? Wo war das Glück, das ich geträumt, der Engel, dem ich folgen durfte? O Gott, warum erſchien mir die

Liebe wie ein Wunſch, der nie erfüllt, wie der Durſt, der nie geſtillt wird? Wohl hatte ich das Eden erblickt, wohl war mir das Gewiſſen durch heroiſche Entſchlüſſe durchglüht, aber als ich des Prinzen Blicken begegnete, wußte ich, wie Gefühl und Jugend dem eiſernen Kreis, den ich um ſie gezogen hatte, zu entſchlüpfen ſuchten. Vergebens! Der Gefangene, der mit unſäglicher Mühe ſeine Handeiſen durchfeilt und im Augenblick, wo er an Freiheit glaubt, von ſeinem Henker gepackt wird, kann nicht von tieferm Schmerz als ich ergriffen werden. Ich war neben, nicht im Glück. Ich verſuchte mich ſtark zu machen, riß mich empor, aber war wie der Deſerteur, der weder Fahne noch Officier hat, ich ging allein meinen Weg, von nichts angelächelt, von nichts angezogen.

Zwei Tage darauf war die Prinzeſſin vermählt und abgereiſt und ich Sternheim's Frau.

* *

*

Sternheim blieb Hofmarschall. Die ersten Tage und Wochen vergingen in einem dämmernden Zustand, der erst allmälig der Reflexion Platz machte.

Ich will aufrichtig sein. Ich schreibe diese Bemerkungen nicht als Beiträge zur Etikette, sondern als Lebenserfahrungen. Ich will aufklären, wo möglich bessern, und deshalb gestatte man mir, die volle Wahrheit zu sagen.

Mein Gatte war ein schöner liebenswürdiger Mann und sehr aufmerksam für mich, aber den Schwerpunkt seines Charakters, das Gemüth, die Stelle zu treffen, wo er menschlich, gut, einfach, natürlich war, schien mir unmöglich. Zuerst schob ich es auf die Vergangenheit. Ich sagte mir, daß er unter einem kalten Stern geboren, vom Zufall wie ein Meeresvogel erzogen, von der gemüthlichen

Seite noch nicht angeregt, noch nicht berührt worden sei. Hatte er doch nur das geliebt, was ihm diente und das gehaßt, was ihm entgegenstrebte, war heftigen Gefühlen Unterthan, goß in Alles seine Persönlichkeit, die zum Erschrekken selbstisch war, fühlte sich abgestoßen und angezogen, verschwendete ohne Poesie und ohne Würde ein kräftiges, vollsaftiges Leben, verschwendete an vorüberrauschenden Genüssen eine Energie und eine Originalität, die um so größer waren, als er sie durch Gedankenblitze, durch augenblicklichen Enthusiasmus zu verklären wußte. So urtheile ich jetzt, wo das Leben hinter mir liegt. Damals war ich trotz meiner Selbständigkeit doch noch unerfahren und legte oft die brennende Hand an die Stirne, um Aufschluß über Sternheim's räthselhaftes Wesen zu bekommen. Er war Militair gewesen, war glatt an Formen, eine Salonerscheinung, aber innerlich wenig gebildet. Vom armen und unbekannten Adligen, was er gewesen, hatte seine schöne Gestalt ihn zum Hofmarschall geführt. Seine Zukunft hing

an einem Haar, an einem Zufall, und ein Zufall, eine kleine Fingerbewegung, ein Nichts hatten ihn wohlhabend, ſtolz, angeſehen gemacht. Eine Laufbahn war ihm offen, der er ſeine beſten Kräfte weihen konnte. Aber, ich bemerkte es bald, er wußte wenig, hatte keine Wiſſenſchaft mit Nachdruck ſtudirt, beſaß nur Leichtigkeit und Uebung, einen heißen Kopf und ein kühles Herz. Ja, er hatte Feuer, aber jenes, das nie Großes vollbringt, nie fruchtbar iſt, glaubte nicht an das Gute, fühlte, mir ſchien es ſo, keine Ehrfurcht für erhabene Schöpfungen, war ehrgeizig, nur ehrgeizig, nichts als ehrgeizig. Wie ein Meteor mußte er auftauchen und untergehen. Als Hofmarſchall ſagte man von ihm, er ſetze Muſik und Malerei wie Faſanen vor. Und wirklich war Sternheim ein Geſchmacksmenſch; er hatte Liebhabereien. Die zu befriedigen, war die Hauptangelegenheit ſeines Lebens. Er liebte, ſich mit dem Publikum und das Publikum mit ſich zu beſchäftigen, mit viel Lärm die Künſtler aufzuſuchen, das Theater ewig in Blokadezuſtand

zu verſetzen, von ſich, von ſeiner Thätigkeit reden zu machen. Mit einem Wort, die beherrſchende Empfindung ſeines Innern war das Scheinweſen. Dem freilich konnte er am beſten durch ſeine Stellung genügen. „Ich will lieber, daß man über mich lacht, als daß man gar nicht von mir ſpricht," konnte er ſagen. Dabei wußte er ſich wenig mit ernſten Dingen zu beſchäftigen, tändelte, arbeitete nicht. Immer waren ihm Reſultate lieber als Anſtrengungen. Mehr aufflackernd als fühlend, kühn aber unvorſichtig, hatte ſeine Art und Weiſe dramatiſche Effecte, möchte ich ſagen, das heißt viel Willenskraft, aber keine wahre Empfindung. Nie war er von dem Ernſt des Lebens durchdrungen. Immer nahm er es fragmentariſch; er kannte weder ſeine Steigerung, ſeine Entwicklung, noch ſein Geſammtes. Hingeriſſen von dem Gedanken, Aufſehen zu erregen, hatte er ſeine Kraft gleich beim Antritt ſeines Amtes verſchwendet. Bei der geringſten Gelegenheit wollte er Glanzpunkte haben. Alle Glanzpunkte gleichen ſich. So wußte man ihn bald aus-

wendig. Was der Gesellschaft an Wissen abgeht, entschleiert ihr der Instinct. Dies große Kind will unterhalten, will erregt werden. Es liebt das Flitterwesen. Eine gewisse Zeit ist es damit zufrieden, dann, wenn man ihm das Wahre zeigt, weiß es zu vergleichen und zu verstehen. Sternheim hatte das, was die Welt und die Franzosen "vogue" nennen; er wußte gut zu Pferde zu sitzen, war ein tapferer Degen, tanzte vortrefflich, blendete mehr als daß er für sich einnahm, erhielt sich eine Zeitlang in günstiger Meinung und enttäuschte dann die, die mit ihm in nächste Berührung gekommen waren. Bei den ersten Erfahrungen, die ich an Sternheim's Charakter machte, überkam mich ein schmerzlicher Schauer und ich mußte mich fragen, ob ich träume oder wache, Wahrheit oder Lüge athme. „Was habe ich ihm gethan, daß er mich nach wenig Tagen oft ganz übersieht, oft gar nicht zu kennen scheint?" dachte ich mit tiefer Beklommenheit. Und daß der Ehrgeiz an ihm nagte, daß der ihn kalt, undankbar, zerstreut machte, das erkannte ich erst später.

Ein Ehrgeiziger nährt ſich von krankhafter Eitelkeit, denkt nur an Selbſtbefriedigung, arbeitet nur, um ſich zu berauſchen, hat alle Kleinlichkeiten, alle Launen, alle Lächerlichkeiten der Gefallſucht. Das iſt der Charakter der meiſten Männer. Es giebt einige ſeltene Ausnahmen, ſie ſind ſo verdienſtlich, daß man ſich vor ihnen beugen, ſie wie Weiſe des Morgenlandes verehren ſollte. Sternheim war leider keine dieſer Ausnahmen. Als ich ihn nach und nach beurtheilte, war es mir zuerſt, als begänge ich ein Verbrechen. Ich beſtrebte mich, demüthiger, chriſtlicher zu werden; es rief in mir: „Aber es iſt nicht möglich, Sternheim iſt kein Egoiſt, ich muß ihn zurückhalten, muß mit ihm reden.“ Und wenn ich redete, verſtand er mich? Tauſendmal empfand ich die Nadelſtiche einer Lage, wo ich, den Tod im Herzen, lächeln, höflich ſein, repräſentiren mußte. Unmittelbar nach der Abreiſe der Prinzeſſin wollte ich Sternheim meinem Vater in Schöningen vorſtellen. Bis dahin war ich im Schloſſe wohnen geblieben. Unſere Abreiſe war beſtimmt, als ein

kleines Geſellſchafts-Theater uns einige Tage länger zurückhielt. Ich hatte eine Rolle übernehmen müſſen und geſtehe, daß ich die furchtbare Aufgabe der Schauſpieler begriff, die, an die Forderungen des Publikums gebunden, verurtheilt ſind, ihre eigenen Gefühle zu unterdrücken, um den Gefühlen Anderer zu gehorchen. Dieſe Vorſtellung war mir ein wahrer Gräuel. Ich hatte eine komiſche Rolle, mußte mir Mühe geben, ſcherzend, leicht, liebenswürdig zu ſein, und empfand zwei oder dreimal, daß mir Thränen in der Bruſt ſaßen. Hinter den Couliſſen fiel ich in Ohnmacht. Der Arzt gab mir Tropfen. Sie regten mich zu einer nervöſen, fieberhaften Kraft auf. Als Sternheim mich lachen hörte, kam er an mich heran. „Du biſt ja ganz ausgelaſſen!“ ſagte er ſarkaſtiſch. „Ja ich bin ſehr ausgelaſſen, ſehr heiter,“ erwiederte ich mit einer ſo zitternden Stimme, daß er mich erſtaunt anblickte und in unſer Zimmer zurückgekehrt, nochmals darauf hindeutete. „Was hältſt Du von unſerm Glück?“ fragte er mit fürchterlicher Kälte, und als ich ſchwieg: „ich

für mein Theil denke, daß es Dir etwas ſchwer geworden iſt, meine Frau zu werden. Mit einigem guten Willen wirſt Du Dich jedoch gewöhnen."

Sternheim war erſchreckt über das krampfhafte Schluchzen, das mir in der Bruſt tönte. „Nun, nun," ſagte er gutmüthig, „es iſt nicht ſo böſe gemeint." An demſelben Abend fuhren wir nach Schöningen.

Der Nebel, der während des ganzen Tages über der Landſchaft geſchwebt hatte, träufelte in feinen Regenſtrömen hernieder. Die Landſtraße war öde. Die Natur ſchweigſam. Man hörte nur das Toben des angeſchwollenen Fluſſes, der ſeine Ufer beſprützte. Es war eine jener Nächte, die dem Schmerze Stacheln giebt, worin die zartorganiſirten Seelen ihr Schickſal in der Trauer um ſich, in den Wolken leſen. Nachläſſig, im Wagen zurückgelehnt, horchte ich auf Sternheim's Athemzüge, der ruhig und gelaſſen ſchlief. Als wir über die Brücke von Schöningen fuhren, hatte ich ſo fürchterliches Herzklopfen, daß ich zu erſticken glaubte. Da war der

See, der Wald, die Pfarrerwohnung, das Schloß, die Treibhäuser, da wehten die Gardinen in meiner Mutter Zimmer, da war Alles, was ich geliebt hatte, äußerlich unverändert, innerlich ſo ganz anders. Mein Vater ſtand auf der Schloßtreppe. Wie gealtert ich ihn fand! Wie viele Furchen der Gram über dieſes Geſicht gezogen hatte! Nach den erſten Bewillkommnungen führte er mich zu meiner Stiefmutter. Ehe ich zu ihr gelangte, hatte ich Gelegenheit, die Veränderungen im Innern des Schloſſes zu ſehen. Aus der ſonſt großen und freilich ſehr kalten Vorhalle war ein Vorzimmer und dann der Speiſeſaal gemacht worden. Mit Fresken geziert, hatte er im Hintergrunde eine Vertiefung und in dieſer Vertiefung ſtand eine Marmorſtatue von einem neuen Meiſter. Sonſt war der Saal leer und Sternheim bemerkte, angenehm durch dieſe Anordnung berührt, daß es ein großer Irrthum ſei, wenn man lange Reihen von Statuen in eigene dazu erbaute Gallericen aufſtelle. „Eine Statue, die mit Geſchmack in einem Wohnzimmer, oder in einem

Speisesaal steht, bietet mehr Genuß als diese Massen von Marmor, die meistens sich in unbewohnbaren und kalten Räumen befinden," sagte er. Und einen Augenblick später fügte er hinzu: „Wer kann ganze Sammlungen von Kunstwerken sich gewähren? statt daß auch der Wohlhabende sich eine Statue oder eine Büste kaufen kann!" Worauf mein Vater entzückt mir die Hand drückte und mir zuflüsterte: „Du hast einen sehr verständigen Mann."

Bei diesen Worten traten wir bei meiner Stiefmutter ein. Sie war umgeben von Gemälden und Blumen, in einem neu eingerichteten Zimmer, mit der Aussicht auf den mit Orangenbäumen besetzten Rasenplatz, auf einer Ottomane, im eleganten Morgennegligee, den schlafenden Kleinen in der mit dem Rudolphszellischen Wappen gezierten Wiege neben sich. Bei meinem Eintritt erhob sie sich langsam. Ich war so bewegt, daß ich mich fast unbewußt in ihre Arme warf. Sie erwiederte meinen Gruß ziemlich kühl, wandte sich zu Sternheim und fing ein langes Gespräch mit ihm an, indeß mein Vater

mir hinter den ſeidenen Gardinen den Sohn zeigte. Ich kann nicht ausdrücken, wie der Anblick dieſes Kindes auf mich wirkte. Es waren die Züge meines Vaters in verkleinertem Maaßſtabe; es waren die Rudolphszellſchen Hände, das charakteriſtiſche Grübchen im Kinn und es war doch auch das Geſicht meiner Stiefmutter, ihr kaltes Lächeln, die Form ihrer ſtechenden Augen! Sie mochte den ſtürmenden Gedanken, der von dieſer Wiege zu dem Grabe meiner Mutter flog, beobachtet haben, denn ſie ſchlug mir vor, mich auf mein Zimmer führen zu laſſen. Hier fand ich Alles wieder, wie ich es verlaſſen, bis auf den van Dyk und den Wiener Flügel, der zu meiner Stiefmutter hinüber gewandert war. Da war noch der kleine Lehnſeſſel und davor der Tiſch, die Vertiefung im Fenſter und die Ausſicht auf den ſtillen See. Gewiß hätten mich dieſe Räume in ihrem Anblick noch tiefer bewegt, wenn nicht Sternheim ſich unwillig auf's Sopha geworfen und ausgerufen hätte: „Dein Vater giebt unerhört viel aus!“

„Laß ihn,“ erwiederte ich gereizt. „Wir brauchen ſeine Unterſtützung nicht!“ Er ſah mich mit weit aufgeriſſenen Augen an. Indem trat mein Vater ein. Im Nu war Sternheim's Geſicht geglättet, das Lächeln um ſeinen Mund wiedergekehrt, ſeine Stimme ſanft und melodiſch. Ich ſchritt von Ueberraſchung zu Ueberraſchung. Ich glaubte Alpdrücken zu haben, als ich mich wie zertrümmert unter dem Schutte dieſes zuſammengeſtürzten Gebäudes ſah! Von wie vielen Gedanken ward ich beſtürmt, wie breitete ſich vor mir die Zukunft wie ein Dorngeſtrüpp aus! Bei jedem Schritt erblickte ich neue Wüſten, in jedem Augenblick fühlte ich mich wie jene Kinder, die Napoleon der mütterlichen Pflege entriß, um ſie im Schnee waten, an die Kugeln ſich gewöhnen, ihren Charakter unter dem paſſiven Gehorſam des Soldaten reifen zu laſſen! Niemand hat je eine Ahnung davon gehabt, wie theuer ich in meinem Leben jede Freude erkauft habe, wie viele ſinnzerſtörende Anſtrengungen mir Dinge koſteten, die Sternheim's Intereſſe waren, wie er

ſchadenfroh lächelte, wenn etwas von mir Unternommenes nicht gleich gelang, wie er ſich und nur ſich das Gute, das ihm wurde, aneignete, wie viele Zurückhaltung ich nöthig hatte, um ſeine Klagen dann anzuhören, wenn ich unter der Laſt, ihm die Stunden angenehm, die Luft wohlig, den Weg blumenreich zu machen, faſt erlag. Wenn ich das Glück hatte, mit ihm in Geſellſchaft zu ſein, ſo verlöſchte Alles. Dann war er liebenswürdig, geiſtreich. Er wäre im Stande geweſen, zwölf Meilen weit her mir eine koſtbare Blume zu holen und konnte ſich nicht in ſo weit beherrſchen, mir das Leben angenehm zu machen. In dem heißen Wunſche nach Frieden hatte ich ihn gleich von vorn herein daran gewöhnt, mich als ſein Opfer anzuſehen. Vielleicht hätte ich durch einige Schmeicheleien das Uebergewicht erhalten können, aber es ekelte mich an, zu dieſer Rolle herabzuſteigen. Wie die Göttin der Gerechtigkeit, ſo eiſern hielt ich das Gleichgewicht und fühlte mich innerlich doch überſtrömend, doch zärtlich! Um mich zu tröſten, ſagte ich mir,

daß die Liebe eine unheilbringende Ausnahme in der Ehe iſt, daß ſie wie die Blumen verwelkt und wie die großen Freuden eine trübe Zukunft hat, wenn ſie eine hat. Iſt doch das wirkliche Leben der Brenneſſel gleich, die ohne Sonne, zwiſchen Steinen bleich emporſchießt, ein mühſames ſich Emporhalten, ein troſtloſes Verdorren!

Als ich einen Gang mit meinem Vater durch die Treibhäuſer und in den Park machte, ſprach er mir ſehr vertraulich von ſeinen Angelegenheiten. Durch die Geburt des Sohnes und den Anſpruch auf das Majorat hatte er die Nothwendigkeit, ſich glänzender einzurichten, empfunden. Durch Bauten, Reparaturen im Schloß, ſchlechte Erndten gedrängt, hatte er Hand an Capitalien gelegt, die meine Mutter ſorgſam gepflegt hatte. Mein Vater war von ſeinen Sorgen ſo erfüllt, daß er in der Moos-hütte in einen Strom von Klagen ausbrach und mit den Worten ſchloß: „Für Dich bleibt nichts, ſo viel wie nichts. Ich bin unfähig, Dir Dein mütter-

gegnete mein Vater, „hat weniger als nichts, hat Schulden. Gerade durch die Verbindung mit mir hat er ſich zu heben gehofft. Jetzt, wo ich ſein Schwiegerſohn bin, kann ich ihn nicht ſinken laſſen. Ich bin genöthigt, ihn mit mir emporzuhalten. Es ruht jetzt Alles auf dem Kleinen. Lebt er, ſo bin ich durch das Majorat und Du mit mir geborgen. Stirbt er, ſo weiß ich in der That nicht, was beginnen.“ Er ſeufzte tief. Indem wurden wir zu Tiſche gerufen. Ich erſtaunte, hier ſechs gallonirte Bedienten, eine Maſſe Silberzeug, ein von einem franzöſiſchen Koch angerichtetes Mittagseſſen zu erblicken. Der Contraſt mit dem eben Gehörten war zu ſchreiend, ich konnte nicht umhin, meinem Vater die Bemerkung zuzuflüſtern, daß mit einigem guten Willen viel erſpart werden könne. „Ich habe eine junge Frau,“ erwiederte er, „und will die Namen Rudolphszell und Blankenheim in Ehren halten.“

„O Himmel,“ mußte ich denken, „heißt das einen Namen in Ehren halten, wenn man einen Schild, der innerlich wurmſtichig geworden iſt, mit dieſem

falſchen Golde beſchlägt?" Es überkam mich eine Schwermuth, die ich an dem Grabe meiner Mutter ausbauchen wollte. Die Mondesſichel ſchwamm am Himmel, als ich den See entlang in's Dorf ſchritt. Die Bauern grüßten ſchüchtern; ich erkannte einige und blieb ſtehen, um mich nach Dieſem oder Jenem zu erkundigen. Es ſchien ſie Wunder zu nehmen. „Seitdem die neue Baronin da iſt, iſt Alles anders," ſagten ſie gutmüthig. „Ach! die neue Baronin iſt ſehr ſtolz. Die alte war ſo gut."... Mir traten die Thränen in die Augen. „Ja, die ſorgte für uns, an der hatten wir eine Mutter!" Unter dieſen Eindrücken trat ich in den Friedhof. Wucherndes Gras überall. Das Geländer um das Grab tief eingeſunken. Der Leichenſtein mit Unkraut bedeckt. Der Name Rudolphszell verwiſcht. Ich ſchlug die Hände übereinander. Ein Eiſesſtrom durchſchauerte mich. Da fingen die Abendglocken an zu läuten und von fernher tönte der Geſang der heimkehrenden Schulkinder, daß es mir war, als wäre ich plötzlich um fünf Jahre jünger geworden

und meine Mutter ſähe mich mit ihrem tiefen fragenden Blick an. Ich ſank auf die Kniee. Ach! daß mein Vater nicht an mich gedacht, mein Vermögen mit dem ſeinen verſchwendet hatte, konnte ich verſchmerzen, nicht das, daß keine liebende Hand das Grab meiner Mutter gepflegt hatte. Es war mir nicht möglich, das nicht meinem Vater zu ſagen. „Der Ausgaben ſind ſo viele,“ .... ſagte er entſchuldigend!

Unſers Bleibens auf Schöningen war unter dieſen Umſtänden nicht. Sternheim war ſehr verſtimmt über dieſe Verhältniſſe. Ich trug ſeinen Aerger ſtillſchweigend. Ich konnte nichts dagegen, nichts dafür thun. Hatte ſich mein Mann in meinem Reichthum getäuſcht, ſo ſollte er es wenigſtens nicht in meiner Perſon gethan haben, dachte ich und ſtrengte mich an, auf der Rückreiſe ihm ein heiteres Geſicht zu zeigen.

Es war Abends, als wir vor unſerm neueingerichteten Hauſe, dicht beim Schloſſe, vor dem Thore hielten. Sternheim hatte gewünſcht, daß ich

es nicht eher, als bis es fertig wäre, beſichtigen ſollte. So war ich in Wahrheit überraſcht, den Wagen in eine Allee einbiegen, vor einem Blumenberg vorbei, der mit Drathkörben voll Schlingpflanzen und Monatsroſen geſchmückt war, vor dem wenig hohen, aber deſto geräumigern Hauſe halten zu ſehen. Die vorſpringende Halle, die das Dach hielt, hatte das Anſehen einer Terraſſe. Einige Stufen, die mit Aloes und Orangenbäumen geziert waren, führten hinan. Alle Zimmer waren zu ebener Erde. Vom Vorzimmer aus ging man rechts und links in verſchiedene Gemächer, worunter mich die kleine Bibliothek beſonders anzog. Mit Glasſchränken umſtellt, waren die Zwiſchenräume durch Spiegel geziert, die dem Gemach einen lieblichen Ausdruck der Leichtigkeit und Ruhe gaben. Die Fenſter gingen bis tief zur Erde herab; die orangegelben Vorhänge trugen zur Heiterkeit des Orts bei. Da ſah ich im Durchgehen auch: Schiller, Goethe, Wieland, Herder, Leſſing, und manche Neuere, die in ihren Werken und Büſten aufgeſtellt waren. Ich

konnte nicht umhin, Sternheim meine Freude darüber auszudrücken. „Ich glaubte gleich," ſagte er geſchmeichelt, „daß Dir die Bibliothek gefallen würde. Einzig leid iſt mir, daß das Nachbarhaus ganz nahe an unſern Garten ſtößt, und daß Du unmittelbar von der Bibliothek in fremdes Eigenthum ſiehſt. Es war nicht zu ändern. Du mußt Dich darein finden!"

Ich lächelte. Als wenn ich ſo verwöhnt, ſo anſpruchsvoll geweſen wäre! Nach meinem dunkeln Hofdamenzimmer kam mir dieſe Wohnung ohnedies wie ein Eden vor. Ich konnte den Morgen nicht erwarten, um mein neues Reich in Augenſchein zu nehmen! Ganz ſtill fühlte ich mich, als ich aus meinem Schlafzimmer in die Bibliothek trat und, vom Sonnenſchein umwebt, hinaus in den Blumengarten, deſſen Hauptduft Heliotrop war, blickte. Dieſe kleine unſcheinbare Blume war von jeher mit ihrem berauſchenden, tiefeindringenden Duft meine Lieblingsblüthe geweſen. Nun kam mir ihr Geruch wie ſüße Schmeichelei vor. Einige Kaſtanienbäume ſtiegen

hoch empor. Daneben trennte den Garten ein Gitter vom Nachbar und ſeitwärts zwitſcherten die Vögel in einer einſamen Cypreſſe. In der Ferne zogen ſich die Gebirge und zu ihren Füßen der Fluß hin, und über das Alles ſtrahlte die Morgenſonne, wie wenn es Frühling wäre. Sie hatte ihre ganze Kraft zuſammengenommen, um mit ihren matter wirkenden Strahlen den nahenden Herbſt mit ſeinem aufſteigenden Nebel zu verſcheuchen. Ein lauer Wind blies von Süden her, ſchüttelte die Bäume und der in der Nacht gefallene Regen fiel in klaren Tropfen auf den Raſen nieder, indeß durch das Kaſtanienlaub der blaue Himmel ſchimmerte und der nahe Kirchthurm einſam, ſtolz und melancholiſch in die Höhe ſchoß.

Ich ſaß am Fenſter, die Stirn auf die Hand gelehnt. Wie kam ich dahin? Wie war ich in dieſe Verhältniſſe, zu Sternheim, in dies Haus getreten? Er that, als hätte er ſich durch dieſe letzte Aufmerkſamkeit von den Pflichten ſeiner Liebe gleichſam abgekauft. So ſchön Alles war, es befriedigte mich

nicht, und wehmüthig das Bild unſrer unglücklichen Ehe vor Augen, blickte ich zum Fenſter hinaus. Da weckten mich fröhliche Stimmen aus meiner Betrachtung. Im Nachbarsgarten war es laut geworden. Eine jugendliche Geſtalt, die mir den Rücken kehrte, ordnete den Frühſtückstiſch. Sie war weiß gekleidet, das Haar ganz ſchlicht nach hinten gekämmt, eifrigſt beſchäftigt, den Caffee zu bereiten. Zuweilen klopfte ſie ganz luſtig an die Maſchine, damit das Waſſer ſchnell durchlaufe, oder rührte mit einer Nadel an der Spirituslampe, um ſie heller brennen zu machen; dann blickte ſie zu den Fenſtern hinauf und rief mit heller Stimme: „kommſt Du nicht bald, lieb Herz? der Caffee wird kalt!“ Darüber war ein Kind, das neben ihr auf der Bank gebettet war, wach geworden. Es war ein wunderlieblicher Knabe mit rothen Pausbacken und großen ſchwarzen Augen, der ſeine Arme ausſtreckte und das Geſicht zum Weinen verzog. Die Mutter ließ ihm aber keine Zeit dazu, ſondern hob ihn empor, ſagte ſchmeichelnd und liebkoſend: „Der

Papa kommt", und lief diesem zwei Schritte mit dem Kinde auf dem Arm entgegen. Nun änderte sich die Gruppe. Der Erwartete kam näher. Auf den ersten Blick hatte ich ihn erkannt. Es war Otto, umgeben von seiner Frau, die ich nun im Profil erkannte, und seinem Kinde, angestrahlt von seiner schlichten Natur, mit dem geheimnißvollen, verschleierten Blick voll Milde, Leid und Frieden. Ich wich erschreckt zurück. War es in der That nicht etwas Seltsames, das mir diesen Mann in diesem Augenblick in dieser Nähe verführte? Sollte meine durstige Seele sich satt an dem Bilde trinken? Wollte der Himmel mir in mein dürftiges, dunkles Leben Goldglanz streuen? Oder sollte ich wiederum erfahren, daß das Glück da sei, wo ich es nicht suchen, nicht finden durfte? Ach, ich trank einen bittern Kelch, indem ich hier verglich, hier mein Lasein an das seine hielt. Nicht daß ich Otto liebte, aber weil ich fühlte, daß ich nicht dahin gehörte, wo ich war, daß auch ich an's Kreuz geschlagen sei. Glücklicher Otto! Dreifach glücklich

kein Weib! Glücklich die, die die Seele frei haben, frei lieben können, rief es in mir. Die Erinnerungen warfen mir wie Engel Küſſe und Blumen zu! Ich mußte in meinem Verſteck, hinter meinen orangefarbenen Gardinen weinen, als Sternheim eintrat. „Wo biſt Du denn?“ fragte er eilig. Und als er mich am Fenſter, den Blick auf die Gruppe gerichtet, ſah, rief er: „Das iſt eine Idylle für Dich; gelt, der Baurath Hartwig hat ſich da ein Plätzchen ganz nach Deinem Geſchmack gewählt?“

Ich trocknete ſchnell meine Thränen, begleitete Sternheim bis an die Thür, wo er ſich in den Wagen warf, um nach Hof zu fahren, kam zurück in die Bibliothek, ſchloß das Fenſter, ließ das Rouleau hinunter und gelobte mir feierlich, nie wieder in das verlorene Paradies zu blicken. Ob ich litt? Ob ich traurig war? Es giebt einen Schmerz, der wie Thau auf der Seele liegt, der ſie ſtärkt, der ſie erfriſcht, der Poeſie, fruchtbare, treibende Poeſie iſt, einen, der ausgeſprochen, ausgeklagt werden kann. Aber es giebt auch einen

Schmerz, den man tief verſchließen, ſorgſam in den Eingeweiden wie einen Schatz verſenken muß, einen Schmerz, der nicht verzehrt, aber erſtarrt, der keine Thränen, Träume oder Klagen hat, der wacht, immer wacht, des Morgens, des Abends, immer! Ein ſolcher Schmerz war in mir. Was mich am tiefſten drückte, war Mangel an Häuslichkeit. Vermittelſt ſeines Amts war Sternheim beſtändig am Hofe und ich ſelbſt lebte in einer Abhängigkeit, die ſehr peinlich war. Sonntags und Donnerſtags mußte ich unbedingt, wenn ich mich nicht gradezu in's Bett legen und krank melden laſſen wollte, bei der Herzogin erſcheinen. Selten daß es mir vergönnt war, mit Sternheim bei mir allein zu eſſen, ſeltner noch, daß wir einmal einen Abend miteinander verlebten. Immer klapperte das große Triebrad kleiner Verpflichtungen. Alle die zarten Freuden einer angehenden Haushaltung blieben mir fremd. Konnte ich den Gatten nicht einmal bei mir bewirthen, wie viel weniger die Freunde. Ich war entweder allein oder in der großen Welt. Zwar hätten die, die

nicht in's Innere geblickt und vor meinem Hause in den Morgenstunden an zwölf elegante Equipagen stehen sahen, sagen können, daß ich in Glück, in Glanz, in Huldigung schwelgte, aber wie weit war ich vom Glück entfernt! Nicht mir huldigte man, nicht diesem strebsamen, nach Ausbildung ringenden Herzen, sondern der Gattin des Hofmarschalls, der ehemaligen Hofdame, die Protectionen, Stellen, Orden erwirken, die Mode angeben, erzählen konnte, ob der Herzog heiter oder traurig, die Herzogin gesund oder krank sei. Seit meiner frühsten Kindheit hatte ich folgende Situationen geträumt: Ich sah mich Besitzerin eines Landgutes, sah mich an der Spitze eines Haushalts, in dem ich wirken, an der Seite eines Mannes, den ich lieben konnte. Ich sahe wie Julie von Jordan, in meinem Lieblingstrauerspiele Werner oder Herz und Welt, als sie im zweiter Act dieser tiefempfundenen Dichtung den Unmuth ihres Gatten durch Schilderung eines idyllischen Zusammenlebens zu verscheuchen sucht. Waren die Frühstunden der Arbeit, dem

praktischen Leben geweiht, so gehörte der Abend dem Höhern und uns. Da las mir der Geliebte beim Scheine der Lampe vor, da schwebten selbander die Gemüther in heiteren Regionen. Da wurde Alltags die Einsamkeit und Sonntags die Nachbarschaft gepflegt. Oder ich ging weit, weit spazieren, athmete die Frische der Luft, den Arom der Blumen, ritt oder fuhr, je nachdem .... von all' diesen frommen Träumen war mir nichts geworden, nichts als die Sehnsucht darnach, ja hätte ich Sternheim davon gesprochen, er hätte mich im Contrast mit seinen positiven Ansichten ein Landgänschen, eine sentimentale Kopfhängerin gescholten. Täglich gab es, besonders da es Winter war, Einladungen aller Art, eine langweiliger als die andere. Diners wechselten mit Abendgesellschaften. Bälle mit Dejeuners dansants. Schon deswegen, daß ich immer an meinen Anzug denken, hier immer etwas Neues, Geschmackvolles erfinden mußte, weil Sternheim darauf besonders hielt und unwillig war, wenn ich dasselbe Kleid zweimal trug, war diese Art Gesellig-

keit eine Last, ein sinnverwirrendes, erschöpfendes Treiben. Das Terrain, auf dem wir uns bewegten, war sehr klein. Wollte ich einmal zu Hause bleiben, so entstanden daraus Empfindlichkeiten, die schwer zu tragen waren. Unter dem Vorwand, schon eingeladen zu sein, konnte ich mich nicht losmachen, denn alle Welt wußte, wo getanzt, gesprochen, gegessen wurde. Unwohlsein durfte ich auch nicht vorschieben, denn ich hatte eine gute Gesundheit und mein Aussehen strafte mich Lügen. So entbehrte ich der einfachsten Freiheit, die alle größeren Städte geben, konnte nicht nach Gutdünken zu Hause bleiben oder in Gesellschaft fahren, sondern mußte Sonntags zur Herzogin, Montags zur Frau von Liebheld, Dinstags zu Goldsterns u. s. w., ein wahres Opfer gesellschaftlicher Tyrannei, so fest von seinen Krallen gepackt, daß ich nicht los konnte. Dazu zahllose Anforderungen von Reisenden und Künstlern, die, alle an den Hofmarschall empfohlen, von diesem eine freundliche Aufnahme erwarteten und oft in einen Zeitpunkt fielen, wo ich glaubte,

mich ſelbſt zerreißen zu müſſen, um dieſe zu befriedigen. Das ging ſo eine Weile fort, bis Sternheim eines Morgens zu einer ganz ungewöhnlichen Stunde erhitzt zu mir kam. Er hatte eine Audienz beim Herzog gehabt und von dieſem ſehr harte Vorwürfe über die Hofverwaltung und die nicht zu erſchwingenden Ausgaben erhalten. „War Herr von Falke dick und unbehülflich," hatte der Herzog geſagt, „ſo war er wenigſtens vernünftig und ordnungsliebend, verſchwendete nicht, ſondern wußte den Anſtand mit der Sparſamkeit zu paaren." „Das heißt," hatte Sternheim entgegnet, „daß Euer Hoheit finden, daß ich von meinem Amte nichts verſtehe?" — „Die glänzende Parthie wohl, das Anordnen, das Repräſentiren, das in Scene Setzen gewiß, aber nicht das Berechnen, das Aneinanderfügen . . ." war die vielleicht begründete Antwort geweſen. Sternheim, von dieſem Vorwurf getroffen, ehrgeizig, daher gereizt, hatte raſch um ſeinen Abſchied gebeten und ihn . . . erhalten.

Er erzählte mir das mit flammenden Augen,

mit Worten, in denen der beleidigte Stolz mit dem Gefühl der innern Würde stritt, mit einem Ausdruck der Verzweiflung, der mir durch's Herz fuhr. Ich saß gerade vor meinem Schreibtisch, er hatte sich neben mich auf ein Tabouret geworfen. Mit beiden Händen die seinen fassend, mit liebender, zum erstenmal in Strömen aus meinem Herzen sich über ihn stürzender Sorge stellte ich ihm die Grundlosigkeit seiner Trauer, die lachende, für mich anziehende Seite dieser Lage vor. Ich sprach ihm von meiner Liebe zum Landleben, von der Wonne, endlich im Besitz einer geregelten Häuslichkeit zu sein; ich sagte ihm, daß mein Vater leicht zur Uebergabe eines kleinen Gütchens zu bewegen sein würde, ich schilderte ihm mit glühenden Farben ein Leben, wo er dann ehrgeizig glücklich sein würde. Sternheim unterbrach mich, indem er aufsprang, mit der Faust auf den Tisch schlug, daß das porcellanene Tintenfaß umstürzte und ein schwarzer Strom sich langsam vom Tische herab auf mein Kleid und den Teppich ergoß, und rief mit einem Zorn, wie ich

ihn noch nie an ihm bemerkt hatte: „Du glaubst also, daß ein solches Leben mir genügen könnte! Pegasus und Esel ... vortrefflich. Nein, je unzarter sich Dein Vater mir gegenüber gezeigt hat, je weniger er die Pflichten zu erfüllen weiß, die ihm obliegen, je weniger werde ich sein Gnadenbrod annehmen. Nur eine kleine Seele kann so klein von mir denken!“

Ich war erschreckt aufgestanden, jetzt sank ich laut weinend in das Sopha. „Aber was willst Du denn beginnen,“ fragte ich, trostlos die Hände ringend. Sternheim schwieg, aber er ging mit so schweren Schritten im Zimmer einher, daß ich wohl sah, wie Gedanken gleich Centnern sich an ihn gehängt hatten. Indem ward geklopft. Unser ältester Diener trat schüchtern herein. Er trug einen Brief. Sternheim hatte ihn schon ergriffen. „Man wartet,“ sagte der Diener. Sternheim winkte zum Hinausgehen. „Ein Brief vom Herzog,“ bemerkte er mit leiser Stimme, indem er sich zu mir in das Sopha wühlte. Von finster, verzehrt, was seine Züge gewesen waren, wurden sie licht, wie der Him-

mel, wenn die Wolken abwärts ziehen. „Ha!“ rief er entzückt, „derſelbe Menſch der mich zu ſeinen Füßen hätte vor Demüthigung und Haß ſterben ſehen können, ernennt mich plötzlich, unaufgefordert zum Geſandten am * * ſchen Hofe!“

Ich erſchrak tödtlich. Mit ſtarren Augen, mit tonloſer Stimme, hatte ich nur die Kraft, ihn zu fragen: „Du nimmſt die Stelle doch nicht an?“ Mit ſchwindelndem Uebermuth lachte er mich aus. Ich verſtummte. Ich fühlte wohl, ich mußte ruhig ſein, ich konnte mich nicht gegen das Schickſal, nicht gegen dieſe Verſchlingung ſtemmen. Und doch wie zitterte ich bei dem Gedanken, dem Prinzen zu begegnen? Wie drückte mich die Ahnung möglicher Kämpfe. Was mir Muth und Vertrauen gab, war eine ſelige Hoffnung. Ich fühlte mich Mutter .... Das war mein Schild. In dem Gefühl ſchwammen alle Empfindungen zuſammen, in dieſer Seligkeit verging alle Furcht, öffnete ſich mir der Born von Freuden, aus dem ich trinken, an dem ich mich ſtählen konnte! Ich verſuche

dieſe inneren Ereigniſſe in Worte zu rahmen, aber wie wenig genügt das Wort in dieſem Meer von Empfindungen! Die Leiden des heiligen Auguſtins, die zwei Jahre dauerten, füllen hundert Bände aus. Wir ſelbſt erleben oft innerlich ſo viel an einem einzigen Tage, daß wir drei, ſechs, zwölf Bände damit füllen könnten. Giebt es Grenzen für dieſe geheimnißvolle Welt? Sind in ihr nicht Gedanken, Erſchütterungen, Freuden, Schmerzen, erfüllte oder zertrümmerte Hoffnungen ſo zahllos, daß ſie an ſich ſchon ein ganzes Daſein bilden? Bis dahin war meine Erwartung eine ſtumme geweſen. Plötzlich ſchien das unſichtbare Weſen zum Leben erwacht. Es zitterte in mir, es rief zu mir, es nannte mich Mutter. O welch ein Schauer unendlicher Dankbarkeit gegen Gott! Welch ein neuer, wichtiger Abſchnitt in meinem Leben! Ich kam mir geheiligt, von der Vorſehung wie auserkoren, geſchützt gegen jegliche Gefahr, glücklich, beneidenswerth vor.

Die Anſtalten zur Abreiſe nahmen mir viele Zeit, doch wollte ich die Stadt nicht verlaſſen, ohne

Hartwig's Frau beſucht zu haben. Ich wählte dazu eine Stunde aus, wo Otto nicht zu Hauſe war. Ihn wollte ich nicht wiederſehen. Seine Frau kam mir ſehr erfreut entgegen. Eine fröhliche Stille webte in den drei Zimmern, die geöffnet nebeneinander lagen. Das erſte war ein kleiner Salon, in deſſen Mitte ein Flügel ſtand, darauf neben Noten eine Flöte; das zweite war Otto's Arbeitszimmer, mit Schreibtiſch und Bücherſchränken. Das dritte war das Schlafkabinet. Nirgends war eine Spur von Luxus oder anderer Ueberladung, nirgends jene tauſend Nutzloſigkeiten, die in Gläſern, Bronzeſachen, Porzellanfiguren beſtehen und die entweder zerbrechen oder verſtäuben. Ueberall herrſchte eine geſuchte Einfachheit, eine Einheit und Sorgfalt, die ſehr angenehm anſprach. Madame Hartwig gehörte ganz genau zu dieſer Umgebung. Auch ſie war einfach, aber wie erkannte ich, daß ſelbſt an und für ſich unbedeutende Naturen an der Seite ausgezeichneter Männer ſich aufranken und bilden! In den wenigen Jahren,

daß ich ſie nicht geſehen hatte, war ſie von der Jungfrau zur Gattin und von der Gattin zur Mutter herangereift. Sie hatte ſich ſeeliſch entwickelt, war urtheilsfähig, wenn auch nicht geiſtreich geworden. Ihre Augen, die früher ſchön aber ohne Ausdruck geweſen waren, hatten ſich verklärt. „Können Sie ſich wohl," ſagte ſie mit lieblicher Vertraulichkeit, „eine Ehe vorſtellen, wo das ganze Uebergewicht von Energie, Urtheil, Bildung, auf Seiten des Mannes und auf Seiten der Frau nur Liebe und Unterwerfung iſt? So iſt es mit uns, mit Otto und mir. Ich habe ſehr gut gefühlt, daß, indem er mich heirathete, er auf Vieles verzichten, ſich durchaus rein von Eitelkeit halten mußte. Aber ich habe auch erkannt, daß der enge Kreis, den er um ſich gezogen hat und aus dem wir nicht heraustreten, jenes Heer von Verzweiflungen, Opfern, verborgenen Schmerzen ausſchließt, an dem die meiſten Herzen brechen. Wir leben ſehr ſtill. Auf die Geſellſchaft hat Otto verzichtet. Ich bin ohnedem an's Haus gefeſſelt und paſſe nicht für ſie.

Der Morgen gehört meines Mannes Geſchäften. Der Abend gehört mir. Da lieſt er mir vor, oder erzählt mir, da ſitze ich an ſeiner Seite, indeß der kleine Schreihals ſchläft."

Sie holte das Kind. Es machte eine Bewegung, wie wenn es zu mir wollte. Ich nahm es auf den Arm, herzte es, dann riß ich mich los. „Des Himmels Segen über Sie," rief ich gerührt und war mit zwei Schritten wieder drüben in meiner ſchon leeren Wohnung. Immer auf mich gewieſen, mußte ich auch hier allein prüfen, allein wählen, mußte ich Anordnungen treffen, mußte von den ökonomiſchen Rückſichten bis zu den kleinlichſten Verhältniſſen Alles überſehen. War Frau Hartwig wie der Epheu, der ſich an die ſtarke Eiche klammert, ſo war ich die Senſitive, die ſich zitternd bei jeder Berührung in ſich verſchließt.

Eine kleine Annäherung zwiſchen Sternheim und mir trat während der Reiſe ein, wo wir drei Tage hindurch im Wagen geſperrt bei ſchlechten Wegen Vieles beſprachen, was zwiſchen uns bisjetzt nicht

berührt worden war. Ich hatte ihm Eins abgelauscht, was ihn weich machte, wenn ich mich in Schatten und ihn in's Licht stellte. Ich that es auch diesmal und war glücklich, als mir Sternheim sagte: „Wir beginnen nun eine andere Lebensart. Ich werde mehr mit Dir sein. Du hast noch Vieles zu erlangen, bist unkundig der Menschen, denn nicht aus Büchern lernt man sie kennen, sondern aus schwer erkaufter Erfahrung. Erst mußt Du überlegen, dann urtheilen. Das was ich an Dir auszusetzen habe, ist eine gewisse Härte, die aus übertriebenem Rechtlichkeitsgefühl fließt. Du hast einen gerechten Charakter. Das ist aber nicht genug. Du mußt Dir auch einen liebenswürdigen anzueignen wissen."

„Ach!" antwortete ich, „das was Du mir sagst, habe ich oft selbst gedacht. Das kommt daher, weil ich wohl viele Freude, aber noch kein Glück genossen habe. Ich habe eine Stütze nöthig. Jetzt werde ich sie in Dir finden, jetzt wo Du weniger für Andere, mehr für mich leben kannst!"

Er ſah mich mit halben, faſt ſpöttiſchen Blicken an. „Alſo das iſt's ...“ ſagte er nach einer Pauſe. „Alſo das plagt Dich; alſo auch Du leideſt an dem allgemeinen Uebel, an der Langeweile.“

Ich erſchrak. Mit Thränen im Auge fragte ich: „Iſt Bitte um Schutz ein Zeichen von Langeweile?“

„Von innerer Leere, von Mangel an Charakter,“ warf Sternheim hin und pfiff gleichgültig ein Lied, indeß ich mich zerknirſcht aus dem Wagen bog.

Die Reſidenz, unſer künftiger Wohnort, die Wiege ſo großer Leiden und Freuden, lag vor mir. Im bläulichen Winterduft ſchwammen die Kuppeln der Kathedrale, in ſchweren, ſteinernen Maſſen ſtiegen die Häuſer aus der Tiefe am Horizont herauf. Zwiſchen zwei mächtigen Bergen brauſte ein Strom hinab. Unmittelbar an der Stadt bildete er einen Hafen. Es war ein herrlicher Anblick. Je näher wir kamen, deſto mehr entwirrte ſich das Bild. Die Stadt war mit Spaziergängen umgeben. Alles ſchien mir nach einem freiern, größern Zuſchnitt eingerichtet. Ich athmete tief auf, als wir durch

das mächtige Stadtthor auf die breiten Straßen rollten. So weit die Augen sahen, schöne, regelmäßige, palastartige Gebäude, elegante, sich kreuzende Equipagen, dahin sprengende Ordonnanzen, die sich dem Schlosse, vor dem die Parade aufgestellt war, zuwandten. Mitten in die schmetternden Trompeten der Cavallerie hinein tönte Sternheim's Jubel, der sich gar nicht genug an diesem Glanz, an dieser Bewegung, an dieser Schönheit ergötzen konnte. „Hier weht doch einmal eine andere Atmosphäre, als bei uns," sagte er, sich die Hände reibend. „Hier kann man sich ausbreiten, im größten Style leben . . . ."

Ich seufzte, dennoch fühlte ich mich angenehm angeregt, als im Gasthof mir jener Comfort entgegenkam, den nur größere Städte Deutschlands kennen und in dem man die Ermüdung der Reise, die Abwesenheit des Eigenthums vergißt. Die erste Nachricht, die der geschäftige Kellner auskramte, war, daß der Erbprinz Tags vorher nach England abgereist sei. Sternheim, der sehr gern schwatzte,

ließ ſich Manches erzählen, indeß ich in das flackernde Kaminfeuer blickte und in der Abweſenheit des Erbprinzen eine mich ſtärkende Beruhigung fand. Indem kam auch ſchon eine Meldung der Prinzeſſin, die Frage nach meiner Geſundheit und der Wunſch, mich wo möglich heute noch zu ſehen. Ich ſagte bewegt zu. In ihrem kleinen prunkloſen Cabinette ſtürzte ſie mir unter tauſend Thränen zitternd, bleich, ein Bild des Grams, entgegen. „Ach, daß ich Sie ſo wiederſehen muß, Sie, die beſte, treuſte Freundin meiner Jugend," rief ſie ſchluchzend, indem ſie beide Arme um meinen Hals warf und ſich mit einer Leidenſchaft ausdrückte, die mich ſtaunen machte. „Wie habe ich mich nach Ihnen geſehnt, wie Sie herbei gewünſcht!"

„Aber was erſchüttert Sie denn ſo?" fragte ich befangen, ſie betrachtend, die kräftiger, voller, fraulicher geworden war.

„Was mich erſchüttert?" rief die Prinzeſſin. „Sie fragen? Sie wiſſen nichts? So wie Sie

mich ſehen, bin ich verlaſſen, ſtehe ich allein!“ Ein Strom von Thränen unterbrach ſie wieder.

„Ihre Briefe,“ ſagte ich verwirrt, ablenkend, „waren ſo fröhlich, enthielten ſo glänzende Berichte ...“

„Meine Briefe!“ entgegnete die Prinzeſſin, „meine Briefe! Wer glaubt an Briefe? Wer hat in Briefen je die Wahrheit geſagt? Wer dürfte in meiner Lage kühn genug ſein, ſchriftlich ein Bild ſeines Innern zu entwerfen? Sehen Sie, das iſt es ja, was fürchterlich iſt, daß ich immer glücklich, lächelnd, fröhlich ſcheinen muß, daß ich nie das ſagen kann, was hier arbeitet, hier tödtet.“ Sie deutete auf ihre Bruſt, dann fuhr ſie, ihre kalten Hände in die meinen legend fort, mir ein Bild ihrer Stellung zu entwerfen. Ich theile es mit; denn ich will ja das Glück der großen Welt ſchildern! Seit ſechs Monaten verheirathet, hatte ſie gleich in den erſten Tagen kaltes abſtoßendes Weſen von Seiten des Erbprinzen zu erdulden gehabt. „Ich liebte ihn,“ ſagte ſie weinend, „ich liebte ihn ſo, daß ich mein Leben für ihn hingegeben hätte, aber

daß er mich gar nicht beachtete, machte mich bitter, reizte mich, Kälte für Kälte, Schroffheit für Schroffheit zu geben. Es ſchlichen ſich Misdeutungen aller Art zwiſchen uns, Misdeutungen, die zu Bergen anwuchſen. Die Etikette, die der Erbprinz walten ließ, erdrückte mich. Ich hatte ein ganz anderes Bild der Ehe vor Augen gehabt, als mir die Wirklichkeit bot. Ich hätte gefallen mögen und misfiel; hätte mich anlehnen mögen und war allein. Von der Oberhofmeiſterin, die ſehr geſchäftig war, erfuhr ich, wie viel der Prinz, der Hof überhaupt an mir auszuſetzen hatten. Es machte mich muthlos. Können Sie ſich denken, daß ſogar meine Haare mir zum Vorwurf gemacht werden! Und was bitterer als das iſt," .... ſetzte ſie leiſe hinzu, „was mich am tiefſten kränkt, iſt" .... ſie ſtockte. Ich errieth, was ſie ſagen wollte. Eine fürſtliche Schwiegertochter, die keine Kinder, keinen Thronerben zur Welt bringt, iſt in gewiſſem Sinne das unglücklichſte Geſchöpf von der Welt. „Geſtern," fuhr ſie fort, „reiſ'te der Prinz ab. Für wie lange Zeit ....

ich weiß es nicht. Er hat zu große Anstalten für diese englische Reise gemacht, daß ich fürchte, seine Abwesenheit wird sich in's Unendliche hinausziehen."

Sie weinte wieder. Was sollte ich ihr antworten? Ich suchte sie von ihrem Schmerze abzuziehen, ihr von der Herzogin, von ihren Familienverhältnissen zu erzählen. Sie hörte kaum darauf. Sie war so verletzt, daß sie sich wie Jemand ausnahm, der ein Grab bauen und sich darin lebendig verschließen will. Gab es auch einen bitterern Schmerz? Bis zur Abreise des Prinzen mochte die Aermste gehofft, sich getäuscht haben. Sie hatte sich in's Geheim geschmeichelt, daß er ihr diese Demüthigung vor der Welt nicht zufügen würde. Wie der Verurtheilte, so hatte sie auf Gnade gehofft, bis zum letzten Augenblick. Immer schien es ihr, als müßte er sie mit der Einladung, ihn zu begleiten, überraschen, als triebe er ein grausames Spiel, aber als der Wagen dahinrollte, als es nach dem Lärm des Abfahrens ganz still wurde, begriff sie, daß Alles verloren sei, Alles ..... Ihr Schmerz glich dem

langſamen Fließen eines Stroms. Sogar ihr Anzug, auf den ſie früher viel gehalten hatte, war vernachläſſigt. Ihre Haare waren in Unordnung. Ihre Bücher, ihr Clavier blieben unangerührt. Es kam ihr nicht in den Sinn, ſich zu zerſtreuen. Man ſah es ihr an, außer der einen Angelegenheit war ihr Alles gleichgültig. Sie hatte im Rauſche ihre Arme nach einem unerreichbaren Etwas ausgeſtreckt und fühlte ſich erwacht — fürchterlich allein. Ich geſtehe, daß ich ſehr niedergedrückt, in einer durchaus elegiſchen Stimmung von der Prinzeſſin nach Hauſe kam und mich lange, lange nicht zu faſſen wußte. „Das iſt alſo Fürſtenglück," mußte ich mir ſagen, „das iſt die ſo oft beneidete, ſo oft beſchriebene Seligkeit der Großen?" Und einen Augenblick darauf geſtand ich mir, daß die Rolle einer Frau ſich nicht allein auf die Liebe beſchränkt. Es giebt Hingebungen, Opfer, Thaten, die über den Herzensanſprüchen ſtehen. Und überhaupt iſt die Liebe die Hauptangelegenheit des Lebens? Umſonſt verſuche man, ſich zu vereinſamen, in einem einzigen Weſen

Alles ewig zu finden. Das Herz lebt nicht durch eine Pulsader allein. Das Dasein bedarf verschiedener Nahrung, mannigfacher Anregung. Eigensinnig an der Sonnenseite hangen, ewig im Lichte schwimmen wollen, bringt Uebersättigung, bringt den Tod. Dennoch konnte ich nicht umhin, die Prinzessin sehr beklagenswerth, sehr arm in diesem Hangen und Bangen, in diesem Streben und nicht Erringen zu finden.

Und doch war ich ärmer als sie, tausendmal ärmer! — Ich fasse hier zusammen, was das Ergebniß mehrer Jahre ist. Ich beuge mich rückwärts, um noch einmal den Weg, den ich gewandelt, zu überblicken; ich sehe nochmals alle Schmerzen, alle Freuden, alle Kämpfe, alle Entschlüsse, alle keimenden und wieder niedergetretenen Wünsche, wie sie kamen und gingen, sich an mich heranwagten und wieder abfielen. Ich sammle meine Kraft zu den schmerzlichen Betrachtungen. Es ist mir, als müßte ich noch einmal mein Haupt der Dornenkrone des Lebens, der düstern Ergebung, entziehen. Ich blute

von Neuem, zittere, fühle eben ſo heftig den Schmerz, als die Wonne des Daſeins, empfinde wieder, daß, wenn die Begeiſterung des Augenblicks Thaten ſchafft, dieſe Thaten oft nachwirkend zu eiſernen Ketten werden.

Der Himmel hatte mir raſch nach einander zwei Töchter geſchenkt. Sie hätten mich glücklich gemacht, mich ſchadlos für vieles Entbehrte gehalten, wenn ich nicht in Sternheim das bittere Gefühl, keinen Sohn zu haben, zu bekämpfen gehabt hätte. Bei der Geburt des erſten Mädchens hielt er ſich noch. Es war etwas Neues, Ungewohntes, das ihn weich, hingebend, freundlich machte. Er herzte und küßte das kleine Weſen, ſchien ſich zu vergeſſen, ſuchte Aehnlichkeiten und kam dann, mir einige liebevolle Worte zu ſagen. Aber als das zweite Töchterchen geboren ward, verſchloß er ſich und erſchien erſt einige Stunden nachher, um mir mit verſtörtem Geſichte Glück zu wünſchen. Seine ganze Geſtalt war gezwungen, ſeine Rede abgebrochen. Ich war ſo davon ergriffen, ſo verletzt, daß ich, um meine

ſonſt vernünftige Faſſung gebracht, mich tief in die Kiſſen wühlte und, von Fieberfroſt und jäher Hitze geſchüttelt, viele Tage und Nächte todtkrank ward. Das rührte ihn wohl nicht. Sein Stammbaum war ihm lieber als ich, war ihm um ſo wichtiger, als ſein Adel jung, von keiner Bedeutung war. Ihr glücklichen Bürgerlichen! Ihr kennt auch dieſe Qualen nicht! Welches das Geſchlecht Eurer Kinder ſei, immer empfangt Ihr ſie liebevoll, zärtlich. Ihr ſeid nicht das Opfer einer erbärmlichen Berechnung, ſeid nicht arm in Euerm Reichthum, ſondern gebt Euch kindlich froh dem hin, was natürlich, menſchlich iſt! Für mich war das größte Glück kein Glück. Für mich floſſen aus dieſer Quelle Gefühle, die unbeſchreibbar, aber bitter waren; ich küßte meine Mädchen im Stillen, ſchickte ſie fort, wenn der Vater kam, verläugnete mich und ſie, und mit welchen Thränen! Heißere ſind wohl ſelten, gerechtere niemals gefloſſen. Doch war das noch nicht Alles.

Sternheim repräſentirte den verwandten Hof,

mußte ein erstes Haus in der Residenz machen, wollte, von Ehrgeiz getrieben, Niemand nachstehen und überzeugte sich doch bald, daß unsere Mittel weit unter seinen Ansprüchen waren. Statt jetzt stille zu stehen, lief er vorwärts, statt nachzudenken, stürzte er sich erst recht eigentlich tief in den Strudel. Mir war das überaus schmerzlich. Ich versuchte, ihm gesundere Ansichten beizubringen, strebte ihn zurückzuhalten. Es gelang mir nicht. Er war wie von unsichtbaren Geistern getrieben, unfähig, einen andern Weg zu gehen. Wie Einige spielen oder sich berauschen müssen, so mußte er Feste geben, immer Feste, bald Diners, bald Abendgesellschaften, bald Bälle. Er blieb nicht einen Tag in häuslicher Stille. Gab es für ihn nicht Zerstreuung im Hause, so suchte er sie außerhalb. Unter diesen Umständen fühlte ich mich natürlich sehr unglücklich. Um den Stachel noch schärfer, die Lage noch bitterer zu machen, kam ich bald in den Fall, meinen Vater um Geld ansprechen zu müssen; ja sogar dazu mußte ich mich hergeben, meiner Stiefmutter schmei-

chelnde Briefe zu ſchreiben. Das war mir das Demüthigendſte; aber ich erlangte, was Sternheim begehrte, erlangte nach und nach mein mütterliches Vermögen, an dem die Seufzer meines Vaters hingen! Ob Sternheim je empfunden, was das für Gefühle für mich waren, weiß ich nicht. Wohl aber erkannte ich ſehr gut, daß jede Geldſendung aus dem elterlichen Hauſe ihn freundlicher, weicher ſtimmte. Ich rechne dieſe Zeit unter die bitterſten meines Lebens. Oft, ſehr oft ſaß ich erſchöpft in meinem ſchweigſamen Zimmer und dachte über dies ſchmerzliche Nichts nach, das man die Weltcomödie nennt. Oder auch, ich ſuchte mit krampfhafter Haſt Beſchäftigung, Arbeit hervor. Aber ich empfand, daß, indem ich mich bewegte oder betäubte, ich nichts an dem innerſten Elend änderte. Ich war zu traurig. Ich erſchrak, wenn ich meine Herzenseinſamkeit überſah. Mitten in dieſen zuſammengewürfelten Ideen und den Frivolitäten, die mich umgaben, wandte ich mich dahin, wohin mich meine Verklärte gewieſen hatte, auf das Brod des Le-

bens, zu der Gnade Gottes. Was mich zu Zeiten ganz kalt gelassen hatte, arbeitete wieder in mir. Es war ein dringendes Bedürfniß erwacht, eine bestimmte Sehnsucht, die mir sagte, daß inmitten dieser Zweifel, dieser Zerwürfnisse, die sich wie schwarze Körper vor mir hinstellten, das Räthsel des Lebens mit seinem Schlüssel dazu verborgen sei. Ich war wie auf einem Schiffe, das ohne Anker und ohne Compaß ist. Glaubte ich einmal ganz nahe dem Hafen zu sein, so war ich ein andermal an Felsenriffen, wie zerschellt. Zu Gott trieb es mich und meine Segel waren vom Geheul des Sturmes zerrissen. Welche Tage, welche Nächte! Welch' heiße Thränen! Welche Irrthümer! Welches Schwanken! Welches Aufschreien zum Höchsten und welches tiefste Stillschweigen! Welche Schwäche! Welche Stärke! Wer mich auf den Spaziergängen, in Gesellschaften, im Theater, das Lächeln auf den Lippen gesehen hätte, gesehen, daß ich kleine Funken mit in das große Feuerwerk der allgemeinen Reden trieb, hätte schwerlich begreifen können, wie

ich mich traurig, unglücklich, verlaſſen fühlte. Zuerſt warf ich einen Blick auf den Grund religiöſer Philoſophie, fand ſie aber leer, leer von dem, was ich wiſſen, erkennen, glauben wollte. Dann verſank ich in poetiſche, verſchwimmende Träumerei, in der mir das Chriſtenthum wie eine künſtleriſche Aufgabe, wie etwas vorkam, das die weichſten Herzensſaiten tönen macht, aber zu wenig oder zu nichts verpflichtet. Nur zu bald erkannte ich, daß eine wankende Baſis nichts trägt, daß ſie kein Stützpunkt, kein wahrer Troſt iſt, daß dem Menſchen ein eiſerner Glaube Noth thut, ein Glaube, der ihn durch's Leben führt und fern von Flitterglanz, von eleganten Draperieen iſt. Ich mußte immer an einen alten Geiſtlichen denken, der meine Mutter auf Schöningen in meiner Kindheit beſucht und deſſen Namen ich vergeſſen hatte. Von dem war es mir, als würde ich Ruhe und Troſt erlangen, denn was er geſprochen, war mir unvergeßlich, war tief eingeprägt geblieben. Aber lebte er noch? Wo war er? Es giebt Unglückliche, die die Vorſehung verläng-

nen, die ihre unmittelbare Einwirkung verwerfen. Aber wer hat nicht, einmal wenigſtens im Leben, einen Lichtſtrahl in ſich fallen, einen Engel erſcheinen ſehen, deſſen Wort ſanft, deſſen Verheißung göttlich war? Ein ſolcher Engel trat zu mir, als ſich ganz unerwartet der alte Prediger Sontink melden ließ und ich in ihm den Geſuchten, den Vermißten, den Halbvergeſſenen erkannte. War es Fügung? Zufall? Sontink näherte ſich mir als ein ehrwürdiger Freund; er öffnete mir ſeine Arme, ſprach wie zu Jemand, den er längſt erwartet, auf den er ſtets gerechnet habe. Er erkundigte ſich vorſichtig nach meinem Leben, nach meinen Verhältniſſen, nach dem, was mir ſeit ſeinem Beſuch geſchehen, wohin mich das Schickſal geführt habe; er fragte mich, ob ich glücklich ſei, ob er mir nützlich werden könne. Ich holte meine Kinder, empfand Schaam, ſo muthlos zu ſein, wollte mein ſtilles Unglück vor einer ſo friedlichen Seele nicht zur Schau tragen und vermochte doch nicht, nicht etwas von dem, was mich ſo furchtbar quälte, vor ihm durchſchimmern zu

lassen. Auch drang sein klarer Blick durch die Thränenschleier in die Tiefe meiner Seele; er berührte leise die Wunde, ließ allmälig das sanfteste Mitleid, das nichts Demüthigendes hatte, über mich leuchten und ermahnte mich, ihn oft kommen zu lassen, ihn nicht wieder zu vergessen. Er hatte immer dasselbe Leben geführt, war immer von einer thätigen, christlichen, unermüdlichen Liebe durchglüht, allen Glaubensstreitigkeiten fremd, oft angeklagt, verleumdet, verketzert, dennoch stets milde, in seinem Wohlwollen unantastbar gewesen. Nie stritt oder verwundete er. Er ertrug Alles und Alle. Zuweilen nur streifte er an eine ganz leichte Ironie, die aber fern von jeder Bitterkeit war. Er war von einer bewunderungswürdigen Einfachheit. Nur die, die ihm ganz nahe standen, erriethen, wie viele Aufopferung unter einer ganz gewöhnlichen Hülle lebte. Mit seinem klaren Verstande wußte er gleich nach den ersten Besuchen, was in mir vorging. Er ersparte mir die immer peinlichen Details: bei ihm bedurfte es des Worts, der Erzäh-

lung nicht. Durch eine bloße Andeutung begriff er eine meiner Lebensphasen. Sein Verständniß war das eines Gemüths, das von Thränen gerührt, sich den Strömungen eines bewegten Lebens nicht entgegenstemmt, sondern weiß, daß die Irrthümer mehr beklagt, als getadelt werden müssen. Als er die tiefe Vereinzelung meines Lebens erkannt, den ganzen Umfang meiner Lage begriffen hatte, war er so von Mitgefühl, so von sanfter Betrübniß durchdrungen, daß es mir schien, wie wenn ich zum erstenmal wahrhaft verstanden war. Ich fühlte mich dem Guten näher, fühlte immer tiefer, daß der Glaube wie eine wachsende Welle mein Inneres überschwemmte. Nicht umsonst hatte ich Sontink gefunden. Gott sendet uns überall Hülfe; seine mächtige Hand weiß aus den Spinnengeweben ein festes Segel zu machen. Eine große Veränderung war in mir vorgegangen. Ich hatte keine Ungeduld, keine Bitterkeit gegen die Menschen, keinen Widerstand den Ereignissen gegenüber. Von der Leuchte der Religion beschienen, kamen mir Prüfun-

gen wie Lehren, die augenblicklichen Siege des Bösen ein Symbol himmlischer Hoffnung vor. Ich erkannte, daß Warten, Warten ohne Schwäche, ohne kleinliche Reizbarkeit oft größer als Handeln ist. Plötzlich aufgeklärt ließen mir meine Schmerzen statt des bittern beißenden Bodensatzes von sonst einen sanften Nachgeschmack. Ich war zufriedener mit mir, versöhnter mit meinem Geschick, blickte durch das Prisma innern Friedens und fühlte mich nachsichtiger, gerechter, eben weil die Gerechtigkeit die Tochter der Liebe ist.

Sternheim stürmte indeß wild vorwärts. Er hatte sich nun einmal vorgenommen, Alle zu überflügeln, Alle zu blenden, und es gelang ihm, gelang ihm so, daß selbst der Hof auf unsere Feste eifersüchtig war. Die Gesandten wetteiferten unter sich. Es war eine Concurrenz eingetreten, die leicht da entsteht, wo die Rennbahn des äußersten Luxus eröffnet ist. Hatte der Pr..... Gesandte sich einen kleinen niedrigen Wagen aus England kommen lassen, so war man gewiß, daß Sternheim einen

Monat darauf eine neuere, schönere Erfindung zu zeigen hatte. Fuhr der .... sche Gesandte mit Apfelschimmeln, so schaffte Sternheim die seinen ab, kaufte Rappen. Der brasilianische Gesandte hatte sich einen Negerknaben zu verschaffen gewußt. Im Nu war es die tolle Mode, Mohren in Diensten zu haben. Die Livreen gaben auch Stoff zu vielen Außerordentlichkeiten. Und nun gar das Innere der Häuser, die immer mehr zunehmende reiche Ausstattung, die bis zu den Plafonds hinauf verzierten Büffets, die Gas- und Wachserleuchtung, die auf eine fast lächerliche Weise betrieben wurde.

Als einmal Sternheim zu mir kam und wir zusammen die Ausgaben der letzten Monate durchliefen, stellte sich ein so erschreckendes Resultat heraus, daß ich nicht umhin konnte, ihm zu sagen: „Ich bin in einer steten Gemüthsbewegung, in einer nicht zu berechnenden Angst, denn ich sehe ganz deutlich, daß Du, was Du angefangen hast, nicht durchführen kannst."

Sternheim war über diese Aeußerung gereizt.

Er warf mir vor, daß ich Wolken, wo keine wären, ſähe.

Ich mußte das beſtreiten, konnte ihm beweiſen, daß meine Beſorgniſſe wohl begründet ſeien, fügte aber beruhigend hinzu, daß ich das Geheimniß, unſere Lebensart fortſetzen zu können, entdeckt zu haben glaubte.

Ganz ſpöttiſch drehte er ſich um, mich um meine „koſtbare“ Entdeckung zu fragen. Ich ließ mich nicht irre machen, ſondern antwortete ihm liebevoll: „Mein Geheimniß iſt einfach. Wir müſſen hinter den Couliſſen die ſtrengſte Oekonomie einführen, müſſen unter vier Augen uns nichts geſtatten, müſſen hier an Alles denken, hier uns nie gehen laſſen, dann wird der Glanz, in dem wir ſchwimmen, wenn auch nicht von ewiger, doch von einiger Dauer ſein.“

Sternheim war betroffen, mich ſo praktiſch, ſo überlegt zu ſehen. Er ſetzte ſich vertraulich zu mir. Wir beſprachen unſere innerſten Zuſtände. Man ſpricht jetzt viel von dem Elend der armen Claſſen

und Ehre jedem Worte, das ihm gewidmet wird, aber es iſt auch etwas Furchtbares um jenen Zuſtand, wo mitten im Reichthum die Armuth herrſcht, wo dem Anſtand die wirkliche Behaglichkeit geopfert wird, wo zwar ſilberne Schüſſeln vorhanden, aber meiſt leer oder dürftig beſetzt ſind. Die Bevorzugten der Erde werden beneidet; man glaubt, daß ſie beſtändig über groſſe Mittel zu gebieten haben, und weiß ſelten, daß es einen Mangel im Ueberfluß, einen Zwang giebt, der alle wirklichen Freuden knickt. Ja, das Glück der vornehmen Welt iſt illuſoriſch! Unter hundert Familien giebt es kaum zehn, deren Stellung im Einklang mit ihrem Einkommen iſt. Immer muß dem Anſtand, dem Schein geopfert werden, immer liegt hier die freie, harmloſe Bewegung in Banden. Zwar wiſſen die Romandichter über Millionen zu gebieten, aber die Wirklichkeit nimmt ſich wie eine Ironie gegen dieſe ſardanapaliſchen Illuſionen aus. Iſt es doch ſchon ſchwer genug zu ſagen, was nothwendig, was überflüſſig iſt: hat doch hier ſchon der kühle Verſtand

Raum genug, um mit lächelndem Munde über die Nothwendigkeit, in ſeidenen Kleidern Kartoffeln in der Schaale eſſen zu müſſen, zu entſcheiden. Was ich Sternheim beſonders verſtellte, war, gleich zuerſt einige Diener abzuſchaffen und bei gewiſſen Gelegenheiten die nun überflüſſig gewordenen Livreen für Miethlinge zu benutzen. Wir kamen dann auf die Reitpferde. Es war mir leicht, den Vorwand, meiner Geſundheit wegen auf das Reiten verzichten zu wollen, zu gebrauchen. Das eine Rappferd ward verkauft. Auch in meinen Toilettenangelegenheiten wußte ich Einſchränkungen zu treffen. Konnte ich öffentlich keine Oekonomie zeigen, ſo konnte ich ſie doch dadurch bewerkſtelligen, daß ich mich öfters zu Hauſe hielt, ſelbſt dann auf Feſte außerhalb verzichtete, wenn ſie mir Freude gemacht hätten, die Kinder ſelbſt unterrichtete, ſo Vieles heimlich leiſtete, für das ich öffentlich zehn Hände gebraucht hätte, und ſo nach und nach den Uebergang zu einer geregelten Sparſamkeit fand, in der für mich eine

neue Phase meines Lebens, das Vertrauen meines Mannes zu mir, aufging.

Als ich heirathete, liebte ich Sternheim nicht, aber ich haßte auf ihn. Nach und nach verwandelte sich dieses Gefühl in eine Art von Scheu. Betrachtete ich ihn aufmerksam, so mußte ich mir gestehen, daß sein Angesicht von durchwachten Nächten, von Gemüthsbewegungen gefurcht, gebleicht, verzerrt war. Bat ich ihn, sich für mich und seine Kinder zu schonen, so nahm er einen scherzhaften Ton an, der mich tief erschütterte. Offenbar fühlte er sich unheimlich. Immer fürchtete ich eine Katastrophe, irgend etwas, das wie ein Unsaghares über unseren Häuptern hing und er weckte in mir eine stumme Angst, einen stets gehobenen, stets gewaffneten Arm erblickte. Das ging so einige Zeit fort. Die Generalzeit war herangerückt und Sternheim bewies wieder sein aus Salpeter und Gas zusammengesetztes Wesen, das für den Dienst, den Ruhm und das Vergnügen ausreichte. Er löste in Wahrheit das Problem, wie man zu gleicher Zeit Ge-

Bräutigam, Gesellschaftsmensch, Ehemann und Junggesell sein kann. Um sieben Uhr des Morgens völlig angekleidet, erwartete er sein tägliches Brod, die Zeitungen, strich, ritt oder ging aus, hatte Conferenzen, machte Besuche, veranstaltete Schlittenpartheien oder Feste, war Abends der Erste und Letzte im Salon. Er war die Menschgewordene Bewegung, die gelungene Unentlichkeit; war Geschichte, Literatur, Politik, war eine lebende Encyclopädie, aber mit tausend Füßen versehen. Um dem größten Herrscher, dem Vergnügen, zu gehorchen, geschah es Sternheim, die Zeit auseinander oder zusammenzuziehen, sich zu entnerven, mehr als vier und zwanzig Stunden im Tage zu finden und doch in diesem Treibjagen deshalb unterzugehen, weil das Vergnügen heißt suchen die Langeweile aber finden heißt. In dem Leben, das ihn umgab, ward die Freude fabrikmäßig betrieben. Er hatte in ihm feierende Neigungen, sinnreiche Phantasien, Geschmack, aber keine Gefühle. Ideen gab es nicht, wohl aber Anekdoten, Geistwitz, Klatsche

reien. Die Höflichkeit verdeckte die Verachtung. Es war ein Mittelzustand zwischen zu viel und zu wenig, ein ausgehöhltes Dasein, eine beständige, nie zu erfüllende Erwartung, eine stehende Langeweile, eine ausgehungerte Sehnsucht. Wie oft hatte ich Gelegenheit, einen tiefern Blick in das Getriebe der großen Welt zu thun und immer mußte ich mir sagen, daß die Meisten in ihr ohne Urtheil sind, von Menschen und Dingen wie der Blinde von der Farbe reden, ein ernstes Gespräch durch ein Wortspiel zerkneipen, die Wissenschaft und den Gelehrten lächerlich machen, das verachten, was sie entweder nicht kennen oder fürchten, sich über Alles hinwegsetzen, glatte Formen haben, auf den Anzug halten, in Friedens- oder Kriegszeiten, in Cholera- oder Nervenfieberperioden reisen, tanzen, essen, wie wenn es keine Mitmenschen und kein Vaterland gäbe. Unter ihnen befanden sich Wesen, bei denen kein Gedanke hafte. Glaubten die Einen viel zu wissen, wissen wenig und versuchen nichts, so fanden sich Glücke, die denen gehen, die nichts bedürfen

und denen entziehen, die nichts besitzen. Einige sind wie zerkratzte Spiegel, die kein Bild mehr aufnehmen. Andere empfangen Alles und werfen es übermüthig zum Fenster hinaus. Alle sind meist vom Egoismus, von dem Wunsch, empor zu kommen, getrieben, suchen ihren Ruhm in Leichtfertigkeiten und fangen mit Impertinenz oder Verachtung an. Hatte ich so betrübende Blicke um mich geworfen, so konnte ich mich einer gewissen Spannung bei der Nachricht, daß der Erbprinz zurückkehren würde, nicht erwehren.

Der Erbprinz! Als ich zwei Jahre zuvor meinen Wohnort gewechselt und mich grade in die Stadt versetzt sah, in die ich am wenigsten hätte des Prinzen wegen kommen mögen, war Alles anders geworden, als ich dachte. Unwillkürlich hatte ich von Möglichkeiten aller Art, von Conflicten geträumt, die ich fürchtete, und war nicht wenig verwundert, den Prinzen abgereist, die Prinzessin unglücklich, mich selbst auf einem ganz andern Standpunkt zu finden. Ich war Mutter geworden und

wie das bei verbildeten Ehen meist der Fall ist, eine leidenschaftliche Mutter; in dem ewigen Schlafdruck meines Lebens war das das Brot des Heils. Alle meine Schläge, alle meine Ärzten waren in der Wiege meiner Kinder. Sie bauten mir in dem brennenden Sand meines Daseins eine grünende, eine kühle Oase. Dies Gefühl war unbegrenzt; es vereinigte in sich alle Gefühle, alle irdischen und himmlischen Hoffnungen. Ich liebte meine Kinder, liebte sie mit all der Heftigkeit, die die Entbehrung, und all der Verzückt, die die Weltkenntnis giebt. Für mich war ihr Anblick der Trost einer jeden Stunde. In ihnen fand sich mein Wesen ergänzt. Gab ich viel, so glaubte ich doch noch mehr zu empfangen. Darin war ich glücklich! Sonderbar! grade als der Erbprinz in wenig Tagen zurückkehren sollte, starb der Landesherr. Die erste Nachricht, die der Prinz auf dem Continent empfing, war der Tod seines erkrankten Vaters. Er kam mit Courierpferden angereist. Alles war in Trauer gehüllt; die Theater waren geschlossen. Man sah sich in

ganz kleinen Gesellschaften. Der Hof empfing nicht. So kam es, daß ich die Prinzessin, jetzt Herzogin, fast nicht und den Prinzen als Herzog gar nicht beim Regierungsantritt erblickte. Desto geschäftiger war Sternheim. Er hatte gleich eine Audienz gehabt und den Plan, in die Dienste des jungen Herzogs und mithin in großartigere Verhältnisse zu treten, fein durchschimmern lassen. Ich bestritt das lebhaft, ich fand diesen Uebertritt ein schreiendes Unrecht; ich sagte mit der mir innewohnenden Ehrlichkeit, daß zu einer andern Fahne schwören sich zum Ueberläufer herabwürdigen hieße. Sternheim lachte mich aus. Je mehr er lachte, desto beklommener ward ich.

Inzwischen war eine große Todtenmesse angeordnet, bei der auf der einen Seite der Kirche der Hof in einer Tribüne und auf der andern das diplomatische Corps Plätze einnahm. Die Feierlichkeit, die dumpfe Stille, die allmälig sich erhebende Trauermusik, die in der Kathedrale anwesende Menge in schwarze Kleider gehüllt, die düsterbrennenden Altar-

lichter, der Katafalk, Alles trug dazu bei, mich in eine Stimmung zu verſetzen, die ich nicht beſchreiben kann, weil ſie zu denen gehört, die der Ewigkeit und Gott näher rücken. Gerade als das Amen geſungen, die Muſik in ihrer ganzen Stärke ſich emporſchwang und die Kirche davon wie erwärmt war, richtete ich das Auge auf die für den Hof erbaute Tribüne und begrüßte zum erſtenmal den neuen Landesherrn. Was ihm früher an Frivolität angeklebt haben mochte, war verſchwunden. Der ganze Ausdruck war ernſt, das Geſicht, von ſchwarzen leicht an den Spitzen ſich färbenden Locken umgeben, mit dem ruhigen kühnen Auge, den hervorſtechenden Zügen, hatte den Stempel der Bedeutendheit; ſeine etwas deſpotiſche Stellung, ſein beſtimmter Gang erhöhte das Bewußtſein ſeiner Kraft. Die junge Landesfürſtin neben ihm war triumphirend. Weder der feierliche Ernſt des Orts, noch die Attribute des Todes, noch die große ſich vor ihr aufrollende Aufgabe eines neuen Daſeins, hatten ſie überhauchen können. Nur die Veränderung

elektriſirte ſie. Als ſie aufſtand und die Tribüne verließ, folgte ihr der Landesfürſt, aber im Fortgehen drehte er ſich um und es war, wie wenn ſein fragender Blick eine Secunde ſich auf mich niederſenkte und ganz milde würde. Ich hatte ſeit dem Auftritt im großen Saale nur wenig Worte mit ihm gewechſelt, es waren Jahre darüber hingegangen und doch wiegten mich dieſe Augenſterne in Träume, die ich ſtill für mich wegſpann, wie Fäden, die zum Himmel ziehen.

Wenige Tage darauf ging ich mit Sternheim im Park ſpazieren. Es war Frühling geworden, die Natur zitterte unter den wohligen Strahlen der Sonne. Duftende Syringenzweige hingen blüthenſchwer zwiſchen hochſtämmigen Linden, die Blumen angeſetzt, noch nicht geöffnet hatten. Die Roſen ſtanden in Knoſpen, der Raſen war mit weißen und gelben Blumen überſäet. Ich genoß mit vollen Zügen den Eindruck dieſes Moments. Alles um mich ſchien dem Punkt höchſter Entwickelung in verſchwenderiſcher Fülle entgegenzureifen. Alles lebte.

Die Landestrauer war ſchon lichter geworden. Statt der langen ſchwarzen Gewänder ſchimmerten grauweiße Stoffe unter den Spazierengehenden zwiſchen den grünen Bäumen hindurch. Der Tag war ſo ſchön, daß die ganze Bevölkerung ſich aufgemacht zu haben ſchien. Die herzoglichen Equipagen zeigten ſich. Eben hatte ich im Vorbeigehen den Gruß vieler Bekannten erwiedert, als im Einbiegen in ein Seitenallee, wo ein mächtiges Waſſerbaſſin einen Springbrunnen hoch in die Luft trieb, der Herzog auf mich zukam und, mich anredend, freundlich ſtehen blieb. Er ſagte nur einige gleichgültige Worte, erkundigte ſich nur ſo obenhin nach dem Gefallen in dem neuen Wohnort, aber in dem Tone der Stimme lag weiche, wohlthuende Theilnahme, lag ein freundliches, ehrenvolles Andenken, das wie der Thau an der Blüthe zitterte und wie Frühlingsdüfte zu mir drang. Indem ließ er ſeinen Handſchuh fallen und, wie Sternheim ſich bückte, ihn aufnahm und ihn überreichte, hatte der Herzog mir im Fortgehen leiſe zugeflüſtert: „Ich habe Ihnen viel zu ſagen!“

Vielleicht hat kein Wort der Welt mich je so tief ergriffen, mich je in größere Spannung als dieses versetzt. Es lag etwas Zukünftiges, Mystisches darin, etwas, das mich in die Mitte meines Herzens traf. Noch sehe ich den Park, das Wasserbassin, die Birke, an der ich stand, noch höre ich die Stimme, die mir heimlich zuflüsterte und doch von dieser einsamen Birke mit ihrer weißen, weichen, gespaltenen Rinde, mit ihren hängenden, bis zur Erde reichenden Zweigen, mit den beweglichen Blättern, mit ihrer, der Wüste abgelauschten Einfachheit, bis zu diesem Tage .... welch' ein Absturz, welch' eine Kluft! O wie glücklich ist der Mensch in seiner Unwissenheit, wie beneidenswerth würde er sein, wenn nicht die kalten Güsse, die Ironie der Welt, sein Herz berührten! Giebt es in der Natur Tage, wo die Atmosphäre dick, die Wolken aufgethürmt, die Lichtstreifen spärlich sind, wie sollte man nicht dies Bild mit den Lebensjahren vergleichen. Um Mittag kommen Stürme. Der Abend ist still, aber dunkel. So ging, so geht es mir.

Vierzehn Tage nach dem Begegnen hatte ich den Herzog noch nicht wiedergesehen. Er war völlig unsichtbar, tief in Staatsgeschäften begraben, von einer Thätigkeit, die Alle staunen machte, durchdrungen von seinem neuen Beruf, dem er alle Kräfte widmete. Was ich davon hörte, erfüllte mich mit Achtung. Er gönnte sich keine Ruhe bei Tag und Nacht. Immer war er von früh Morgens bis spät Abends mit Geschäften aller Art überhäuft; immer brach überall das Streben bei ihm hervor, Alles selbst zu übersehen, selbst zu beseitigen. In dieser Zeit erzählte man mir ein schönes Wort von ihm: „Ich will," sollte er gesagt haben, „daß meine Unterthanen aus wahren, edeln, stolzen Individuen bestehen. Ich will mit ihnen, wie der Vater mit seinen Kindern verfahren; mir gegenüber sollen sie sich nie verbergen, nie lügen, nie Komödie spielen. Ich weiß, daß dies Unternehmen den herkulischen Arbeiten nahe kommt, daß Muth und Kraft dazu gehört, daß ich Vorurtheile aller Art, Haß, Eifersucht zu überwinden haben werde, aber inmitten

der mir entgegen strömenden Hindernisse werde ich nie das vergessen, was ich mir selbst gelobt habe: zu helfen, nicht zu zertreten."

Als ich einmal des Abends die junge Herzogin sah, sagte sie mir mit dem ihr inwohnenden stechenden Ton: „Der Herzog hat einen Standpunkt beim Regieren angenommen, der zwar das Ideale berührt, die Frucht seines Londoner und Pariser Aufenthalts ist, die kleinen üblichen Vorschriften verschmäht und die Pflicht im großartigsten Styl zu üben sich vornimmt, indeß läugne ich nicht, daß mir dies Verfahren eine philanthropische Uebertreibung scheint. Für meinen Theil wünschte ich, daß der Herzog weniger arbeitete und mehr äße: die Menschheit würde nur dabei gewinnen!"

Ich gestehe, daß dies Witzwort mir in der Seele des Landesfürsten wehe that. Doch sahe ich darin einen neuen Beweis, daß das menschliche Gehirn einen doppelten Spiegel in sich hat und oft das verkehrt wiedergiebt, was in dasselbe richtig gefallen ist: vielleicht auch ward die Ueberzeugung

ſetzer, daß hier, wie ſonſt im Leben, zwei Weſen neben einander gingen, die von der Ironie des Schickſals aneinander gefügt, durch Anſichten und Widerſprüche weit auseinander getrieben wurden. Hatte mich dieſe Betrachtung mit ſchwermüthigem Hauche berührt, ſo mußte ich mir zum Troſte ſagen, daß der, der ſeiner Stellung wirklich lebt, von den Nadelſtichen des Daſeins wenig berührt wird. Die Weiſen, ſagt man, leben ohne Leidenſchaft, ohne Ungeduld, betrachten Alles aus dem einen Geſichtspunkte und ſind unbekümmert um die Zukunft. Konnte dies nun auch nicht der Fall des Herzogs ſein, denn um weder zu wünſchen noch zu fürchten, muß man den Zufall regieren laſſen, was außer dem Bereich eines Fürſten lag, deſſen Anſchauungen weitſichtig und deſſen Geiſt ſpeculativ war, ſo dachte ich mir doch, daß in dieſem Gemüth eine große Gelaſſenheit obwalten und Gedanken entſtehen müßten, die mit Adlerflügeln das Kleinliche weit hinter ſich laſſen würden. Mit geſpannter Theilnahme folgte ich jedem Schritt, jeder Ent-

ſcheidung, jeder neuen Einrichtung. Wo mir die höhere Idee entgegenblitzte, da ergriff ich ſie. Alles was ich mir je Gutes und Großes gedacht, ſchien ſich in dem Herzog zu verkörpern. Er wollte, das fühlte ſich überall durch, eine freiere Zeit, eine gebundenere Regierungsform, einführen. Bei Allem was er unternahm, wandte er ſich an den Geiſt und ſtritt durch den Geiſt. Nicht mit Gewalt dachte er die alten Vorurtheile über den Haufen zu werfen; die Ueberzeugung, die Wahrheit wollte er reden laſſen. War er doch gewiß, daß aller Widerſtand um ihn nur aus Eigenliebe oder Neid geboren war und daß er dieſen Erzfeind alles Fortſchritts ausrotten und zerſtören mußte. Freilich verbarg er ſich nicht, daß, ſo wie das Volk gewohnt iſt, durch Willkür und Widerſtand geleitet zu werden, es einer langen Reihe von Jahren, eines tiefen Verſtändniſſes bedürfte, um es mit Klarheit die neuen Grundlagen erkennen zu laſſen. Was er um ſich herum ſchuf, war zuerſt junger Anwuchs, den er ſorgfältig überwachte. Die Rolle des Herr-

ſchers erſchien ihm ſo ernſt, daß in ihr aller Reiz des Genuſſes wich, freilich empfand er die Bitterkeit verlorener Täuſchungen und die großen Anſtrengungen, die dann eintreten, wenn ſich zwiſchen einer Maſſe von Scheinheiligen ſo wenig, zu wenig wahre Gemüther finden. Unter Hunderten darf man kaum auf einen Menſchen rechnen, der es ehrlich, der es wahrhaft meint. Alle wollen genießen, blenden. Keiner will arbeiten. Ein Jeder iſt im Kleinen die Copie irgend eines Tyrannen. Nur Wenige haben Objectivität genug, um ſich aus ſich ſelbſt herauszureißen. Allein wo dem Herzog die Individuen fehlten, da ſchob er die Idee unter. Beweiſen konnte er nicht immer, aber an das Gute glauben, war für ihn eine Nothwendigkeit geworden. Es war ohnſtreitig ſehr natürlich, daß ſeine Erſcheinung mich um ſo mehr abſorbirte, als mein Leben ſtiller und zurückgezogener geworden war. Oft mit ihm innerlich beſchäftigt, traf mich die Kunde, daß der Herzog mich endlich eines Abends beſuchen würde, wie ein electriſcher Schlag.

Sternheim war auf der Jagd. Es war nahe an 8 Uhr. Der Himmel war durchsichtig. Die Nacht tief, aber schön. Die Bäume im Park, dem wir sehr nahe wohnten, wiegten sich im Winde, indeß der Strom von weitem seufzte, dann rauschte. Dann und wann schlug eine Nachtigall ihre einsamen Töne, ihren erschütternden Gesang an. Ich saß am Fenster, dem feierlichen Frieden dieses Augenblicks, dem Gerausch des Wassers, den einzelnen Lauten horchend. Die große Naturordnung erschien mir fast streng. Mein Herz pochte. Ich mußte an das Vergangene, an die traurigen Erfahrungen, an die Ewigkeit, die dahin ist und die, die anfängt, denken. Die vergeblich errungene, nie besessene Gegenwart löste ihre Kette von der zitternden Zukunft. Was wollte ich? Was war ich? Alles um mich schwankte; ich selbst kam mir wie jene Feuerkugeln vor, die im raschen Lauf den Aether durchschneiden und dann schwinden. Kaum daß ich Kraft fand, aufzustehen, als ich den Wagen des Herzogs vor das Haus rollen hörte. Ich wollte ihm entgegeneilen. Meine

Knie verſagten mir den Dienſt. Raſch trat er ein. Er war blaß, erſchöpft. Ihn, wie mich, ergriff der Moment, die Situation. Wir hatten Zeit zur Faſſung nöthig. Später mir gegenüber ſitzend, ich der Form halber den Thee machend, fragte er beklommen nach den Kindern. Sie ſchliefen. Dann kam er auf ſeine lange Abweſenheit, auf ſeine Gemahlin. Er ſagte nicht: „ich bin unglücklich mit ihr," aber im Ton der Stimme, in der Art, wie er ſprach, lag eine verhaltene tiefe Traurigkeit. „Nichts," ſagte er ſeufzend, „wird ſo beſeſſen als es geahnt, nichts ſo gekannt, als es geſchaffen iſt. Wir ſehen die Beziehungen, nicht die Urſachen, glauben das Leben zu kennen und fühlen nur einen unbezwinglichen Wunſch, der uns mit verführeriſcher Hand in eine fantaſtiſche Welt voll zerſtörender Irrthümer ſtößt." Ich erröthete, den Herzog von ſeinem frühern Benehmen mir gegenüber ſprechen zu hören. Er nannte es ein jugendliches Unrecht, lächelte aber erquickt, als er auf einem Seitentiſche den Schmuckkaſten von Benvenuto Cellini erblickte.

„Es iſt ſchön von Ihnen, daß Sie zu vergeben wiſſen,“ ſagte er und küßte mir die Hand. Wie er meine Bewegung ſah, brachte er das Geſpräch auf andere Dinge. Er hatte ſich verändert, war älter, blaſſer geworden, hatte die Wundenmale des Lebens empfangen, hatte ermüdete Züge. Die Art, wie er den Mund etwas krampfhaft geſchloſſen hielt, der Leidenszug, der aus den Augen über die Wangen glitt, das ſtille Lächeln .... waren ſtumme Beweiſe für herzzerreißende Kämpfe, für myſteriöſe Schmerzen, für maßloſe Anſtrengungen. Während der Stunde, daß er bei mir war, war er von einer wundervollen, herzerhebenden Einfachheit. Beim Weggehen fragte er, ob er wiederkommen dürfe, und fragte halb im Scherz, halb im Ernſt. Es lag Wehmuth in der Frage, ein Etwas, das nach Austauſch und inneren Freuden verlangte. Ich konnte ihm nur antworten, daß ich durch ſeine Gegenwart mich glücklich fühlen würde. „Alſo freut Sie meine Nähe?“ fragte er und ſah mir ſcharf in's Auge.

„Sie ehrt mich,“ antwortete ich befangen.

„Ehrt Sie nun?“ entgegnete er betroffen. „Denken Sie immer an den Fürsten?“

„Auch an den, will's Gott, mir gewonnenen Freund,“ antwortete ich fest, indem ich ihn geleitete und dann in mein Zimmer zurückkehrte.

Gestärkt und erfreut empfand ich dennoch etwas, das mich zittern machte. Unbeweglich saß ich da. Kaum daß ich Sternheim eintreten, kaum daß ich ihn reden hörte. Die Fragen, wie der Herzog gewesen, was er gesagt, von was er gesprochen habe, beantwortete ich zerstreut. Mir war, als hätte sich mein Wesen in einen Traum getaucht, als müßte ich meinen Schlaf bewachen, um nicht geweckt zu werden. Eine Zeit begann nun, die ich durstig einschlürfte, in deren Armen ich mich wiegte. Der Herzog kam, ich schreibe es, ohne zu erröthen, täglich. Täglich um dieselbe Stunde hielt sein Wagen vor der Thür. Er kam nicht heimlich; er kam, weil er sich des Guten bewußt war, öffentlich, mit der Ueberzeugung, daß er kommen dürfe. Und Sternheim war das recht. Er sah darin den An-

fang einer glänzendern Zukunft, den erſten Schritt zu einer neuen Carriere.

Bald aber konnte es nicht fehlen, daß die Neider, die Misgünſtigen von dem neuen Verhältniſſe Auslegungen machten, die mich verletzen, meine Ehre kränken mußten. Wenn ich mich zeigte, ſo ziſchelte man ſich in den Ohren. Unter dem Deckmantel der Theilnahme wurde ich gewarnt und jetzt erſt recht eigentlich aufmerkſam auf das gemacht, was man über mein rein ideelles Verhältniß zum Herzog zu ſagen wagte. Sollte ich dieſes Geredes wegen das aufgeben, was mich innerlich ſtolz, was mich glücklich machte? Ich wußte, daß es des Herzogs Erholung war, zu mir zu kommen. Ich wußte, daß er dieſe Erholung verdiente. Wenn er ſich von früh Morgens an mit Geſchäften aller Art geplagt, ſeine Kräfte erſchöpft hatte, ſo ſchienen alle ungünſtigen Eindrücke dadurch von ihm zu fallen, daß er ſich Abends gegen mich ausſprechen konnte. Auch hatte ich in jener Zeit die Muſik wieder vorgenommen und trieb ſie mit einem Eifer, der mich ſelbſt

lächeln machte. Zuweilen, wenn ich am Flügel saß und der Herzog mir gegenüber auf einem Sessel Platz genommen hatte, sah ich ihn sein Gesicht mit beiden Händen bedecken und in den Zauber der Musik versinken. In seinen Blicken, in seinem Ausdruck lag das, was mich mit der Vertraulichkeit eines süßen, unausgesprochenen Geheimnisses überströmte.

Was aber vorauszusehen war, traf ein. Eines Morgens ward ich aus meinen Träumen unsanft durch ein Billet der Herzogin geweckt, die mir mit schneidender Kälte eine Angelegenheit empfahl und mit den verletzenden Worten schloß: „Da Sie den Herzog täglich bei sich sehen, so wird es Ihrem über ihn gewonnenen Einflusse leicht sein, die Sache zu beendigen."

Ich gestehe, daß diese Worte wie ein Dolchstoß wirkten. Hatte mich der Umgang mit dem Herzog erhoben, hatte ich in ihm endlich das gefunden, was ich schmerzlich bis dahin vermißte, so war dieses stille, unschuldige Glück plötzlich vergiftet.

Mit wie tiefem Kummer, mit welchen geheimen Demüthigungen, mit welchen unausbleiblichen Feindseligkeiten sollte ich zu kämpfen haben! Wie zerschmetternd wirkte der Gedanke, daß, wenn ich mich gleichsam an der Nähe des Herzogs gesonnt, seine Worte in mir wie Himmelstöne klangen, ein Duft der Erinnerung über mir schwebte, ich einen Augenblick später dies Glück durch spitze Bemerkungen zu bezahlen haben würde! Das hieß in Wahrheit von Engeln geträumt haben und in der Unterwelt erwachen. Zwar wiederholte ich mir oft, daß in der Zeit, in der wir lebten, ein reines Bewußtsein viel sei, aber bald erkannte ich, daß die Welt, je verderbter sie ist, desto weniger die zarteren Nüancen eines Verhältnisses eben deshalb zu fassen weiß, weil das Laster Alles über den Haufen zu stürzen sucht und der Anblick der Tugend ihm auf Menschengesichtern, die außer der Regel sind, unerträglich wird. Ich haßte die Gesellschaft, die kalte sarkonische Blicke für das Heiligthum meiner Seele hatte, und fing nun auch zu verachten an, wenn

ich um mich eine wahre Tugendepidemie ſah. Jeder ſchien ſein moraliſches Glaubensbekenntniß abgeben zu wollen, indem er ſich fern von mir hielt. Nur der Prediger Sontink kam öfters und was der mir ſagte, erhob, erquickte mich wieder. Er hatte den höchſten und zugleich den mildeſten Standpunkt; er glaubte an mich, an meine Stärke, an meine Redlichkeit, und dieſer Glaube umgab mich mit einem Schild, auf den zwar der Regen der Anklagen hernieder fiel, aber ihm doch nichts anhaben, ihn nicht wahrhaft roſten machen konnten.

Aber ſchon zeigte ſich die Hand der Intrigue. Es war im Werke, um mich vom Herzog zu entfernen, Sternheim von ſeinem Geſandtſchaftspoſten — abzuberufen. Einmal kam der Herzog ſpäter als gewöhnlich zu mir. „Ich habe," ſagte er und eine dunkle Röthe brannte ihm auf dem Geſichte, „zufällig in Erfahrung gebracht, daß Herr von Sternheim abberufen werden ſoll. Ich kann mir dieſe Machination ſehr gut erklären, Sie kommt von meiner Frau!"

Ich ſchlug erwartungsvoll die Augen nieder.

„Es ſoll ihr nicht gelingen, Sie zu entfernen,“ rief er in leidenſchaftlicher Erregung, indem er vor mir ſtehen blieb. „Ich will keine ſchimmernden Sentenzen heraufbeſchwören, aber einfach ſagen: ich folge einem magnetiſchen Zuge. Sie veredeln, erheben mich, Sie retten mich vor wilder Zerfahrenheit. Sie ſind das, was meine Frau mir ſein ſollte, was ſie mir *nicht* iſt. Ich kann nicht zugeben, daß mir bei dem tauſendfachen Elend, das ich innerlich trage, der einzige, reine Genuß des Lebens geraubt werde. Der Mann iſt angewieſen auf das Weib und nie ging mir die Weiblichkeit in dieſer Vollendung auf, nie habe ich dieſe Beſeligung gekannt, nie dieſe Verſchmelzung höchſter Achtung und innigſter Anhänglichkeit, nie war ich das und empfand das, was ich durch Sie bin, durch Sie empfinde.“

Ich zitterte am ganzen Körper. Mein Geſicht war mit Thränen bedeckt. „Laſſen Sie Sternheim

rufen," fügte der Herzog gefaßter hinzu. „Ich will ihn jetzt gleich in Ihrer Gegenwart sprechen."

Ich schellte dem Diener und ließ Sternheim bitten, sich in mein Zimmer zu verfügen. Er kam, war nicht wenig erfreut, als der Herzog ihm den überraschenden Antrag, in seine Dienste als Cabinetsminister zu treten, machte, zeigte sich aber zugleich so vollkommen taub für alle meine Bitten und Gegenvorstellungen, daß ich nichts Anderes vermochte, als mich in die neue Wendung unsers Schicksals ergeben. Mit ihm fing eine Zeit des Leidens, der Erregtheit, wie ich es vorausgesehen, an. Denn bald stellte es sich heraus, daß Sternheim seiner Stellung nicht gewachsen war. Wie er das selbst erkannte und nun mit Riesenstärke dagegen ankämpfte, so mußte sein Gemüth darunter leiden, mußten Zustände kommen, die unaushaltbar waren. Ganze Nächte saß er und studirte. Der Herzog hatte Sternheim zu günstig beurtheilt, hatte ihm Aufgaben gestellt, die ihm völlig unauflösbar scheinen mußten. Das war schrecklich zu erleben. Noch sehe

ich Sternheim, wie er leichenblaß, von Ehrgeiz und Machtlosigkeit zernagt, gegen den Strom anschwimmen wollte und immer wieder unterging. Oft mitten in der Nacht stand ich auf, kam geängstigt in sein Zimmer, erblickte ihn halb verwirrt am Schreibtisch, wie er in den Gesetzbüchern und Regierungsverordnungen wühlte, Ausarbeitungen machte, Memoiren anfing und verwarf, und beschwor ihn, sich für mich, für die Kinder zu schonen. Umsonst! Er behauptete, vortrefflich sich zurechtzufinden. Er beruhigte mich mit einem sonderbaren Lächeln, das ihn oft völlig irr erscheinen ließ. Ueberall glaubte er Mißbräuche erkannt, entdeckt, verbessert zu haben. Allem wollte er neue Formen geben und verstand doch die alten nicht. Wie von Geisterhand getrieben, wollte er die ihm gestellte Aufgabe lösen. Je mehr Schwierigkeiten, desto heftiger seine Anstrengungen. Schweiß perlte auf seiner Stirne, wenn er einen Vortrag halten mußte, Ungewißheit durchzitterte ihn, wenn ein wichtiger Fall sich ihm darstellte. Seine Sprache mir gegenüber nahm bald

etwas Flammendes, Bohrendes an. Wie in den erſten Tagen des Frühlings, wo der Südwind neben dem Sturme brauſt, ſo wechſelte Sternheim zwanzig Mal am Tage ſeinen Ton und ſeine Stellung. Bald ſpielte er die ſcherzende Sicherheit, ſprach von ſeinen verwickelten Verhältniſſen mit heiterſter Laune, bald ſchüttete er ſich in verwirrten und zerſchneidenden Klagen aus. Wie oft brachte ich in dieſer Zeit die halben Nächte auf meinem halbverdeckten Balcon zu und ſchwor die Kühle auf die heiße Stirne nieder. Unter dieſer ſich hin- und herdrängenden Menge von Menſchen, in dieſer Maſſe von Häuſern war, außer dem Herzog, nicht eine Seele, die mir wohl wollte. Von meiner Stiefmutter bekam ich beleidigende Briefe. Mein Vater war verſtimmt. Deſto eifriger hatte es ſeine Frau übernommen, mich mit Sarkasmen aller Art zu überſchütten. Der Herzog war dagegen ſeelenvoller, gütiger, hingebender denn je. „Wie bin ich glücklich, daß ich noch zagen, zittern kann,“ konnte er ſagen, wenn wir in der Stille des Zim-

mers uns gegen einander über saßen. „Wie beseligt es mich, daß ich in meinem Gemüthe noch einige unangebrochene Gänge habe, mir selbst so neu, so wenig befremdlich.“ Wenn ich ihn dann bat ruhiger zu werden, so rief er voll heiliger Begeisterung aus: „Ich schwöre Ihnen, rein, rein ist jeder Pulsschlag in mir, rein, seelisch der Blick, der auf Sie fällt. Es ist das innerste Behagen, das mich zu Ihnen zieht, mich an Sie fesselt. Wenn wir die Kürze der Zeit nicht zum redseligen Verkehr benutzen müßten, ich würde Sie stundenlang ansehen und glücklich sein.“

Zum erstenmal wagte ich es, ihm von fern hin die über uns im Umlauf sich befindenden Gerüchte anzudeuten. „Habe ich etwas verrathen?“ rief er lächelnd? „Ich will mich mäßigen. Vom Feuer des Auges etwas zurückhalten. Ganz Geheimniß kann diese Beziehung ohnedies nicht bleiben. Menschen, die so beobachtet werden, wie wir beide, können sich in der Wüste keine Oase bilden. Die Ka-

meele wittern ſie und nähern ſich ſchon auf Meilen, lüſtern auf die Ciſterne."

Er kam dann wieder zurück auf den wohlthuenden Einfluß, den meine Nähe über ihn ausübe. „Ich habe in meinem trüben Leben bei allen Wechſelfällen mich immer tröſten können, wenn ich nur von irgend woher einen linden, hingebenden Eindruck empfing," ſagte er. „Weil ich das Bewußtſein in mir trage, daß bei allem Verfehlten, das ich ſchaffe, bei allen Irrthümern, die ich vielleicht vertheidige, mein Wirken doch einſt nicht völlig ſpurlos vorübergegangen ſein wird, weil ich dieſen Stolz in mir nähren darf, ſo habe ich ein gewiſſes Capital in mir, aus dem ich nachtragen, Lücken füllen, Schickſalsraube wieder ergänzen kann. Wenn mich der Unmuth packte, hat mich immer ein Einzelnes, irgend ein Ergebniß auf Augenblicke gerettet. Es fand ſich noch ſtets ein Sonnenblick, ein Freund, eine unerwartete Ermuthigung und in neueſter Zeit ein gerührter Hinblick auf Sie."

Auf die Bemerkung, daß ich unſere Stellung

für sehr schwierig hielte, antwortete er: „Es liegt eine tief angelegte Sehnsucht in mir, die bis jetzt nichts heilen konnte. Weil ich Fürst bin, soll ich meine Schmerzen tragen, aber sind sie darum weniger bitter? Pflichterfüllung, bürgerliche, ja selbst im edelsten Sinn menschliche Pflichterfüllung, ist lange nicht ausreichend genug, um mir ganz zu helfen. Auf Augenblicke lehrt sie vergessen."

Er ging dann über auf Manches, was ihn im Augenblick drückte, fragte mich um meine Ansicht und sagte mir nach einem solchen mich sehr ergreifenden Gespräch: „Man legt so gern die ganze Last des geistigen Zwanges in die Seele eines Andern und thut aus der heraus, was man aus der eigenen unsicher thun würde. Es ist dies eigentlich der höchste Gipfel des Gefühls, das Ende in der Liebe und der Anfang der Religion. So grenzen die beiden heiligen Gebiete dicht aneinander. Das, was die Dichter ihre Muse nennen, geht nur auf die Form und ist lange nicht so heilig als das, was ich meine."

Der Herzog hatte so wenig Zeit, mit mir zu sein, daß er es oft beklagte. „Die Stundenflucht,“ rief er, „der Minutenschlag der Uhr, dies schnelle Verfliegen des perlenden Schaumes .... kaum rauscht es in dem krystallenen Becher, da ist sie hin, diese Vermischung vom Sauerstoff der Reflexion und vom Stickstoff des Herzens — noch im Ist schon die Furcht des Gewesen ... bedenken Sie das Alles und vergeben Sie eine Aufregung, die ich nicht blicken lassen wollte, nicht blicken lassen sollte.“

Er sprach das schon der Thüre zugewandt. Plötzlich kehrte er um. „Gute Nacht, liebe Freundin,“ sagte er leise. „Der Himmel segne Sie für das, was Sie mir geworden sind. Sündigen wir im Auge der Welt, Gott wird uns freisprechen. Würde Gott Menschengestalt angenommen haben, wenn es nicht möglich wäre, durch Menschen besser zu werden? Wie große Fortschritte würden wir in allem Guten und Edlen machen, wenn wir das, was wir durch Menschen gewinnen könnten, nicht immer durch die Institutionen verlören! Ein gro-

seliger Priester könnte mich bekehren. Die Kirche in ihren gewöhnlichen Formen kann es nicht."

Weshalb aber all dies Glück? Sternheim bedrohte mich mit der schrecklichsten Catastrophe. Er war das Höchste geworden, was sich sein Ehrgeiz ersonnen hatte, aber er hatte die Kraft nicht, seine Eroberung zu behaupten. Seine Lebensweise, die stete Wiederholung zerwühlender Orgien, hatten seine Gesundheit untergraben. Nichts war beweglicher, als die Stimmung dieses Gemüths; er glich dem Ertrinkenden, der mit Gewalt gegen die Wellen ankämpft, oder unerfahrenem Wild, das in die Fußangeln des Jägers gefallen ist. Zuerst wehrt es sich, rüttelt an dem Eisen, dann, wenn es nicht loslässt, seufzt, ermattet es. Die Gefahr wird dringender. Niemand, der ihm hilft? Von weitem hört es den Schritt des Jägers: die Kraft, die Hoffnung verlässt es. Verzweiflungsvoll, sterbend wendet es den Blick nach oben. Und so muß ich von Sternheim das Schrecklichste berichten. Seine Stellung machte ihn . . . wahnsinnig. O es ist

furchtbar, dieſe Erinnerungen niederſchreiben zu müſſen. Doch die Welt weiß, wie der Unglückliche endete, dem die Verzweiflung, unter einem geiſtreichen Fürſten ſeiner doppelt ſchwierigen Stellung nicht gewachſen zu ſein, den Geiſt verdunkelte.

Acht Tage kämpfte er mit den wildeſten Phantaſieen. Am neunten ſtarb er in meinen Armen.

Die erſten Tage nach dieſem Ereigniß waren mir in dumpfer Beſinnungsloſigkeit hingegangen. Noch als Sternheim im Sarge lag, konnte ich mich von ihm nicht trennen. In ſeinem Zimmer herrſchte eine grauenvolle Unordnung. Man ſah, daß der Tod mit ſeinen Schrecken hier hindurchgezogen war. Am Sarge war es öde und leer. Kein Laut, keine Bewegung, kein Seufzer, nichts! Wider Willen blieb ich einen Augenblick ſtehen. Die Fenſter waren weit geöffnet; die Strahlen der Sonne fielen bis auf das ſchwarze Leichentuch, um das herum Wachskerzen brannten. Die Blumen, welche Sternheim liebte, hingen verdorrt ihre Blätter herunter. Wie wenn ich mich für mich ſelbſt gefürchtet hätte, ſo

langsam schlich ich vorwärts und warf dann einen letzten, schüchternen Blick auf die Leiche. Ob der Tod sich auch in die Züge eingedrängt hatte, so waren sie doch nicht entstellt. Erstarrt blieb ich stehen. Ich fühlte die ungeheure Veränderung, die mit mir vorgehen würde, ich begriff nicht, wie ich mich bis dahin so unglücklich hatte fühlen können, ich hätte jetzt mein Leben für Sternheim's Leben, für den Vater meiner Kinder, der mir plötzlich entrissen war, hingeben mögen. Leise beugte ich mich über ihn, drückte einen Abschiedskuß auf seine Hände, leerte den bittern Kelch bis zum letzten Tropfen und eilte dann aus diesem Zimmer, in dem ich so viel gelitten, in das meine, wo ich zerschmettert auf das Sopha sank.

„Was soll aus mir werden?" das war die erste Frage, die sich mir mit herzzerreißendem Schmerz aufdrängte. Bis dahin hatte ich den Herzog noch nicht wiedergesehen. Jetzt stand er vor mir. Ich konnte ihn nicht ohne Zittern ansehen. Was mir Stärke ihm gegenüber gegeben hatte, war vernich

ter ich war frei und ich liebte. Aber der Gedanke, auf dem Grabe Sternheim's ein Glück zu gründen, das ihn in seiner Ehre über den Todtenhügel hinaus kränken und meinen Kindern einen fleckenlosen Namen rauben würde, dieser Gedanke war mir schrecklich. Der Eindruck dieses Todes war zu mächtig. Die Verantwortlichkeit einer Wittwe, die Pflichten einer auf ihre eigne Redlichkeit gewiesenen Mutter erschienen mir in furchtbarer Schwere. Was auch ein freies Leben, ein der Liebe geweihtes Dasein für Reize haben mag, wie schmachtend auch das Herz nach Austausch, nach Anlehnung ist, es giebt etwas Höheres, Heiligeres als dieses. Wehe dem, der seine Pulsschläge jenen erschlaffenden Eindrücken, jenem unlöschbaren Durst, jener verführerischen Existenz weiht, die uns aus dem gewöhnlichen Gleise herausreißt, uns eine vorurtheilsvolle Meinung über die obwaltenden Gesetze aufdrängt und uns unablässig antreibt, einem ideellen Glück nachzueilen, das nie unser eigen wird.

Ich mochte dies oder Aehnliches dem Herzog

ausgesprochen haben, denn er sah mich mit großen geisterartigen Augen an, fiel plötzlich vor mir nieder, raffte sich dann wieder auf und brachte mühsam die Worte heraus: „Mir ist, als ginge mir mein Dasein verloren. Das Gefühl ist dringender als mein Entschluß. Ich kann Sie nicht aufgeben, kann nicht. Bleiben Sie mein. Um Gotteswillen bleiben Sie mein, werden Sie es jetzt erst im ganzen Sinne!“

Ich wandte mich von ihm mit tresslicher Bewegung ab und wollte still zur Thüre hinweg. Er warf sich mir in den Weg.

„Unser Fall ist ein ganz ungewöhnlicher,“ sagte er athemlos. „Wir stehen außerhalb der Gesetze. Bedenken Sie das. Retten Sie mich!“

Er schwieg. Ich ging langsam durch's Zimmer. „Wenn man Sie früge,“ sagte ich endlich mit stockender, dumpfer Stimme, „was hier Recht oder Unrecht ist, was würden Sie wählen, Bleiben oder Gehen?“

Es überkam ihn wie Todeskälte, er mußte sich

an einem Stuhl halten. Dann wandte er ſich ab und weinte.

Ich unterlaſſe es, den weitern Kampf auszumalen. Noch in derſelben Nacht reiſte ich nach B., unſerm frühern Wohnort, ab. Ich wurde von der Herzogin der Mutter meiner Prinzeſſin, mit Gemeſſenheit, doch nicht bitter empfangen. Sie ahnte beſſer als ihre Tochter, daß ich wohl unglücklich aber nie treulos werden konnte.

Ich wohne nun in meinem frühern Hauſe. Neben an lebt Otto Hartwig. Ich genieße Stille und lebe in einfachen, faſt beſchränkten Verhältniſſen. Durch meine Kinder, meine Bücher, meine Blumen habe ich einen ſtillen Bund mit der Natur geſchloſſen, der die Reizbarkeit meiner Nerven und die Bitterkeiten meiner Erinnerungen ſänftigt. Otto's Haar iſt ergraut. Er hat einen Sohn, der ihm ähnlich ſieht und der meine Tochter zu lieben ſcheint. Wenn er ſie zum Weib begehrte, ob ich wohl den Muth hätte, Nein zu ſagen? Ob mir wohl von dem Stolz der Standesvorurtheile nach all' dieſen Kämpfen

so viel übrig geblieben wäre, noch jetzt an eine bevorzugte Geschicklichkeit zu glauben? Wir sind uns Alle gleich: gleich in unseren Hoffnungen auf Glück, gleich in unseren Täuschungen. Wenn diese Blätter bewiesen haben, daß die große Welt ärmer an wahrem Glück ist, als die kleine, so haben sie ihren Hauptzweck erreicht, und ich lege die Feder nieder, indem ich nur noch das Gebet zum Himmel schicke: Guter Gott, schütze meine Kinder, mache sie würdig Deiner allwaltenden Liebe!

Heinrich Burkart.

Von

Therese.

Verfasserin der »Briefe aus dem Süden« u.

Braunschweig,

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn.

1846.

Erſtes Buch.

1.

Schon flackerten die Wachslichter in den schön eingerichteten Zimmern des Grafen Dorneck, indeß die eben untergehende Sonne noch in sanften Lichtstrahlen hinter den heruntergelassenen Vorhängen spielte. Gräfin Constanze, die einzige Tochter des Grafen, saß nachlässig in einem bequem gepolsterten Lehnstuhle und streifte mit gleichgültigen Blicken über die anwesende Gesellschaft. Das Gespräch hatte noch keinen allgemeinen Gegenstand gefunden und hochauf horchte man, als Gräfin Constanze an einen Officier vom Geniecorps die einfachbürgerliche und höchst unromantische Frage richtete: »Können Sie mir keinen guten Mechanikus nachweisen?«

Der Angeredete sah sie mit einer etwas erstaunten Miene an. Gewohnt in Constanzen manche

Wunderlichkeit wahrzunehmen, schienen er und die übrigen Anwesenden von dieser Frage doch überrascht.

»Nun, was hat denn da Ihr Köpfchen wieder Neues ausgeheckt?« rief der Officier, der ein Major oder Oberst war. »Was wollen Sie mit einem Mechanikus?«

Constanze nahm ein ernstes Gesicht an, strich sich mit der weißen Hand über die glänzend schwarzen Haare und antwortete nach einer kleinen, absichtlich veranstalteten Pause: »Ich gedenke, mir in unserm Garten eine Sternwarte anzulegen und bedarf dazu guter Apparate.«

Viele der Anwesenden sahen sich erstaunt an. Einige lächelten.

»Genügt Ihnen unsere arme Erde nicht mehr?« fragte eine Tribunalräthin, die fünf Töchter zu verheirathen hatte und nicht wenig eifersüchtig auf die begüterte, durch reiche Naturgaben ausgezeichnete Gräfin Constanze war.

Constanze schien die Frage um so mehr zu überhören, als der kleine, bucklichte Baron Winter-

feld in diesem Augenblicke in den Scherz ausbrach: »Die Gräfin Constanze will ohnstreitig den Stern entdecken, der bei der nächsten Ordensvertheilung auf meiner Brust glänzen wird.«

Während dieser Winterfeld'sche Witz belacht wurde, war Constanzens Vater, der Graf Dorneck, ihr näher getreten. Unbemerkt von der übrigen Gesellschaft flüsterte er ihr zu: »Mit Deiner Sternwarte! Wenn Du heirathest, kannst Du die Sternwarte da mitnehmen!«

Constanze, ängstlich, ob Jemand das Wort des Vaters gehört hätte, ergriff seine Hand, drückte sie mit Zärtlichkeit an sich und entgegnete: »Ach! damit hat es noch lange, lange Zeit!« Schnell wandte sie sich darauf zur Gesellschaft und das Gespräch wieder aufnehmend, sagte sie: »Die Plattform, die wir im Garten haben, die reizende Umgegend, die Fernsicht, die weder von Bäumen noch von Gebäuden gestört ist, eignen sich ganz besonders zur Ausführung meines Wunsches. Ich will ja nur eine Duodezsternwarte, mit einigen tüchtigen Instrumenten geschmückt, die mir den Weg in den

Himmel bahnen sollen. Ich kenne von den Gestirnen noch nichts als die Sonne — und ein klein Bischen den Mond,« setzte sie lächelnd hinzu, »aber,« ernster werdend fuhr sie fort: »wie begreife ich die Anbetung, die ganze Völkerschaaren vor einem Lichte haben, das jeden Morgen aus den Wellen des Oceans auftaucht, die Lüfte belebt, Farben über Blumen und Früchte gießt und selbst im Scheiden der Erde Purpurglanz beut.«

Constanze schwieg. Es war als wenn eine flüchtige Ahnung des Zukünftigen über dieses erregbare Gemüth glitt. Doch rasch sich sammelnd, wiederholte sie ihre Frage an den Ingenieur-Officier nach einem guten Mechaniker und Instrumentenkünstler.

Da dieser keinen zu kennen erklärte, so näherte sich ein junger Mann, der sich bis jetzt schweigsam und abgesondert von der Gesellschaft mit Kupferstichen an einem Seitentische beschäftigt hatte, und sagte: »Ich bin so glücklich, einen guten Mechanikus zu kennen, den ich Ihnen empfehlen kann. Er heißt Heinrich Burkart.«

Constanze war angenehm überrascht und dankte. Offenbar hatte sie von diesem jungen Manne am wenigsten die Auskunft erwartet. Weil sein plötzliches Entgegenkommen sie unvorbereitet traf, blitzte es aus ihren Augen wie Freude. Ihr Blick hatte in solchen Momenten etwas Bezauberndes. War sie meist ohne Lebhaftigkeit, sank sie leicht träumend zusammen, und schien in ihrem sehr einfachen Anzuge mitten im Lächeln oft traurig, so flammte es jetzt in ihr mit ungewöhnlicher Wärme, zu Alfred von Theden gewandt, auf. Der fast scharfe Ton den sie der Gesellschaft gegenüber angenommen hatte, zerfloß in dem freundlichen Danke, den sie ihm spendete. Ihre Stimme war weich geworden. Indem sie mit einem großen Windspiele, das zu ihren Füßen lag, tändelte, ihre kleine Hand in seine Haare verbarg, rötheten sich ihre Wangen wie sonst selten.

Das Gespräch kam auf die Leistungen eines jungen Bildhauers, der eben in der Stadt angelangt war.

„Daß die Künstler jetziger Zeit sich doch ein-

bilden, der Antike nur von Weitem nahe kommen zu können,« sagte Conſtanze, die ſich auf die Kunſt in allen ihren Offenbarungen verſtand, »als wenn nicht der Marmor vor Allem von der Zeit angehaucht werden müßte, um Werth zu gewinnen.«

Man wandte Conſtanze ein, daß Thorwaldſen's, Rauch's, Schwanthaler's und andere Werkſtätten gegen ihre Anſicht ſprächen: aber ſie hörte nicht darauf, ſondern fuhr fort über das Moderne zu eifern.

»Wenn ich gegen daſſelbe bin,« ſagte ſie, »ſo iſt dieſe Feindſeligkeit auf das Gefühl gebaut, daß es ungerecht iſt, den Schüler über den Meiſter zu ſtellen. Alle Künſtler bilden ſich nach der Antike.«

»Ich weiß, daß Sie in Allem gegen den Fortſchritt ſind,« entgegnete Alfred etwas ironiſch.

»Nur gegen die Undankbarkeit, das Alte über das Neue zu vergeſſen, bin ich,« antwortete Conſtanze ruhig.

Das Geſpräch wurde nicht fortgeſetzt; denn ſchon rollten die Wagen vor. Nachdem ſich Einzelne aus der Geſellſchaft empfohlen hatten, kam

auch die Reihe an Alfred. Als er abſchiednehmend vor Conſtanze ſtand, warf ſie ihm einen flüchtigen Blick zu und ſagte freundlich: »Alſo — Sie ſchicken mir — wie heißt der Mann?«

»Heinrich Burkart,« wiederholte Alfred, verbeugte ſich und eilte der Thüre zu.

2.

Es war früher Morgen. Das Zwitſchern der Vögel, die ihr Futter ſuchten, wetteiferte mit dem Dufte der Fruchtbäume, die ſchön geordnete Alleen in einem weitausgedehnten Garten bildeten und ihre von Farben und Thauperlen belaſteten Zweige tief auf Blumenbeete hinabreichten, welche mit feuchten Silberfäden überzogen jenen ſanften Duft aushauchten, der wie zarte Sehnſucht dem Himmel in Strahlen zuſteigt. Nichts glich der Friſche und Schönheit, die auf einem großen Felde von Maiblumen ruhten. Dem künſtleriſchen Auge wäre das Feld vielleicht zu ſymmetriſch vorgekommen, dieſe Symmetrie bewies aber, daß der Garten ein ſoge-

nannter Kunſtgarten war. Da waren Beete voll verſchiedener Roſenarten, da waren Pelargonien in den bunteſten Sorten gepflanzt, da waren Azaleen, Hortenſien, Hunderte von Pflanzen, die bald klein, bald groß, bald blühend, bald im Keime in dieſer geheimnißvollen Morgenſtunde den erſten Sonnenſtrahl abgewartet zu haben ſchienen, um ihm ihre ſtillen Geheimniſſe auszuplaudern. Schon rührte und regte es ſich geſchäftig im Garten. Rechts und links, an den Beeten hin und weiter unten auf den Gemüſeanpflanzungen ſtanden Arbeiter in blauen Blouſen, die den Spaten und die Scheere führten. Daneben, vor einem Korbe voll Frühlingsſalat, zu dem ſie eben eine ganze Schürze grüner Erbſen ſchüttete, kniete ein hübſches Mädchen mit einem großen Strohhute, der einem Teller ähnlicher ſah als einem Hute, ordnete die Blätter, bückte ſich und ſchaute dann wieder ſchelmiſch in den blauen Morgen hinein, gerade als wollte ſie fragen, was wohl reiner von Farbe wäre, ihre Augen oder das prachtvoll gewebte Himmelszelt? Indem kam eine ſchon bejahrte Frau in einem einfach bürgerli-

chen Anzuge die Allee herunter, gerade auf das junge Mädchen zu. Es war die Eigenthümerin des Gartens, unter dem Namen Wittwe Heidrich bekannt. Das Mädchen war ihre einzige Tochter. Die Wittwe Heidrich hatte vor drei Jahren ihren Mann verloren und das Garten-, Gemüse-, Frucht- und Blumen-Geschäft für ihre eigene Rechnung fortgesetzt. Zwar trug sie noch Trauerkleider, beweinte aufrichtig den sie schmerzlich berührenden Verlust: man sah es ihr aber an, in ihrem Kinde fand sie deswegen einen so großen Trost, weil es ein wahres kleines Factotum des Hauses war. Das lief Trepp auf, Trepp ab, sang mit den Vögeln in die Wette, band Hochzeitskränze und Geburtstags-Blumensträuße, wob auch wohl ein Bischen Poesie mit in sie hinein, indem heimlich zu der Rose ein nicht bestelltes Myrthenreis und zu der Lilie eine stark duftende Orangenblüthe hingelegt wurde: führte die Rechnungsbücher, lohnte Sonnabends die Arbeiter ab, schalt und lobte, je nachdem. Jeder, der Heidrichs Fränzchen sah, liebte sie. Sie war seelengut, durchdrungen

von der Nothwendigkeit, ihrer Mutter Viel zu ſein, angefeuert durch das Pflichtgefühl, Worte der Erhebung, die der Vater, ein ſchlichter Gärtner, ihr auf dem Sterbebette geſagt hatte, wahr zu machen durch die That. Vielleicht hatte die Natur ſie für etwas Beſſeres geſchaffen, als gerade Aufſeherin über einen ſolchen Garten zu ſein: die Wünſche aber, die über ihren Kreis hinaus in ihrem Gemüthe wachſen wollten, zerſtörte ſie; ſie hielt an ſich, ſie brach ihren Charakter an dem ſtrengen Geſetze des Gewiſſens. Alles das, was ſie geträumt und nicht erreicht hatte, dieſe ſtille Exiſtenz voll Opfer und Kaſteiung, verbarg ſie unter einer heitern, ewig gleichen Laune. Bis tief in die Nacht ſtudirte ſie aus populären Büchern Botanik. Sie wollte ſich nicht auf Andere, nur auf ſich verlaſſen, ſie wollte die Samenankäufe, das was in das Geſchäft der Mutter einſchlug, ſelbſt betreiben. Ihre Thätigkeit brachte ihr Segen. Der Heidrich'ſche Garten war bald der geſuchteſte in der Umgegend: ſie zog Blumen und Früchte ſo ſchön, als ſie meiſt Italien oder Frankreich allein liefern.

Eine italienische Dame hatte ihr einmal einen Besuch gemacht und sie Sträuße zu winden gelehrt, wie wir sie selten in Deutschland sehen, so plastisch aneinandergereiht sind diese zartduftenden Blumen. Seitdem hatte Fränzchen daraus einen eigenen Industriezweig gemacht. Wer auf einem Balle glänzen wollte, der wandte sich an Heidrichs, um Bouquets zu bekommen. Dafür hielt Fränzchen sie hoch im Preise. Sie hatte Geschmack, wußte in die Wahl der hervorstechenden Farben einen Sinn zu legen und zeigte ein Verständniß, das fast wissenschaftlich war.

Da sie Alles um sich liebte, Alles um sich glücklich machen wollte, so erstreckte sich das auch auf die Blumen. Man mußte sie sehen, wenn sie Morgens zwischen ihren Beeten einherwandelte, eine entfaltete Knospe entdeckte, ihr half der Sonne näher zu kommen, indem sie die Blätter auseinanderbog, oder eine noch im Keimen begriffene Pflanze mit einem Papiermützchen versah, um sie vor Nachtfrösten zu sichern. Was lag in dieser zarten Sorge nicht Alles an ächter Weiblichkeit! Wie lieb mußte man die kleine zierliche Ge-

ſtalt haben, die ämſig hin- und herlief und immer gleich fröhlich war. »Das iſt kein gewöhnliches Gärtnermädchen,« ſagten die Nachbaren, wenn Fränzchen an den Markttagen früh Morgens die Gemüſekörbe ordnete und in ihrem breitränderigen Hute dem Wagen folgte, den ein Arbeiter in die Stadt zog. Sie ſah auch wirklich nicht aus wie ein Gärtnermädchen. Sie war hübſch, ihre Taille war fein und graziös. Trotzdem daß ſie ſich nur zu oft der Sonnenhitze ausſetzte, war ſie weiß von Haut geblieben, und ähnelte jenen Theerosen, die ſie ganz beſonders pflegte. Ihr Ausdruck war trotzig und doch weich. Ihr Anzug ſorgfältig. Sie erlaubte ſich eine ſchwarzſeidene Schürze zu tragen, was zuerſt nicht wenig zu reden gab: da ſie aber früher einmal in Berlin geweſen war, ſo ſchob man dieſe Neuerung auf die Sitten, die ſie dort geſehen. Auch die Bürgermütze trug ſie nicht, unter dem Vorwande, daß ſie zu klein für dieſen Wuſt von Bändern und Spitzen ſei. Sie hatte ſich dafür ein eng anſchließendes Häubchen erdacht, welches das zarte Oval der nicht regelmäßigen Züge

einschloß. Selbst das Haus, das Fränzchen bewohnte, sah anders als ein gewöhnliches aus. Es hatte nach der Nordseite hin einen Balkon, der reich mit Blumen geschmückt, der Wohnung den Anstrich des Luxus gab, indeß die Südseite ganz einfache Räume verrieth. In den unteren Räumen hauste Fränzchen mit ihrer Mutter. In denen, die zu dem Balkon gehörten, wohnte ein sogenannter »einzelner Herr« zur Miethe. Dieser Herr war Alfred von Theden. Er hatte sich des vortrefflichen Lichtes und der ruhigen Lage wegen hier in der Vorstadt, Gartenstraße Nr. 27, eingemiethet. Auch diese Zimmer waren einfach, aber man erkannte an ihnen Fränzchens sorgsame Hand, die Alfred's Wohnstube in seiner Abwesenheit mit Blumen zu schmücken und die einfachen Möbel mit Grazie zu ordnen wußte.

Vom Garten aus den Balkon betrachtend, der an den Fenstern herabgelassene Gardinen hatte, sagte sie zur Mutter: »Was der Maler heute lange schläft? Hat er denn noch nicht geschellt?« und damit schnitt sie eine Handvoll Blumen ab, wand sie

zum Strauße und ſtieg hinauf in Alfred's Vorzimmer, in dem jetzt gerade ein wundervolles Bild auf der Staffelei ſtand. Es war ein Genrebild und ſtellte einen Garten vor, in dem eine männliche und eine weibliche Figur neben einander zu wandeln ſchienen und ſich mit einer Innigkeit anblickten, die das zarteſte Seelenverſtändniß verrieth. Farben der Natur ablauſchen, Schatten, halbe Tinten, Lichteffecte wiedergeben, die Contouren mit Richtigkeit auf die Leinwand bringen, das iſt die gewöhnliche Aufgabe des Malers. Aber neben dieſer Aufgabe hat er die Rieſenarbeit der Idealiſirung. Die pſychologiſche Beobachtung, die faſt ein ſogenanntes zweites Geſicht, einen Blick in die Geiſterwelt erfordert, legt ihm die Nothwendigkeit auf, die Wahrheit in ihrem feinſten Gewebe zu finden. Er muß ſo zu ſagen das analyſirende Verſtändniß aller Charaktere haben, muß alle Sitten, alle Ideen, ja alle Leidenſchaften kennen. Wer den Geiz malen will, muß den Geiz mehr als oberflächlich verſtehen, muß in ſeine Geheimniſſe eingedrungen ſein. Wer die höchſte Leidenſchaft darſtellt, muß auch dieſe

Situation erfaßt, auch in diesen Abgrund gestiegen sein. Alfred von Theden hatte in der Auffassung dieses gemüthlichen Stilllebens gezeigt, daß er den Geist erkannt, die Dinge beobachtet hatte. Ein Glaubens- und Liebesstrahl schien auf das Bild gefallen zu sein; der Künstler hatte hier nichts Außergewöhnliches, das jetzt mit dem französischen Wort »excessiv« bezeichnet wird, geliefert; er hatte, das sah man deutlich, das Leben im Zustande des Friedens erfaßt. Das junge Mädchen, das sein Pinsel darstellte, besaß die Grazien des Fraulichen, neben denen der Kindheit. Ihre sammetartigen Augen ruhten mit Wohlgefallen auf dem jungen Mann, der neben ihr stand. Offenbar mußte es ihr Bruder sein, denn nur einen Bruder konnte ein junges Mädchen so mit den Blicken umspinnen.

Fränzchen war wie angewurzelt vor diesem Bilde. Sie fühlte, wie es ihr kühl über den Rücken mit wonnigem Empfinden rieselte. Ihr Gesicht war wie von Licht überströmt. Fast schien es, als wenn die in das Zimmer fallende Sonne sich mit ihr zu vermählen strebte, oder daß sich ein Schein aus dem

strahlenden Gesichte, heller als selbst das Licht hervordrängte.

„Welchen Antheil muß der Maler an diesem Geschwisterpaar nehmen, um so, namentlich die Schwester unseres Nachbars, haben treffen zu können!“ Das war ihr erster Gedanke. Und einen Augenblick darauf störte sie die Reflexion, was wohl die etwas stolze Henriette, die schöne Nachbarin, sagen würde, wenn sie sich so im Bilde, von unbekannter Hand gemalt, wiedererkennen müßte?

In dem Moment knarrte eine Thür hinter ihr, und als Fränzchen erschreckt sich wandte, stand Alfred im leichten, phantastischen Morgenanzuge vor ihr. Er nickte ihr und den gebrachten Blumen einen „Guten Morgen“ zu, öffnete die Balkonthür und wunderte sich, daß die Sonne schon so hoch stand, er der gerade heute sehr früh hatte aufstehen wollen. Fränzchen entschlüpfte um den Caffee zu holen. Als sie die reinliche Serviette geordnet und den duftenden Trank darauf gestellt hatt, fuhr Alfred wie aus einem Traume empor, sammelte sich und sagte: „Ich wollte Sie fragen, wann man unsern Nachbar,

bei dem ich Sie so oft sehe, treffen kann. Ich habe einen Auftrag für ihn.«

Fränzchen wurde über und über roth, wie sie vom Nachbar reden hörte. Ihr Herz schlug gleich einem Vögelchen, das zwei Hände gefangen halten.

»Ich weiß nicht,« antwortete sie stockend, »ob Nachbar Burkart außer dem Hause Arbeit annimmt, aber ich denke wohl. Er hat eine Menge Gehülfen . . . .« Sie unterbrach sich, auf einen mehrstimmigen Männergesang horchend, der durch den Garten in das Zimmer schallte. »Ei,« rief sie fröhlich, »das sind Burkart's Arbeiter. Die singen früh Morgens, daß es eine Freude ist.« Alfred kannte diese Gesangsübungen und dennoch war er aufmerksam geworden. Den Tisch, an dem er saß, bei Seite schiebend, trat er auf den Balkon, und die Klänge so durchaus rein, so durchaus volltönend findend, sagte er erstaunt: »Sind denn das wirklich immer nur einfache Arbeiter, die so melodisch singen?«

Damit kam Fränzchen auf ihr Terrain. »Was Sie heute hören, ist nichts, aber auch gar nichts gegen die Gesänge, die Nachbar Burkart in seinen

Verein eingeführt hat,« lachte sie. »Da werden die schönsten Sachen gesungen, viel schöner als man sie in der Oper von den Choristen hört, die in Dinte getauchte Bärte tragen und eher krächzen als musiciren. Wir Frauenzimmer werden alle Vierteljahr einmal in den Verein gebeten, um Burkart's Arbeiter zu hören. Da sollten Sie einmal hinkommen, da würden Sie aufhorchen!« Sie plauderte so fort, bis sie endlich dem seltsam gespannten Alfred sagte: »Uebrigens ist Nachbar Burkart gar nicht zu Hause. Er ist auf die Industrieausstellung gereist, wo er ein wunderliches Instrument zeigen will, das er Eklekto — oder Elektro — oder — ach — ich kann das barbarische Wort nicht herausbringen, mit dem er sein Wunderwerk getauft hat: es liegt ihm viel d'ran, die gestrengen Herren daselbst über sich urtheilen zu hören!« . . .

Die Stimme der Wittwe Heidrich auf der Treppe, die Fränzchen zu sich herabrief, unterbrach hier das fröhliche Geschwätz. Wie ein junges Kätzchen sprang diese der Thür zu. Als sie diese schon in der Hand hatte, stand sie noch einen Augenblick still und sagte:

»Aber Henriette, ſeine Schweſter iſt zu Hauſe, die nähme wohl die Beſtellung an. Und wenn ſie gar erſt wüßte, daß Sie ſie gemalt hätten —!« Damit war Fränzchen zur Thüre hinaus und die Treppe hinunter.

Alfred's erſtes Gefühl war Verdruß, ſo belauſcht, ſo errathen zu ſein. Er hatte nicht gedacht, daß Fränzchen in dieſem Genrebilde die Nachbarn erkennen würde. Einen Augenblick blieb er noch auf dem Balkon ſtehen und athmete die friſche Frühlingsluft ein, dann trat er zurück in ſein Zimmer, vor das Bild, das ihm vor allen ſeinen Bildern deshalb vielleicht beſonders gelungen ſchien, weil es ſein letztes war. Es verdankte ſeine Entſtehung einem zufälligen Blicke in den Nachbarsgarten, wo Henriette mit ihrem Bruder in den Nachmittagsſtunden luſtwandelte, und in ihrer blühenden Schönheit unbewußt Alfred zum Modell gedient hatte. Unwillkürlich mußte er nun vor ſeinem Bilde Conſtanzens gedenken und ſie mit dem wenigſtens ihm aus der Ferne ſo zauberhaft erſcheinenden Mädchen vergleichen. Die einfache Umgebung lieh einen neuen

Reiz. Henriette ſchien mit einer faſt religiöſen Ergebung ihre kleinen Arbeiten im Garten, auf der Bank vor dem Hauſe oder in der Laube zu verrichten; es herrſchte hier zwiſchen den Perſonen und den Dingen eine wohlthuende Harmonie, ſtatt daß bei Conſtanze ein faſt übertriebener Luxus etwas Trocknes, Herausforderndes, faſt etwas Verletzendes hatte, was Alfred von Conſtanzen vielleicht deswegen zurückſtieß, weil er zu ihr hinauf ſehen mußte, er der zwar adelig, aber arm war. Ueberdem ſollte ſie, wie alle Welt wußte, einen Grafen Schomburg heirathen. Dieſer hatte mit ihm ſtudirt. Er hatte ihn auf der Univerſität ſchon in einem Gefolge von Pferden und engliſchen Jagdhunden glänzen geſehen. Was war dagegen Alfred in ſeinen beſchränkten Verhältniſſen? Bis zum einundzwanzigſten Jahre hatte er unter dem Deſpotismus einer kalten klöſterlichen Regel gelebt, wovon ihn erſt der Tod ſeines Vaters befreiete. Die väterliche Autorität ruhte über ihm wie ein Bleidach, an dem die aufſteigenden Freuden ſich den Kopf eindrückten. Er war immer in dieſen Augen der Knabe von acht Jahren geblieben. Wenn

es Alfred zuweilen antrieb, ſeinem Vater eine Liebkoſung zu erweiſen, ſo empfing ihn dieſer, wie wenn er eine Albernheit begangen hätte. Bis zum zwanzigſten Jahre hatte er nie über zehn Thaler gebieten können. Man denke ſich eine hochfliegende Einbildungskraft, ein liebendes Herz, ein poetiſches Gemüth, mit einem Worte eine Künſtlerſeele, angeſchmiedet an die Seite eines ewig kalten, ewig berechnenden Mannes, und man wird ſich Alfred's Durſt nach Freiheit, Alfred's Pläne für die Zukunft denken können. Er hatte ſeine Mutter früh verloren. An einem Bilde, das er aus dem Gedächtniß von ihr entworfen hatte, entdeckte er zuerſt ſein Malertalent. Er pflegte es im Stillen und als ſein Vater ſtarb, gab er ſeine mühſam angefangene juriſtiſche Carrière, in der er es ohne Protection doch nie weit gebracht hätte, auf, um mit Hülfe eines freilich ſehr unbedeutenden Vermögens ſeiner Kunſt zu leben. Verwandtliche Bande knüpften Alfred an einige reiche Familien, die ſein Stolz ihm verſchloſſen haben würde, wenn nicht ihre Gleichgültigkeit es gethan hätte. Eine innere Stimme rief

ihm ewig: »Muth! Vorwärts!« zu. Die Kunſt offenbarte ihm ihre Geheimniſſe, aber noch ſchwebte Alles mehr um ihn in ungewiſſen Contouren, als daß es ſchon durch Form zum Körper gediehen wäre. Was hauptſächlich in ihm pulſirte, war die Sehnſucht nach einer Liebe, wie er ſie ſich träumte. Er war aber in eine Geſellſchaft hineingerathen, wo die Männer ſich den edelſten Frauen ohne Zagen nahen, wo ſie ſtatt tiefſinniger Worte, Impertinenzen ſagen . . . ſonderbar, daß dies Alfred ſchüchtern machte. Ihm ſchien es leichter, ein Raphael zu werden, als ſeine Huldigung einem ſchönen, reichen, und geiſtig ausgezeichneten Weſen darbringen zu dürfen. Seine Verzagtheiten, ja ſeine Verehrung für das Schöne waren im Widerſpruch mit den Geſellſchafts-Principien. Der gute Alfred hatte wohl Kühnheit im Charakter, aber nicht in den Formen. Die Frauen, die er von Weitem bewunderte, gehörten meiſt Männern, die er die unbedeutendſten nennen mußte. So kam er ſich, er der oft ſchwieg, in dem Triebrad des geſellſchaftlichen Geſchwätzes vollends überflüſſig vor. Ohnſtreitig hatte

er auch zuviel Geradheit für dies künſtliche Leben, das ſtatt Ideen, gewiſſe abgedroſchene Phraſen hat: denn noch konnte er nicht ſtillſchweigend reden und nicht redend ſtillſchweigen. Alfred hatte demnach bis jetzt kein Herz gefunden, das ihn verſtanden hätte. Die Schuld lag freilich an ihm, denn er ſuchte in frivolen Kreiſen, in Kreiſen, die ausgehungert vom Luxus, trunken von Eitelkeit ſind, ein Gefühl dem ſeinen gleich, ein Gefühl, das wie ein breiter Strom das ganze Daſein, alle Verhältniſſe überſchwemmte. Mit der Gewohnheit, ſich in ſich zu verſchlieſſen, errang er die Fähigkeit des Vergleichs und des Nachdenkens. Zu welchem Reſultate kam er aber hinſichtlich der Frauen? Zu einem ſehr traurigen. -Sie ſind,- ſagte er ſich, -ſo ſehr gewohnt, im Talente nur die Fehler und in der Unbedeutendheit nur die äußeren gleißenden Eigenſchaften zu ſehen, ſie empfinden ſo ſtarke Sympathien für das Oberflächliche, daß das Ausgezeichnete ihnen keine Befriedigung bieten kann, denn ein Talent gleicht einem Wechſelfieber. Keine Frau hat Luſt, deſſen Unbequemlichkeit zu theilen. Alle

wollen verweichlicht, auf den Händen getragen werden. Lieben sie doch in uns nur sich selbst. Und an diese niederschlagenden Betrachtungen knüpfte er die Erinnerung an Constanze, der er, arm, stolz, mit dem Gefühl viel leisten zu können, eine ihr ungewohnte Kälte deswegen entgegenstellte, weil er unfähig zu jenen gesellschaftlichen Affenkünsten war, die der Triumph der Unwahrheit und der Gefühllosigkeit sind, denn Alfred hätte wohl sein Leben geben können, aber es zersplittern wollte er nicht. Und das darum, weil dem armen Künstler mehr als Liebe, äußerste Hingebung Noth thut. Wo fände sich die bei jenen verweichlichten, in türkische Shawls gehüllten Geschöpfen, die mehr gebieten als gehorchen, mehr nehmen als geben wollen? Die wahre Liebe ist die, die sich mit Herz, Sinn, Geist und Körper dahinstellt, wo sie das Schicksal den Mann ihrer Wahl finden ließ. In Lumpen oder auf Teppichen, sie wird immer beglückend, immer glücklich sein.

Inmitten dieser Gedanken hatte sich Alfred langsam angekleidet, war seine kleine Treppe hinabge-

ſtiegen und ſtand nun, nachdem er um eine Gartenmauer gebogen war, faſt unbewußt vor des Nachbars Hauſe. Die grün angeſtrichenen Jalouſien ſahen gar zierlich aus. Ein meſſingenes, blankgeputztes Schild glänzte an der Thür im Sonnenſchein. Als Alfred ſich näherte, las er, mit zierlicher gothiſcher Schrift die Worte darauf: Heinrich Burkart. Optikus und Inſtrumentenmacher. Akademiſcher Künſtler.

3.

Im Hereintreten war Alfred nicht wenig von der duftenden Reinlichkeit der Hausflur, von einer ſinnigen Anordnung überraſcht, die ſich in kleinen Dingen kund thut. Rechts ſchien das Wohnzimmer zu ſein; wenigſtens erblickte Alfred durch die nur angelehnte Thür einen Sopha und darüber einige Familienbilder, die ihn ihres lebhaften Colorits und ihrer richtigen Zeichnung wegen überraſchten. Links konnte Alfred durch eine Glasthür in das Atelier

sehen: geradeaus stand im Hintergrunde der Hausflur die Thür offen und zeigte die Aussicht nach dem Gärtchen, das ihn nun schon seit Wochen in seiner Einfachheit gefesselt hatte. Daneben befand sich eine zweite Thür mit einem Schilde und der Aufschrift: »Comptoir« versehen. Das Haus war wie ein Bild geputzt; die Möbeln, die Thürklinken, die grossen kupfernen Leuchter auf der Commode hatten ihre eigene Gefallsucht. Man sah es diesen Räumen an, daß die Arbeit eine beglückende Aufgabe, eine heitere Lösung des menschlichen Daseins war.

Lange zögerte Alfred, an irgend eine Thür zu klopfen. Immer hoffte er, daß sich die Bewohnerin dieses idyllischen Hauses sehen lassen, ihn begrüßen würde. Da tönte plötzlich im Nebenzimmer ein Musikstück, eine Beethoven'sche Sonate, mit so großer Virtuosität auf dem Clavier ausgeführt, daß Alfred davon wie mit süßem Schauer überströmt war. Diese Musik und die aus ihr emportauchenden Gedanken gaben ihm geheimnißvolle Wonnen. Er mußte sie mit der Freude, an einem Sommer-

lage in einem dunkelblauen See zwischen Felsen, duftenden Nadelhölzern und Blumen zu schwimmen, vergleichen. Und doch waren es vielleicht nur zwei Minuten, daß er so dastand! In diesen zwei Minuten drängte sich aber etwas Magisches in sein Herz, Etwas, das seine ursprünglichen Wünsche aufregte, ihn wie aus der Kindheit kommend anblickte und ihn schwindeln machte. Indem trat ein munterer Bursche mit einem Schurzfell versehen, an die Glasthür des Ateliers, streckte den Kopf heraus und rief mit launiger Stimme: »Ei, sieh da, der Herr Nachbar! Kommen Sie unsere Instrumente zu sehen?« Und als Alfred bejahte, suchte der Bursche den Schlüssel des Comptoirs, plauderte im Suchen von einem Daguerreotypapparat und einer Camera Obscura, die er vorzuzeigen habe, und führte endlich Alfred, der froh über den verlängerten Aufenthalt war, in das mit Instrumenten angefüllte Zimmer. Im Hereintreten sah dieser eine weibliche Figur über die Hausflur huschen, und erkannte in ihr eine Dienstmagd. Erfreut, seine Hoffnung, daß Henriette keine niedere Functionen

im Hause zu verrichten hätte, bestätigt zu sehen, horchte er nun doppelt gern auf die forttönende Musik, denn bis jetzt hatte er oft beunruhigt gedacht: »Ist dieses zarte Geschöpf verdammt, Magddienste zu thun? Muß sie, die zum Herrschen bestimmt ist, der Dürftigkeit dienen?« Und an diese beklemmende Frage hing sich in Alfred's Gemüth die Ueberzeugung, daß es schwer ist, in der Armuth schön zu sein. In seinem künstlerischen Sinne hatte er Henriettens Fuß mit Seide, ihre schlanke Taille mit malerischen Falten bekleidet, hatte er sie, die er häuslich im Garten Strümpfe stopfen sah, unbewußt eine Stufe höher, näher dahin getragen, wo in dem Strom unserer gesellschaftlichen Untugenden die weicheren Gefühle steinern werden. Indessen guckte die Magd neugierig zur Thür herein, sagte: »Ach, sind Sie da Jacob?« und ging, nachdem sie sich gehörig umgesehen, zurück in den Garten, worauf Alfred aus tiefem Nachdenken auffahrend, die Worte hervorbrachte: »Ich wünsche, Ihren Principal selbst zu sprechen.«

»Den Principal? Da müssen Sie in einiger

Zeit wieder versprechen,« entgegnete Jacob, »der ist zu der Industrieausstellung in die Residenz gereist und kommt erst künftige Woche wieder. Wollen Sie sich nicht umsehen?« fügte er hinzu. »Es giebt immer was Neues bei uns. Sehen Sie, das wird Sie interessiren, das ist ein Modell zu einer Locomotive, die unser Herr Burkart wesentlich verbessert hat.«

Und damit fing der geschäftige Jacob an, ein Modell nach dem andern, ein Instrument nach dem andern zu erklären. Unterdessen konnte sich Alfred umsehen und einen Blick in das Hinterzimmer werfen, das von der Instrumenten-Niederlage nur durch einen Vorhang getrennt war. Es enthielt einen an das Fenster gerückten Schreibtisch mit einer grünen Decke und einem geschmackvollen Schreibzeug versehen, an dessen beiden Seiten Schiller's und Göthe's Büsten in kleinem Maßstabe standen. Vor den Schreibtisch war ein bequemer Lehnstuhl gerollt und rings an den Wänden liefen Bücherregale, auf denen Bücher in Quart und Folio standen. Es war so heimlich in dem Zim-

mer, daß Alfred unwillkürlich wieder an Henriette denken mußte, wie er sie öfters im Garten belauscht hatte, wenn sie friedlich und schweigsam mit Nähen beschäftigt, von der Sonne in der Geißblattlaube sanft angestrahlt, Goldglanz auf den Haaren zu haben schien, oder wenn er sie mit leiser Stimme -Lieder ohne Worte- anschlagen hörte. Zuweilen war es ihm dann gewesen, als flammte es plötzlich in ihr wie Ueberirdisches auf, und dann hatte er wachend immer von Carlo Dolce geträumt, wie dieser die Poesie oder Italien darstellte.

Als sich Alfred sattsam umgesehen und sinnend mit den Augen von Heinrich's Zimmer in den Garten und vom Garten nach der Hausflur geschweift war, gleichsam die Gedanken, die hier gedacht, die Worte, die hier gesprochen, an den Dingen um ihm errathend, sie in sich aufnehmend, den Möbeln eine Physiognomie abgewinnend, glaubte er endlich, an die Rückkehr denken und dem Hause, in dem Henriette für ihn unsichtbar geblieben war, ein Lebewohl sagen zu müssen. Sonderbar war es, daß er, auf Heinrich's Tisch einen letzten Blick

werfend, diesen plötzlich von einem hellen Sonnenstrahle beleuchtet, die Gegenstände darauf sich färben, glänzen, erbleichen, aufflackern und verlöschen sah. »Was bedeutet das?« fragte er träumend. Sich vor Jacob fassend, setzte er dann laut hinzu: »Ich werde wiederkommen, wenn der Principal heim ist.«

»Können wir den Auftrag nicht vorläufig ausführen?« bemerkte Jacob fast empfindlich über den seine eigene Geschicklichkeit in Zweifel stellenden Aufschub.

Aber Alfred, entschlossen, die Gelegenheit, wiederkehren zu können, nicht aufzugeben, antwortete: »Nein, ich muß Herrn Burkart selbst sprechen.« Worauf Jacob ihn mit schlichter Höflichkeit zur Thüre geleitete und dann in das Atelier zurückkehrte.

Beim Umbiegen um die Gartenmauer begegnete Alfred Constanzens Diener, der rasch, mit heruntergezogenem Hute, auf ihn lostrat und ihn im Auftrage der Gräfin um die Adresse des bewußten Mechanikus bat. Etwas ungeduldig sagte

Alfred: »Ich habe schon Alles besorgt. Ich werde die Antwort der Gräfin Constanze bald selbst bringen!« Dann trat er in sein Haus, bemerkte jedoch, daß der Diener ihm gefolgt war. »Was will Er denn noch?« fuhr er ihn etwas unwirsch an. »Das Bild holen, das der gnädige Herr der Gräfin zur Ansicht versprochen hat,« war die fast schüchterne Antwort. »Ja so,« entgegnete Alfred, den die Erinnerung an das Bild weich machte. »Da müssen Sie mit mir in mein Zimmer kommen.«

Als der Diener das Bild fort zu Constanzen getragen hatte, war es Alfred, wie wenn er ein Unrecht begangen, eine Sünde auf sich geladen habe. Fremden wollte er einen Blick in dies Heiligthum gönnen, das ihm jetzt erst selbst klar geworden war, Fremden sollte er erlauben, hier ihren Witz zu üben, vor dieser keuschen Schönheit vielleicht unkeusche Worte zu reden ... Es faßte ihn krampfhaft in der Brust: wie zerrissene Fahnen, die in der Schlacht flattern, so flogen und flohen die Betrachtungen, so kleinlich kam ihm in

dieſer Stunde das Streben der Kunſt nach Bewunderung und Geld vor. Konnte er ſich nicht ſelbſt genügen? Mußte er aus ſeiner Welt in jene, die ihm ſeine Geheimniſſe entlockte? Er ſtampfte mit dem Fuße und einen Augenblick darauf lächelte er, wenn er um ſich blickte und ſeine Schätze, die in Kupferſtichen, angefangenen Studien, in griechiſchen und ägyptiſchen Modellen beſtehend, anſah. Hier tanzte ein braunes Mädchen auf einer nachgeahmten etruriſchen Vaſe, und hier rief ein Cicero Roms Freiheit wach. Auf einem Stück Leinwand ſchwebte eine Madonna zwiſchen Engeln dem Himmel auf Goldgrund zu, und weiter hin erzählte ein Benvenuto Cellini von jener Zeit, wo in Frankreich die Kunſt mit der Sittenloſigkeit Hand in Hand ging und der Prieſterrock die Sünde deckte . . .

Unwillkürlich hatte ſich Alfred dem Fenſter genaht. Eine tiefe Stille war über den Garten ausgebreitet. Die Arbeiter ſchienen zur Mittagszeit heimgezogen zu ſein. Selbſt Fränzchens rührige Nähe war einen Augenblick in Ruhe verſenkt. Al-

fred athmete ſchwer auf. Da fiel ſein Blick in des Nachbars Garten und auf Henriette, die eben aus der Thür tretend, wie eingerahmt, vor ihm gleich einem Bilde ſtand. Sie hielt einen Korb voll Leinenzeug in der Hand, mit dem ſie in die Geisblattlaube gehen zu wollen ſchien. Plötzlich ſtutzte ſie, ſetzte den Korb ſchnell zur Erde und zu einem Baume eilend beugte ſie ſich und hob mit den Händen ein Vögelchen auf, das aus dem Neſte von ziemlicher Höhe herabgefallen war. Schreiend und flatternd umkreiste ſie die Mutter, immer näher, immer ängſtlicher . . . Henriette zeigte ihr beruhigend das Vögelchen, drückte es an ihre friſche Wange, ſtieg dann auf eine Bank, von da auf einen Baum und huſch war die kleine Ungeſchicklichkeit wieder bei den Uebrigen im Neſte, die jubelnd die kahlen Hälſe nach ihr ausſtreckten. Einen Moment ſtand Henriette ſinnend auf der Bank, dann ſtieg ſie langſam herab, aber im Herabſteigen fiel ihr Blick auf den ſie belauſchenden Alfred, und als wenn ſie plötzlich hinter ſich ein Gewitter habe hereinbrechen ſehen, ſo flog ſie den

Weg hinauf in's Haus hinein . . . Alfred schüttelte mit dem Kopfe, dachte leicht für sich hin: »Was dem Mädchen wohl ankam?« und eilte zu Constanze, um sie um die Rückgabe des Bildes zu bitten.

Er fand sie mit gerötheten Wangen, in ungewöhnlicher Erregung, einen Brief in der Hand, den sie bei seinem Eintreten verbarg. Das ihr geschickte Bild war in ihrem Zimmer auf einen Stuhl gestellt, und sie hatte es, ehe Alfred kam, lange, lange betrachtet.

»Das ist eine wahre Künstlerseele,« dachte sie, »das nenne ich Ehrgeiz besitzen: so einen festen, unerschütterlichen Glauben an den eigenen Stern haben, hilft das Geschick überwinden, hebt zum Genie empor, rettet vor der Mattheit der meisten Männer, die ihre Wolle wie die Schaafe an den Dornengehegen der Geschäfte lassen!«

Sie ging ein paarmal hastig in ihrem Zimmer hin und her, warf sich erschöpft auf einen Sessel und raffte sich dann wieder empor, um in der Bewegung Ruhe für das schmerzlich erregte Innere

zu finden. Es gelang ihr nicht. Sie war nun einmal in jene Stimmung gerathen, wo das Leben ein Druck iſt, wo die Geſellſchaft einer Horde Intriganten gleicht, die reich an Worten, arm an Ideen, Thoren in Erſtaunen und Weiſe in den Zuſtand des Mitleides verſetzen, wo die edelen Thaten ein Traum und die Hoffnung eine Enttäuſchung wird. Sie hatte zu denken, zu beobachten gelernt, dieſe Conſtanze. Nebenbei war ſie das Kind des neunzehnten Jahrhunderts, ein Kind der ſchwermüthigen Trauer, das aber frei von Unklarheit war. Conſtanze war gründlich gebildet. Mit einem unlöſchbaren Durſte nach Wiſſen, hatte ſie für das Weib unerreichbar ſcheinende Geiſtesſchätze erbeutet und dabei empfunden, daß die Uebung der Intelligenz, des Auffinden gewiſſer Ideen große Seligkeiten ſchafft. Wie oft ſaß das kaum der Kindheit entwachſene Mädchen bis tief in die Nacht hinein vor aufgeſchlagenen Büchern, ſog Strahlen der Erkenntniß in ſich, horchte den verworrenen Stimmen der Begeiſterung und fühlte im klopfenden Gehirne unbekannte Gedankengänge ſich auf-

thun, die ihr reiche Resultate boten. Daß sie dazwischen in die Weltfrivolität hineinblicken, auf Bällen glänzen, Abends bei ihrem Vater auch den Thee schenken mußte, war ihr ein wirklicher Schmerz, obwohl sie bald den Ruf eines weiblichen Phänomens, einer Parthie erlangte, die zehntausend Thaler Revenüen besaß, und die sich nicht verheirathen zu wollen schien, trotzdem daß sie schön, zuweilen sogar gefühlvoll war. Der Name Constanze war in der großen Provinzialhauptstadt, in der sie lebte, ein unerschöpfliches Thema, ein Begriff von Festen, von Eitelkeiten, von schillernden Eigenschaften geworden. Ein ältlicher Mann, der Alfred bei seiner Ankunft und beim Eintritte in das Dorneck'sche Haus vor Constanzen als vor einer Syrene gewarnt hatte, that es ohngefähr in folgenden Ausdrücken: »Nehmen Sie sich bei Allem, was Sie ihr sagen werden, in Acht. Sie ist von einer Feinheit, die einen Diplomaten in Verzweiflung bringen würde: halb eine Deutsche, halb eine Französin, ist sie ein Wesen, dem man vielleicht Härte im Ausdrucke vorwerfen könnte, wenn der traurige Zug

um den Mund, die faſt italieniſch geformten Augen nicht an die Venus von Milo erinnerten. Dieſer Zuſammenfluß von Widerſprüchen in ihr iſt durch ein ſtetes Anſichhalten, durch eine außergewöhnliche Beſcheidenheit, die mit der übrigen Perſon contraſtiren, gedämpft. Vielleicht, daß in Conſtanzen zwei Frauen leben, eine, die marmorkalt und eine, die glühend iſt. Betrachten Sie ſie genau. Ehe ſie Jemand anſieht, bereitet ſie ſo zu ſagen den Blick vor, der dann etwas Myſtiſches, faſt etwas Geiſterhaftes bekommt. Wir haben vielleicht noch manches moraliſche Geheimniß in ihr zu entdecken: wahr bleibt aber das, daß Conſtanze alles Edle und Bedenkliche, alles Gute und Schlechte zugleich in uns aufregt.«

Alfred hatte zu dem Allem ungläubig gelächelt. Der Eindruck, den Conſtanze auf ihn machte, war eben nicht günſtig geweſen. Mehr als ſie ſelbſt, gefielen ihm jedoch ihre Zimmer, ihre Gemälde, die harmoniſche Anordnung des Ganzen, wo z. B. in einem gothiſchen Cabinette die Thüren, die Stutzuhr, die Teppiche, die Stühle ſo durchaus dem

Grundgedanken entsprechend waren, daß es sich wie eine deutsche Ballade ausnahm.

So theilnahmlos, wie Alfred Constanzen glaubte, war sie jedoch nicht. Sie hatte bis jetzt in einer unmöglichen Welt von Idealen gelebt, deren Verwirklichung sie umsonst gesucht hatte. Im Geiste hatte ihr Fuß bald in Asien, bald in Amerika gewandelt. In alle Situationen hatte sie sich geträumt, aber noch keine erlebt. Sie bildete sich ein, Alles erlangt zu haben, weil sie Alles zu verschmähen sich vor nahm. Ihr einziger, höchster Ehrgeiz war das Schauen gewesen, weil Schauen für sie Wissen war. Was bleibt unter solchen Umständen vom materiellen Besitze übrig? Nichts als die Idee. Inmitten dieser seltsamen Gedankenverzweigungen hatte sie unter funfzig Bewerbungen endlich die des Grafen Schomburg angenommen. Nicht daß sie ihn liebte, nicht daß sie glaubte, hier je eine kräftige Liebe, ein beseligendes Verständniß zu finden: aber weil sie mit ihrem Vater in Gemeinschaft die Ehe wie eine jener tausend gesellschaftlichen Verpflichtungen betrachtete, die man, für die Welt bestimmt, aus

Rücksicht für sie nun einmal ertragen muß. Constanze fühlte sich durch dieses Verhältniß wenig berührt. Dazu war noch nichts über den Zeitpunkt ihrer Heirath bestimmt. Sie lebte von einem Tage zum andern, in sich versunken, zerstreut, die Außenwelt mit Gleichgültigkeit, zuweilen sogar mit Bitterkeit betrachtend. Ein Brief des Grafen Schomburg unterbrach für einen Augenblick den Fluß ihrer Gedanken und legte ihr durch kalte, gemessene Ausdrücke einen nagenden, dumpfen Schmerz in's Gemüth. Er schrieb ihr aus der Residenz, wohin er als Staatsanwalt versetzt war. Der Zufall wollte, daß er in die Commission von Preisrichtern gewählt war, welche die Erzeugnisse der Industrieausstellung prüfen sollte. Er war aber gar nicht von dieser Anstalt erbaut. Ultra-Aristokrat, sprach er sich positiv gegen diese Unruhe eines ewigen Fortschreitenwollens aus, gegen eine Richtung, die sich mehr, denn in anderen Ländern, in diesem Staate kund that. Er sagte unumwunden, daß er conservativ, wenig populair und deshalb verwundert sei, wie er zu der Ehre käme, in jene Commission

gewählt zu werden. »Wir leben,« so schloß der Brief, »in einer Zeit der Widersprüche, wo die Rechtschaffenen das Gute wollen und dem Verwerflichen nicht ausweichen können. Gewiß fehlt es nicht an Gründen, um sich dem Nächsten aufzuopfern, allein wie viel Eitelkeit in diesen Bestrebungen, wie viel Ueberschätzung eigener Kräfte, wie viel Nichtachtung des Bestehenden, das uns in ein wahres Labyrinth führt.«

Als Constanze diesen Brief gelesen hatte, konnte sie sich nicht erwehren die Betrachtung anzustellen, wie verschieden Schomburg von Alfred, und wie dieser Letztere den eben empfangenen Brief wohl aufnehmen würde. Indem ward er ihr gemeldet, und als sie erröthend vor ihm stand, an den sie ebenso lebhaft gedacht hatte, verbarg sie ihre Befangenheit damit, daß sie ihn bat, mit ihr in den Garten zu der Rotunde zu gehen, wo sie die Sternwarte zu erbauen vorhatte. Alfred zögerte und schützte den drohenden Regen vor. Constanze sagte etwas verstimmt: »Gestehen Sie, daß Sie eben nicht sehr liebenswürdig sind. Neulich schon, als

von der Sternwarte in Ihrer Gegenwart die Rede war, habe ich eine Verneinung meiner Pläne in Ihrem Schweigen bemerkt, und jetzt muß ich Sie gar zwingen, mit mir in den Garten zu gehen.«

Alfred schien betroffen, sich errathen zu sehen. Ausweichend suchte er von gleichgültigen Dingen zu reden, indeß er innerlich fast gereizt denken mußte: »Man braucht nur Constanzens Gang zu beobachten, um Mangel an Sanftmuth in ihr zu entdecken. Wenn man sich ihren Bewegungen anschmiegen möchte, so fühlt sich zwar eine geheime Lebhaftigkeit durch, allein diese hat etwas Excentrisches. Die gemüthlosen Frauen haben nun einmal keine Weichheit, man kann sich ihnen nicht verbinden, nicht einmal Schritt mit ihnen halten, es ist, als wenn Alles auf Egoismus, auf Vereinzelung hindeutet.«

Er blieb tiefaufathmend stehen. Bis jetzt hatte er Constanze selten allein, meist immer in der Welt, durch Kälte und fast einengende Höflichkeit von ihr entfernt, gesehen. Heute ließ sie sich vor ihm gehen und erschien in tausend kleinen Gesten so lieb-

lich, daß sie ihn gegen seine Gewohnheit anzog, dann aber wieder deshalb abstieß, weil ein tiefes Mißtrauen gegen sie in seinem Herzen wurzelte. Wechselweise erblickte er in ihr bald das gefühlvollste und kälteste Gemüth, empfand er Alternativen von Freude und Trauer in ihrer Nähe, die ihn verwirrt machten.

Wie Constanze mit Alfred auf der Rotunde stand und er neben ihr träumend in die Ferne starrte, sagte sie: »Was haben Sie eigentlich gegen den Bau der Sternwarte? Warum schweigen Sie, wenn ich mit Ihnen darüber reden möchte?«

»Ich schweige,« entgegnete Alfred, »weil ich Ihr Vorhaben mit schlagenden Gründen bekämpfen könnte.«

»Darum eben sollten Sie reden,« sagte Constanze und setzte sich rasch auf eine Bank, indeß sie bequem den Kopf auf die hohe Rücklehne bog.

»Nun denn,« erwiderte Alfred hastig, »so erfahren Sie, meine schöne Gräfin, daß Sterne kein Studium für Frauen sind. Was sollen diese Berechnungen, daß z. B. der Mercur in einer Entfer-

nung von dreizehn Millionen, dreimalhunderteinundsechzigtausend Meilen die Sonne umkreist, daß er seinen Lauf in so viel Tagen, Stunden und Minuten zurücklegt. Wozu dieses nur den Verstand, nicht das Gemüth fesselnde Studium, wozu diese Gelehrsamkeitsjagd, die Ihnen schädlich, statt nützlich ist?«

»Schon die Alten wählten eine Frau zur Erforscherin der Sterne, schon sie gaben der Urania ein Sternrohr in die Hand. Warum sollte ich nicht das Sonnensystem studiren, ich, die nicht wie Niobens Töchter an Apollo's Pfeilen sterben möchte?« sagte Constanze lieblich.

Alfred hatte bis jetzt vor ihr gestanden, jetzt setzte er sich zu ihr. »Theuerste Gräfin,« rief er mit weicher Stimme, »wissen Sie, was mich am meisten bei dem Gedanken an Ihre Sternwarte bekümmert?«

»Das wäre?« fragte sie stolz.

»Daß es Sie vom Höchsten, vom Göttlichen abziehen wird. Sagt doch schon Laplace, daß er mit dem Sternrohre den ganzen Himmel durchsucht, aber keinen Gott gefunden habe.«

Conſtanze lächelte und ſagte dann bitter: »Ich weiß, daß Sie mich gründlich haſſen!«

»Haſſen?« erwiderte Alfred ſanft, aber feſt. »Haſſen? das iſt ein verletzendes Wort, ein Wort, das weder Sie, noch ich verdiene. Warum ſoll ich es aber leugnen, daß mir Vieles an Ihnen ..... mißfällt. Antworten Sie mir nicht, noch nicht,« rief er, als ſie eine Bewegung der Ungeduld machte und ihr Geſicht einen Ausdruck von Neugierde und Empfindlichkeit annahm. »Ich will Ihre Achtung, nichts weiter. Die erkauft ſich weder mit Fadaiſen, noch mit Zudringlichkeiten. Laſſen Sie ſich immerhin einmal die Huldigung der Wahrheit gefallen. Wiſſen Sie doch, daß ich genug gelebt habe, um wie Sie Worte zu kennen, die Alles angreifen oder Alles vertheidigen. Gehe ich alſo einmal aus dem gewöhnlichen Geleiſe, ſo geſtatten Sie das, Gräfin, es ſoll nicht oft geſchehen.«

»Was wollen Sie beſſer an mir?« rief ſie ungeduldig.

»Weiblichkeit will ich,« entgegnete Alfred freundlich, »Einfachheit. Nicht dieſes Naſchen an den

Wissenschaften, in die Sie doch nicht dringen können, nicht dieses sich über Ihr Geschlecht Erhebenwollen, das kein Glück ist.«

»Pedant!« schaltete Constanze gereizt ein.

Alfred ließ sich nicht stören. Er schilderte ihr mit lebhaften Farben ihre leere, traurige Jugend, den verkehrten Weg, den sie eingeschlagen.

Sie antwortete mit Kälte, indem sie zu beweisen suchte, daß Poesie in jedem Studium, je schwieriger dieses, je reiner diese sei. »Denn,« sagte sie, »große Hindernisse schaffen große Freuden. Ich will nicht von den Alltagsfreuden, sondern nur von denen reden, die in Systemen wohnen. Wenn wir daran Geschmack finden, thut sich eine neue Welt auf. Möglich, daß Ihnen das ungeheuerlich vorkommt .....«

»Es kommt mir wie ein Opiumrausch vor,« rief Alfred. »Zuerst bekleiden Sie Menschen und Dinge mit Ihren Farben, haben zauberhafte Stunden, Stunden, wo Sie Seligkeiten ohne Rückhaltsgedanken haben, Reisen ohne Ermüdung machen, riesenhafte Dichtungen in zwei Worte concentriren.....

und dann kommt plötzlich das Erwachen, das gespenstige Gefühl, Blei, statt Blut in den Adern zu haben, die Dumpfheit, die an Ihrem Lager sitzt ..... Glauben Sie mir, wer sich um seine Bestimmung betrügt, den retten nur die Extreme, retten oder tödten ihn.«

Constanze war aufgestanden. Ihr Herz schlug heftig. Sie nahm aber ihre Kraft zusammen, weil Alfred ihr durch seine unerschütterlich gleichmäßige Haltung imponirte, sah ihn fest an, trat einen Schritt zurück und sagte ohne Bitterkeit: »Nun, ich danke Ihnen, mein sehr werther Herr von Theden, danke Ihnen, daß Sie es wenigstens ehrlich mit mir meinen. Jeder bahnt sich seinen eigenen Weg; wenn der meine mich weit ab von Ihnen führt, so ist das nicht Ihre Schuld!«

Sie verbeugte sich anscheinend freundlich, zog ihren Shawl über die Schulter und wollte rasch in's Haus zurück. Da vertrat ihr Graf Dorneck den Weg, so daß sie wieder umwenden und zu Alfred zurück mußte.

Ihr Vater begrüßte Alfred höflich, mit einer

Protectormiene, die hochstehenden Personen sehr oft eigen ist, mit jener herablassenden Courtoisie, die vielfach wehe, nie wohlthut. »Sie kommen selten zu uns,« sagte er anscheinend verbindlich. »Sie haben mein Anerbieten, öfters mit uns zu essen, nicht benutzt. Zeigen Sie mir heute Ihren guten Willen; frühstücken Sie mit uns.«

Allein Alfred, gekränkt durch sein Gespräch mit Constanzen, aufgeregt durch den Contrast ihrer Lage mit der seinen, schoß der Gedanke: »Sehe ich denn so hungrig aus, daß man so mit dem Essen auf mich eindringt?« durch den Kopf, und sich rasch verbeugend murmelte er etwas von einer Entschuldigung, und fort war er, trotz des bittenden Blicks von Constanze, die ihn, erstaunt ob seiner Hast, die Allee hinunter und aus dem Garten mehr fliegen als gehen sah.

4.

Endlich kam der Tag, wo Heinrich Burkart aus der Residenz zurückerwartet wurde. Kaum

daß die Thurmglocke in der Vorſtadt fünf Uhr Morgens geſchlagen hatte, ſtand Henriette ſchon angekleidet im Gärtchen, von dem aus ſie die Landſtraße und den Eilwagen erblicken konnte, der ihr heute den geliebten Bruder zuführen ſollte. Wie ſie geſchäftig hin und her wandelte, dieſe gute Schweſter, wie voll ihr Gemüth, wie beglückt ihr Weſen ſchien! Auch das machte ihr Freude, daß es ſo ſchön heute im Freien, ſo wunderbar ſchön in dem Gärtchen war. Einige Fruchtbäume ſtanden im Kreiſe und um ſie ſchlangen ſich nach italieniſcher Art grünende Reben, indeß weiter unten hoch aufgeſchoſſene Spargelbeete einem Liliputanerwalde mit Silberflor überzogen glichen. Ganz beſonders pflegte Henriette die Artiſchocken, Heinrich's Lieblingsgemüſe. Mit den kleinen gezackten Blättern ſtreckten dieſe ihre Krone der Sonne und Henrietten entgegen, die umherging, um zu ſehen, ob wohl einige unter ihnen ſchon reif zum Abſchneiden wären. Dazwiſchen ſah ſie aufwärts zum Himmel, an dem hier das Morgenroth glühte, dort der Mond noch wie ein weißer Nachtvogel

ſchwamm. Und dann bückte ſie ſich zu ihren lieben Blumen, die Fränzchen zu pflanzen ſie gelehrt hatte und von denen ſie oft ſagte: »Sieh nur, Fränzchen, dieſe duftenden Narciſſen, wie ſie ſo lieblich ſind, ſich biegen und wieder aufſtehen, je nachdem der Hauch des Windes ſie berührt. Aehneln ſie nicht zarten Mädchen, die hin und her ſchwanken und plötzlich vor dem Glanze der Sonne ganz unbeweglich ſtehen bleiben? Fühlſt Du wohl, daß in dieſer friſchen, blüthendurchzogenen Luft etwas wunderbar Stärkendes, Etwas liegt, das einen geheimen Zuſammenhang der Natur mit dem Menſchen zeigt?« Und wenn Fränzchen ihr dann zuhörte und ſie lächelnd fragte: »Henriette, möchteſt Du wohl wie eine Blume leben?« Dann ſchüttelte ſie ſanft das ſchöne Haupt und entgegnete lebhaft: »Davor ſei Gott! Aber ohne Sorge ſein, ein friedliches, ſtilles Leben führen, nie ängſtlich in die Zukunft blicken, in einer gewiſſen Regelmäßigkeit, in einer Art von Abhängigkeit athmen, aber tief in ſich Freude empfinden . . . ja, das möchte ich! — «

Henriette fühlte heute recht lebhaft, wie sie ihren Bruder liebte, wie sie an ihm mit ganzer Seele hing. Er hatte ihr in den acht Tagen, daß er abwesend war, schmerzlich genug gefehlt. Sie war nun einmal gewohnt, nur durch ihn, für ihn zu denken. Seine Stimme hatte die Macht, ihr Herz pochen, ihre Wangen flammen zu machen. Wie ein Held des Alterthums wäre sie in Heinrich's Nähe fähig gewesen, eine glühende Kohle in der Hand zu halten und sie nicht zu fühlen. Es war mehr als Liebe, was sie hin zu ihm zog, es war Bewunderung, Zauber . . . Oft, neben ihm sitzend, wenn er in Arbeiten vertieft sie nicht zu beachten schien, hatte sie an der Beklemmung ihres Gemüths die seine errathen und ihn sanft anblickend schüchtern gefragt: »Du leidest?« Oft auch fühlte sie seine Nähe, wenn er weite Strecken noch von ihr entfernt war, und flog ihm, wie ein himmelblaues Insect, das seine Blume entdeckt, fröhlich entgegen. Solche Erscheinungen mögen oberflächliche Gemüther in Erstaunen setzen. Dennoch sind es nur die einfachen Folgen unserer innersten

Natur und jener moraliſchen Gewalt, deren Größe wir leider nur zu oft verkennen. Wenn Heinrich ſchmollte, ſo war Henriette anſchmiegend. Lag eine Wolke auf ihrer Stirne, ſo hatte der Bruder keine Ruhe, bis er die Urſache derſelben gewußt und ſie geſcheucht hatte. Zwiſchen ihnen war die geſchwiſterliche Liebe ein ewig erwärmendes, ewig beglückendes Licht. Sie hatten bis jetzt Alles mit einander getheilt. Das kam daher, weil der Schmerz mitten durch Beide gegangen und ſie auf ewig vereint hatte. Darin ruhte das Räthſel ihres Lebens . . .

Indem rollte endlich der Eilwagen in polternder Haſt heran. Sie hinaus auf die Straße! Ihr Herz pochte. Ja, Heinrich winkte aus dem Schlage, grüßte, ſchwenkte die Reiſemütze — denn halten durfte der Wagen nicht — ach, ſie hätte den Roſſen in die Zügel fallen mögen; aber fort war er und ſie mußte eine lange, lange halbe Stunde warten, bis er endlich ankam ſichern Schritts mit Jacob, der ſeinen Koffer auf den Schultern trug und ihn auf der Poſt erwartet hatte. Nach einer herzlichen Umarmung war das ein Fragen und

Antworten, ein sich an ihn Schmiegen und dann ihn wieder Lassen, damit er sich von der Nachtreise erhole, sich mit dem plätschernden Wasser des Brunnens erquicke und erfrischend seine reine Wäsche anzöge. Jacob hatte sich an die Effecten gemacht und packte schon aus, Instrumente, Bücher, Kleider, Wäsche. Plötzlich fiel, eingewickelt, ein rothes Etui heraus, und als es Henriette öffnete, blinkte ihr eine große goldene Medaille entgegen. »Was ist denn das?« rief sie dem aus dem Schlafzimmer kommenden Heinrich entgegen.

»Das?« antwortete er, »ja, das ist ja die Medaille, die ich für mein neuerfundenes Instrument bekommen habe.«

»Und Du sagst mir das nicht gleich?« entgegnete Henriette, außer sich vor Entzücken.

»Bah!« rief Heinrich, »die hab' ich schon wieder vergessen gehabt, hab' nicht mehr an sie unter all' den Herrlichkeiten gedacht, die ich in der Gewerbsausstellung gesehen habe. Was sind doch meine Leistungen gegen die der meisten übrigen Mechaniker gehalten? Nichts, gar nichts. Ich ver-

sichere Dich, ich war niedergedrückt und entzückt, wenn ich in dem ungeheuern Gebäude umherging und mir sagte: »Das haben Alles Menschenhände geleistet. Etwa nicht vornehme, gelehrte, sondern ganz gemeine Hände, die schwarz vom Feuer und der Arbeit geworden sind! O, was sind die Menschen weit!«

Er hielt einen Augenblick inne, trat dann an den Koffer, suchte und reichte Henrietten einen schön gearbeiteten, mit Steinen gezierten silbernen Fingerhut und ein zierlich eingebundenes Notenbuch hin. »Das da ist für Deinen hübschen Mittelfinger,« sagte er schmeichelnd, »und hier das für Deine liebe frische Stimme! Neuer Kram! Mendelssohn oder Meyerbeer.«

Sie lehnte sich gerührt, dankend an seine Brust. Jacob hatte weiter im Koffer gewühlt und einen Pack Broschüren herausgezogen. »Mache sie mir nicht unordentlich,« bemerkte Heinrich, »es sind Schriften, die ich für unsern Verein benutzen will.« Dann wandte er sich wieder zu Henriette, die indeß die prächtige Medaille von Neuem beliebäugelt

hatte. »Laß das dumme Ding,« sagte er fast verstimmt, »es macht mir keinen Spaß. Ich hab' es nicht verdient. Ich fühlte mich zu klein vor diesen Riesenarbeiten. Und dann die Art, wie einem das eingehändigt wird! Da stand ein ganzer Rudel Menschen vor uns in Uniform, und Einer las eine Rede ab, in der der Fortschritt und nur der Fortschritt und der Fortschritt das dritte Wort war. Ich wußte nicht, ob ich lachen oder weinen sollte, denn ich sah vor mir einen Menschen, der von dem, was er sagte, gar nichts verstand, und der, wie Fortuna, die Prämien auf gut Glück austheilte.«

»Bist Du nicht zu bitter?« sagte Henriette, freundlich mit dem Finger drohend.

»Nein,« entgegnete Heinrich ernst, »nur wahr. Ich mußte bei dieser Gewerbsausstellung an die französische denken und mir wehmüthig sagen: »Auch das haben die Franzosen vor uns voraus, daß ihnen da der König selbst die Preise austheilt!« Plötzlich abbrechend fragte er dann: »War François in meiner Abwesenheit hier?«

„Oefters, als ich es wünschte, lieber Bruder,“ antwortete Henriette zögernd.

„Du hast Unrecht,“ rief er hastig, „sehr Unrecht, das zu sagen. François ist ein Mensch voll Erfahrung, voll genialer Ideen. Der weiß, wie anderswo die Industrie geehrt wird, weiß, was den Arbeitern Noth thut. François hat nicht umsonst Belgien, Frankreich und England bereist. Von dem kann man was lernen. Sieh nur den geistreich organisirten Kopf, die dunkel sprühenden Augen, den Blick, der in die Zukunft reicht. Ich könnte ihm stundenlang zuhören, wenn er mit fiebernden Lippen jenen Augenblick malt, wo der Arbeiter einmal vor den Reichen hintreten und sagen wird: Ihr habt das Haus, die Fabrik, in der wir arbeiten, gekauft, Ihr habt uns so viel gegeben, daß wir nicht verhungern, aber nun fragen wir Euch: Habt Ihr mit uns die gleichen Mühen getheilt? Habt Ihr auch gearbeitet, auch im Schweiße Eures Antlitzes Euer Brot verdient, oder bloß Capital auf Capital, Zins auf Zins gehäuft, ohne in Wahrheit einzugehen auf die Noth

des Nächsten? Zitternd wird der Gefragte vor Euch stehen, denn er muß vor Gott und seinem Gewissen antworten, daß fette Bissen für seine Hunde ihm lieber, als trocknes Brot für seine Arbeiter waren.«

Heinrich's Stimme zitterte, als er diese Worte sprach. Jacob aber schmunzelte pfiffig und antwortete: »Der François ist ein verdammter Kauz. Wenn ich einen Thaler habe, so sagt er: Gieb mir zwölf Groschen ab! Trinke ich ein Glas Wein, so will er immer die Hälfte. Er nennt das Communismus!«

Heinrich und seine Schwester lachten, dann sagte Ersterer, in eine andere Stimmung versetzt: »Nun, was ist denn Neues in meiner Abwesenheit vorgefallen?«

Jacob hatte Manches von den Arbeitern, von vielen eingegangenen Bestellungen, endlich auch von Alfred's Besuch zu berichten.

»Der Nachbar da? Der Maler? Was will denn der?« fragte Heinrich, indeß Henriette, mit jungfräulicher Röthe übergossen, sich bückte und rasch etwas vom Boden aufnahm.

»Das hat er mir nicht sagen wollen,« war die Antwort. »Er that geheimnißvoll, wollte Sie selbst sprechen . . .«

Indem flog die Thüre auf und Heidrichs Fränzchen, mit einem ungeheuern Blumenstrauß in der Hand, schwirrte unter Lachen und Scherzen in's Zimmer herein, schüttelte Heinrich's Hände, warf sich ein paarmal Henrietten leidenschaftlich um den Hals und rief: »Gott sei Dank! daß er wieder da ist! Nichts ging ordentlich im Hause. Die Arbeiter fingen falsch. Der Schmerz um Ihre Abwesenheit war ihnen wahrscheinlich in die Kehle gefahren. Es war nicht zum Aushalten.«

»Nun, nun, Mamsell Fränzchen,« bemerkte Jacob, »es ist auch möglich, daß Sie einen Fluß auf den Ohren hatten.«

Fränzchen hielt ihm den Mund mit ihren Blumen zu, bemerkte, daß es nicht so böse gemeint sei, und schwatzte vom Hundertsten in's Tausendste, bis sie endlich erschöpft über ihre eigene Rede geheimnißvoll rief: »Einer wird sich besonders über Ihre Rückkunft freuen. Einer hat immer nach Ihnen gefragt!«

»Wer denn?« fragte Heinrich.

»Wer?« sagte sie neckisch und blickte auf Henriette. »Unser Miether, der Maler Theden, der Baron mit der Oelfarbe! Hei, der hat eine große Bestellung für Sie! Wenn er wüßte, daß Sie da sind, er käme gleich herum. Aber ich glaube, der schläft noch.«

Henriette war bei diesen Worten, wie zufällig, aus dem Zimmer gegangen. Es war ihr so wohl und so bange, so wonnig befremdlich, wie wenn Regen nach einem heißen Gewittertage auf sie herabrieselte. Sie mußte in den Garten, mußte tief, lange aufathmen, mußte an Gott, an ihre verstorbenen Eltern denken. Mit süßem Schrecken fühlte sie, daß Etwas in sie, in ihr Vertrauen und ihren Willen drang, Etwas, das sie nicht nennen konnte. Es kam über sie wie eine Kraft, wie ein süßes Geheimniß. Sie mußte die Hände falten und doch konnte sie nicht beten. In dieser Stimmung war es ihr erquickend, als Fränzchen nach all' ihrem Geplauder das Haus verlassen und sie Heinrich gegenüber allein am Frühstückstische in der

Geisblattlaube saß. Ihre innere Aufregung, die stürmische Freude des Wiedersehens war einer sanften Ruhe gewichen. Sie hatte ihn wieder, ihn, den sie am meisten, am heißesten zu lieben glaubte. Das Gefühl, endlich mit ihm zu sein, endlich ihrem Freund in's liebe Auge zu sehen, war im Einklang mit dem entzückenden Morgen, mit dem stillen Plätschern des Brunnens, mit den Sonnenstrahlen, die sich verstohlen durch die Blätter der Laube bis auf den Tisch senkten, auf dem eine Kaffeekanne von feinem Porzellan und duftendes Brot, neben buntgemalten Tassen standen.

»Ach Heinrich,« sagte sie zärtlich, »wenn Du wüßtest, wie Du mir gefehlt hast, wie ich mich einsam in dieser Zeit, ohne Dich, gefühlt habe!«

Sie drückte ihm die Hand. Burkart war weichgestimmt. Das Gespräch kam von gleichgültigen Dingen auf ernstere. Im Verlauf der traulichen Unterhaltung sagte Henriette: »Ich denke oft mit Rührung jener Zeit, wo die Eltern kurz hinter einander starben und ich, acht Jahre jünger als Du, noch nicht begriff, warum Du schnell die ganze

Erbschaft verkaufteſt, und aus unſerm frühern Wohnorte hieher unter ganz unbekannte Menſchen zogeſt. Erſt ſpäter habe ich Deinen Heldenmuth ſchätzen gelernt und mit Bewunderung erkannt, warum aus dem verarmten Kaufmannsſohn ein tüchtiger Künſtler werden mußte.«

Nenne mich Handwerker! Wozu die ſtolze Selbſtüberhebung!« verſetzte Heinrich und fuhr dann fort: »Ja, es war eine ſchwere Zeit. Ich hatte die Verpflichtung übernommen, für die minderjährige Schweſter zu ſorgen, ihr eine gute Erziehung' geben zu laſſen. Ich war zwanzig Jahr: Du hatteſt kaum Dein zwölftes erreicht. Wie mich das drückte, wie ich den Verluſt unſeres Vermögens, nicht für mich, ſondern für Dich beklagte, wie ich daſaß tagelang, bis der Entſchluß in mir reifte, mein zufällig erlerntes, mechaniſches Talent für unſer Unterkommen zu nützen.«

»Ach, ich weiß noch Alles,« ſagte Henriette. »Wir kamen hier an. Du wandteſt Dich, um Arbeit zu bekommen, an den berühmten Mechanikus B. Laſſen Sie mich einmal etwas von Ihrer

Geschicklichkeit sehen, entgegnete der freundliche Mann. Und wie Du nun schüchtern aus der Tasche ein kleines, von Dir selbst erfundenes Instrument langtest, rief er: Muth, junger Mann. Sie haben Erfindungstalent. Mit Ideen und einigem Wissen wird viel in kurzer Zeit erreicht. Hat er nicht wahr gesagt, hat er in seine Unterweisungen nicht so viel Wohlwollen, Geist und Beweglichkeit gelegt, daß Du bald Deine Sorgen vergessen und selbstständig arbeiten konntest?«

Das Geheimniß meiner Thätigkeit warst Du, liebe Henriette, sagte Heinrich. »Ich war glücklich jahrelang, wie ein Einsiedler, zwischen Büchern und Ideen, in einer unerreichbaren Sphäre, inmitten einer bevölkerten Stadt leben und arbeiten zu können. Indem ich unsere Existenz auf das Einfachste zurückführte, fand es sich, daß wir mit zweihundert Thalern schon leben konnten. Ich ertrug unsere Armuth mit großem Stolz, denn ich fühlte in mir eine Zukunft . . .«

Die Dich nicht betrogen hat,« rief Henriette bewegt. »Sieh nur um Dich. Alles hier ist Dein

Werk, Dein Eigenthum; ſelbſt ich bin es, die durch Dich gewachſen und ſelbſtſtändig geworden iſt.«

»Die Arbeit iſt eine mütterlich zärtliche Freundin,« bemerkte Heinrich. »Es wäre Unrecht, von ihr Belohnungen erwarten zu wollen, da ſie durch ſich ſelbſt ſchon ſo reine Freuden giebt.«

»Wo fände ſich aber auch ein Gemüth wie das Deine,« rief Henriette, »wo wäre der Held, der, wie Du, nie ſein Schild hätte fallen laſſen? Die Einſamkeit war für Dich, der Du an Umgang gewöhnt warſt, eine harte Aufgabe. Dennoch habe ich Dich oft die Wonnen des Stillebens preiſen und Dich ſagen hören, daß nichts an der Welt verloren ſei, weil in ihr ſelbſt die Ausgezeichneten ſich den Schein des Oberflächlichen geben müßten.«

»Weißt Du denn nicht,« ſagte Heinrich heiter, »daß man das, was man einmal ſein will, ganz ſein muß? Klagen wir das Geſchick nicht an, daß es uns in eine Lage wie dieſe verſetzt hat; halte Dich für glücklich, Du, die Du blühend und nicht unwiſſend biſt. Bedenke, wie reich Du Dich gegen Jene gehalten ausnimmſt, die Liebe mit Geld kau-

sen müssen, die nie um ihrer selbst willen angesehen werden. Ihr Dasein ist eine Demüthigung, die christlicher Sinn und Selbstverleugnung allein zu tragen vermögen, statt daß wir wechselseitig in uns eine große Stütze und die Ueberzeugung gefunden haben, wie sehr der Willen, von der Reflexion aufgeklärt, wirken kann. Giebt es doch ein untrügliches Mittel, jede Lage heilsam zu machen: die Ruhe der Ergebung im Herzen und die Weihe des Bewußtseins auf der Stirn zu tragen. Ueberall, wohin ich horche, heißt es, daß der wahre Glaube zerstört, daß es schwer sei, gegen den Sturm anzukämpfen, als wenn wir nicht das Symbol eines solchen Sturmes in der Arche Noäh, in jenem himmlischen Gleichniß hätten, das sich hoch oben auf den Wellen hält. Kämpfen wir gegen jedweden Einfluß, Henriette, bleiben wir uns selbst treu!

Es war eine schöne Rührung über das Geschwisterpaar gekommen. Jedes für sich dachte noch einmal sein Leben durch. Heinrich gestand, daß er ursprünglich ein fanatischer Liebhaber der Trägheit gewesen wäre und erst vom Leben die Unterdrückung seiner Wünsche

gelernt habe, und Henriette wiederholte, daß ſeine wahre Größe ſich in der Selbſtbeherrſchung entwickelt hätte.

»Wir ſind thöricht,« ſo ſchloß Heinrich, »thöricht, uns zu überſchätzen, wir die wir doch nur Eintagsfliegen ſind! Kommt das Alles nicht von Aufgeblaſenheit her? Was haben wir denn gethan, daß wir Andere ſo klein finden? Statt neben uns geſunde Gemüther zu ſuchen, declamiren wir von Menſchenhaß, wagen wir hochmüthig zu werden, wir die wir wiſſen, daß der Hochmuth eine ſehr verwerfliche Seite hat.«

Geräuſch außerhalb der Laube hieß Heinrich aufſehen. Zu ſeiner Verwunderung ſtand Alfred vor ihm, der ihn in der Werkſtatt geſucht hatte. Als er ihn begrüßte, blickte Henriette verwirrt mit einer Befangenheit, die ſie ſelbſt verwünſchte, zur Erde und wußte nicht, ob ſie gehen oder bleiben ſollte. Stockend brachte Alfred ſeinen Antrag vor, faſt ungeſchickt ſetzte er ſich, von Heinrich aufgefordert, in die Laube, nahm die ihm von Henriette ſchüchtern dargereichte Taſſe levantiſchen Trankes hin und ſagte nicht ohne einen erhöhten Anflug von Verlegenheit: »Sie werden im Dorneck'ſchen Hauſe

durch den Bau der Sternwarte und die Anschaffung der dazu nöthigen Instrumente einen Wirkungskreis finden, der Ihnen vielleicht Vergnügen macht.«

»Ich weiß nicht!« entgegnete Heinrich. »Ich halte mich doch nicht ganz geschickt für diesen Auftrag. Zwar habe ich gerade jetzt Instrumente gesehen, die mir ganz neue Ideen gegeben haben, Sie wissen aber nicht, mit wie vielen Schwierigkeiten der Arbeiter gerade den Vornehmen gegenüber zu kämpfen hat. Nichts ist ihnen recht: zehnmal wird dieselbe Sache bestellt und wieder abbestellt.«

»Du solltest den Versuch doch wagen,« schaltete Henriette vermittelnd ein.

»Ich habe durch meine Abwesenheit,« sagte Heinrich ausweichend, »Manches versäumt, ich will nicht gleich über meine Kräfte zu arbeiten anfangen. Indessen ist es möglich, daß das, was man von mir verlangt, leichter auszuführen ist, als ich es mir vorstelle. Wenn es sich also mit den Stunden im Derneck'schen Hause paßt, . . . nun, ich will wenigstens einmal heute zwischen zwei und vier Uhr versprechen.«

Alfred dankte verbindlich. Immer mußte er dabei Henrietten unverwandt ansehen. Der Ernſt, der auf ihrer Stirn ſchwebte, fiel kalt auf ſeine Einbildungskraft und doch geſtand er ſich, daß das, was an Henriettens Schönheit vielleicht auszuſetzen war, gerade ihren Hauptreiz ausmache, jener jungfräuliche Hauch nämlich, der ſtatt Leidenſchaft, Andacht weckte. Er ging. Mechaniſch reichte jetzt Henriette ihrem Bruder zum Ankleiden die gehörigen Sachen. Mechaniſch räumte ſie, als er fort war, das Frühſtücksgeräth bei Seite. Nur als ſie den Stuhl, auf dem Alfred in der Laube geſeſſen, berührte, zuckte ſie zuſammen und ſtellte ihn ſtill ſeitwärts, gleichſam als wollte ſie ſagen: »Darauf ſoll Niemand mehr ſitzen!«

5.

Dem warmen, alle Blätter und Blüthen hervorlockenden Mai war ein kalter regnichter Juni gefolgt. Es gab Tage, wo es in Strömen zur Erde ſtürzte und wo Fränzchen mit genauer Noth in's

Freie und in den Garten konnte. Deſto mehr machte ſie ſich im Hauſe zu ſchaffen. Es fehlte dabei nicht, daß ſie in Alfred's Malerzimmer trat, wenn dieſer vertieft in der Arbeit war, oder daß ſie zu Henrietten ſchlüpfte, die ſinnend am Fenſter ſaß und nähte.

Im Dorneck'ſchen Garten war die Sternwarte indeß fertig gebaut und bei Gelegenheit einer Sonnenfinſterniß eingeweiht worden. Es konnte nicht ausbleiben, daß die faſhionable Geſellſchaft ihre Witze an Conſtanzens Sternliebhaberei übte, die Tribunalräthin bittere Anmerkungen machte, und der Ingenieurofficier nicht ohne innere Schadenfreude Conſtanzens Ungeſchicklichkeit bei Handhabung der Inſtrumente beobachtete. Bei ihr ſelbſt that ſich jedoch eine gewiſſe Verſtimmung kund, nach deren Urſache man eifrig forſchte und die Einige in Alfred's Wegbleiben aus dem Dorneck'ſchen Hauſe finden wollten. War es Zufall, daß Conſtanze ihren Humor verloren, kränkelnd und blaß war? Sie ſprach oft in dieſer Zeit von Menſchen, die die Augen auf die Vergangenheit oder Zukunft gerichtet haben, immer von Idealen träumen und unfähig ſind, ihr eigenes

Schickſal zu leiten. »Es giebt zweierlei Richtungen,« ſagte ſie. »Die Einen wenden ſich der Thätigkeit zu, haben Einfluß auf die Gegenwart. Die Anderen gehören der Zukunft, bereiten ſie durch Forſchung vor. Vom Anblick der Wirklichkeit zurückgeſcheucht, aufgeſtachelt durch die Hoffnung auf beſſere Zeiten, fallen ſie dem Hochmuth, der Vereinzelung anheim und können von Glück ſagen, wenn ſie ſtatt hypochondriſch, nicht wahnſinnig werden.« Briefe ihres Verlobten aus der Reſidenz verſtimmten ſie noch mehr. Der beſorgliche, faſt rathende Ton mißbehagte Conſtanzen. Er wollte ſie, für die Erkräftigung ihrer Geſundheit, zu einer Badereiſe beſtimmen und ſie wünſchte, ruhig zu Hauſe bleiben zu können. Es waren Veränderungen in ihrem Gemüthe vorgegangen. Welche? Dieſe Neugier unſrer Leſer möge uns geſtattet bleiben, noch eine kleine Weile hinzuhalten. Die Perſonen, die mit dieſer Veränderungen zuſammenhängen, müſſen uns erſt deutlicher vor Augen treten.

Alfred erkannte inzwiſchen durch ein fortgeſetztes Studium ſeiner Nachbaren, daß Heinrich als ein

wahrhafter Jünger seiner Zeit, sich mit glühender Liebe an einzelne, noch emporragende Stämme des zerstörten Paradieses lehnen, niederknien und zu Gott um ein frischeres Glaubenslicht bitten müsse. »Wo seine Ueberzeugung stockt,« dachte Alfred, »wird er sich fester an das Evangelium, an diese himmlische Idealitätsdoctrin, an diesen Lebensbalsam der Seele schließen. Mit einem so starken Willen, einer so gesunden Moral, mit einer so christlichen Philosophie, kann es nicht schwer sein, zu irgend einem großen Resultate zu kommen.« Wie schmerzlich war es ihm daher, daß Heinrich ihm gegenüber immer schroff war, ihn mit Eiseskälte bei etwanigen Begegnungen grüßte und nicht im Geringsten Alfred's Wunsch, sich ihm zu nähern, zu beachten schien! »Es ist dies die Art Derjenigen, die gegen das Schicksal angekämpft haben,« sagte er entschuldigend. »Sie nehmen harte, verletzende Formen an.« Aber so sehr er auf allerlei Weise Zutritt in Heinrich's Hause zu erlangen, sein Vertrauen, wo möglich seine Freundschaft zu gewinnen suchte, so fühlte er sich doch, was er auch beginnen

wollte, immer von ihm abgewiesen. Alfred's Mittel waren beschränkt, und die Gelegenheit, sich Heinrich durch Ankäufe zu nähern, konnte nur sparsam, fast nie ergriffen werden. Dennoch drang er zuweilen unter irgend einem Vorwande in's Comptoir. So z. B. hatte er einmal ein Instrument aufgetrieben, das einer nur kleinen Reparatur bedurfte. Damit in's Haus tretend, war er angenehm überrascht, von Jacob zu hören: »Er könne es gleich wieder mitbekommen, er solle nur im Comptoir warten.« Als er die Thür desselben öffnete, fand er Heinrich in einem gereizten Gespräche mit einem widerwärtig aussehenden Menschen, der etwa dreißig Jahre alt zu sein schien und auf dessen Gesicht die Jugend mit einer machtlosen Sinnlichkeit zu kämpfen begann. Seine Züge mit krankhaften Farben überzogen, der gelbe Ring, der die Augen beschattete, die rothen Flecken auf den Wangen erzählten von durchwachten Nächten.

»Franzois, es bleibt dabei, oder .....«

Das waren die Worte, die Alfred im Hereintreten aus Heinrich's Munde hörte. Beim Geräusche,

das er machte, blickte Heinrich faſt unwillig vom Schreibtiſche auf, ſagte dann ungewöhnlich höflich: »Ich erſuche um die Erlaubniß, fortſchreiben zu dürfen,« und ſtarrte vor ſich in ein Rechnungsbuch, indeß Francois mit nachläſſig gebundener Halsbinde, ſchief getretenen Stiefeln und unreinen Händen im Zimmer hin- und herlief und bald dies, bald jenes Inſtrument antaſtete, und als Heinrich zu ſchreiben fortfuhr und gar nicht auf ihn achtete, zu Alfred gewandt, in den Ausruf ausbrach: »Sollte man's glauben! Alle dieſe Maſchinen ſind Menſchen. Jede Maſchine ſtellt ein Dutzend Arme vor, die brotlos werden.«

Alfred, der eine wahre Idioſynkraſie für Francois empfand, konnte nicht umhin, ihm ironiſch lächelnd zu ſagen, er hielte dieſe Aeußerung für einen Gemeinplatz, der keine Geltung mehr hätte.

Francois griff lebhaft und faſt geſchmeichelt durch die Erwiderung dieſe Aeußerung auf und replicirte, bis er mit folgenden Worten auf ſein Lieblingsthema kam, das wir ſchon von Jacob kennen: »Ich will beweiſen,« ſagte er, »daß die

ungleiche Gütervertheilung der Anfang alles Lasters und daß das Geld das Mittel ist, dieses Laster fort und fort bis zur gräßlichsten Unordnung zu bringen. So lange es Geld geben wird, wird nie Glück unter die Menschen kommen, und so lange die Ungleichheit der Stände besteht, wird sich das Elend der Menschheit nur vermehren. Alle wahren Philanthropen sollten darnach streben, engherzige Begriffe von Nationalität und Sectenwesen auszurotten.«

Als Alfred lächelte, fuhr François fort, vom Gelde, als von einem wahren Sündenbocke, vom Mangel und Ueberflusse, von der Ungleichheit der Stände und der Nothwendigkeit einer allgemeinen Nivellirung mit keineswegs geistlosen Worten und Wendungen zu reden, und endlich auf einen allgemeinen Familienbund, auf eine Familien- und Geschäftsordnung anzutragen, indem er behauptete, daß wer Throne, Adel und Reiche zu vernichten strebe, zwar viel, aber lange noch nicht Alles gethan hätte.

»Die Gütergemeinschaft,« rief er, »ist das Mit-

tel, die Menſchheit zu erlöſen: ſie wird die Welt zu einem Elyſium machen, wird Verbrechen mit der Wurzel ausreißen und die Begriffe von Geiz, Diebſtahl ſo gänzlich vertilgen, daß ſpätere Generationen auf die Vergangenheit mit Schauder blicken und das jetzt Beſtehende kaum werden begreifen können!«

Alfred konnte nicht umhin, in dieſer Anſchauungsweiſe viel Verkehrtes neben einiger Wahrheit zu erkennen, warf aber hin, daß die Natur den Menſchen zwar überreich beſchenkt, die Vereinigung aber deshalb unmöglich wäre, weil die eigentliche Würde dem arbeitenden Stande abgehe. »Wir müſſen uns nicht gegenſeitig ausbeuten wollen, ſondern durch die Nächſtenliebe dahin gelangen, daß wir uns über unſere gemeinſchaftlichen Bedürfniſſe verſtändigen!« ſagte er, ohne ſich einer gewiſſen Bitterkeit, Francois gegenüber, erwehren zu können. Dieſer brach indeß plötzlich ab, und ſich zu Heinrich wendend, fragte er: »Kann ich Deine Schweſter ſehen?«

Heinrich ward dunkelroth. Nachdem er eine Weile geſchwiegen hatte, ſagte er ſich ſammelnd anſcheinend ruhig: »Henriette iſt nicht zu Hauſe.«

»Sie ist zu Hause,« erwiderte François heftig, »ich habe sie jetzt eben erst im Garten erblickt.«

»Sie ist es nicht für Dich!« sagte Heinrich halblaut, mit verbissenem Unmuth.

François stellte sich vor Heinrich mit einer Miene hin, die eben nichts Gutes bedeutete, und als dieser von seinen Rechnungsbüchern nicht wieder aufsah, schob er seine Mütze auf's Ohr und verließ trällernd das Zimmer. Wie die Thür unsanft von ihm aufgemacht, krachend in's Schloß fuhr, konnte sich Alfred nicht enthalten auszurufen: »Welch ein widerwärtiger, zudringlicher Mensch!«

Heinrich seufzte auf, dann sagte er mit einer nach Fassung ringenden Stimme: »Es ist traurig, daß das Licht der Wahrheit nicht auf Kronleuchtern, wohl aber fast immer auf rostigen Leuchtern brennt.«

»Das Licht der Wahrheit?« dachte Alfred. »Hat Burkart auch diese Ideen?« Es entstand eine lange Pause, in der Alfred näher an Heinrich herantrat, die in der kleinen Bibliothek aufgestellten Bücher betrachtete und daran ein Gespräch zu knüpfen ver-

suchte, auf das aber Heinrich nur mit kurzen abgebrochenen Sätzen einging. Von ihm auf diese Weise zurückgewiesen, mußte Alfred fast froh sein, als Jacob endlich mit dem wiederhergestellten Instrumente in's Comptoir trat und er sich entfernen konnte. Dennoch hatte sich seinem Geiste ein heißer Durst nach Annäherung mitgetheilt; er wollte den elektrischen Schatz ideeller Reibungen mitempfinden; er beobachtete mit wirklicher Achtung, wie Heinrich die Athemzüge eines weitsehenden Geistes in die enge Sphäre eines Arbeiters zwängte, und konnte sich, in sein Zimmer zurückgekehrt, bei seinem kindlichen Sinne eines heißen Gebets um Geduld für sich selbst, um Gerechtigkeit für die verkannten Brüder nicht erwehren.

Aber nicht Alfred allein litt unter Heinrich's düsterer Stimmung, auch die eigene Schwester fühlte, daß eine große Veränderung in ihm vorgegangen war. Der sonst mittheilsame Mensch war zuweilen ein heftig auffahrender, in sich verschlossener geworden. Wenn er sich früher ausschließend mit Henriette beschäftigte, so zog er jetzt vor, die

Erholungsſtunden fern von ihr in ſeinem Studierzimmer oder auswärts zu verleben. Selten kam ein ganz freies Geſpräch zwiſchen den Geſchwiſtern zu Stande. Selten kamen ſie, die gewohnt geweſen waren, gemeinſchaftlich geleſene Bücher zu beſprechen, dazu, dies Thema aufzunehmen, ja es ſchien, als wollte Heinrich ſeine Meinung zurückhalten und jede Vertraulichkeit meiden. Und Henriette? Auch ſie war verändert. Henriette liebte Alfred. Zuerſt machte ſie ſich Vorwürfe, daß der Gedanke an Alfred die Thätigkeit am Tage und die Ruhe in der Nacht unterbräche. Sie zitterte, daß der Gifttropfen der Schmeichelei in ſie gefallen und ihr Alfred's Aufmerkſamkeit für ſie lieber als Heinrich's Vertrauen gemacht habe. Welche eine Macht, der ſich ihr Gemüth geöffnet hatte, welche geheime Unordnung, die plötzlich über ſie gekommen und ihr ſo unerklärlich war! Ganz allmälig hatte ſich das in ihr entwickelt, ganz ſtill war ſie von Heinrich's Seite hinüber zu Alfred geſchwebt. Sie hatte keinen ebenbürtigen Umgang. Sie war allein. Fränzchen, trotz ihrer Anhänglichkeit, trotz

ihres Geplauders genügte ihr nicht. Sie fühlte in sich den heiligen Born der Liebe, der Hingebung, der Geduld, des Erbarmens; sie erkannte jene sanfte Lichtstrahlen, die göttlicher Einfluß auf irdische Neigungen sendet. Sind doch die Frauen diejenigen, die in der Mitte der tobendsten Leidenschaften, das Unsterbliche aus dem Schiffbruche zu retten und auf grünenden Rasen zu bergen wissen, hat doch die Vorsehung an ihre Brust das Schicksal der Menschen gelegt und ihnen in der liebevollen Sorge Wonnen gegeben, von denen die Männer keine Ahnung haben.

Das menschliche Gemüth entfaltet sich am ersten durch eine Idee, einen Wunsch, einen Zweck. Da, wo das Orakel schweigt, klopft der Mensch selbst an die Pforten der Zukunft. Auch Henriette empfand diese Wahrheit, empfand sie am tiefsten, wenn sie nach einer durchwachten Nacht jene Stunde erreicht hatte, wo Alles noch kalt, Alles noch traurig ist, jene Stunde, in der Kranke am häufigsten sterben, wo matte Lichtstreifen das Morgenroth verkünden und die Sehnsucht nach dem Tode, wie

eine heiße Thräne in unſere Bruſt fällt. In dieſer Stunde wachen, beten, leiden wir; aber ſiehe, ſchon ſinkt der Morgen auf die Erde, lächelt zwiſchen Weinblättern in Henriettens Fenſter, macht die Nachtlampe flackern und erbleichen, ſchon läuft und zittert der Sonnenſtrahl an den Häuptern der Fruchtbäume und ruft Erde und Vögel wach. Wie dachte ſie erröthend an Fränzchens Plauderei, die ihr lachend verrathen hatte, daß Alfred ſie gemalt habe. Wie zweifelte und hoffte ſie, wenn ſie in der Geisblattlaube ſaß und verſtohlen fragen mußte: »Ob er Dich wohl wieder malt?« Sie war Stunden lang beklommen durch die Vorſtellung, Alfred zum Modelle zu dienen und vermochte doch nicht, in der Furcht ihn zu ſtören, ihre Stellung zu wechſeln. Bald hatte ſie auch unter dem Siegel des Geheimniſſes von Fränzchen erfahren, daß Alfred eigentlich kein Maler ſo zu ſagen von Profeſſion wäre. Oft zitterte ſie, Heinrich könnte erfahren, daß Alfred ſie male. »Er würde ſich das in ſehr beſtimmten Ausdrücken verbitten,« dachte ſie, nicht ohneeinige Gewiſſensbiſſe, dem Bruder

so Wichtiges zu verheimlichen. Was ihr aber als Entschuldigung diente, war, daß Heinrich von Tag zu Tag einsylbiger wurde, weite, einsame Spaziergänge machte, und die Möglichkeit, sich ihm zu vertrauen, Henrietten so sehr erschwerte, daß es ihr endlich war, als hinge ein dichter Vorhang zwischen ihnen.

Eines Morgens, wie sie gerade in Heinrich's Zimmer beschäftigt war und er wieder in sich versunken am Schreibtische saß, klopfte es an die äußere Thür. Leise sich hinausschleichend, um Heinrich nicht zu stören, stand vor Henrietten ein reich galonirter Bedienter, der ihr ein elegantes Billet mit den Worten überreichte: »Von der Gräfin Constanze Dorneck für Herrn Burkart.« Sie mußte tief aufathmen vor Schreck; sie mußte das duftende Papier lange anblicken, die Buchstaben unverwandt anstarren, ehe sie sich entschloß, es hinein zu Heinrich zu bringen. Einen Augenblick darauf rief sie: »Um's Himmelswillen, Heinrich, was hast Du, Du bist blaß wie der Tod. Was fehlt Dir?« Wirklich waren seine Züge wie verwandelt.

Aber schon hatte er sich gefaßt. »Fränzchens Blumen dufteten zu stark,« sagte er. »Es sind Orangenblüthen drunter, die mir den Kopf einnehmen.«

Henriette hatte sie schon aus dem Strauße gerissen und sie zum Fenster hinausgeworfen, dann sank sie in Heinrich's Arme. »Als ich Dich plötzlich so bleich sah,« sagte sie bewegt, »habe ich begriffen, daß ich Dich nicht überleben würde. Dein Leben ist in dem meinen. Was hast Du nur?«

»Und Deine Hände glühen,« rief Heinrich, indem er sie, seit langer Zeit zum ersten Male, an sich schloß. Dann, um sie und sich zu beruhigen, erzählte er, daß er bei der Gräfin Dorneck zwar die Sternwarte vorläufig eingerichtet, es aber überall noch im Einzelnen fehle. »Sie ladet mich wieder ein, zu ihr zu kommen, es kostet mich viele Zeit, indessen . . . ich lerne . . . Astronomie bei der Gelegenheit . . . .« Mit diesen Worten kleidete er sich an, bat Henriette um eine frische Halsbinde, ging endlich, kam zu Tische wieder, außerordentlich belebt und so heiter, daß Henriette ihn kaum be-

greifen konnte. Er ſprach in Einem fort. Bald vom ſcheinbaren und wahren Horizont, bald vom Zenith und Nadir, vom Scheitel- und Höhenkreiſe, von der Parallelare und der Weltare, ging über auf die Fixſterne, deren Herſchel in einundvierzig Minuten zweimalhundertachtundfunfzigtauſend mit ſeinem Teleskop geſehen habe, und endlich auf die Sterne, die anſcheinend ihren Glanz verlieren, dann wieder gewinnen und von neuen begleitet ſind, die früher nicht bemerkt wurden, und ähnliche Wunder mehr. Henriette horchte dem Bruder mit Erſtaunen. Es war wieder einmal ein ſtilles, heimliches Beiſammenſein über ſie gekommen, ein Beiſammenſein, das Herz und Auge in Gemeinſchaft mit dem verſchiedenartigen Laubwerk, mit den buntblühenden Blumen, den Launen des Lichts und des Schattens, erquickte. So heiter fühlte ſich Henriette, daß ſie zu Heinrich, der anſcheinend aufmerkſam eine Zeitung las, ihm das Blatt unverſehens aus der Hand ziehend, ſagte: »Ich bin eiferſüchtig auf die Zeitung und eiferſüchtig auf die Sterne.«

Als sie aber gegen Abend zu Fränzchen hinüberschlüpfte, machte sie eine unangenehme Entdeckung. »Ich kenne einen buckligen Baron Winterfeld,« sagte Fränzchen im Verlauf ihrer heiteren Unterhaltungen, »der sich heute bei mir unter dem Vorwande, ein Bouquet zu bestellen, sehr genau nach Dir erkundigt hat.«

»Nach mir?« fragte Henriette erstaunt.

Geheimnißvoll entgegnete Fränzchen: »Ich glaube, daß die junge Gräfin Constanze Dorneck ein besonderes Interesse an dem Maler nimmt, und daß sie seine Bewunderung für Dich ahnt, ja vielleicht eifersüchtig ist.«

»Dorneck?« fragte Henriette erstaunt. Es war dieselbe Gräfin, die ihr Bruder zu besuchen pflegte. Eben wollte sie weiter forschen, als sie, lustwandelnd in dem duftenden Garten, eines Gegenstandes ansichtig wurde, der ihr alle Besinnung nahm. Einige Akacienbüsche theilten sich. Alfred stand vor den Mädchen. Verwirrt, fast betäubt wollte Henriette in ihren Garten zurück, aber schon hatte Fränzchen in weiter Entfernung sich etwas zu

ſchaffen gemacht, und indeß der Mond wie ein Schiffchen im Aether ſchwamm und die Nachtigall ihr zärtliches Lied ſchmetterte, ſaß ſie, ſie wußte nicht wie, an Alfred's Seite, und ging ſpäter im tiefen, ſie aufregenden Geſpräche die Allee neben ihm auf und ab.

Dieſer Abend, diesmal zufällig, wiederholte ſich. Die ſpäteren waren keine zufälligen mehr!

13.

Nach Begegnungen, wie dieſe, konnte es nicht fehlen, daß Henriettens ganzes Weſen in Liebe für Alfred flammte, daß ſie aufging in ihn, nur noch für ihn dachte, für ihn lebte. Es war eine heilige, entſcheidende Zeit für ihr Gemüth, eine Zeit, die alle Knospen ihres Geiſtes zur Blüthe und zum Dufte trieb. Einſam erzogen, arm, verwaist, glücklich durch die Gegenwart, der Zukunft ihre Seligkeit vertrauend, gab ſie ſich ihren Gefühlen mit einer Lebhaftigkeit hin, von der unſer armer Norden kaum den Begriff hat. Dadurch,

daß Heinrich oft des Abends nicht daheim war, wurde es Alfred möglich, in äußerster Freiheit stundenlang mit ihr im Garten zu verleben oder neben ihr am Piano zu sitzen, wenn sie ihm seine Lieblingslieder vorsang. Schon längst in die Welt getreten, wäre er vielleicht, wie Viele, erschöpft und ermüdet gewesen, wenn die Natur ihn nicht reich ausgestattet hätte. Aber früh gereift, auf sich selbst angewiesen, war er reines Herzens geblieben. Henriette erschien ihm so gut, so heilig, so einzig groß und wahr in ihrem Vertrauen zu ihm, daß er, trotz seiner Künstlernatur, die sanften Wellenschläge ihrer Nähe allen raffinirten Hochgenüssen vorzog. Er verlebte mit ihr so glückliche, so verborgene, so poetische Stunden, als sie kaum Paul und Virginie gehabt haben mögen, versenkte sich recht eigentlich in die Töne ihrer krystallhellen Stimme, da Henriette fast ohne Anstrengung dahin gelangt war, alle Fiorituren mit einer Ruhe abzusingen, als wenn sie jahrelang diese Uebungen getrieben hätte. Seine innere Bewegung war dabei so groß, daß es oft über ihn wie heimlicher

Schauer kam, wenn er Henriette in ihrer kindlichen Einfachheit betrachtete und sie ihm mit dem ganzen Ernste ihres Wesens sagte: »Ich bin zu wenig auf dieser Welt, um auf ein Bischen mehr oder weniger Vernunft, das man mir zutrauen sollte, meine Ehre zu stützen. Ich glaube, daß meine Ehre darin besteht, einmal geleistete Versprechungen zu halten. Auch bin ich vielleicht nicht so fromm, als ich es zu sein vermöchte. Zu wenig im Christenthume unterrichtet, habe ich keine mütterlichen Verhaltungsregeln erhalten, handele ich, wie ich es verstehe, denke aber doch, daß ich nicht Unrecht thue.«

Alfred hörte sie theilnehmend an. Ihr einfacher Anzug, halb idealisch, halb bürgerlich, das bleiche, ruhige, keineswegs auf den ersten Blick blendend schöne Antlitz, diese gänzliche Abwesenheit von Gefallsucht fesselten ihn von Tage zu Tage mehr. Kam ihm doch Henriette wie eine unschuldsvolle Blume, wie ein makelloser Diamant vor! Zugleich aber theilte er mit ihr die Sorge, wie sie Heinrich ihre neue Lebensrichtung entdecken, wie ihn

bewegen sollte, seine Zustimmung einem Verhältnisse zu geben, das gegen seine oft ausgesprochenen Vorurtheile, den Adel betreffend, stritt. So oft auch Henriette von Weitem ihn mit ihren Gefühlen für Alfred bekannt machen wollte, immer stellte sich ihrer Vertraulichkeit Heinrich's grübelndes Wesen, seine heftigen, fast bitteren Aeußerungen über die Vornehmen und Reichen entgegen, immer mußte sie mit schmerzlicher Ungewißheit Alfred auf den folgenden Tag, als auf den verweisen, der vielleicht eine Annäherung bringen könnte. Nebenbei war Henriette betrübt, Heinrich krank aussehend, mager und abgefallen zu finden. Sobald sie ihn erblickte, trat gleichsam ihr Gefühl für Alfred in den Hintergrund, empfand sie eine Sorge und Hingebung für den Bruder, die ihre Leidenschaft auslöschten und ihr das Empfinden eines Reisenden gaben, der, von Felsen zu Felsen immer höher gestiegen, stets ein weiteres Feld übersieht. Ihm gegenüber ein Wesen, das irdische Wünsche hinter sich läßt, war sie rührend in ihrer Selbstvergessenheit. Welche Ansprüche auf Glück

durfte sie machen, wenn sie Heinrich vor seinem Schreibtische mit zwei von augenblicklichem Leiden vergrößerten Augen fieberhaft sitzen, seine Intelligenz im Contrast mit einem zusammengefallenen Körper sah? Sie errieth, daß Heinrich, der sonst so männlich Starke und Rüstige, von irgend etwas absorbirt sei, denn trotz ihrer Anstrengungen gelang es ihr nicht, ihn zu zerstreuen. Lächelte sie, so irrte es wohl zuweilen über sein Gesicht wie Freude, aber es war nur Widerschein, nicht Wirklichkeit. Er fehlte öfters im »Vereine«, vernachlässigte seine Arbeiten, verließ das Haus, um ganz gegen frühere Gewohnheiten Henriette schmerzlich lange ihn erwarten zu lassen.

Eines Tages jedoch kam er ungewöhnlich früh mit gerötheten Wangen in ihr Zimmer, warf nicht ohne Heftigkeit seinen Hut auf den Tisch und sagte athemlos: »Kannst Du Dir die Unverschämtheit des Malers von Theden denken, der nebenan bei Heidrichs wohnt, und der uns, Dich aber besonders, Dich, Henriette, auf einem Bilde angebracht hat, das ich soeben, zu meiner Bestürzung,

bei der Gräfin Dorneck gesehen habe? Ich war so empört über diese Dreistigkeit, Jemanden sein ehrliches Gesicht zu stehlen, daß ich am liebsten gleich zu dem Herrn gesprungen wäre und ihn zur Rede gestellt hätte!«

Henriette schwieg beschämt; sie hätte reden, Alfred vertheidigen mögen, und vermochte es nicht. Eine unsichtbare Hand schnürte ihr die Kehle zu, als sie Heinrich heftig im Zimmer auf- und abgehen sah, ihn gegen den Adel und gegen Alfred's lästige Nachbarschaft auf eine Weise reden hörte, die ihr alle Hoffnung auf die Zukunft zu benehmen schien.

»Sollte es denn keine Ausnahme geben?« wandte Henriette schüchtern ein, als Heinrich's Angriffe auf den Adel nicht enden wollten.

»Keine,« war die starre Antwort. »Lieben diese Menschen, so sind sie grausam, grausam bis zur Wildheit, lachen über die, die sie tödten, lachen über die, die sie lieben. Ihre Liebe ist ohne Gedächtniß, ohne Dankbarkeit.«

Heinrich nahm auf diese Weise seiner Schwester

den Muth, ihm über ihr Verhältniß mit Alfred zu reden. Es konnte nicht fehlen, daß sie stiller, in sich verschlossener wurde und mit Mühe aus einer Schweigsamkeit sich aufzuraffen versuchte, die Heinrich ihr mitgetheilt hatte.

Desto lebhafter war inzwischen das Dorneck'sche Haus durch die Ankunft des Grafen Schomburg geworden. Constanzens Vermählung stand vor der Thüre. Ein Fest jagte das andere. Dazwischen konnten seine Beobachter sich wohl fragen, ob dies der Anfang eines zweifelhaften Glückes war? Paßte Schomburg zu Constanze? War das der Mann, den sie geträumt, vielleicht ersehnt hatte? Schomburg's Aeußeres, sein weißer Teint, seine meist feuchtschimmernden Augen, bargen eine nervöse Organisation, einen Willen, der das einmal Ergriffene schwer wieder losläßt. Nirgends fand sich ein seltsameres Gemisch von Edlem und Gemeinem, von Großem und Kleinlichem. Sein Eigensinn ersetzte bei ihm den Charakter, sein scharfer Blick zeigte, daß er gewohnt zu analysiren war. Dieser Blick hatte etwas von der Wintersonne, die

glänzend ohne Wärme ist. Schomburg's Wesen war überhaupt Unruhe ohne bestimmte Ursache, Mißtrauen ohne Veranlassung. Heftig, fast auffahrend, wußte er stets die Stellung des Adligen, der sich auf das Conventionelle stützt, durch das Recht über Andere erhoben, durch die That hinter Andere zurückbleibend, einzunehmen. Er hatte den ganzen Nimbus seiner Geburt; der Liberale hätte sogar in ihm fast ein gewisses loyales Ritterthum erkannt, dennoch war er, wenn auch aufrichtig in seinen politischen Antipathien, doch unfähig, je seine Partei kräftig zu unterstützen, fähig nur, ihr zu schaden. Wer Schomburg neben Constanzen sah, konnte nicht umhin, ein Gefühl zu haben, als ginge er auf Wölbungen, die einen Abgrund bergen. Melancholische Gedanken fielen dem Beobachter auf's Herz, wenn er von Constanze auf Schomburg, von Schomburg auf Constanze blickte. Seine Erziehung schien ihm in der Hinsicht schädlich gewesen zu sein, daß er mit Mathematik überfüttert, vor der Zeit durch genußsüchtiges Einschlürfen der Gegenwart alt geworden war. Er hatte

mit Alfred zusammen studirt, war jetzt Staatsanwalt geworden, ein schwieriges, keineswegs populäres Amt, in dem er sich aber gefiel. Dies Amt führte ihn zunächst aus der Residenz in diese bedeutende Provinzialhauptstadt. Er hatte eine Mission, von der er aber in geheimnißvollen Ausdrücken, nur nebenbei redete. Daß er mit Alfred früher in Verbindung gewesen, war die Ursache, warum dieser das Dorneck'sche Haus wieder zu besuchen begann und, durch Schomburg angetrieben, die Gesellschaft weniger vernachlässigte, als früher. Alfred erschien wieder in Abendzirkeln und brachte von dort manche Anregung in sein Atelier und zu Henriette Burkart. Er konnte nicht umhin, zuweilen von seinen in der Welt gemachten Bemerkungen zu ihr zu reden, und namentlich der eingebildeten Emporkömmlinge zu gedenken, die er mit Affen verglich und zu ihrer Belustigung komische Zeichnungen voll Geist und Leben von ihnen entwarf.

Für Henriette waren solche Mittheilungen und Aeußerungen eine wahre Seelenfreude, denn durch

Alfred's großherzige Gesinnungen, durch seine ihr wohlthuende Vorurtheilslosigkeit hatte sich ihre Liebe mit all' den Hindernissen gestärkt, die sich ihr entgegenstellten, ja das Universum war für sie größer, das Centrum ihres Lebens dadurch behaglicher geworden. Dazu kamen die Stunden, die sie im Nachbargarten mit Alfred verlebte, wenn sie in einer lichtgetränkten Sommernacht zwischen dem Plätschern der Brunnen und der Stimme des Geliebten dem melodischen Läuten der Thurmuhr horchte und auf die Bäume blickte, die sich in scharfen Contouren auf dem tiefblauen Himmel abzeichneten, die geflügelten Insecten schlaftrunken von einer Blume zur andern flatterten und die Käfer über den Blumenbeeten summten. Hier war es, wo vor der in die Tiefe gesunkenen Sonne Henriette mit heiligen Schauern das Loblied, mit dem die Natur die Liebe anruft, immer tiefer in sich aufnahm und immer höher in den Himmel der Täuschungen einzog. Ihr Gemüth kämpfte wohl noch zuweilen mit jener der Liebe eigenen Schamhaftigkeit, die sie zwischen Schweigen und Reden

mitten inne ſetzte. Sie hatte kindliche Träume, in denen ſie ſich wie eine Fürſtin gefeiert und ſchön neben Alfred ſah, und mußte ſich in der Wirklichkeit mit tiefem Schmerze geſtehen, daß alle Nachtheile, alle Opfer auf Alfred's Seite waren. Wenn ſie dann an die Wurzeln dieſer Schlinggewächſe griff, die gleich Lianen die Pulsſchläge ihres Herzens beklemmten, ſo empfand ſie eine Furcht, die ihre Neigung beherrſchte und ſie in den ſtillſten Schlupfwinkel ihres Innern zurückjagte. Was war ſie im Grunde? Thränen, die ihr die Wangen in Seligkeit und Schmerz hinabfloſſen, waren von Alfred geſehen und beſtritten worden. Fehlte das Wort, ſo half das bedeutende Schweigen, half es ihnen, ſich Eins in das Andere ſenken, ſich in den Wellenſchlag deſſelben Traumes wiegen. Henriette hatte die Blumenſprache erlernt und von Fränzchen erlangt, für Alfred Blumen in großen chineſiſchen Vaſen ordnen zu dürfen. Wie eifrig war ſie bemüht, weiße Roſen neben Feuerlilien, bläuliche Blüthen neben Manjolicas zu ſtellen, in duftenden Farben, lieblichen Namen zu reden und dabei

mehr den Geist als die Form im Auge zu haben!

Endlich kamen alle diese idyllischen Zustände zu einer Krisis. Eines Tages war groſses Diner im Dorneck'schen Hause und die Gesellschaft hatte sich, des schönen Wetters wegen, nahe an der Sternwarte im Garten versammelt. Man sah Gruppen eleganter Herren und Damen theils lustwandeln, theils in Kreisen sitzen. Rechts war ein Gartenpavillon mit einem prächtigen Saale, mit Marmorkaminen, Spiegeln und Kronleuchtern, mit langen Fensterthüren und prächtigen Möbeln; links war die Sternwarte, deren Fundament ein einziges Cabinet mit einem Flügel barg, und das in seiner Stille und Behaglichkeit, in seinen guten Copien berühmter Oelgemälde, in seinen kleinen bequemen Sitzen eine reizende Einsamkeit bot. Constanze trug den zierlichen Schlüssel dazu an einem ihrer Armbänder, und öffnete nur, wenn sie allein war. Heute schien sie, in der Mitte der sie umgebenden Menschen, besonders gedrückt und gedankenvoll. Sie saß in einem niedrigen Lehnstuhle, die zusam-

mengeſchlungenen Hände um ihr Knie gelegt, unbeweglich, das Lächeln unirdiſcher Sehnſucht auf dem blaſſen Geſichte, zerſtreuet, eine faſt beklemmende Erſcheinung, der man es anſah, daß die Monotonie ihrer Exiſtenz ſie vernichtend angähnte. Alfred ſtand, elegant gekleidet, neben ihr, redete und lächelte ſchmerzlich, als Conſtanze ihm vorwurfsvoll ſagte: „Sie wiſſen über Alles zu reden und ſich für Nichts zu intereſſiren,“ denn es lag in ihrem Weſen eine Gereiztheit, die ihm wehe that. Eben wollte er, über die Lehne ihres Stuhls gebeugt, ſie leiſe mit einer Frage, die ſie zur vertraulichen Antwort zwingen ſollte, überraſchen, als er plötzlich zu ſeinem nicht geringen Schrecken Heinrich Burkart aus einer Seitenallee nach dem Platze vor der Sternwarte einbiegen ſah. Burkart ſtand mitten in einer Geſellſchaftsgruppe, ſtutzte verwirrt und wollte zurück, als Graf Schomburg ihn anhielt und nach ſeinem Begehr fragte. Conſtanze hatte nämlich vergeſſen, Heinrich, wie ſie es ſonſt zu thun gewohnt war, die Stunde, die ſie gemeinſchaftlich auf der Sternwarte zubrachten, abzuſagen, und

dieſer war wider Willen in einer unfeſtlichen Kleidung, im Ueberrocke, und mit einigen kleinen Inſtrumenten, die er trug, unter die hier verſammelten vornehmen Herrſchaften gerathen. Daß er ſchön, edel, männlich daſtand, daß er trotz ſeiner geringen Kleidung dieſe verwitterten Salongeſtalten großartig überragte, und auf ſeiner Stirne, in ſeinem blitzenden Auge den Stempel des Genies trug, das ſah er in ſeiner Beſcheidenheit nicht ein. Er ſah nur ſeine Armuth. Der Eindruck, den dieſer Contraſt auf ihn machte, iſt nicht zu beſchreiben. Helle Schweißtropfen perlten auf ſeiner Stirne, als Graf Schomburg ihn anredete und ihn mit herablaſſender und doch verwundender Höflichkeit um die Urſache ſeiner Anweſenheit fragte. Wie Heinrich ihm mit bebender Stimme antwortete, daß er ein Optikus und bei der Einrichtungen der Sternwarte der Gräfin Conſtanze behülflich wäre, erinnerte ſich Schomburg augenblicklich ſeiner als eines der Preisgewinner in der Gewerbsausſtellung. War er anfangs in ſeiner Weiſe freundlich, ſo verzog er plötzlich die Miene, wurde ernſt und ſagte ziehend: »Herr Heinrich Burkart!« Es

entſtand eine ſonderbare beklommene Pauſe. Einen Augenblick war Heinrich wie verſteinert, dann warf er einen Blick auf die ihn nicht bemerkende Conſtanze und eilte, belächelt von den feinen, eleganten Herren, von dannen. Auf der Hausſchwelle begegnete ihm ein reich galonirter Diener. Da es derſelbe war, der ihm öfters Ausrichtungen von Conſtanze gebracht hatte, ſo hielt er ihn einen Augenblick an und fragte tonlos, wer der mit einem Orden im Knopfloche decorirte Mann ſei, mit dem er eben geſprochen hätte.

»Der Hellblonde?« ſagte der Diener. »Das iſt ja der Verlobte der Gräfin Conſtanze, der Graf Schomburg.«

Heinrich ſchwankte die wenigen Stufen der Vortreppe hinab und ſtürzte durch die Straßen nach Hauſe. Blaß und verſtört trat er in Henriettens Zimmer, wo er völlig verſtummt in einen Lehnſtuhl ſank.

Henriette hatte gerade für dieſen Abend den Entſchluß gefaßt, Heinrich Alles ſagen zu wollen. Zu innig mit dem Bruder vereint, konnte ſie wohl

eine kleine Zeit aber nicht lange ſchweigen. War doch Heinrich für ſie der Inbegriff deſſen, was ſie ſich Großes und Edles gedacht. Als er ſo blaß, ſo zuſammengefallen vor ihr ſaß, mehr ein Geſpenſt, denn ein Menſch, das ſchöne kräftig männliche Geſicht von Nachtwachen und Gemüthsbewegungen einem Marmorbilde gleich, ohne Lächeln auf den Lippen, ohne einen noch ſo geringen Freudenſtrahl im Auge, da hielt ſie ſich nicht länger und vor ihm ſich beugend, ihren Kopf in ſeine Hände legend, ſtrömte ſie ihr gepreßtes Gemüth aus, erzählte ſie ihm Alles, Alles, ihre Liebe zu Alfred, ſeine Bewerbungen, ſeine Furcht vor ihm, ſeine Hoffnung auf ihn. Heinrich hörte ihr ſchweigend zu: dann ſtand er auf und ſie zu ſich an ſein Herz mit fieberhafter Eile ziehend, überflog ihn leichte Röthe, die einem unbeſchreibbaren Schatten des Schmerzes wich. Nach und nach nahm ſein Antlitz einen ernſten, wenn auch ruhigen Charakter an. Er ſeufzte und ſagte: »Den liebſt Du, Alfred von Theden? Unglückliche, muß ich Dir denn ſagen, daß ich ihn eben vor wenig Augenblicken wie einen Gecken

neben der Gräfin Dorneck ſtehend, ihr den Hof habe machen ſehen?«

Henriette blickte von der Bruſt des Bruders auf, ſah ihn mit weinenden Augen an und antwortete: »Nur dieſen! Ich liebe ihn.«

Heinrich biß ſich in die Lippen. Eine dunkle Röthe überflog ihn. »Biſt Du wahnſinnig, Henriette,« rief er, »willſt Du lieben, wo eine Ehe unmöglich iſt? Menſchen wie dieſe ſuchen die Eine und heirathen die Andere. Ich weiß, daß Eure Verbindung ſich hinter meinem Rücken zu befeſtigen droht. Es ſoll nicht ſein! Du wirſt, Du darfſt ihn nie wiederſehen. Ich verbiete es Dir im Namen der Eltern, die mir väterliche Rechte auf Dich hinterlaſſen haben.«

»O mein Bruder,« ſagte ſie mit gepreßter Stimme, »fordere von mir das Opfer meines Lebens, aber nur dieſe Entſagung nicht, ich beſchwöre Dich.«

»Ich fordere ſie,« entgegnete er furchtbar feſt. Sollſt Du das Spielzeug eines Vornehmen, eines durch ſeine Geburt Geadelten ſein? Wir ſind Ar-

beiter, Parias der Erde, zum Fluch und zur Demüthigung verdammt.«

»Heinrich,« rief sie mit schmeichelnder Stimme, »Du bist in einer feindlichen Stimmung. Du kennst Alfred nicht. Du wirst von Deinem Vorurtheil zurückkommen.«

»Ich kenne sie Alle!« erwiderte Heinrich mit gepreßter Stimme. »Ich spreche als Mann zu Dir, spreche von einem Manne zu einem Weibe. Hat er mir je offen in's Antlitz sehen können? Ist er je offen zu mir herangetreten und hat gesagt: Gieb mir Deine von Arbeit geschwärzte Hand. Ich will dein Bruder sein! Ein Vorstadt-Verhältniß bist Du für ihn! Keine ebenbürtige Liebe!«

»Gieb mir nicht den Tod!« schluchzte Henriette.

»Den Tod Deiner Leidenschaft,« rief er. »Ich weiß, ich scheine hart. Gott sieht, ob ich anders sein darf. Ich muß Dir die Augen öffnen, muß Dich von Abgründen, denen Du entgegengehst, zurückhalten. Du bist das einzige Wesen, dem ich seit acht Jahren gehöre. Ich lasse Dich nicht, beklage, daß Du keinen sanfteren, keinen zärtlicheren

Freund in dieſer ſchrecklichen Kriſis haſt, vermag aber nicht, Dich anders als durch Blitze zu erleuchten. Keine Schwäche! Wir gehören uns und unſers Gleichen!

Als Henriette ſchluchzte, brach ihm das Herz. Es entſtand eine lange Pauſe. Das Licht brannte düſter. Heinrich's Gemüth blutete aus tauſend Wunden, wie Henriette ihre kalte Hand auf ſeine Stirn legte. »Ach! Auch Du biſt krank,« ſagte ſie.

»Unglücklich!« rief er, und düſter ſetzte er hinzu: »Unglücklich, wie Du!«

Indem klopfte es leiſe an das Fenſter. Heinrich öffnete. François' unheimliches Geſicht grinzte durch die Scheiben und rief: »Nun, ich denke, Du biſt längſt in das Comité! Komm! Ich muß noch über die neuen Statuten mit Dir reden.«

»Das iſt Dein böſes Princip,« flüſterte Henriette, von Grauen durchdrungen, »folge ihm nicht, folge ihm um's Himmelswillen nicht, Bruder. Bleib' bei mir, ich beſchwöre Dich. Nur heute bleibe bei mir!«

Sie hatte ſeine beiden Hände erfaßt und zitterte

heftig. Aber schon hatte Heinrich seinen Hut ergriffen. »Laß mich,« sagte er, halb weich, halb drohend, »laß mich,« setzte er betonend hinzu, »zu den Armen gehen, die nichts als Schwielen in der Hand haben, die ihren Adelsbrief mit dem Schweiße ihres Antlitzes schreiben, die mit ihren Schmerzesthränen den Mörtel, der den Bau der Gesellschaft zusammenhält, anfeuchten müssen und die verdammt sind, von den Vornehmen armselig belächelt zu werden.«

Man sah es, die Scene im Dorneck'schen Garten hatte seinen Stolz geknickt, hatte alle wilden Geister seines Innern wach gerufen; er verließ in höchster Aufregung das Zimmer. Wie die Thür in das Schloß fiel, sank Henriette verzweifelnd zusammen.

Zweites Buch.

1.

Es mochte zehn Uhr Morgens sein, als ein junger Mann, den seine Freunde scherzweise »den bedeckten Himmel« nannten, einen seidenen grosvolumigen Schlafrock umwarf und aus seinem eleganten Schlafzimmer in das noch elegantere Arbeitszimmer trat. Sein Kammerdiener hatte bereits ein vergoldetes Caffeeservice auf den Tisch gestellt und nebenbei Zeitungen, Acten und Briefe, die vor dem Aufstehen angelangt waren, hingelegt. Der junge Mann war weder häßlich noch schön. Zuweilen glaubte man ein Stückchen Gemüth hinter den blaßblauen Augen schimmern zu sehen, besonders wenn er sich im Gespräch belebte und »geistreich« wurde. Zuweilen machte er sich zum Gelehrten bei den Aristokraten und zum Aristokraten bei den Gelehrten. Er stand spät auf, trank

übermäßig viel Caffee, und das besonders, wenn er schrieb und rauchte. Nachdem er sich zwei- oder dreimal im Zimmer umgesehen und gähnend gereckt hatte, setzte er sich vor den ungeheuern Tisch, der fast die Hälfte des Zimmers einnahm, streckte die Füße auf eine schön gearbeitete, von Klauenfüßen gehaltene Tigerdecke und fing zu schreiben an. Dazwischen lehnte er sich zurück in den weichen Lehnstuhl, schlug die zwei Schlippen seines Schlafrocks übereinander, verbarg die Hände in seine weiten, von rothem Cashemir angefertigten Beinkleider, oder warf sich in eine Causeuse vor dem trotz der ziemlich warmen Jahrszeit angezündeten Kamin, denn das Zimmer lag nach Norden und er hatte oft gesagt, daß Morgens im Feuer wühlen und an Frauen denken, mit zu seinen Hauptgenüssen gehöre. »Unsere Phantasie leiht den kleinen blauen Flämmchen eine Sprache,« sagte er lachend. »Sie entwickeln Pläne . . .« Er ließ das Uebrige errathen, ließ merken, daß er glücklich bei den Frauen, vielleicht bis zur Langeweile glücklich sei. Es klopfte der Baron Winterfeld, der Bucklige.

»Guten Morgen!«

»Guten Morgen, Winterfeld!«

Winterfeld ſetzte ſich mit dem äſopiſchen Rücken gegen das Feuer, ſteckte eine türkiſche Pfeife an und fragte, nachläſſig in einen Lehnſtuhl geſtreckt, wie das geſtrige Diner im Dorneck'ſchen Hauſe ausgefallen ſei.

»Langweilig, wie immer,« war die Antwort. »Ich wünſche mich nach der Reſidenz in die gewohnten Kreiſe, zu jenen Eindrücken zurück, wo ein Mann meines Alters nach jeder vollbrachten Soirée ſich ſagen kann, daß er eine Eroberung mehr im Leben gemacht hat. Hier ſind meine Betrachtungen immer in Halbtrauer, in Schwarz und Weiß gehüllt.«

»D..noch beneidet Sie die Welt,« ſagte Winterfeld.

»Weil die Welt glaubt, daß ein Gut erlangen, ein Glück iſt. Als wenn nicht . . . Doch genug. Verzeihen Sie, ich habe da eben einen Brief geſchrieben, der fort muß.«

Der junge Mann ſtand auf, ſchellte, und ein

im elegantesten Styl zugesiegeltes Billet dem Diener übergebend, sagte er: »Gleich auf die Post zu bringen.« Dann, sich zu Winterfeld wendend, bemerkte er: »Trost für harrende Hoftheater-Seelen. Meiner kleinen Tänzerin könnten ihre Entrechats mißglücken, wenn sie acht Tage ohne Nachricht von mir bliebe.«

Winterfeld lachte. Sie kamen auf allerlei Tagesneuigkeiten zu sprechen, kritisirten den Ponche à la Romaine beim gestrigen Diner und freueten sich, was in den Zeitungen zu lesen stand, daß statt der Kartoffeln die Trüffeln wohlfeil geworden seien. Endlich sagte der junge Mann, der in der That kein anderer als Schomburg war: »Ich habe hier einen alten Universitätsfreund wiedergefunden, Alfred von Theden, der gern im Dorneck'schen Hause gesehen wird und der sogenannte »bedeutende« Gespräche mit der Gräfin Constanze führt.«

»Macht Sie das nicht eifersüchtig?« fragte Winterfeld.

»Nein,« entgegnete Schomburg. »Ich weiß, daß die Gräfin Alfred vorzieht, ich fürchte ihn aber

nicht: ich kenne ihn als einen Menschen, der mit mehr als einer Frau platonisirt und philosophirt hat.« Plötzlich änderte er seine Miene und kniff sonderbar die Augen zusammen. »Was treibt er hier, wie lebt er?« fragte er dann weiter.

Winterfeld erzählte ihm, daß Alfred sich eine romantische Gartenwohnung gemiethet hätte, eifrig male und ein in seiner Art auch »exclusives« Leben führe.

Schomburg fand das Alles sehr komisch. »Habe ich doch immer gesagt, daß Theden ein Narr ist und ganz unpraktisch. Unser Jahrhundert gehört der Industrie. Das gemeinste Handwerk in unseren Tagen ist einträglicher, als die höchste Kunstleistung. Ich habe das in meiner Rede bei der Preisaustheilung weitläufig auseinandergesetzt. Wollen Sie sie einmal hören, Winterfeld?« fragte er.

Winterfeld mußte natürlich sehr begierig darauf sein. Schomburg streckte sich behaglich auf das bequeme Möbel vor dem Kamin, räusperte sich und wollte beginnen. Da meldete der Diener den Baron Theden an. Schomburg war empfindlich ge-

ſtört, doch war er zu ſehr Weltmann, um je die Formen aus den Augen zu ſetzen. Haſtig ſprang er auf und eilte Alfred mit dem feinſten Anſtande und einer Zuvorkommenheit entgegen, die ſeltſam mit dem oben erwähnten Geſpräche contraſtirte. »Wie freundlich, daß Sie mir zuvorkommen, lieber Theden,« ſagte er. »Es war gerade heute meine Abſicht, Sie und Ihr Atelier zu beſuchen. Ich höre von einem Adonis, den Sie gemalt haben und der auf einer Tigerhaut ſchläft. Es ſoll hinreißend ſchön ſein.«

»Zu ſchön,« bemerkte Winterfeld. »Die Anordnung, die Contouren, die Stellung, die Farben, Alles iſt vollkommen. Man könnte bei dieſem Anblicke jene Eiferſucht empfinden, die einmal ein Dichter beſchrieben hat, die Eiferſucht auf die Statuen und Bilder, als auf eine Uebertreibung der Schönheit.«

Alfred warf leicht die Handſchuhe in ſeinen Hut und entgegnete: »Ich danke Ihnen, Baron Winterfeld, daß Sie ſo vortrefflich die Honneurs meiner Bilder machen. Es iſt dies völlig unver-

dient, und wenn Schomburg zu mir kommt, wird er ſehen, daß ich ein Stümper bin. Heute komme ich aber, um mit Schomburg, von dem ich weiß, daß er ſehr beſchäftigt iſt, und dem ich nur wenige Minuten koſten möchte, ein Anliegen zu beſprechen, das mir wichtig iſt.«

Winterfeld ſtand auf und machte eine Miene, als wolle er ſagen: »Ich weiß, wovon die Rede ſein wird; ich will nicht ſtören.« Auch Schomburg ſchien fragen zu wollen: »Ob wohl von Conſtanze die Rede ſein wird?« drehte ſich aber anſcheinend ganz gleichgültig zu Alfred und ſagte: »Lieber Theden, was wünſchen Sie?« Dieſer ſah unſchlüſſig auf Winterfeld, und da ſich der Kleine empfohlen hatte, wandte er ſich raſch zu Schomburg: »Ich komme, Sie um eine Auskunft zu bitten. Sie haben glänzende Ausſichten für Ihre Carrière, Sie ſtehen den Staatsangelegenheiten ſehr nahe. Ich habe einen Plan, den ich ausführen möchte,« ſagte er.

»Und den ich unterſtützen ſoll?« fragte Schomburg.

»Wie ich mir schmeicheln darf,« entgegnete Alfred mit sichtlichem Widerstreben. »Sie wissen, wie meine erste Jugend war. Bald thätig, bald passiv, ohne Fleiß, doch nicht ohne Anlage, hat sich in mir ein, wie die Welt sagt, bizarrer Charakter und ein kleines Talent ausgebildet, das ich heute von mir werfen will.«

»Was? Sie wollen der Malerei entsagen?« rief Schomburg mit komischem Entsetzen.

»Ich muß,« entgegnete Alfred schmerzlich. »Sie wissen, daß ich unbegütert bin. Ich hätte besser gethan, fleißiger die Rechte zu studiren, als die Professoren auf der Universität zu carrikiren. Ich weiß nicht, warum ich nach dem kupferrothen italienischen Himmel schmachtete. Es gab einen Augenblick, wo ich Flammen in mir fühlte, wo ich von Wünschen zerrissen war, die halb dem Himmel, halb der Unterwelt gehörten. Ich war so durchaus trunken, daß ich an ein außergewöhnliches Talent in mir glaubte, daß eine unsichtbare Macht mich hin zu den Füßen der Kunst führte, mich ihren Athem fühlen, ihre Stimme hören ließ,

dieſe ſilberfriſche Stimme, die das Gemüth verlockt. Es iſt aber nichts mit ihr und mir. Ich fühle mich heute wie ein vollgefülltes Gefäß, das ein Stoß umgeworfen hat, fühle mich leer ... Ich muß wieder zum praktiſchen Leben, zu einer Laufbahn zurück. Ich muß einen Poſten haben, der, einfach geſagt, Geld bringt. Rathen Sie mir, was ich thun ſoll. Meine Examina hab' ich beſtanden. Soll ich Advocat, ſoll ich Richter werden, oder zu Cameralien übergehen? In welcher Carrière iſt am meiſten Ausſicht auf Fortkommen?«

Schomburg, der Alfred geſpannt zugehört und ſich nach und nach überzeugt hatte, daß unter dieſen Umſtänden wohl ſchwerlich von Conſtanze zwiſchen ihnen die Rede ſein könnte, antwortete: »Vor Allem, lieber Theden, müſſen Sie praktiſch und, wenn es mir zu ſagen erlaubt iſt, weniger demokratiſch ſein. Ihre Künſtlernatur trägt Sie abwärts. Der Staatsdienſt duldet das nicht. Da müſſen Sie aufwärts ſehen.«

Alfred ſtutzte.

»Ja, ja,« wiederholte Schomburg ſehr ruhig

mit einem ſüßen und recht gutmüthig traulichen Lächeln: »es iſt mir in früheren Geſprächen mit Ihnen geweſen, als wenn Sie Ihren Theorien das Geſetz der Vernunft aufopferten, im Rechte nichts als Mißbrauch ſähen, die Reſultate der Geſchichte verkennten, oder daß Sie wenigſtens kein nachdrückliches Gewicht auf ſie legen.«

»Sie haben mich nur nicht ganz verſtanden,« wandte Alfred ein. »Ich habe mich für einen gewiſſen Antheil erklärt, den das Volk an der Regierung haben ſoll. Das Volk ſoll nicht gebieten, es ſoll aber auch nicht ganz überhört werden. Auch muß Manches geſchehen, um die Grille der Geſchichte, die den Adel geſchaffen hat, ein wenig mehr mit der Natur zu verſöhnen, die alle Menſchen zu Kindern Gottes macht.«

Schomburg war nicht ohne Geiſt, wenn er auf dieſes Thema kam. Er ſchüttelte den Kopf. »Lieber Theden,« ſagte er freundlich, »die Geſchichte wie die Natur lehrt uns, daß die niederen Claſſen ſich nie freiwillig in die höheren gemiſcht, der Beſiegte nie ſich mit dem Sieger vereinigen wollte.

Man wiegelt nur die Harmlosigkeit des Volkes auf. Die politische Macht ist eine Festung, in die man nicht anders als mit Gewalt dringt. Wir müssen zwar gestehen, daß die geistigen Kräfte sehr oft diejenigen sind, die unterliegen, es sind aber dennoch die haltbarsten.«

In dieser Weise dauerte der Wechselkampf der Meinungen fort, bis Schomburg endlich wieder das Thema einer Anstellung Theden's aufnahm. »Ich möchte Ihnen,« sagte er, »vorschlagen, Theil an einem außerordentlichen Auftrage zu nehmen, kraft dessen ich mich hier aufhalte. Es ist dies ein Weg, sich mit den wahren Interessen des Staates vertraut zu machen.«

Alfred war erfreut, Schomburg so willfährig zu finden. »Wir werden uns in unseren Ansichten schon einigen,« entgegnete er. »Will ich doch nur das Vernünftige, da Sie gewiß mit mir erkennen, daß es zweierlei Classen auf der Welt giebt. Eine, die besitzt und mehr besitzt, als sie braucht, und eine andere, die Nichts oder doch nur durch Arbeit Etwas erlangt. Ich wünsche, daß es ein Mittel

gäbe, um ohne Blutvergießen, ohne geistesverwirrende Pläne, ohne Anarchie und gefährlichen tollkühnen Unsinn einen Zustand herbeizuführen, der menschlicher und beglückender, als der jetzige ist. Wer denkt daran, daß die Armuth und die Unwissenheit ein Recht an die Macht gäben? Wer ist toll genug, zu behaupten, daß der Handwerker, der nur sein Werkzeug kennt, zum Staatsdienste eben so gut, als der speculative Philosoph berufen sei? Nein, man stelle nur die Möglichkeit her, daß ein Jeder seine Wünsche laut werden, seine Kugel mit in die gesellschaftliche Urne fallen lassen könne, daß ein Jeder mittelbar, aber dennoch kräftig in das Räderwerk greife, wovon er ja auch ein Theil ist.«

Alfred war in schöner Erregung aufgestanden. Er sah ungewöhnlich frisch aus; das Auge war leuchtender, das Colorit blühender, die Haltung stolzer geworden. Schomburg blickte nicht ohne Wärme auf ihn, dann nahm er einen ganzen Stoß Acten von seinem Schreibtische, zeigte sie ihm und sagte: »Sehen Sie diese Papiere, lieber Theden.

Sie enthalten die factiſche Widerlegung Ihrer Schwärmerei. Es iſt mir lieb, daß Sie von ſelbſt dies Thema angeregt haben. Ich will Sie mit wenig Worten damit genauer bekannt machen. Ich ſehe, Sie kennen die gefährliche Richtung der jetzigen Handwerker, Sie kennen dieſe von Paris und der Schweiz über Deutſchland ſich ergießende Epidemie, die man Communismus nennt. Jeder Ordnungsliebende muß ſich Tendenzen, wie dieſen, widerſetzen. Unſere Regierung will das Gute, aber ſie will es aus eigenem Antriebe, nicht gezwungen, und will es vor allen Dingen in vernünftiger Form. Wir haben Symptome der gefährlichſten Gährungen entdeckt. Es iſt Zeit, das Böſe im Keime zu erſticken.«

Alfred war nicht wenig über dieſe Eröffnung erſtaunt. Er gab Schomburg in jeder Hinſicht Recht, er pflichtete bei, daß der Staat hier einzuſchreiten, zu hemmen, ja auszurotten hätte, wenn böſer Wille das Gemeinwohl ſtören wolle. »Weit entfernt,« ſagte er, »daß das Recht allein Freiheit ſei, muß ich bemerken, daß das Recht ohne Pflicht-

erfüllung Nichts, ja ohne sie undenkbar ist. Eine unbedingte Freiheit gäbe das Recht, sich Alles zu erlauben; die Pflicht allein stellt das Maaß her. Das wohlverstandene Recht fordert zuerst, daß Jeder seine Schuldigkeit thue, und diese Schuldigkeit ist individuelle Pflichterfüllung für Jeden.«

Schomburg besaß den Fanatismus eines jungen ehrgeizigen Beamten. Er war wirklich in diesem Augenblicke ein anderer Mensch geworden. Es machte ihn glücklich, Theden für seine Ansichten gewonnen zu haben, und Theden selbst, der die Revolution haßte, schüttelte ihm bieder die Hand. Schomburg fuhr fort: »Sie werden verwundert sein, zu erfahren, daß die Provinzialstadt, in der wir leben, der Sitz einer gefährlichen communistischen Unternehmung ist.«

Alfred horchte hoch auf; dann sagte er erregt: »Wär' es möglich? Und deshalb sind Sie hier? Gebieten Sie über mich! Darin bin ich ganz der Ihre. Ich bin ein abgesagter Feind jedes Mißbrauchs. Wenn es unmöglich ist, daß der Mensch ewig im Sclavenzustande bleibe, so ist es noch unmöglicher, daß er sich durch gewaltthätige Mittel

wahrhaft befreie. Jede Revolution erzeugt Sclaverei.«

»Ich theile Ihnen im Vertrauen mit,« fuhr Schomburg fort, »daß sich hier in der Stadt eine Gesellschaft gebildet hat, die sich Communauté nennt, in der, unter dem Vorgeben, sich durch Gegenseitigkeit zu unterstützen, Reden gehalten und Lieder gesungen werden, die die Handwerker aufwiegeln. Es ist diese Gesellschaft eine Nachahmung derjenigen, die sich in London, Paris und der französischen Schweiz gebildet haben.«

»Ich habe von diesen Gesellschaften gehört,« sagte Alfred, »und längst die Tendenzen der deutschen Handwerker gemißbilligt, die einer schönen Gastfreundschaft in der Schweiz genossen, und statt die dortige Ordnung aufrecht zu erhalten, sie gestört zu haben scheinen.«

»Warum mir gerade Ihre Beistimmung so erwünscht ist, lieber Theden,« bemerkte jetzt Schomburg, »das ist der günstige Umstand, daß der Hauptanstifter der hiesigen communistischen Bewegung dicht in Ihrer Nähe wohnt und deshalb scharf von Ihnen beobachtet werden kann.«

»In meiner Nähe? Wer wäre das?« bemerkte Alfred erstaunend.

»Ein Mechanikus, Namens Heinrich Burkart,« sagte Schomburg.

»Burkart?« Das Wort erstarb auf Alfred's Lippen.

Er ward von diesen Worten, wie ein Mensch, den der Schlag trifft, niedergeworfen. Verzweiflung, Zorn und Angst bewegten ihn zu gleicher Zeit. Heinrichs Lage stand wie ein Gespenst vor ihm: moralisch aber von dessen Unschuld überzeugt, verlor er plötzlich alles Vertrauen zu Schomburg, zu sich selbst, und kein=s Entschlusses fähig, griff er nach seinem Hute und brachte mit stockender Stimme die unzusammenhängenden Worte heraus: »Wir sehen uns wohl heute Abend bei der Gräfin Constanze, wo wir in einer Fensterbrüstung oder im Nebenzimmer das Weitere besprechen können.« Der Gedanke, in seinen Zugeständnissen an Schomburg vielleicht zu weit gegangen zu sein, hatte ihm die Besinnung geraubt. Schomburg, sehr geschmeichelt durch diese Unterhaltung, befriedigt von seiner Ueberredungs=

kunſt, kleidete ſich an, zog ſorgfältig gelbe Glacéehandſchuhe über und ſtieg beyend in eine bereitſtehende Equipage zu einer Viſitenrunde, die er nicht länger aufſchieben durfte.

2.

Alfred's erſtes, ſtürmiſches Gefühl war, hin zu Heinrich zu eilen, ihm die Gefahr, in der er ſchwebe, zu entdecken, ihn um Himmels und aller Heiligen willen zu bitten, vorſichtig zu ſein. Konnte doch in Wahrheit, nach ſeiner ſicheren Ueberzeugung, hier nur ein Mißverſtändniß obwalten. Er war in ſeinem Innern von Heinrich's Beſonnenheit überzeugt. Der Schein durfte wider ihn ſein; er konnte ſich haben hinreißen laſſen, Irrthümer für Gewißheiten ausgegeben haben; aber er konnte nicht unrechtlich, nicht verbrecheriſch ſein, konnte nicht Pläne hegen, die dem Staate Unheil, der öffentlichen Ordnung Hinderniſſe bringen! Das ſtand ihm feſt, als er der Vorſtadt zueilte. Aber er dachte auch an Heinrich's Kälte für ihn, an dies abſtoßende, trübe We-

ſen, das ihn ſeit längerer Zeit beherrſchte. Er durchlebte noch einmal die Vergangenheit, ſtellte ſich Heinrich in ſeinem Streben, in dieſem Vorwärts- und doch immer wieder Rückwärtsſchreiten vor, in dieſem Endigen aller Dinge, deren Ziel das Ungewiſſe war. Was hatte dieſer edle Menſch erlangt? Was war ſeinen Nachtwachen, ſeinem fieberhaften Beſtreben, ſich nützlich zu machen, gefolgt? Verdächtigung! Alfred blieb unwillkürlich tiefaufathmend ſtehen. Er mußte über dieſes Mißverſtändniß ſeufzen, ſeufzen über die Möglichkeit, daß etwas an ſich vielleicht Gutes in ſein Gegentheil überſchlagen könne.

Endlich ward er ruhiger. So dringend ſchien die Gefahr noch nicht, daß er ungeſammelt zu Burkart in's Zimmer ſtürzen durfte. Er ſchritt langſamer, als er aus der Stadt in die Vorſtadt kam. Seitwärts lag ein Tannenwäldchen, in dem er ſich einen Augenblick erholen wollte. Der Wind ſauste in den Wipfeln; doch fühlte Alfred kaum die Luft um ſeine Wangen ſpielen. Laut ſchlugen die Zweige mit ſonderbarem Geräuſche zuſammen

oder theilten sie, so daß der Tag in das Dickicht brach und rothe Sonnenpunkte auf die hier ganz schweigsame Erde streuete. Es kam über ihn wie stilles Wohlbehagen, als er sich Henrietten in ihrer Liebe zu ihm, in ihrem Walten ausmalte. Er fühlte sich besser, seitdem er an ihrer Seite gewandelt, der ganze Zauber einer reinen Liebe strömte über ihn. Er hatte ihn langsam, in vollen Zügen eingeschlürft, diesen wortlosen Reiz, wo das Gemüth, statt erhitzt, sanft erwärmt wird. Er sehnte sich nach ruhigem Besitze, nicht nach jenem fieberhaften Schauer, dessen stürmende Flamme unsere Herzen in Uebersättigung, in Eitelkeit, in Ermüdung auflöst. Mit tiefer Wahrheit erkannte er, daß Leere und niederdrückender Egoismus in dem Herzen wohnt, das sich selbst sucht, daß die wahre Hingebung nur in der reinen Liebe ist. Es ward still in ihm. Rasch stand er von der Bank auf, wo er sich niedergelassen, mit dem Entschlusse, jetzt zu Heinrich zu gehen, erst um Henriettens Hand anzuhalten und dann mit ihm von der ihn bedrohenden Gefahr zu reden.

Der Himmel war rein. Der Wind hatte sich zur Ruhe gelegt. Nur hier und da wiegte sich noch mit wenigem Laube eine Birke oder einzelne gelbe Herbstblätter flogen zur Erde. Bei Gefühlen, wie die seinen, kam ihm die Herbstnatur fast zu schön vor. In feierlicher Stimmung betrat er das Burkart'sche Haus. Henriette, leichenblaß, mit rothgeweinten Augen rief ihm entgegen: »Um Gotteswillen, was wollen Sie hier?«

Aengstlich fragte Alfred: »Warum diese Trauer? Was ist geschehen?«

Henriette ließ mit einer trostlosen Bewegung die Hand in den Schooß sinken, blickte ihn mit nassen Augen an und hauchte leise:

»O, warum machen Sie mich unglücklich! Sie lieben die Gräfin Constanze!«

»Theures Wesen,« rief er erschreckend, »wer hat Dir ein solches Mährchen erzählt? Dich liebe ich, nur Dich. Ich bin hier, um bei Deinem Bruder um Deine Hand anzuhalten.«

Henriette prallte vor Schrecken zurück. Ihre Hände zitterten. »Jetzt nicht,« sagte sie lautlos,

»heute nicht! Heute kein Wort von diesen Plänen. Heinrich ist gestern mißgestimmt von seinem Gange zur Gräfin Constanze zurückgekehrt, ist gereizt gegen Sie, gegen mich, gegen die ganze Welt! Sie dürfen heute nicht reden, ihm nicht begegnen.«

»Nein, nein, heute! entgegnete Alfred bewegt. »Es ist Vieles, was mich dazu bestimmt. Ich habe wichtige Entdeckungen gemacht, Entdeckungen, die leicht Deinem Bruder gefährlich werden könnten.«

»Wie?« rief Henriette laut. »Was ist?« Und indem trat Heinrich herein. Er stutzte, Alfred zu sehen. Sein Auge nahm einen düstern Ausdruck an; doch ließ ihm Henriette keine Zeit zum Reden. Sie flog auf ihn zu und ihn herzlichst mit beiden Armen umschlingend, ergoß sich ihr gepreßtes Herz in so heißen Thränenströmen, daß Heinrich erschüttert sich über sie beugte und mit seinem edlen Antlitze das ihre beschattete. Dies währte einen Augenblick; dann riß er sich von Henrietten los und Alfred mit einem durchbohrenden Blicke ansehend, sagte er kalt: »Herr von Theden, das ist Ihr Werk!«

Alfred hielt ſeinen Blick aus. Sein Herz klopfte heftig, doch ſprach er ſanft: »Reichen Sie mir Ihre Hand, Burkart.«

Heinrich zog die Hand zurück, betrachtete ihn ſtolz und entgegnete mit Ironie: »Herr Baron, meine Hand kommt aus der Werkſtatt, ſie iſt noch nicht gereinigt!«

»Sie ſollen ſie auch nicht reinigen,« rief Alfred mit einem Anfluge von Enthuſiasmus. Reichen Sie ſie mir ſo, wie ſie iſt, als Freund, als Bruder. Ich liebe Henrietten, ich bitte, weiſen Sie mich nicht zurück. Ich halte feierlich um ſie an!«

Alfred ſtand vor Heinrich in der ganzen Verklärung eines männlichen Entſchluſſes. Er fühlte ſich wie in einer flammenden Atmoſphäre, unter einem funkelnden, ſonnendurchwärmten Himmel. Indeß lächelte Heinrich, ſammelte ſich und ſagte mit tiefem Ernſte: »Herr Baron, ich danke Ihnen für Ihre gute Abſichten, ich danke Ihnen ſehr dafür; aber ich kenne das. Eine ſogenannte Verlobung iſt der Freipaß eines ſolchen Verhältniſſes, wie Sie es wünſchen.«

»Wie ich es wünsche? Was meinen Sie?« fragte Alfred, von einer Wallung des Ehrgeizes ergriffen.

Statt aller Antwort schloß Burkart die Schwester in seine Arme, faltete seine Hände über ihrem Haupte und drückte sie sanft an seine Brust, gleichsam als sei das die selige liebesfreudige Stelle, an der sie allein ruhen könnte.

Es entstand ein gereiztes Stillschweigen, in dem sich Heinrich mit der weinenden Schwester beschäftigte und Alfred, der in drohender Spannung wartete, vergessen zu haben schien. Alles, was Liebe und Zärtlichkeit in des Menschen Brust legen, ja selbst Eifersucht, Henrietten einem Anderen überlassen zu sollen, tobte in Heinrich. Er hatte sich an sie mit der Kraft seines männlichen Seins, mit alledem gedrängt, was ihm, außer dem Kreise, in dem sie waltete, fehlte. Er hatte ihr oft gesagt: »Wir müssen zusammen leben, zusammen sterben, Henriette; wir müssen eine Ausnahme von der Regel machen, müssen uns einander sein, was Andere uns nicht sein können. Ich habe mir selbst ge-

ſchworen, Dein auf ewig zu bleiben, Dir mein Leben, mein Blut zu weihen, Dein Bild über mich, über meine Kräfte, über mein Gewiſſen gebieten zu laſſen.« Der Gedanke, das zu verlieren, war ihm zu peinlich.

»Dieſes Verhältniß bringt kein Heil, Herr Baron,« ſagte er plötzlich, ſein Unrecht gegen Theden fühlend: »Sie mögen meine Schweſter lieben, ich will es glauben, aber ich rede wie Eltern reden, ich bin der Vater meiner Schweſter, ich bin ihr Schutz und Schirm im Leben, wer ſind Sie? Was ſind Sie? Sie ſind adelig. Aber Sie ſind arm, ſo arm, wie ich! Ein öffentliches, verpflichtendes Band kann nur dann eintreten, wenn Sie Ihrem ſtolzen Namen in der Welt eine Stellung erworben haben.«

Er brachte das mühſam hervor. Man ſah, daß er gebrochen war. Auf Henrietten machten dieſe unerwarteten Worte jedoch einen ſo günſtigen Eindruck, daß ſie ihre Thränen trocknete, Alfred die Hand reichte und beruhigt rief: »Gott ſegne Dich für dieſen Entſchluß, für dieſe erfreuliche Zukunft, mein lieber, lieber Bruder.«

Alfred trat indeß zurück, schlug die Arme übereinander und sagte nicht ohne Bitterkeit: »Wie, Burkart, Sie geben mir Ihr Wort bedingt, Sie wollen, daß ich hingehe und mich meines Glückes erst würdig machen soll?«

»Das thue ich,« entgegnete Heinrich entschlossen. »Ich kenne Ihre Verhältnisse. Schlimm genug, daß ein Bürgerlicher mit einem Adeligen so reden darf! Ich habe Vaterrechte auf meine Schwester. Sie hat sie mir zugestanden. Sie thut nie etwas gegen meinen Willen. Ich ahne, was kommen wird. Können Sie glauben, daß ich mit ruhigem Herzen zusehen würde, wenn Sie erst unser täglicher Gast wären, wenn Sie dann dieses idyllischen Brautstandes überdrüssig, doch wieder der Welt anheimfielen, doch wieder Vergleiche anstellten, wenn Sie ermattet durch die Monotonie unserer Häuslichkeit, sich von der vornehmen Gesellschaft wieder mit Harpyenarmen an sich reißen ließen und Henrietten vergessen würden.«

»Er wird es nicht!« bat Henriette, während Alfred vor gedemüthigtem Stolz und Zorn bebte

Sie müſſen eine Carrière machen,« fuhr Heinrich fort. »Sie werden Protectionen finden, werden erlangen, was Sie wollen. Gott gebe, daß Henriette alsdann nicht entblättert, nicht gänzlich aufgelöst iſt, daß ſie das erträumte Glück auch in der Wirklichkeit genießen kann. Bis dahin muß aber ich, der arme Handwerker, auf die Würde meines Namens halten, muß für eine Schweſter denken, da ſie ſelbſt nicht an ſich denken kann. Ich verbiete ihr nicht, Sie zu lieben, aber ich verbiete ihr, Sie jetzt, da Sie um ihre Hand angehalten haben und ich ſie gern bewillige, ſo lange zu ſehen, bis Sie, Herr von Theden, eine Stellung, ja Herr von Theden, bis Sie Ihr Brot haben.«

Alfred erblaßte immer mehr. Es empörten ſich in ihm alle Geiſter gegen den ſtolzen, ſeines Adels ſpottenden jungen Mann. Nur der Blick auf Henriette erſtickte den Ausbruch ſeines verletzten Ehrgefühls.

»Wir wollen,« ſagte Heinrich feſt, »wir wollen den Zeitraum von drei Jahren feſtſetzen. Sehen Sie, bei uns Handwerkern iſt das ſo! Er-

langen Sie in diesen drei Jahren eine Carrière, bleiben Sie Ihrem Entschlusse treu, dann mag Henriette die Ihre werden. Bis dahin bereiten Sie sich vor, sie heute zum letzten Mal gesehen zu haben. Ich leide es nicht. Ich spreche so, wie mein Vater gesprochen haben würde.«

»Gott sei mir gnädig,« rief Henriette, indem sie mit einem Schmerzensschrei zusammenbrach. »Heinrich, Du bist fürchterlich!« Aber einen Augenblick darauf sagte sie, als wenn sie in der That von ihrem Bruder abhinge, wie der Eisenfeilstaub vom Magnet, »Du willst es, Heinrich, Du willst es .... Dein Wille geschehe!«

Sie flog zu Alfred, der in düstrer Verzweiflung dastand. Er machte ihr eine stumme, abwehrende Bewegung.

»Theurer, Geliebter,« rief sie, »sorge Dich nicht. Ich bin Dein, Dein über das Leben, über das Grab hinaus. Was ist diese Spanne Zeit, diese Prüfung, was sind diese Tage, diese Wochen, diese Jahre? Sind wir nicht Eins, Eins in diesem Frieden, der über uns kommen, in diesem Glauben

an uns, der nicht weichen wird? Liebe iſt göttliche Wohlthat: Liebe iſt Auflöſen des eigenen Willens, Liebe iſt Gehorſam. Laß mich das Glück, Dein zu ſein, verdienen, hilf mir beſſer, ſanfter, duldſamer werden, ſtärke mich in dem Entſchluſſe, durch Warten und Entſagen Dich zu verdienen.«

Alfred's Blick war unter dieſen liebevollen Worten ſchwermüthiger geworden. Die Gluth ſeiner Wangen milderte ſich. Wie Henriette ihn mit ihrem klaren Auge anſah, hätte er Thränen vergießen, zu ihren Füßen ſterben mögen! Warum? Wußte er nicht. Es war ihm wohl und wehe: ſein Herz jauchzte und brach. Heinrich aber war an's Fenſter getreten und trommelte mit einem ſeltſamen Gemiſch von Siegerſtolz, Rührung und Ironie an die Scheiben. Mit dumpfem Schmerz murmelte Alfred dazwiſchen: »Drei Jahre!« Er mußte ſich mit Beſchämung ſagen, daß er allerdings keine Stellung in der Welt hatte. Er zitterte vor Burkart. Seine Liebe ächzte unter dieſer fürchterlich ſchweren Aufgabe, die ihm dieſer ſtolze Handwerker geſtellt hatte. Ja, er haßte und liebte die-

ſen Bruder, vor dem es ihm faſt kaum möglich war, ein Wort hervorzubringen, ſo imponirte ihm Burkart. Endlich ſagte er: »Ich ſehe, Burkart, Sie haben kein Vertrauen zu mir.« Heinrich machte eine ungeduldige Bewegung. Jener fuhr jedoch geſammelter fort: »Sie haben kein Vertrauen zu mir; es ſoll mich dies nicht hindern, zu dem Abſchied, den Sie mir ſo grauſam auferlegen, das hinzuzufügen, daß Gefahr, ja äußerſte Gefahr über Ihrem Haupte ſchwebt.«

»Gefahr!« ſagte Heinrich lächelnd und ſchon der Thür zugewandt.

»Es mag dieſe Warnung ſeltſam klingen,« ſagte Alfred. »Gewiß iſt, daß Sie Ihre Schritte bewachen und ſich von der durch Sie geſtifteten Geſellſchaft zurückziehen müſſen.«

Heinrich machte eine faſt verächtliche Miene, nahm die Thürklinke, verbeugte ſich leicht und ſagte ſchon im Fortgehen: »Herr Baron, ich bitte, kein Wort weiter, ich weiß, was ich thue, ich habe eine eigene Meinung und habe auch den Muth meiner Meinung.« Damit war er faſt zum Zimmer hin-

aus. Allein Alfred ging ihm nach und fragte laut und bestimmt: »Darf ich Ihrer Schwester schreiben?«

Heinrich besann sich. Ihn beherrschte ein Trübsinn, zu dem sich das bitterste aller Gefühle, eine Art Eifersucht gesellte. »Erwerben Sie sich vor allen Dingen eine Stellung!« sagte er. »Wenn Sie Henrietten schreiben wollen, so können Sie ihr zwei- bis dreimal im Jahre schreiben. Etwa einmal an meiner Schwester Geburtstag, dem neunten November, und einmal an Ihrem Geburtstage, Herr Baron!«

»Tyrannei!« murmelte Alfred, aber Heinrich hörte nicht mehr. Als die Thür hinter ihm zufiel, sahen sich Alfred und Henriette einen Augenblick stillschweigend an, dann seufzte Henriette: »Ich bin sterbensmüde und hoffe doch auf die Zukunft.«

Es legte sich allmälig eine himmlische Beruhigung über Alfred. »Daß ich Dich liebe, habe ich Dir oft auszudrücken gesucht,« sagte er; »wie ich Dich liebe, werde ich Dir nie beweisen können, nicht einmal durch jene Treue, durch jene drei Jahre

durch das, was Dein Bruder verlangt und was so leicht und so schwer ist.«

»Du liebst mich?« fragte sie mit fieberhafter Bewegung. »Bleibst mein?«

»Drei Jahre sind lang,« sagte er, »das weiß Gott.« Es sind unendlich viele Stunden, Tage, Monate, die alle durchlebt, alle getragen werden sollen. Dennoch baue ich auf Dich, wie ich mich auf mich selbst stütze. Gleich einem Engel auf Erden, hast Du nichts bis jetzt üben können, als Geduld und Resignation. Eine Zeit lang wird es noch so sein, dann aber biete ich Dir ein Glück, wie es zwischen zwei ernsten Menschen stattfinden muß, dann sollst Du ausruhen bei mir, dann sollst Du nichts mehr von der Zeit, der Welt, der Erde wissen.«

Er umschlang die theure Gestalt, indeß zwei Thränen langsam über Henriettens Wangen glitten. »Ich will nicht leugnen,« rief er, »daß ich Vorurtheile zu bekämpfen haben werde, daß die Last der Verpflichtung augenblicklich schwer auf mir lasten wird. Aber vertraue mir. Glaube an mich.

Ich kenne das Leben und weil ich es kenne, bin ich Dein eigen. Habe ich doch das Meer mit seinen Stürmen gesehen, bin ich doch oft in Nebeln, benetzt von den Wogen gewesen, die das Herz starr machen! Nun bin ich bei Dir, geborgen, gerettet.... Du siehst, daß ich Dich nicht wieder lassen werde; es mögen nun drei Tage oder drei Jahre zwischen uns liegen. Ich komme wieder, komme so wieder, als Du es willst. Laß uns jetzt scheiden!«

Henriette fühlte in diesem Augenblicke den bleiernen Druck der Trennung, das furchtbare Unbehagen, das auf sie eindringen und sie zerdrücken würde. Alfred, erstarkt an dem Entschlusse, seiner Pflicht zu genügen, sprang aber auf, küßte zum letzten Male Henriettens Lippen und rief: »Lebewohl!« und als Henriette »Alfred!« wie in Todesangst sagte, winkte er noch einmal und war verschwunden.

3.

Am folgenden Morgen, als Schomburg bereits am Schreibtiſche ſaß, die Taſſe Caffee neben ihm kalt wurde und er verſtimmt den langſamen Gang ſeiner Geſchäfte überſah, brachte ihm der Diener einen Brief.

»Entſchuldigen Sie,« ſchrieb ihm Alfred, »wenn ich mich nicht perſönlich von Ihnen beurlaube. Eine wichtige Angelegenheit ruft mich augenblicklich in die Reſidenz. Meine Minuten ſind gezählt. Kaum daß ich Zeit zum Nothwendigſten, zum Packen und Ordnen meines kleinen Eigenthums habe. Da ich Fataliſt und abergläubiſch bin, ſo ſehe ich in dem raſchen Entſchluſſe, den ich faſſen mußte, einen Fingerzeig der Vorſehung, nicht weiter in die freundlichen Anträge, die Sie mir geſtern machten, einzugehen. Indeß halte ich es für Pflicht, Ihnen zu ſagen, daß Sie im Irrthum über die ſich hier anſcheinend gebildete gefährliche Geſellſchaft ſind, und mehr noch über den Mechanikus Heinrich Burkart. Ich kann mit Wahrheit und tiefſter

Ueberzeugung betheuern, daß der Charakter dieſes Vereins ein durchaus paſſiver, der Charakter des Gründers ein unantaſtbarer iſt. Erkundigen Sie ſich bei den Handwerkern, bei den Nachbarn, bei Allen, die mit Burkart verkehren. Ueberall werden Sie dieſen Namen vortheilhaft genannt hören. Daß er dahin ſtrebt, das Elend der arbeitenden Claſſen zu mildern, iſt gewiß, aber er thut es mit rechtlichen Mitteln. Er iſt billig genug, einzuſehen, daß die Regierungen auf das Feld der reinen Politik und der täglichen Verwaltung gewieſen, keine Zeit zum Studiren der geſellſchaftlichen Bedürfniſſe, ja ſogar mit dem verderblichen Einfluſſe der Privatintereſſen zu kämpfen haben. Er beklagt den allgemein die Oberhand gewinnenden Egoismus, der die Bruderliebe verdrängt, bemerkt ſchmerzlich, daß die Nationalökonomie an die Stelle der Liebe getreten, Herr und Diener, Fabrikant und Lohnarbeiter ſich feindlich gegenüber ſtehen, dringt auf Ausrottung der Mißbräuche, aber durch das Mittel einer Erhöhung der Sittlichkeit. Ich bedaure, nicht mündlich dieſen Punkt mit Ihnen berühren zu

können. Sie würden durch mich in Burkart einen Mann kennen lernen, der freimüthig gesteht, daß Noth nicht allein beten, sondern auch denken und handeln heißt. »Der Arbeiter,« sagt er, »der oft kaum lesen und schreiben kann, weiß sehr gut, was sein Interesse ist.« Den Handwerkern einen sittlichen Umgang zu schaffen, ist das Augenmerk seines Vereins. In ihm wird öfters, als in jeder andern Gesellschaft, gerade »die Heiligkeit des Eigenthums« gepredigt. Er stemmt sich gegen den Haß der Arbeiter, den Reichen gegenüber; er ermuntert sie zur geistigen Thätigkeit, er beweist ihnen, daß sie durch Einigkeit auch eine Macht sind. Das Alles sind ganz achtungswerthe Elemente, denen sich die Regierung anschließen, die sie nicht von sich weisen sollte. Vielleicht, daß ich Sie bald in der Residenz wiedersehen, Ihnen mehr darüber sagen kann. Legen Sie meine Huldigung der Gräfin Constanze zu Füßen, sagen Sie ihr, daß ich es bedaure, sie nicht mehr gesehen zu haben. Möchte uns Alle der Winter vereinigen.

Alfred von Theden.«

Wirklich empfing Schomburg durch diesen Brief den Eindruck, den Alfred gewünscht hatte; es waren schon Zweifel in ihm geweckt, Nachsicht und Wohlwollen aufgefrischt worden. Wahrscheinlich hätte er diesem Impuls nachgegeben und Heinrich Burkart in seinen Berichten für nicht compromittirt hingestellt, wären nicht durch Winterfeld's Eintreten seine Gedankengänge unterbrochen worden. Dieser war in seiner sarkastischen Laune, besonders als er hörte, daß Schomburg's Vermählung mit Constanze auf das Frühjahr festgesetzt sei. »Ich bin neugierig,« rief er, »wie Sie sich aus all' der Scheererei, die Sie haben, aus dem zerreibenden Zustande zweier Wesen ziehen werden, die, an einander gekettet, sich sehr bald gestehen müssen, daß sie sich geirrt haben.«

»Sie wissen,« entgegnete Schomburg ziemlich trocken, »daß ich mich als Aristokrat verheirathen, ein Majorat stiften und von den Honigmonaten nur ein wenig nippen will. Ich werde meine Frau in ihrem Salon sehen und werde nie zu ihr gehen, ohne mich melden zu lassen . . .«

»So ein eheliches Leben ließ' ich mir auch gefallen,« rief Winterfeld. »Soll ich aber aufrichtig sein, so gestehe ich, daß ich mich dann erst im vierzigsten Jahre, beim ersten Podagraanfalle, verheirathen würde. Bis dahin studire ich Menschenkunde, überzeuge mich mehr und mehr, daß jede Frau unter Vormundschaft stehen, durch Furcht allein regiert werden kann, schreibe vielleicht ein Buch, an das sich meine künftige Frau halten muß . . übrigens muß ich Ihnen sagen, Schomburg, daß Dinte, Feder und Papier mir nur in dem Sinne nützlich scheinen, als Talleyrand selbst eingestanden hat, daß dem Menschen die Sprache zum Verhehlen seiner Gedanken gegeben worden ist.«

Schomburg fand kein großes Gefallen an diesen Expectorationen und beredete Winterfeld, mit ihm zu Constanzen zu fahren. Winterfeld willigte ein und der Eindruck von Alfred's Brief verwischte sich dadurch mehr, als er sollte.

In aller Frühe hatte Alfred seine Gartenwohnung verlassen. Fränzchen erfuhr von Henrietten,

was vorgefallen. Beide waren trauriger, als ſie es ſich mitzutheilen wagten. Beide fühlten, daß es einen ſtillen, heiligen Schmerz giebt, einen Schmerz, der getragen, nicht ausgeſprochen zu werden verdient. Im Burkart'ſchen Hauſe ſelbſt war es geſpenſtiſch ruhig. Es waren große Beſtellungen eingelaufen, die Heinrich vielfach in Anſpruch nahmen, nebenbei hatte er das Gefühl, daß er Henrietten wehe gethan und daß er ſie mit Liebe und Schonung heilen müſſe. Es ſpornte ihn an, wieder viel mit ihr zu ſein. »Wie Du reich und jung biſt,« ſagte er ihr gütig. »Wie Du an das Leben, an die Zukunft glaubſt! Glauben iſt das Element der Jugend! Sie bildet ſich ein, daß man ſich ſein Schickſal ſelbſt machen kann, ſie wirft ſogar einen verächtlichen Seitenblick auf dieſe beſtäubten und trägen Reiſenden, die die Landſtraße bedecken. Sie glaubt, daß ſie das Ziel erreichen, ſtark und ſchnell wie der Gedanke nie ſtraucheln, nie ermüden wird! Glückliche Jugend! Glückliche Schweſter!«

Und wenn Henriette ſich erröthend an ihn

schmiegen, von Alfred reden wollte, dann führte er sie zum Fenster, und ihr das Gärtchen und die darin ausgebreitete Stille zeigend, sagte er: »Alles, was ich mir an Frieden nach peinlicher Anstrengung geträumt habe, ist hier in dieser Besitzung, an diesem, Deinem Herzen. Strebe nicht hinaus! Laß mich denken, daß ich allein mit Dir auf der Welt bin. Wer so ewig leben, so ewig an Deine Brust lehnen, in die todte Landschaft blicken, wissen dürfte, daß man gelitten hat, nicht mehr leidet, daß man hier unter Gottes Auge ruht!«

Ließen diese Worte Henriette einen Blick in dies beklommene Herz werfen, so strebte nun auch sie, ihn zu erheitern. Oft setzte sie sich an's Clavier, wenn sie seine ermüdeten Züge, seine Zerstreuung und Niedergeschlagenheit bemerkte, und immer schien Heinrich von diesen Tönen wie überschwemmt, aufgelöst und getröstet. »Du kennst den Weg zum Gemüth,« flüsterte er. »Du besitzest die Kraft, mächtige Gefühle mitzutheilen. Singe, wenn Du mich schwach siehst. Die Musik sagt, was das Herz träumt und ersehnt, erzählt mir

Deinen Schmerz und Deine Seligkeit, Deinen Glauben und Deine Furcht, die Höhe des Enthusiasmus und das Verschmachten in der Sehnsucht.«

Und wenn sie ihn fragte: »Was fehlt Dir?« so antwortete er traurig: »Ich bin krank, Henriette. Ich weiß nicht mehr, was Schlaf ist, denn ich kann diesen bleiernen Zustand augenblicklicher Betäubung nicht Schlaf nennen. Wo ist unser holder, kindlicher Schlummer, dieses stille Ein- und Ausathmen, dieses himmelblaue Netz voll goldener Träume, das sich Nachts über uns zog?«

Und wenn Henriette freundlich erwiderte: »Du hast Dich zu sehr angestrengt, Deine Nerven sind zerrüttet,« dann rief er mit Schmerz: »Ich habe es wie Tausende gemacht. Wie Tausende habe ich den Körper mit schnöder Verachtung für die Bedürfnisse des Gemüths aufgeopfert. Ich habe die Gaben, ja selbst die Wohlthaten der Natur vergeudet. Zu oft ist es mir geschehen, spät in der Nacht, beim Scheine meiner düstern Lampe, die Räthsel des Lebens in der Wissenschaft lösen zu wollen. Noch öfters bin ich wie ein Träumender

zwiſchen Felder im kalten Thaue gewandelt, habe die in Nebel gebadeten Sterne beobachtet und mit wehmuthsvoller Begeiſterung den unüberſteigbaren Raum, der Himmel und Erde trennt, gemeſſen!«

»Es iſt traurig,« bemerkte Henriette, »daß Du Deine ſchönſten Jahre den unnatürlichſten Anſtrengungen haſt opfern müſſen.«

»Ich bedaure den verlorenen Genuß nicht,« erwiderte Heinrich, »ich betraure nur die erſchütterte Geſundheit. Meine Bruſt hebt ſich mühſam. Die Nächte haben für mich eine ausdörrende Atmoſphäre. Meine Träume ſind nicht mehr von jener ſüßen Verworrenheit, die ein Leben ſanfter Täuſchung verräth; im Gegentheil tragen ſie den Charakter erſchreckender Wahrheiten, zeigen mir Menſchen, die ich aufgehört habe zu lieben, zeigen mir meine Todten. Nicht ſelten ſteige ich dann ſelbſt, bis in's Mark der Gebeine erſchüttert, in jenen Abgrund, den man Ewigkeit nennt, und der ſich ordentlich am Fuße meines Bettes wie ein dunkler Grabesſchlund aufthut. Du ſiehſt, liebe Henriette, die Allegorie dieſer Zuſtände iſt der Kampf

des Verstandes mit der Unzulänglichkeit des Willens.«

Und wirklich war Henriette täglich Augenzeuge der nutzlosen Anstrengungen, die Heinrich nach allen Seiten hin und besonders hinsichtlich François' machte, der seit einiger Zeit wieder wild sein wüstes Leben führte und den er nicht zurückzuhalten vermochte. Früher hatte Heinrich die Einsamkeit geliebt, jetzt drückte sie ihn. Er konnte nicht mehr, wie sonst, von der Erde zum Himmel blicken. Es war plötzlich eine Ermattung über ihn gekommen, die wie Hoffnungslosigkeit aussah. Zwar lächelte er zuweilen, scherzte und sagte: »Sonderbar, daß ich immer noch Pläne mache,« allein das Leben schien ihm tödtlich lang und die Zukunft unabsehbar weit. Und doch waren das nicht die bittersten Tage. Die Stunden, wo ihn eine sanfte Luft anwehte, wo ein reiner Morgenstrahl in sein Zimmer drang und in ihm eine stumme Sehnsucht wachrief, die waren die trübsten. Wohin sollte er mit dieser Fülle des Gefühls fliehen? Zu Henrietten? Er sah wohl, daß die Schwester zerstreut und

abgezogen war. Und doch hatte er Niemand als ſie. Er ergab ſich alſo in ſein Geſchick, dachte, daß leiden beſſer ſei, als ſtumpf ſein, dachte auch weniger an Gott, von dem er trotz ſeiner Gedankentiefe und zuweilen hervorbrechender Frömmigkeit mit erſchreckender Bitterkeit behauptete, Gott ſei entweder zu viel oder zu wenig. Zu wenig in dem Räderwerke des täglichen Daſeins, zu viel in der zweifelerregenden Einſamkeit. Oft verglich er ſeinen Zuſtand mit dem Zuſtand eines Menſchen, der neben ſich eine Geſtalt ſieht, die marmorkalt, ohne Mitleid, ſtolz, ohne Unterlaß mit ſtoiſchen Entſchlüſſen und dürren Rathſchlägen ihn vorwärts treibt. Dazwiſchen machte Jacob naive Bemerkungen über François und deſſen Trägheit, die ihn aus communiſtiſchen Gründen bewege, fleißiger, eben aus jener Gegenſeitigkeit zu ſein, von der Burkart ſo oft rede. »Himmel,« ſagte er, »was müſſen wir der Faulen wegen fleißig ſein!« Burkart lächelte.

Eines Abends ſaßen Heinrich, Henriette und François im ſtillen, ſchon winterlich werdenden Zimmer beiſammen. Das friſchgefällte Holz kni-

sterte im Ofen. François gab den Gedanken, sich Henriette zu erobern, nicht auf. Seit einiger Zeit nahm er ein feineres Ansehen an, zeigte Geld, das er unmöglich selbst verdient haben konnte, da er nicht arbeitete, und war wieder öfter bei Burkart, der ihn mit merkwürdiger Duldung ertrug. Die Lampe, die auf dem großen runden Tische stand, warf lange Schatten auf den Fußboden. Henriette arbeitete. Ihr Bruder lehnte erschöpft im Sopha. François saß lang ausgestreckt auf einem Rohrstuhle. Sie hatten von vielerlei Dingen, vom Stadt- und Landleben, von der Theuerung, von dem gesprochen, was ihnen nahe lag. François war wieder in seine gewöhnlichen Declamationen verfallen, hatte Alles glossirt und sich über Alles getröstet, hatte gespottet, gedroht, hatte gesagt, daß dem Einen die That, dem Andern der Gedanke verliehen sei, hatte mit Ironie, mit dunkelen und doch bestimmten Farben unser Jahrhundert bezeichnet und war mit schwindelnder Schnelle die gesellschaftliche Leiter hinauf und hinab geklettert. Heinrich blätterte dabei theilnahmlos in einem großen Kupferwerke.

Als aber François vom Communismus zu reden begann, sah er plötzlich auf und sagte nur:

»Wie die Arbeit,
So der Lohn.
Nach Beruf die freie That,
Und der Lohn nach gleichem Rath.«

»Theoretiker!« warf François für Antwort hin.

»Als wenn nicht erst gedacht und dann gehandelt werden müßte,« sagte Heinrich. »Haben wir denn nicht erst ein Haus zu bauen, ehe wir darin wohnen? Ist es nicht nothwendig zu wissen, welche Aufgabe wir zu lösen haben, ehe wir an die Ausführung gehen? Erst Freiheit des Individuums. Es ist schrecklich, wenn man um sich blickt und sieht, wie das Geistige im Menschen beschränkt ist. In jeder Beziehung, in öffentlicher zum Staate oder in der geheimsten, selbst in der der Liebe, heißt es, wenn du das nicht thust, nehme ich dir dein Amt, oder: wenn du mir diesen Beweis deiner Zuneigung nicht giebst, ist es aus mit uns. Pfui über diese Tyrannei, die den Menschen zur Maschine herabwürdigt. Mit Recht kann man man-

chen Regierungen den Vorwurf machen, daß sie die individuelle Freiheit untergraben, den Geldsack, aber nicht die Thätigkeit unterstützen. Sie bilden sich zwar ein, da man der Masse allmälig Fesseln anlegt, daß diese es nicht merke, sich daran gewöhne, unbewußt weiter keuche; es ist jedoch nur zu wahr, an das Unmögliche kann der Mensch sich nicht gewöhnen. Es entsteht aus diesem Zwange Bitterkeit und Reibung. Je mehr Druck, desto mehr die Sehnsucht nach Freiheit. So müssen wir uns denn unter einander stützen, eine freie Persönlichkeit erringen, uns über das, was wir wollen, verständigen. Aber merke Dir das, François. Freiheit mußt Du mir nicht in Frechheit übersetzen, mußt nicht denken, daß man die Mittel durch den Zweck heiligen kann. Auch mußt Du Dir nicht einbilden, daß wenn Einer nichts thun will, er dazu die Freiheit braucht.«

François biß sich in die Lippen. Heinrich bemerkte seine Gebehrde, sah darüber hinweg und fuhr fort: »Wenn wir das Recht eines jeden Menschen anerkennen, so geht daraus hervor, daß wir

es in Keinem verletzen dürfen. Ich glaube, daß wir den Weg zu einer beſſern Aera betreten haben. Wie wir im Kleinen durch unſern Verein, ſo ſollte die Maſſe ſich im Großen vereinen, Jeder den Andern ſchützen, Jeder nicht mehr, aber auch nicht weniger als der Andere ſein. Vor Allem aber müſſen wir uns vor Mißbrauch wahren.«

»Gütergemeinſchaft! Fort mit dem Gelde! Das iſt meine Parole!« rief François.

»Darin,« entgegnete Heinrich, »werden wir ſchwerlich den Stein der Weiſen finden. Wie aber, wenn ich Dir ſage, daß dem, der die Arbeit gethan, auch der Lohn gebührt, daß das Zuſammenarbeiten die Kraft vervielfacht, daß je enger dieſer Bund, je größer auch ſeine Wirkung? Jetzt ſind wir in unſerer Anſchauung menſchlicher Rechte auf dem troſtloſen Punkt angelangt, daß wir über den Schaden des Andern ein Jubellied anſtimmen, uns freuen, wenn der Nachbar zu Grunde geht, Monopole vertheilen, Fabrikwaaren bloß deswegen unter dem Preiſe verkaufen, damit die Concurrenz aufgehoben und der Concurrirende ruinirt werde. Nichts

gefährlicher als dieser Mangel an Gegenseitigkeit. Wir wollen nur bei dem einfachen Satze stehen bleiben: Was würde aus dem Reichen, wenn der Arbeiter plötzlich ihm seine Unterstützung versagte?«

»Ich wollte, sie griffen Alle zu diesem Mittel! dann sollte es schon anders werden!« wandte François ein, sah sich nach einem Stücke Papier um, zog einen Bleistift heraus und fing zu notiren an.

Es entstand eine Pause. Draußen ging die Hausthür und bald guckte Fränzchens fröhliches Gesicht mit dem Ausrufe zur Thür herein: »Herr Burkart, ich komme, um Ihnen grimmige Vorwürfe zu machen. Ich kann meine Gärtnerburschen nicht mehr regieren. Sie haben sie mir alle communistisch gemacht! Hören Sie, Herr Burkart, das ist bei der Gärtnerei durchaus nicht angebracht. Meine Blumen werden im Frühjahre nicht halb so schön gedeihen, wenn mir das so fortgeht.«

Es war Heinrich in der Nähe Fränzchens immer wohl. Oft hat er sie mit Sonnenschein und erquickendem Thaue verglichen, oft ihr gesagt: »In Ihnen, liebes Fränzchen, hat sich noch die Ursprüng-

lichkeit der Natur erhalten. Ich finde an Ihnen das göttliche Merkmal rein menſchlicher Abkunft.« Sie war ihm auch heute willkommen und er ging gern auf ihre Scherze ein. Als François ſich endlich entfernte, ſagte ſie: »Ein unausſtehlicher Faullenzer. Nur ſeinetwegen hab' ich auf Ihren Verein losgezogen. Ich bin ganz mit ihm einverſtanden und unſere Burſche ſind beſſer, als früher.«

Heinrich ſagte aber verweiſend: »Da, wo zu beklagen iſt, iſt auch zu vergeben, und wo zu vergeben, da iſt auch zu lieben. Wir müſſen uns Alle an Verirrungen gewöhnen, die zwiſchen dem Durſte nach dem Guten und dem Hunger nach dem Böſen mitten inne ſchweben. Auch glaube ich, daß den Frauen die Stelle der barmherzigen Schweſtern zukommt. Es ſoll ja, wie Chriſtus ſagt, größeres Heil im Aufnehmen eines Sünders als im Beiſammenſein mit hundert Gerechten liegen.«

»Nicht ganz ſo heißt's in der Bibel, aber beinahe,« ſagte Fränzchen.

»Wenn ich, wie Sie glauben,« fuhr Burkart weiter fort, »mich erniedrige, im Sumpfe Goldkör-

ner zu ſuchen, ſo muß ich erwidern, daß ich der Welt, Gottlob, keine Rechenſchaft von meinem Thun und Laſſen abzulegen brauche. Ich bin frei, kann mich zu den Unglücklichen, ſelbſt zu den Schuldigen neigen.«

Henriette hörte dieſen, wie früher manchen anderen Geſprächen ſtillſchweigend zu; ſie war gelähmt unter dem Schmerze der Trennung, zerſtreut und in ſich verloren. Zwar zwang ſie ſich, wenn ſie unmittelbar zur Rede und Gegenrede aufgefordert wurde, heiter zu ſein; aber wenn man ſie ruhig ließ, verfiel ſie in ſcheinbare Geiſtesabweſenheit. Sie betrachtete die Gegenwart wie Etwas, das ſie mit Anſtrengung aus dem Wege zu räumen hatte, und die Zukunft?... Die ſtrahlte ſie blendend an. »Ob er mir ſchreiben, wie er mir ſchreiben wird?« Das waren die Fragen, die auf und ab in ihrem Herzen ſtiegen.

So vergingen Tage, Wochen. Der Winter war da. Der neunte November kam und mit ihm — ein Brief! Jacob und Fränzchen, beide eingeweiht in Henriettens Geheimniß, hatten den Poſtboten

aufgefangen, ihm den Brief abgenommen und ihn unter kleine, auf den runden Tisch ausgebreitete Geschenke gelegt. Als Henriette in's festlich geschmückte Zimmer trat, traf ihr Blick im Nu das längst erwartete, heiß ersehnte Blatt. Wie sie zusammenfuhr, zitterte, das dünne Papier mit den schwarzen krausen Zeilen an sich drückte, nicht wußte, ob sie lesen oder auf die Knie sinken, dem Himmel für diese Wohlthat danken oder in sich zerknirscht weinen sollte. Welch wunderbares Ding ist ein Brief! Oft viele hundert Meilen herbeigeflogen, durch viele Hände gegangen, vergänglich, und doch, mit dem kleinen unscheinbaren Siegel darauf, ein zaubervolles Heiligthum!

Es giebt Briefe, von denen man weiß, daß sie voll Liebe, Geduld und Schonung sind; Briefe, die wie kühlender Trank in der Wüste wirken, auf die man Wochen lang wartet, die man, noch ehe sie gelesen sind, an sich drückt, sie mit Küssen bedeckt. Und es giebt wieder welche, deren Anblick wie der Tod wirkt, vor denen man bebt, sich versteckt, die das Blut gerinnen und das Herz stocken machen,

Briefe, die mit kalter Hand uns an die Kehle packen, uns Glauben und Vertrauen nehmen, die in zwei Worten ein Todesurtheil, in vier Strichen eine ganze sich verblutende Vergangenheit enthalten. Glücklicher Weise gehörte der Brief an Henriette in die erste Gattung. Es war ein voller, liebeathmender, treugemeinter Brief, den sie erst still für sich allein in ihrem Schlafzimmer mit zitternden Händen und feuchten Augen und später Fränzchen vorlas. Er lautete folgendermaßen:

1.

»Geliebte Henriette!

Noch kann ich eigentlich an Nichts als an den Abschied von Dir denken. Noch ist der Blick rückwärts, nur auf Dich gewandt. Dennoch habe ich mich gleich in die Praxis des Lebens, in die Advocatur, die ich als Lebensberuf gewählt habe, in ernste juristische Studien geworfen. Als ich hier anlangte, wollte ich wie ein Einsiedler leben, wollte mich in eine der Frivolität unerreichbare

Sphäre der Arbeit und der Stille, mitten in dieſer volkreichen Stadt werfen. Wie eine Chryſalide gedachte ich mir ein Grab zu bauen, aus dem ich glänzend und ruhmbedeckt hervorzugehen mir vornahm. Allein bald habe ich mich überzeugen müſſen, daß ein ſo abgeſchloſſenes Leben ungereimt wäre. Es iſt nicht gut, ſeine beſten Jahre nutzlos hinzugeben. Indeß man Wiſſen und Kraft deswegen aufſpeichert, um einſtmals eine problematiſche Größe zu erringen, ſchleichen die Intriganten und die Intriguen, ſo reich an Worten und ſo arm an Gedanken, heran, niſten ſich in das Vertrauen der Halbklaren, ſchreien und imponiren und beweiſen, daß es kindiſch iſt, auf menſchlichen Lohn warten zu wollen. Auch überzeugt man ſich immer mehr, daß die Männer der Gewalt an ein angebornes Verdienſt, an ein faſt freches Talent glauben müſſen, da ſich auf dieſe Weiſe das Glück der Mittelmäßigkeit am beſten erklären läßt. Wenn ich daher im Anfange Tag und Nacht gearbeitet habe, ſo habe ich jetzt einen Mittelweg gewählt. Ich bin ſehr

fleißig; aber ich besuche auch die Gesellschaft. Die Ruhe und das Schweigen haben ja für mich etwas eben so Zauberhaftes als die Liebe. Die ausgedehnte Denkkraft, die geheimnißvollen Anschauungen geben nie geahnte Wonnen. Vielleicht, daß das die Freuden der Gefangenschaft sind. Bin ich doch gefangen, Henriette. Hat mich doch eine Idee, ein Plan so fest ergriffen, daß ich bei jedem Fortschritte Deine lieben Hände an mich ziehe, sie an meine Lippen, an mein Herz drücke. Neben diesen Studien treibe ich noch die Malerei in Stunden, die mir übrig bleiben. Es ist mir über sie in dieser kunststrebenden Stadt ein besseres Einsehen gekommen. In den Ateliers herrscht viel feiner Organismus, reines, frisches, empfängliches Blut, eiserne Stärke neben heftiger Leidenschaft. Ich habe etwas ganz Anderes in diesen Ateliers als in dem gewöhnlichen guten Geschmacke unserer meisten Maler, bei denen man etwas Liebenswürdigkeit, etwas Niedlichkeit, aber nie Anregung zur Liebe oder zum Hasse antrifft, gefun-

den. Was ich aber auch beginnen, wohin ich mich wenden mag, immer ſtehſt Du vor mir, immer iſt es die Erinnerung an Dich, die mich überallhin begleitet. Ich halte im Allgemeinen nicht viel auf Erinnerungen. Die meiſten machen nicht heiß, nicht kalt. Doch giebt es welche, die ſtets Gegenwart, ſich Tags an unſere Seite und Nachts zu unſeren Füßen betten, die ſo gewaltig ſind, daß ſie das ganze Herz füllen. Eine ſolche Erinnerung biſt Du mir; ich trage Dich in mir in Deiner ganzen erwärmenden Ichheit; ich fühle, daß, was ſich in mir an bewußtem Leben, an Erkenntniß, Richtung, Schwung und Entwickelung regt, Dein Eigenthum iſt. Die Ereigniſſe des Tages, die Eindrücke, die Entſchlüſſe ſtürmen und rieſeln wie Wellen zu Deinen Füßen. Du ſtehſt immer als pulſirende Gegenwart vor mir; immer umwallt Dich der friſcheſte Duft meines Herzens. Glaube mir, daß ich nichts in mir abſterben laſſe, daß in den bewegteſten Stunden Dein Blick mich immer aus Deinen glanzvollen Augen anſieht, daß Du mir der Probier-

ſtein aller Dinge geworden biſt. Ich nehme Dich mit mir in die geſchwätzigen Salons, ich ſuche die Menſchen auf, die Ehrfurcht vor dem Gemüthe haben, ich ſpreche oft von Dir, ohne Dich zu nennen. Der Charakter der großen Dinge iſt ihre Dauer. Alles, was zu feſſeln, den Willen zu ſtärken ſtrebt, wendet ſich dahin, jenes himmliſche Reich auf Erden zurückzuführen, das nichts Anderes als die Ausübung der Liebe und der Wahrheit iſt. Segnen wir unſere Schmerzen, Henriette! Sagen wir uns, daß wir ohne ſie ſchwerlich gut geworden wären. Der Schmerz iſt heilſam, wenn man ihn als höhere Prüfung empfängt.

Nebenbei will ich Dir ein Geſtändniß thun. Dieſer Zuſtand, in dem eine wohlthuende Hoffnung neben dem Stoicismus der Entbehrung geht, iſt nicht ohne heimliches Entzücken. Es giebt Träume, in denen Du mir unter engelhafter Form erſcheinſt; Empfindungen gerechtfertigten Stolzes, wo das Zeugniß eines reinen Gewiſſens mich über die Welt erhebt. Es giebt beſonders Stunden der

Hingebung, wo ich, siegreich in meiner Niederlage, das Auge Gottes in sanfter, belebender Wärme fühle. Diese Stunden sind flüchtig, dennoch kehren sie für Die wieder, die den unvermeidlichen Kelch demuthsvoll trinken, still niederknieen und zitternd sich sagen, daß Gott sie angeblickt, Gott sie nicht verlassen hat. Woher, frage ich mich, diese Thränen, die der Duft einer Blume, das Zwitschern eines Vogels hervorlockt? Woher, nach angstvoll durchwachten Nächten, in denen der menschliche Verstand ermüdet von Scheingründen, in Muthlosigkeit versinkt, woher dieser heilige Schauer, der mir plötzlich Vertrauen in die Adern gießt? Ach, Henriette, gewisse Bewegungen des Gemüths, gewisse Gedanken der Liebe reißen Berge von Klagen nieder! Ich weiß nicht, woher der Balsam, ich kann die Manna des Himmels nicht festhalten; aber ich sage mir täglich: Zweifle nicht, glaube! Versprich nicht, bitte! Weise nichts von Dir, wisse zu empfangen! Durch alle meine Verzweiflungen, meine augenblicklichen Entmuthi-

gungen, durch mein zur Selbſtquälerei ſich hinneigendes Gemüth zieht ſich, wie Du ſiehſt, ein Gedanke, der durchlodert von Liebesfunken, Dich mit einem Himmel von Wahrheit und Glück umwölben möchte.

Ich möchte Dich nun aus den Myſterien meiner inneren Welt auch in die äußere führen, möchte Dir von meinen Arbeiten, von meinen Bekannten reden. Frauen haben keinen Einfluß auf mich, ſeit ich Dich kenne, ſonſt würde ich Dich necken und Dir ſagen, daß wir die Gräfin Conſtanze für den Winter erwarten, daß ich mich auf dieſe immer geniale, bei viel Sonderbarkeiten doch intereſſante Erſcheinung freue. Der Graf Schomburg, ihr Verlobter, iſt bereits wieder hier. Er kann zuweilen recht ernſte Geſpräche mit mir führen; aber es fehlt ihnen jener Goldglanz der Ueberzeugung, der Deinem Bruder verliehen iſt. Grüße ihn tauſendmal, liebe Henriette! Die Erinnerung an ihn iſt in ein tragiſches Element getaucht. Wir haben uns ſtürmiſch getrennt. Gott wolle, daß wir uns

friedlich wiederſehen. Ich küſſe tauſend- und abertauſendmal Deine lieben Hände.

Dein Alfred.«

Als Henriette dieſe und die Stelle über Conſtanze Heinrich vorgeleſen hatte, ſtrich er ſich die Haare aus dem Geſichte und ſagte zerſtreut: »Alſo reist ſie für den Winter in die Reſidenz? Ich habe das nicht gewußt. Ich bin ſeit dem Abend, wo ich unglücklicher Weiſe Geſellſchaft dort traf, nicht wieder bei ihr geweſen. Des Grafen Anweſenheit, die kühlen Nächte, meine Verſtimmung, ja ſelbſt meine Arbeiten haben mich von den aſtronomiſchen Stunden abgehalten.«

»Was auch gut iſt,« bemerkte Henriette. »Sie haben Dir viel Zeit gekoſtet.«

»Freilich,« entgegnete Heinrich, »ich wundere mich nur, daß ich das nicht früher einſah.« Er lächelte gutmüthig. Als aber zwei Tage darauf Conſtanzens Bedienter mit der Bitte zu ihm kam, ihr behülflich zu ſein, alle ihre Apparate für die Reiſe einzupacken, wollte er zwar erſt einen Ge-

hülfen ſchicken, entſchloß ſich jedoch endlich, ſelbſt zu gehen. »Es wäre ſchade,« ließ er zu Henrietten fallen, »wenn die Sachen durch den Transport litten.«

Wie Heinrich zurückkam und ſeine Schweſter ihn neugierig fragte, wie er Conſtanze getroffen, ſagte er: »Sie war beſchäftigt.« Er ließ ſich nicht weiter aus, arbeitete, beaufſichtigte die Werkſtatt und las. Traurig war es dabei, daß ſeine Geſundheit zu ſchwanken begann. Die Farbe ſeiner Haut, das Glänzende der Augen hatten einen Ausdruck, der an die von einem heimlichen Wurm zernagte Frucht erinnerte. Henriette beobachtete das mit Schmerz. Wenn ſie ſich zu ihm an den Schreibtiſch ſetzte, ſeine Hand ergriff und ihn mit einer Stimme, in der die Angſt weinte, fragte, wie ihm ſei, dann ſtreichelte er ihr die Wange, nahm ein heiteres Geſicht an, lächelte und ſagte: »Henriette, ſei vernünftig! Bilde Dir nichts ein. Ich bin geſund.«

Innerlich aber mußte es ihm anders ſein. Henriettens Zukunft mehrte ſeinen Kummer. Alles that

ihm weh; es war ihm, als hätte er eine Lähmung am Herzen, als blute er aus dem Gemüthe. Auch muß man Jemanden der Mittelpunkt aller Gefühle, Blicke und Handlungen, die Lichtmasse, aus der jede Wärme ausströmte, gewesen sein, um die Schauer der Kälte zu kennen. Das, was ihn früher umgab, Henriettens Sorgfalt, war dasselbe, aber der Geist, der sie belebte, war ein anderer geworden. Henriette, weit entfernt, das innere Leiden Heinrich's ganz zu errathen, dachte indessen mit Beklemmung, wie unendlich lang es bis zum zweiten Briefe Alfred's, bis zum neunzehnten Mai sei. Lebte und webte sie doch nur in dem Gedanken an ihn! Für ihn arbeitete und dachte sie; für ihn suchte sie ihre Talente auszubilden, Sprachen und Musik zu treiben. Es war rührend, wie sie sich beim Lernen anstrengte, wie sie Alles erfassen, Alles sich aneignen wollte. »Die Liebe ist eine tüchtige Lehrmeisterin,« sagte sie, wenn Fränzchen ihre Fortschritte bewunderte. Vor Heinrich verbarg sie sich. Nach so vielen Jahren innigsten Beisammenseins wußte sie oft nicht, was sie ihm sagen

wollte. Ihre Worte waren im Widerſpruch mit den Gedanken. Sie nahm ein frohes Geſicht an und war traurig. Die Sehnſucht nach Alfred hatte ſie mit heißen Fingern gefaßt. Oft rief ſie in ihrer Einſamkeit nach Erleichterung und fand keine! Die Melancholie des Winters kam hinzu. Der Garten war unwirthbar geworden. Zwiſchen den langen Abendſtunden heulte der Nordwind an den Fenſtern. Wenn dann der Mond über die ſchneebedeckten Dächer emporſtieg, ſchienen ihr dieſe langen Nächte einen troſtloſen, unbeſchreibbaren Charakter an ſich zu tragen. Schwieg der Wind, ſo trat Todtenſtille ein. Der Schnee lockerte ſich dann von den Tannen los und fiel in weichen Flocken zur Erde. Man hätte den Garten durchſtöbern und kein lebendes Weſen darin entdecken können. In dieſer geiſterartigen Stille kam ſtatt Ergebung Apathie, ſtatt Geiſtesthätigkeit Verwirrung über ſie. Umſonſt ſuchte ſie ſich auf ſich ſelbſt zu ſtützen, in der Gegenwart zu leben. Immer flatterte die Zukunft vor ihrer erregten Phantaſie.

Wie sie eines Abends Heinrich Thee bereitete, stürmte François, mit einer Zeitung in der Hand, herein. Sie enthielt die Nachricht von Aufständen im Gebirge. »Das ist Communismus!« rief er. »Es sind die Grubenleute, die im Schacht Zeit haben, über die Menschen oben nachzudenken. So ist's recht. Revolution! Dann sind wir am Ziele!«

Heinrich war, unwillig über den verworfenen Menschen, vom Schreibtische aufgestanden. »Mit Deiner Verrücktheit!« rief er. »Ich will Dir nicht wehe thun, und doch zwingst Du mich, Dich endlich nicht mehr in den Verein zu lassen. Wenn Du dort solches Zeug sprächest!«

»Was? Die Menschenliebe willst Du ausschließen?« antwortete François. »Und Du traust mir zu, daß ich im Vereine gemäßigter als mit Dir rede? Ich verantworte, was ich thue. Komm mit mir. Wir wollen den Burschen die Nachricht von dem Aufstande bringen. Ich will einen Vortrag über dieses Symptom des vernünftigen Fortschritts halten.«

Heinrich fühlte sich nicht aufgelegt. Er war

verſtimmt, ja unwohl. Es trieb ihn an, zu Hauſe bei ſeinen Arbeiten, in Henriettens Nähe zu bleiben. Aber François ließ ihm keine Ruhe. »Mindeſtens müſſen wir eine Collecte für die Nothleidenden im Gebirge machen,« ſagte er, als ihm Burkart ſein Geſchwätz verwies. Heinrich, aus Furcht, François möchte ohne ihn im Vereine Thorheiten begehen, nahm endlich ſeinen Hut, reichte der Schweſter die Hand und ging. Kaum daß er fort war, ſo kam Fränzchen zur Thüre hereingeſprungen und rief ängſtlich: »Wo iſt Heinrich? Ich bin außer mir. Ich glaube, es ſind Diebe in der Nähe. Seit einer Viertelſtunde ſchleichen Menſchen um's Haus!«

»Oder in Ihrem Kopfe,« ſagte Jacob lachend, öffnete die Haus- und Gartenthür, durchſuchte jeden Winkel und kam mit dem Berichte, nichts geſehen zu haben, wieder zurück. Fränzchen beruhigte ſich. »Möglich, daß ich mich geirrt habe,« ſagte ſie kleinlaut. »Es iſt mir aber ſeit einiger Zeit ſo bange . . .« Sie küßte Henriette, ließ ſich von Jacob nach Hauſe leuchten, ſah hie und dorthin

und kam endlich lachend zur Wittwe Heidrich mit den Worten wieder heim: »Es leben die Haſen und ihre Abkömmlinge!«

Als Henriette allein in ihrem Zimmer war, fühlte ſie ſich wunderbar beklommen. Es war ihr, als wenn Alfred in der Dämmerung der Lampe auf ſie zuträte; ſie wollte zu ihm eilen und war feſtgebannt. Ein paarmal ſah ſie zum Fenſter hin. Es huſchte wie Sturm an den Scheiben und dazwiſchen pickte die Uhr geiſterartig an der Wand. Faſt fürchtete ſie ſich vor ſich ſelbſt in dieſer geſpenſtigen Einſamkeit. Ahnungen nahen Unglücks durchzuckten ſie und warfen Streiflichter auf das beklommene Gemüth. Sie riß ſich hoch empor, half ſich dann wieder mit Thränen, dachte an Alfred, wollte ſein Bild feſthalten und ſah doch, daß es vor ihr fort in's Unendliche verſchwämme. Plötzlich ward ſtark an der Hausthür geſchellt. Schnell eilte ſie mit dem Lichte hinaus. Sie glaubte, Heinrich kehre heim. In demſelben Moment hatte auch Jacob die Thür geöffnet. Wie erſchraken ſie, als dunkle Geſtalten eintraten. Es

waren Beamte, Polizeidiener. Im Hintergrunde zeigten ſich Gensd'armen. »Wir wollen Burkart's Papiere verſiegeln,« ſagten ſie, und drangen in's Comptoir. Fränzchen, die den Lärm gehört hatte, ſtürzte herüber. Sie war im Nachtkleide und zitterte am ganzen Körper. Das Haar ſträubte ſich ihr, als ſie die Gerichtsdiener an Heinrich's Schreibtiſche gewahrte.

»So iſt es denn doch wahr!« rief ſie, und ſchloß Henriette in ihre Arme. Ihre Gärtnerburſchen, die eben aufgeregt aus dem Vereine kamen, hatten ausgeſagt, daß er polizeilich geſchloſſen und Burkart verhaftet wäre.

»Verhaftet? . . .« Mehr konnte Henriette nicht ſagen, denn wie vom Blitz getroffen ſank ſie nieder.

5.

Die Carnevalszeit in der Reſidenz war glänzender denn je. Da waren elegante Frauen, geiſtreiche Männer, ſinnige Hoffeſte, betäubende Mas-

keraden. Da war Alles in Allem. Glück neben Elend: versiegte Thränen neben gezwungenem Lächeln. Constanze erschien unmittelbar nach ihrer Ankunft in diesen Gesellschaften strahlend von Puh, aber traurig im Glanze ihrer Edelsteine. Für sie waren die frivolen Freuden des Gefallenwollens nicht da. In schweren Stoffen sich hinschleppend, von Blumen und Duft umgeben, verschmähte sie die Eitelkeiten eines noch in Kinderschuhen wandelnden Geschlechts. Sie tändelte nicht mit Armbändern und Ringen, ließ nicht ihre Finger durch lang herabfließende Locken gleiten, sie wußte kaum, wo sie war, was sie sprach. Wer sie so theilnahmlos sah, der hätte sie für eine jener katholischen Madonnen halten können, die die Frömmigkeit mit bunten Kleidern und Blumen schmückt. Daß sie die Gesellschaft, daß sie die Feste suchte, geschah auch nicht aus Theilnahme an der Welt oder an den Individuen, sondern einzig, wie sie selbst sagte, aus einem künstlerischen Gesichtspunkte. Ihr kamen die Menschen wie lebende Bilder vor, die sie abwechselnd loben oder tadeln konnte. Gerieth sie

in unſchöne, niedrige Säle, in denen eine heiße, ſtaubige Luft Schatten auf die Geſichter warf, ſo zuckte ſie mitleidsvoll die Achſeln und blieb kaum eine halbe Stunde. Trat ſie in hohe, hellerleuchtete Gemächer, dann ſchien ſie augenblicklich Freude zu empfinden. Sie gab zu, daß es außerordentlich ſchwer ſei, ein ſchönes Feſt zu veranſtalten; ſie geſtand unbefangen, daß ſie den Luxus im Großen, die prächtige Verſchwendung des höchſten Adels zu ſchätzen wiſſe. Aber ſie meinte auch, daß Reſidenzen allein Geſchmack beſäßen. »Vielleicht,« ſagte ſie, »giebt es in zehn Jahren kaum einmal ein Feſt, das der Rede werth iſt. Es gehört zu viel dazu, um es künſtleriſch, regelgerecht zu machen. Local, Ausſchmückung, Erleuchtung, Muſik, Toiletten, Alles muß zur harmoniſchen Schöne beitragen. Denn ein Feſt ſoll ein verwirklichter Feentraum, Etwas ſein, was dem unverwöhnten Menſchen faſt unmöglich ſcheint!«

Gerade, weil ihre Erſcheinung außergewöhnlich und ſie ſelbſt gleichgültig erſchien, »riß« man ſich um ſie. Sie hatte nun einmal das Talent, die

allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, von sich mit Recht oder Unrecht reden zu machen. Daß sie Sternkunde studirte, war ein Reiz mehr für die Gesellschaft. Man fand diesen Geschmack an ihr im Stillen lächerlich, scherzte darüber und doch erschien sie bedeutend. Neben ihr verschwand Schomburg, trotz daß er von denen war, die sich ein Pferd, ein Gemälde, ja eine Frau anschaffen, ohne befürchten zu müssen, je betrogen zu werden. Er hatte nun einmal ein geübtes Auge, wollte Constanze heirathen, weil sie reich war und repräsentiren konnte, forderte auch nichts weiter vom Leben, als was es ihm gab, suchte seinen Ehrgeiz darin, von dem was da war, Nutzen zu ziehen und hatte, wenn man sich so ausdrücken darf, die Religion des Vergnügens. Daher kam es denn, daß es ihm gleichgültig war, wenn Constanze sich eher von ihm entfernte, als sich ihm nahte. Er nannte den Mann, der an die aufrichtige Liebe einer Frau glaubte, einen Pinsel; er erklärte, daß in den zwei Geschlechtern so viel feindliche Elemente schwömmen, daß nach dem ersten Rausch gleich Uebersättigung

und Melancholie, dann Haß einträte, ja, er ging so weit, die Treue eine Unmöglichkeit, und was schlimmer als das ist, eine Naturwidrigkeit zu nennen. Indeß war er in seiner den höchsten Würden zustrebenden und von seinem Namen unterstützten Carrière vorgeschritten. Er war Präsident des Hofgerichts geworden, und hatte so die bestimmte Aussicht, in einigen Jahren Justizminister zu sein. Constanzens Kälte kümmerte ihn wenig. Wenig, daß sie bleich, träumerisch, fast fieberhaft war. Er schob das auf die Narrheit mit der Astronomie. »Wäre sie logischer, sie würde glücklicher sein,« sagte er einmal zum Grafen Dorneck, statt daß Constanze darauf bestand, daß sie jetzt, wo sie logischer geworden, gerade an Zufriedenheit verloren habe. »Seitdem,« klagte sie ihrem Vater, »seitdem ich mehr Ordnung in meine Studien gebracht habe, haben die Ideen so viel Bestimmtheit angenommen, daß ich durch die Poesie zur Ungläubigkeit, durch den Enthusiasmus zum Zweifel gelangt bin. Sonst suchte ich nur das sanfte Gefühl der Bewunderung, ohne mich zu sehr in die Nachtseite der Schöpfung

zu vertiefen. Jetzt ſehe ich, daß die Wiſſenſchaft ein Abgrund iſt, in den man vorſichtig hinabſteigen ſollte, denn wer kann leugnen, daß Alles eine düſtere Nothwendigkeit des Leidens an ſich trägt? Ich bin zwiſchen Glauben und Nichtglauben, zwiſchen Verneinung und Beſtätigung hin und her, wie der Kieſel im Meere, geworfen.«

Inmitten dieſes nervöſen Zuſtandes mußte ſie oft an Alfred und an ihre anregenden Geſpräche mit ihm denken. Sie wußte, daß er in der Reſidenz war. Um ſo befremdlicher ſchien es ihr, daß er ſie noch nicht aufgeſucht, ſie noch nicht geſehen hatte. Alfred hatte ſich auch alle Tage vorgenommen gehabt, zu ihr zu gehen, und immer war etwas dazwiſchen gekommen. Er war wenig Herr ſeiner Zeit. Wenn er bis zwei, drei Uhr gearbeitet hatte, ging er in ſeiner einfachen Lebensweiſe zu einem Reſtaurant, ließ ſich für wenig Geld ein gut zubereitetes Stück Fleiſch reichen und trank in einer Conditorei eine Taſſe Caffee, wobei er die Zeitungen las. Dies Leben machte ihn erträglich glücklich; er führte es ruhig fort, bis er eines Tages in dem

Caffeehause die Nachricht fand, daß wichtige politische Wirren in der Stadt, die Henriette bewohnte, entdeckt, Verhaftungen vorgefallen seien, und ein Heinrich Burkart sich unter den Verhafteten befände. Kalter Schweiß stand ihm auf der Stirn. Er wollte es erst nicht glauben: er las die Nachricht zwei-, dreimal, er griff nach anderen Zeitungsblättern: überall dieselbe Notiz, mit mehr oder weniger Ausführlichkeit! Nun stürzte er fort zu Bekannten. Was ihm unglaublich schien, erhielt hier Bestätigung. Heinrich Burkart war wirklich festgenommen und sollte noch in dieser Nacht mit einem Transport Gefangener in der Residenz anlangen.

Alfred fühlte sich zerknirscht. Welcher Schlag konnte ihn empfindlicher als dieser treffen? Wo war Rettung? Erschöpft auf sein Bett sinkend, das Gesicht entstellt, die Augen starr, unbeweglich und stumm wie ein Marmorbild, hatte sich eine Wolke auf seinen Geist niedergelassen, indeß es fürchterlich an seinem Gemüthe nagte. Aber plötzlich fiel ein Lichtstrahl in dieses Dunkel; das Morgenroth der Hoffnung stieg empor. Er wollte Heinrich

retten! »Heinrich iſt unſchuldig,« rief es in ihm, »Heinrich bedarf eines Vertheidigers, ich will dieſer Vertheidiger ſein!« Im Nu war er an ſeinem Schreibtiſche. Weil der Gedanke an Henriette ihn tief ergriffen hatte, ſo war jetzt ſein erſtes Fühlen für ſie. Er ſchob Papier, Feder und Dinte zurecht und ſchrieb mit zitternden Fingern:

»Henriette, ich habe erſt in dieſer Stunde die Nachricht von dem Unglücke, das Dich in Heinrich betroffen hat, erfahren, und in dieſer Stunde auch den Entſchluß gefaßt, ſein Anwalt zu werden, und ihn Dir wiederzugeben. Nimm mein männliches, treues Wort darauf, daß meine beſten Kräfte Heinrich und ſeiner Sache dienen ſollen. Wenn ich in dieſem Augenblicke noch nicht Herr über die Traurigkeit werden kann, die mich niederwirft, ſo iſt es, weil ich beſtändig an Dich, an Deine Angſt und Sorge, an das kleine verlaſſene Haus, an Deine betrübte Lage denken muß. Faſſe Muth! Es iſt Alles zwiſchen uns wie ſonſt, feſter wie ſonſt, denn ich werde Dir Deinen Bruder, Deinen Heinrich retten. Alfred.«

Die kalte, bebende Hand verſagte ihm faſt den Dienſt bei dieſem Brief: er konnte nur dieſe wenigen Worte ſchreiben. Wie er ſich in dieſer ſtillen Nacht abarbeitete, wie der Gedanke an Henriette und Heinrich ermuthigend in ſeine Seele gleich einem Geſtirn leuchtete, das blieb ein Geheimniß zwiſchen ihm und Gott. Mit dem Früheſten war er wieder auf, durchlief die Straßen, forſchte und fragte, bis er Heinrich entdeckt hatte. Nach einigen unnützen Gängen, wo er von einem Gerichtsbeamten zum andern geſchickt, antichambrirt und endlich von der höchſten Behörde die Erlaubniß, Heinrich zu ſehen, erhalten hatte, ward er zu ihm geführt. Er fand ihn blaß, erſchöpft aber gefaßt. Die Nachtwachen, die Sorgen um Henriette, der plötzliche Schreck ſeiner Gefangennehmung, hatten ſeine Kraft nicht untergraben können. Er lächelte mit einer ihm eigenen Melancholie, als er Alfred eintreten ſah, reichte ihm die Hand und ſagte freundlich: „Sie hatten mich gewarnt. Es ſchmerzt mich, daß ich nicht auf Sie hören wollte; meine augenblickliche Stimmung war keine glückliche, mein Wir-

kungskreis nahm mich zu sehr in Anspruch. Ich wollte nun einmal den an mich gewordenen Forderungen entsprechen, wollte bei jener Thätigkeit Haltung und Sicherheit zeigen. Ich stützte mich zu sehr auf mein fleckenloses Gewissen. Sie sehen, wohin mich mein Hochmuth geführt hat!«

Alfred war so tief von dieser anscheinenden Ruhe erschüttert, daß er zuerst keine Worte zu finden wußte. Dann versuchte er Heinrich mit dem Gedanken, ihn zum Vertheidiger zu wählen, zu befreunden und stellte ihm vor, daß er dazu am geeignetsten sei.

»Man gebe mir unparteiische Richter,« sagte Heinrich. »Bin ich schuldig, so will ich meine Strafe leiden, bin ich unschuldig, so setze man mich in Freiheit, denn es muß den Richtern wie dem Staate, der Gerechtigkeit wie dem Fürsten wichtig sein, daß ein Unschuldiger kein Opfer falscher Anklagen wird. Darf ich Sie zu meinem Anwalt wählen, so sei es! Sie oder ein Anderer werden mit vollster Ueberzeugung sagen können, daß ich straflos bin! Eins nur quält mich, Henriette! Und

neben Henriette meine Papiere, die ich nachläſſig in meinem Schreibtiſche zurückgelaſſen habe. Wüßte ich, daß Erſtere ſich gefaßt hat und letztere unangetaſtet ſind, ſo wäre ich beruhigt.«

»Was Henriette betrifft,« entgegnete Alfred mit großer Wärme, »ſo habe ich ihr bereits geſchrieben und werde ihr in einigen Tagen wieder Nachricht geben. Ihre Papiere hingegen ſind, wie das im Gange der Gerechtigkeit liegt, wahrſcheinlich in den Händen des Staatsanwalts.«

Heinrich erſchrak ſichtbar. Todtenblaß ſchlug er ſich vor die Stirn. »Das iſt nicht möglich!« rief er heftig. »Oder ſprächen Sie wahr?«

»Ihre Papiere ſind ſicher mit Beſchlag belegt.«

»Könnt' ich nicht Eins oder das Andere davon wieder erhalten?« fragte Heinrich.

Alfred zuckte die Achſeln. »So lange Ihr Proceß dauert, ſo lange werden die Papiere wohl in den Händen des Gerichts bleiben.«

Es entſtand eine Pauſe, in der ſich Heinrich nicht mit Andacht, ſondern im Zorn an die Vorſehung zu wenden ſchien. Dann ſtöhnte er mit

angſtvoller Stimme: »Meine Papiere, Herr von Theden. Ich muß meine Papiere wiederhaben!«

»Waren es denn koſtbare Documente?« fragte Alfred ſchüchtern.

Heinrich ſchüttelte traurig mit dem Kopfe. »Briefe, nichts als Briefe,« entgegnete er mit matter Stimme, indem er auf einen Stuhl ſank. Nach einer Secunde wollte er ſich aufraffen, aber ſeine Füße verſagten ihm den Dienſt, und ſeine Bruſt brach plötzlich in ein ſo heftiges Schluchzen zuſammen, daß Thränenbäche aus ſeinen Augen ſtürzten und er mit dem Geſichte in der Hand ein troſtloſes »O Gott!« ausrief. Vergebens ſuchte Alfred ihn aus dieſem Zuſtande der Verzweiflung zu ziehen. Seine Fragen, Zureden und Bitten blieben unbeantwortet. Die Zeit drängte. Die ihm vergönnte Beſuchsſtunde, ohnehin in Gegenwart eines Beamten, der jedoch im Vorzimmer blieb, weil er Alfred als Advocaten kannte, war vorüber. Er mußte ſcheiden. In welcher Stimmung, läßt ſich denken. Heinrich's Betragen hatte ihn urplötzlich mit einer namenloſen Angſt erfüllt; er wußte

nicht mehr, ob er ſich freuen oder betrüben ſollte, ſein Anwalt geworden zu ſein. Wie, wenn Heinrich doch ſchuldig, das, was er ihm als reines Gewiſſen ausgelegt, Hochmuth, nichts als Hochmuth war? Ihn ſchauderte.

Eine Zeitlang blieb ihm die Inſtruction des Proceſſes fremd. Sie wurde bei verſchloſſenen Thüren, mit größter Heimlichkeit und ſo betrieben, daß Alfred ſich nicht einmal im Allgemeinen vom Gange der Sache unterrichten konnte. Kaum konnte er daher den Augenblick erwarten, wo der Staatsanwalt ſeine Anklage feſtgeſtellt haben würde. Es brannte und kochte in ihm, endlich klar zu ſehen: aber ſo ſehr er innerlich die Folter des Wartens empfand, ſo kamen und gingen die Tage und Wochen, ohne daß er zu irgend einem Reſultate gelangte. Was er in dieſer Zeit litt, iſt unbeſchreibbar. Er ging die ganze Stufenleiter der bitterſten Gefühle durch; von dem feſten Glauben an Heinrich's Unſchuld glitt er zum tiefſten Unglauben, von dem heißeſten Durſte, ihn zu retten, zur ſchauererregendſten Angſt, ihn ſchuldig zu ſin-

den. Mit der opferbereiten Hingebung, die der Jugend eigen ist, hatte sich Alfred in seine Beschäftigungen und den Gedanken, Heinrich nützlich zu werden, geworfen. Aber auf diesen hellen Morgen war ein langer, einsamer Abend, auf den Enthusiasmus der Zweifel gefolgt. Dazwischen tauchten sonderbare Gerüchte auf. Man flüsterte sich zu, daß angesehene Personen in den Communistenproceß verwickelt, ja sogar Frauen compromittirt wären. Die Welt, die Nichts weiß, und doch Alles wissen will, nannte geradezu die Sternseherin Constanze, freute sich, gerade diese nennen zu können, vergrößerte und übertrieb, so daß, als dies Gerücht zu Alfred drang, er an der verunstalteten Lawine das Sandkorn, das sie hervorgerufen, nicht mehr erkennen konnte. Dennoch erschrak er tödtlich. Er hätte hin zu Heinrich fliegen, ihn um Aufklärung bitten mögen, und durfte ihn, bevor die Acten zu ihm gelangt waren, doch nicht wiedersehen, denn die Umstände schienen erschwerender geworden. Das war eine harte Aufgabe für ihn. Wie bereute er, nicht früher zu Constanze gegan-

gen zu ſein, wie gern hätte er ſich jetzt zu ihr gefunden, und doch mußte er ſich ſagen, daß die Laufbahn, die er gewählt, die Laufbahn des Stoikers iſt, daß ſie hart und kalt, hart im Triumph, kalt im Siege macht. Alle Tage wird in ihr die Ueberzeugung getödtet, alle Tage heißt ſie die ungeheure Stufenleiter des Glücks hinauf- und hinabfliegen. Muß der Advocat nicht immer ruhig, nicht immer Herr ſeiner ſelbſt, ſtets vom Ehrgeiz unterſtützt, ſtets gereizt durch den Durſt des Sieges, der ihn verzehrt, ſich wie ein Abenteurer fühlen, der ſich am Morgen fragt, ob er Abends Fürſt oder Bettler, angebetet oder verachtet iſt?

Burkart's Wunſch, von dem Advocaten Alfred von Theden vertheidigt zu werden, war angenommen worden. Nach einiger Zeit erhielt dieſer vom Kanzleiboten einen ungeheuern Pack Acten mit der Ueberſchrift: »In Sachen des Heinrich Burkart.« Alfred's Kniee wankten unter ihm; eine Wolke flatterte um ſeine Augen, als er das las. Mehreremal war er im Begriff, die Acten, ohne ſich davon in Kenntniß zu ſetzen, zurückzuſchicken

und sein Wagniß geschickteren, wenigstens unbetheiligteren Händen zu überlassen. Nur der Gedanke an Henriette fesselte und bestimmte ihn. Die entscheidende Krisis in seinem Leben war eingetreten. Gab es einen Hoffnungsschimmer, so mußte er ihn festhalten, mußte er entweder einen ungeheuern Schritt näher an Henriette heran thun oder einen Abgrund zwischen ihr und sich graben. Mit einigem Talent konnte er sie erringen. Ohne dasselbe waren alle Chancen, sie zu verlieren, da. Welcher Augenblick der Furcht, des innersten Sträubens, der sich jetzt nahte!

Mit zitternden Händen die weitläufig geschriebenen, mit vielen Belegen versehenen Papiere durchfliegend, fand er unter ihnen Heinrich's Tagebuch, das aber zu stark war, um sich gleich in ihm zurecht zu finden. Er mußte zur Anklage des Anwalts zurückkehren, der in dürren Worten über den Hergang der Sache, über Heinrich's Persönlichkeit, über das selbst unwichtig Erscheinende mit jener Gewissenhaftigkeit berichtete, die Alfred's Blut gerinnen machte. Der Staatsanwalt und

der Instructionsrichter hatten bis jetzt diese Papiere ganz allein gesehen. Beide waren kalte Geschäftsmänner. Wären sie das nicht gewesen, so hätten sie einen Theil der Acten aus dem Processe entfernen können. So aber hieß es in der allgemeinen Charakteristik Heinrich's, die der Anklage vorausgeschickt war, unter Anderen:

»Wie hochfahrend des Inquisiten Sinn von
»jeher war, beweist das im siebzehnten Fascikel
»sich befindende Tagebuch über ein Verhältniß
»zu einer hochgestellten Dame.«

Alfred, der der Dritte war, in dessen Hände diese Papiere gelangten, mußte sich einen Augenblick mit geschlossenen Augen im Lehnstuhle zurückbiegen, so verwirrt fühlte er sich. Dann griff er nach den Acten, schlug den siebzehnten Fascikel auf und las:

6.

Heinrich's Tagebuch.

Den 20ſten Mai 184..

»Ich habe früher über die Sitte, ein Tagebuch zu führen, gelacht. Es mag daher kommen, daß ich kein Geheimniß in mir trug. Seit einiger Zeit iſt das anders. Ich habe plötzlich etwas Schöneres, als die Schönheit, etwas Eindringlicheres, als Henriettens Stimme gefunden. Ich war zur Organiſirung einer Sternwarte berufen. Als ich in das mir bezeichnete Haus trat, öffnete mir der Diener eine Reihe eleganter Gemächer, an deren Ende ich in einem gothiſchen Zimmer zu warten angewieſen wurde. Dieſes kleine runde Zimmer hatte nur ein großes Fenſter, das die Ausſicht auf den Garten und die umliegende Gegend bot. Ein weicher Teppich, faltige Vorhänge, Marmorſtatuetten, ein verhängtes Bild auf der Staffelei, ein Schreibtiſch vor das Fenſter gerollt und mit Dingen verſehen, die mir in ihrem Luxus unbekannt waren, chineſiſche, mit ſtarkduftenden Blumen ge-

füllte Vaſen, tauſend Gegenſtände, die zwar keinen Zweck, aber einen excentriſchen Ausdruck hatten, drängten ſich mir plötzlich ſo überraſchend auf, daß ich kaum einen Vorhang hinter mir rauſchen und die Dame, die mich zu ſprechen wünſchte, eintreten ſah. Vor dieſer Geſtalt ſtand ich zuerſt unbeweglich, mit gepreßter Bruſt da. Es war mir, als müßte ſich in dieſem Augenblick ein myſtiſches Band um uns ſchlingen. Ich zitterte, ſah mich und ſie zugleich an. Mich, den Mechanikus Heinrich Burkart, ſie ..... eine Gräfin! Ihr Blick, der einen Augenblick auf mir ruhte, war faſt kühn, ſo ruhig und gleichgültig fand ich ihn. Wie erſchrak ich, als ſie den Mund öffnete; ich erinnerte mich kaum, daß ich in glücklicheren Zeiten mit Vornehmen verkehrt und mit meines Gleichen immer unbefangen geweſen war. »Ich hoffe, daß ich Sie nicht ſtöre, wenn ich Sie bitte, eine Arbeit bei mir zu übernehmen,« ſagte ſie, indem ſie ſich ſetzte.

Ich armer Arbeiter ſtand vor ihr, unſchlüſſig ob ich mich niederlaſſen dürfte, verletzt, daß ſie es

mir nicht anbot, verwirrt in dem Gedanken, daß wenn ich mich setzte, es eine Impertinenz scheinen könnte.

»Ich wollte Sie fragen,« fuhr sie fort, als ich stumm blieb, »in wie viel Zeit Sie mir eine Sternwarte mit den dazu nöthigen Instrumenten einrichten könnten?«

»Es ist nicht ganz mein Fach,« entgegnete ich gepreßt, »ich habe schon die Ehre gehabt, dies dem Herrn zu sagen, der mich bestellte. Allein auf der Gewerbeausstellung habe ich Gelegenheit gefunden, einige Fernröhre zu sehen, die gut copirt, Ihrem Zwecke dienen können.«

»Sie können die Arbeit übernehmen,« sagte die Gräfin bestimmt. »Ich bitte nur mir zu sagen, wie viel Zeit Sie dazu nöthig haben?«

»Die Arbeit erfordert Muße,« antwortete ich. »Keiner meiner Gehülfen wird sie übernehmen können. Ich werde die Instrumente selbst anfertigen müssen.«

»Desto besser,« rief sie. »Ich will Ihnen den Platz zeigen, wo die Sternwarte stehen soll.«

Sie schwebte mir mit flüchtigen, unhörbaren Schritten voran, indeß ich über den Lärm, den meine Stiefel auf den glatten Fußböden machten, erschrak. Nicht eine menschliche Seele im Garten: es war mir als wenn Niemand auf der Welt als sie und ich wäre. Wollte mich diese Einsamkeit willkommen heißen? Kein Lüftchen rührte sich, kein Vogel sang. Mir wurde angst; ich erschrak vor dem Grashalm, den ich treten mußte, vor der Sonne, die hellstrahlend am Himmel stand, ich sah den Frühlingsschmetterlingen nach, die mit dem Mückentanz in Gemeinschaft ein Unterkommen in Blumen suchten, die sich noch nicht erschlossen hatten. Ach, ich träumte einen bittern Traum, wenn ich mir sagte: Wir beide zwei Menschen: Kinder desselben Gottes und doch wie unendlich, wie unendlich geschieden!

»Hier soll die Sternwarte stehen,« sagte die Gräfin, und zeigte mir einen freien Platz am äußersten Ende des Gartens. »In zwei Monaten müssen Gebäude und Instrumente fertig sein.«

Welche Entschiedenheit in diesen Worten! Wie

dieſe Vornehmen gebieten! Sie kam mir in dieſem Augenblick wie Napoleon vor, der das Wort impossible in ſeinem Wörterbuch ausgeſtrichen hatte. Was ich vor keinem Menſchen je in der Welt gegen meine Ueberzeugung geſagt haben würde, ſagte ich. Ich ſagte: »ich gehorche.« Sie nickte vornehm mit dem Kopfe, drehte ſich um und ging.

Der Garten war ſchön. Das Gras hatte die Farbe des Smaragds. Und doch, was ging mich der Garten und der Raſen an? Für mich war nie Etwas hier, Nichts zwiſchen den Menſchen, nie Etwas im Leben, Nichts in der Welt zu ſuchen. Ich war nur der verarmte Kaufmannsſohn, der Mechanikus Heinrich Burkart. Ich wußte nichts Anderes als ein erbärmliches: »Wie Sie wünſchen!« zu ſagen.

— — — — — — — — — —.

Den 22ſten.

Ich habe mich an die Arbeit gemacht. Sie geht raſch von Statten. Schon habe ich der Gräfin die Pläne gebracht und ſie von ihr genehmigen

laſſen. Sie ſaß an ihrem Schreibtiſch, als ich zu ihr eintrat. Freundlich ſich zu mir wendend, ſchob ſie diesmal ihre Schreibereien zur Seite, ließ ſich das Vorgelegte erklären und nickte ganz beifällig. Die Sonne war ſchon im Untergehen begriffen und ſank vor dem Fenſter hinter die von bläulichem Nebel umfloſſenen Berge. Die weichen Lichter des Abends drangen in's Zimmer und umſtrahlten die Gräfin mit magiſchem Schimmer. Ihre Augen, die bald meine Pläne, bald den Himmel, auf dem einige matte Sterne zu flimmern anfingen, betrachteten, ſchienen von innerm Feuer zu glänzen. Als ich in die Ferne ſtarrte, war es mir als machte ſie eine Bewegung nach dem Himmelszelte, gleichſam als wollte ſie ſagen: »Nicht hinaus, hinauf ſchaue!« Warum mußte ich die Gräfin anſehen, die mit leicht zuſammengezogenen Augenbrauen plötzlich ein ſtolzes, ja ich muß ſagen ein kaltes Anſehen angenommen hatte? Warum ſchwamm ſtatt Rührung nur verächtliche Ruhe in dieſen Zügen? Ich hätte ſie fragen mögen: »Beten auch Sie hinter dieſen Sternen Gott an? Oder kommen Sie

aus den der Chriſtenheit entfernten Gegenden, wo Brama geopfert, mehr den Dämonen, als den guten Geiſtern gehuldigt wird?« Was ſie umgab, war lieblich: nur ſie ſelbſt war ſtreng. Dieſes kleine Zimmer von zarten Düften, von herzgewinnender Harmonie voll, contraſtirte mit der Beſitzerin, die blendend weiß wie die ſie umgebenden Marmorſtatuen faſt nichts Menſchliches hatte. Ihre hohe Stirn, von der die ſchwarzen Haare von beiden Seiten fortgeſtrichen waren, war leuchtend an Stolz und Begabung, aber ihr kalter Blick maß mit einer ſo erſchreckenden Sicherheit den Gott, der über uns iſt, daß ich an Milton's rebelliſchen Engel denken mußte. Und doch hätte ich vor ſie hintreten und ſagen mögen: »So groß der Unterſchied zwiſchen uns ſcheint, ſo iſt er doch klein. Sind wir nicht beide zum Leiden geboren, beide trotz unſerer Stärke ſchwach, beide unvollkommen, verletzt durch das, was wir umſonſt ſuchen, immer athemlos, immer unbefriedigt, deswegen gerade Gefährten!« Und wie ihr Blick mir zu entgegnen ſchien: »Thor, was ſind wir im Auge Gottes?

Kaum etwas mehr, als der Grashalm auf der Wiese?« war es, als müßte ich niederstürzen und ausrufen: »Zerstören Sie mir meinen Glauben nicht! Lassen Sie mich denken, daß ich aus demselben Thon wie Sie geformt bin. Sagen Sie mir, ob Ihr Gemüth von Feuer oder von Eis ist?« Ich fürchte mich vor der Zukunft: ich weiß nicht, ob dies Begegnen mich entzücken oder zerstören, aus mir etwas Großes oder etwas Verworrenes machen wird?

Den 30sten.

Ich traf heute den Maler Theden bei der Gräfin. Ich weiß nicht, warum mir das so peinlich war. Wie er auf mich zukam und sich freundlich verbeugte, lief es mir kalt über den Rücken. Sein Rock berührte mich: ich fühlte wie einen elektrischen Schlag. »Es ist,« sagte mir die Gräfin, in Bezug auf ihn, »ein poetisches Gemüth.« Diese Worte erbitterten mich. Ich weiß, daß ich kein Recht auf Eifersucht habe und doch bin ich eifersüchtig. Oder sage ich mir, daß die Gräfin Erheiterung, nicht

die Berührung mit einem verſtimmten Daſein bedarf? Was bin ich ihr, was kann ich ihr ſein? Ich habe heute Augenblicke inmitten meiner feſſelnden Arbeit gehabt, wo mein Auge von Theben zu der Gräfin glitt und ich in beiden eine ſchmerzliche Aehnlichkeit der Gefühlsweiſe, ja ſelbſt der Geſichtszüge erkannte.

Den 4ten Juni.

Die Gräfin fragte mich nach meinen aſtronomiſchen Kenntniſſen: ſie that es nachläſſig im Lehnſtuhl zurückgebogen, ohne mich anzuſehen, wie man nach dem Wetter fragt. Ich Thor zitterte. Ein Gedanke fuhr mir durch die Seele: »Wie, wenn ich ihr bei meiner Unkenntniß doch Unterricht geben, mit meinem Wenigen ihr nützlich werden könnte?« Ich machte mich gelehrter als ich bin; ich ſprach in einem Athem von den Sterngruppen, den Fixſternen, den Sternen erſter und zweiter Größe, von den Planeten, den Entfernungen der Fixſterne von uns, die ſich auf 5,000,000,000,000 Meilen belaufen, von mehr, als ich verantworten kann.

Sie lächelte und sagte: »Sie werden so gefällig sein müssen, mir einige astronomische Stunden zu geben, wenn die Sternwarte fertig ist. Ich wünsche tiefer in diese Wissenschaft einzudringen und werde mich freuen, wenn Sie mir helfen wollen. Einen Lehrer fänd' ich hier ohnehin nicht. Der alte Professor vom Gymnasium ist mir zu pedantisch.«

Von ihr fort bin ich gleich in eine Bibliothek gerannt, um mir von Kepler und Newton bis auf die neuesten Zeiten astronomische Bücher zu holen. Heute Nacht schon fange ich mit dem vorbereitenden Studium an.

Den 6ten.

Ich ging in den Nachmittagsstunden einen Augenblick in's Dorneck'sche Haus, weil ich die Gräfin um Etwas zu fragen hatte. Sie war beschäftigt und ließ mich durch einen Bedienten kalt abfertigen. »Ich möchte ein andermal wiederkommen!« Dabei sah mich der galonirte Lakai mit einer so gründlichen Nichtachtung an, daß ich ihm hätte an

den Hals ſpringen und ihn erdroſſeln mögen. Mir war innerlich wehe. Ich mußte hinaus in's Freie, mich austoben, ja mich ausweinen. Der See hinter dem Tannenwalde war ſtill. Der Wind hatte die ſtummen Wellen zu wecken gewagt. Die Roſenbüſche am Ufer ſchienen vom Rieſeln des Waſſers wie eingewiegt zu ſein. Nach und nach bedeckten Nebel die gezackten Berge des Hintergrundes, ließen ſich langſam auf den See hernieder und drängten den Horizont ſo weit zurück, daß er verſchwand. Nun war der See ein Meer geworden. Ich blieb eine Stunde in mich verſunken am Ufer ſitzen, und meine Gedanken waren unendlich, wie der Himmel über und das Waſſer unter mir. Kleine Vögel, irre geleitet durch den Nebel, ſtreiften mein Haar mit ihren Flügeln. Es waren Weſen, die mir weder Verachtung, noch Kälte zeigten. Wenigſtens begriffen ſie mein Elend nicht, warfen mir Nichts vor; ſie flogen davon, weil ich Menſch, nicht weil ich arm und mehr, mehr als arm, weil ich bürgerlich bin. —

Den 7ten.

Die Gräfin hat wohl gefühlt, daß ſie mir durch die kurze Abfertigung von geſtern wehe gethan. Sie hat mir geſchrieben. Als das duftende, zierlich zuſammengefaltete Billet in meinen Händen lag, war es mir, als ſtröme Wärme aus ihm. Ich hätte es an meine Lippen drücken mögen. Henriettens Nähe beengte mich. Zum erſten Male wünſchte ich die Schweſter weit von mir. Ich zog mich ſogleich an und ging zur Gräfin, die ich im Gartenpavillon fand. »Wollen wir ſtudiren?« ſagte ſie freundlich. Ich ſetzte mich ihr gegenüber und fing von den Sternen an zu reden. Sie hörte mir aufmerkſam zu. Dann fragte ſie, wie ich mir dieſe Kenntniſſe erworben, und ich erzählte ihr mein vergangenes, mühſeliges Leben. Sie ſchien ergriffen, als ſie erfuhr, wie dieſe, meine Hände, mir Alles, was ich beſitze, erworben haben. Um ihr dieſen Eindruck zu nehmen, ſagte ich: »Der Ueberfluß an Energie, der früher in mir war, mußte eine Zeit lang im Kampfe erprobt werden. Ich bin geſund aus ihm hervorgegangen, natürlich jedoch, daß der

Sieg, neben einem gerechten Selbſtgefühle, auch eine gewiſſe Ermüdung herbeigeführt hat. Wenn ich aber um mich blicke und die Arbeiter ſehe, die ihr Daſein wie ein verfluchtes mit ſtummer Wuth betrachten, ſo fühle ich an der ſtillen Ergebung in mir, daß es doch irgendwo einen Zuſammenhang zwiſchen Gott und dem muthigen Geſchöpfe geben muß. Ja, ich geſtehe, daß ich erſt in den Mühen der Arbeit Gott gefunden und ihn mit Freudenſtrömen begrüßt habe.«

Die Gräfin hatte wohl zerſtreut nur zugehört und ein Buch ergriffen, blätterte in ihm und ſagte dann tonlos: »Es überraſcht und erhebt mich immer, wenn ich ſehe, daß ein Mann von Bildung und Nachdenken kräftig an Gott glaubt.«

Ich erſchrak. Ich ſuchte das religiöſe Gefühl in ihr wie einen verſchütteten Schatz auszugraben; ich ſtellte ihr die ganze Süßigkeit des Glaubens, dieſe poetiſchen Tröſtungen der chriſtlichen Lehre vor und rief endlich: »Sie glauben doch auch an Gott?«

»Nicht immer,« ſagte ſie traurig, bedeckte das

Geſicht mit der Hand, ſtand auf und verſchwand.

Den 9ten.

Ich wünſche mir tiefe Einſamkeit; aber die Einſamkeit flieht mich. Nur in der Arbeit iſt jetzt mein Heil. Die Stimmen meiner Gehülfen dringen zu meinem Ohre, nicht zu meinem Gemüthe. Moraliſch bin ich ihnen fremd, fremder denn je. Ich ſuche mir ein Daſein außer dem Kreiſe materieller Bedürfniſſe zu ſchaffen. Dort iſt die wahre Freiheit, dort iſt auch die einzig denkbare Befriedigung. In dieſem concentrirten Stillleben, das ich führe, öffnet ſich mir der Sinn mehr denn je den Schönheiten der Natur. Ein durch Wolken brechender Lichtſtrahl, das Murmeln des Brunnens, eine neue mir unbekannte Blume in Heidrichs Garten, der Anblick des Sternenhimmels, an den ſich ihr Bild knüpft, Alles das entzückt und beruhigt mich.

Den 15ten.

Raſtlos gearbeitet! Die Sternwarte iſt unter

Dach. Die Inſtrumente ſind bis zum Zuſammenſetzen fertig. Die Hälfte der Nacht iſt den aſtronomiſchen Studien gewidmet. Die Gräfin ahnt nicht, wie ich mich anſtrenge, um ihr Unterricht geben zu können. Sie behandelt mich wie Jemand, der ſein Lebenlang mit den Sternen umgegangen iſt. Ich gehe ſeit einigen Tagen täglich hin, weil der Architekt ſich mit mir wegen des Fundaments der Inſtrumente berathen muß. Meiſtens iſt die Gräfin gegenwärtig. Heute traf ich ſie im Pavillon. Sie zeichnete eine Himmelskarte. Nicht weit von ihr ſtand ein Spiegel, in den ſie ihren Blick verſenkte. Mir pochte das Herz hörbar, als ich entdeckte, daß ſie mich vermittelſt dieſes Spiegels beobachten, mich anſehen konnte, ohne von mir bemerkt zu werden. Es lag Etwas in dieſer Entdeckung, das mir unausſprechlich wohl that, etwas Zartes, Sorgendes, für das ich ſie hätte ſegnen mögen!

Den 16ten.

Heute, mitten in die aſtronomiſche Unterhal-

tung hinein, drang ein Damenbesuch in den hellerleuchteten, himmlisch duftenden Pavillon. Ich war, um mich zu entfernen, aufgestanden, zögerte und glaubte, sie würde mir ein freundliches Wort mit auf den Weg geben. Aber vergebens! Sie war eben so kalt und nichtachtend, als sie ein paar Secunden zuvor herablassend gewesen war. So sind sie Alle, Alle . . . und ich opfere ihr so Viel — so Viel — vielleicht . . . Alles!

Den 24sten.

»Sie waren lange nicht hier?« sagte mir die Gräfin, als ich heute in der Sternwarte arbeitete. »Geschäfte,« antwortete ich, »fesseln mich an's Haus.« Einen Augenblick darauf ergriff mich der Schwindel; ich mußte mich an eine kleine Balustrade halten, um nicht zu fallen. Die Gräfin schien sehr erschreckt. Sie holte selbst ein Glas Wasser. Ich dankte, ohne sie anblicken zu können, so gerührt und erbittert war ich im selben Augenblicke. Sie war ungewöhnlich geschmückt; bald darauf meldete ihr der Diener den Wagen. »Ich fahre

auf einen Ball,« sagte sie. »Schonen Sie sich. Strengen Sie sich nicht zu sehr an.« Ich lachte laut auf, als die Thür hinter ihr zufiel. Dann sank ich auf die kalten Marmorfließen und weinte. Wie es mir das Herz zerriß, sie in eine Welt ziehen zu sehen, die mir verschlossen war; wie ich mein Leben darum gegeben haben würde, sie nur einmal auf einem Feste zu sehen, und mich doch schämte, daß ich, der Demokrat, der Gründer eines Handwerkervereins, solche aristokratische Gedanken, solche Wünsche haben konnte! Fluch über diese entnervende Liebe!

Den 26sten.

Wieder eine Weihestunde! Ich sagte ihr: »Ich halte Sie — vergeben Sie mir! — für kalt. Ich glaube, daß Sie längst im Hafen der Ruhe angelangt sind. Nichts scheint Ihnen nothwendig. Niemand kann Ihr Glück machen oder es zerstören. Ich bewundere Sie, aber ich verstehe Sie nicht.« Die Gräfin lächelte seltsam schmerzlich. »Gehört das mit zu den Sternen?« fragte sie sanft und

vorwurfsvoll. Ich war etwas näher an ſie herangerückt, ja ich glaube, ich wäre wahnwitzig genug geweſen, ihre Hand zu berühren, wenn ſie nicht plötzlich aufgeſtanden und dem Diener geſchellt hätte. »Ich vergeſſe,« ſagte ſie, »daß ich einen Beſuch verſprochen habe. Den Wagen!« Sie entließ mich ohne Groll, ohne mir geantwortet, ohne mir widerſprochen zu haben.

Den 27ſten.

Herrlicher Sonnenſchein! Nur Conſtanze iſt trübe. Was ihr wohl dieſen unbeſchreibbaren Schleier ſanfter Trauer überwirft, in dem ſie weiblich und ſanft erſcheint. Sie ſagte heute in der aſtronomiſchen Stunde: »Ich glaube, Sie haben das menſchliche Gemüth neben den Sternen erforſcht, wiſſen, wo es leidet, und was ihm fehlt. Ihr Umgang iſt mir wohlthuend. Es ſchmerzt mich, daß ich Ihre Schweſter nicht kenne. Ich höre viel Schönes von ihr.«

Faſt hätte ich eine Ungeſchicktheit begangen, denn ich war auf dem Punkte vorzuſchlagen, Hen-

riette zu ihr zu bringen; da nahm ſie das freundliche Wort dadurch zurück, daß ſie ſagte: »Da ich ſie nicht ſehen kann« —————— »Warum nicht,« rief es in mir, und eine andere Stimme antwortete: »Darum, weil ſie vornehm und Henriette bürgerlich und arm iſt!« Was ich empfand, kann ich nicht ausdrücken. Ich hätte dieſe Scheinwelt mit ihrem lächerlichen Vorurtheile zermalmen mögen.

Den 29ſten.

Iſt es denn wahr ..... Ich bin zu ſelig, zu bewegt; ich kann nicht ſchreiben.

Den 30ſten.

Welche Ausſicht! Welche Hoffnung! ... O Gott! .... Schweigen! Schweigen!

Den 10ten Juli.

Fürchterliches Erwachen! Ich ging zu Conſtanze, wie gewöhnlich, unter dem ſchützenden Deckmantel ..... der Sternkunde! Ich trete in den Garten. Es fällt mir nicht auf, daß die Diener

in großer Livrée, die Wege frisch geharkt sind. Aus einer Seitenallée biegend, gewahre ich eine zahlreiche Gesellschaft, sehe die Gräfin mit Herrn von Theden im eifrigsten koketten Gespräche. Erschüttert mich an so unrechtem Orte, unter den eleganten Gästen, in meiner schlichten Kleidung erblickend, weiche ich zurück und stoße auf einen jungen Herrn, in dem ich den Preisvertheiler aus der Residenz erkenne. Er fertigt mich mit schnöder Kälte ab. Ich suche verstört den Ausgang, da kommt mir der Diener der Gräfin entgegen, und wie ich ihn frage: »Wer ist der hochblonde Herr?« antwortet er: »Graf Schomburg, der Verlobte der Gräfin.«

Ihr Verlobter! — — — — — — — — — —

Was wollte sie von mir? Wollte sie mir Gegenwart und Zukunft nehmen? Warum dieses Spiel, dieses Einwiegen in wahnsinnige Hoffnungen, die schon damals unmöglich waren?

Den 20sten Juli.

In der Verzweiflung meiner Nächte, in der Stille meiner Arbeiten ist es mir, als hörte ich

ihre klagende Stimme. Huſcht es im Garten mit leiſen Schritten, ſo iſt es, als ſei das ihr Fuß, der die trocknen Blätter zur Seite ſchiebt, oder das Rauſchen ihres ſeidenen Kleides, mit dem ſie mir naht. Ueberall ſchleppe ich ihr Andenken mit mir, überall auf den Bergen und in den Wolken lebt ſie. Conſtanze iſt für mich Vorſtellung und Wirklichkeit, Körper und Geiſt, Verſprechen und Himmelsgabe, Schönheit und Verſuchung, Zukunft und Prüfung.

Den 8ten Auguſt.

Zwiſchen dieſen Alternativen von Wunſch und Furcht, von Demüthigung und Stolz, lebe ich ſo hin. Zuweilen ſtoße ich einen Schrei des Zornes aus. Dann flattern die eingeſchlummerten Vögel erſchreckt von den Bäumen oder antworten mir mit ängſtlichem Gezwitſcher. Ein ander Mal gleiche ich den durch Gewohnheit und Unterwürfigkeit abgeſtumpften Geiſtlichen, die Pſalmen ſingen, um ſich in Schlaf zu lullen, oder Blumen mit Waſſer und Sonnenſchein pflegen. Augenblicklich löſcht die Erinnerung an dieſes Leiden in mir aus . . . . . .

Den 22ſten November.

Schmerzliche Pauſe, noch ſchmerzlicheres Reden! Die Gräfin ſchickte, um mich bitten zu laſſen, die Verpackung der Inſtrumente für die Reiſe zu beſorgen. Nach einiger Ungewißheit ging ich, weil ich ſeit zwei Monaten nicht dort geweſen und ihren dringendſten Einladungen ausgewichen war. Ich wollte ſie doch nicht ſo ſcheiden, ſie ſo ohne Abſchied reiſen laſſen. Als ich die wohlbekannte Treppe hinaufſtieg, ſtockte mir der Athem. Ein Strahl ewiger Jugend brach ſich Bahn in meiner Bruſt; mein ganzes Weſen war von unnennbarer Sehnſucht geſchwellt. Ich hätte die Reihe Gemächer bis zu ihr durchfliegen mögen, und war doch ſo betroffen, daß ich ſtille ſtehen und mich erholen mußte. Am Eingange des gothiſchen Zimmers trat mir Conſtanze mit gleichgültiger Freundlichkeit entgegen. Ihr krankhaftes Ausſehen, das blaue Geäder unter ihren glänzenden Augen, ihre faſt gedrückte Stellung rührten mich. Sie ſchien abſichtlich nur von Geſchäften reden zu wollen, denn ſie ging gleich auf die Verpackung der Inſtrumente ein, ohne nur im

Geringſten bemerken zu wollen, daß ich zwei Monate aus ihrer Nähe fortgeblieben war. Unter ſolchen Umſtänden war meines Bleibens nicht. Als ich mich vor ihr zum letzten Male verbeugte, wallte es auf in mir, daß ich ſie fragen mußte: »Kehren Sie als Gräfin Dorneck wieder?« Sie antwortete leicht hin: »Das glaube ich nicht.« Ich fuhr empor, ich rief: »Conſtanze?« Sie ſah mich an, ſchellte dem Diener und verabſchiedete mich — in ſeiner Gegenwart — — — —

Hier endete Burkart's Tagebuch.

7.

Es war Abend geworden, als Alfred mit dem Leſen der Actenſtücke und des Tagebuchs fertig war. Der Gedanke, daß das, was er geleſen, die Reversſeite ſeiner eigenen Medaille war, erſchütterte ihn tief. Tief ergriff ihn Heinrich's Leiden, aber mehr noch ſorgte und beunruhigte ihn die Erinnerung an Conſtanze, der Gedanke, daß ſie vor der Welt compromittirt daſtehen könne. »Glückliche

Menschen,« rief er, »die außer dem Kreise gesellschaftlicher Rücksichten im Schatten luftiger Wälder ruhen, keine Mühen, als die um ihr kleines Eigenthum, kein anderes Studium, als das des Sonnenauf- und Untergangs haben!« Und an diese Ideenreihe knüpften sich andere, die ihm die Schwierigkeit seiner Verbindung mit Henriette erst recht lebhaft im bedenklichen Lichte zeigten.

Kaum daß der Morgen tagte, klopfte auch schon Baron Winterfeld an Alfred's Thür. »Das ist ja,« sagte er geschäftig, »eine ganz absonderliche Geschichte, die der Gräfin Constanze mit dem Mechanikus Burkart! Alle Salons sind voll von dem Abenteuer. Ueberall, wo ich hinkomme, steckt man die Köpfe zusammen. Die komische Seite dieser Geschichte ist die, daß Sie, lieber Theden, Sie, der der ehemalige Anbeter Constanzens waren, ihr diesen Menschen empfohlen haben.«

Wie ein Scorpionstich fuhr es Alfred durch das Gemüth, daß das wahr, nur zu wahr, daß er Schuld an Constanzens gesellschaftlichem Ruin sei. Er unterdrückte diese Regung und entgegnete schroff,

daß es thöricht wäre, nur den geringsten Werth auf Klatschereien solcher Art zu legen. Dann stützte er schwermüthig den Kopf in die Hand, und äußerte nicht ohne Heftigkeit, daß wenn je Gerüchte solcher Natur zu Constanze dringen sollten, er sich berufen fühlen würde, Heinrich's Vertheidigung, und zwar durch sein Tagebuch auch bei ihr zu übernehmen, indem hier wohl von Verehrung seiner Seite, aber sicher von keinem ihre Ehre compromittirenden Verhältnisse die Rede sein könne. Als er sich in diesem Sinne Winterfeld gegenüber geäußert hatte, lachte dieser laut auf, entgegnete: »Das Papier wäre geduldig, und Plato in unserer Zeit eine Fiction,« und entlief, indem er schon halb zur Thüre heraus unter vielen Scherzen rief: »Du armer Schomburg, Du!«

Alfred's ganze Aufmerksamkeit richtete sich aber in diesem Augenblicke so sehr nur auf Heinrich's Vertheidigung, daß er gegen alles Uebrige stumpf blieb und sich wenig um Schomburg bekümmerte. In den kurzen Minuten, daß er mit dem Inquisiten in Berührung kam, vermied er die Erläuterung

des unglücklichen Tagebuchs. Er wollte Heinrich nicht noch tiefer durch den Gedanken, Conſtanzen furchtbar geſchadet zu haben, beugen. Im Gegentheile ſuchte er durch halbe, an ihn gerichtete Fragen beruhigend auf ihn einzuwirken.

Unter vielem Hin- und Herſchreiben, Geben und Kommen, war der Tag der öffentlichen Vertheidigung genaht. Heinrich und Alfred erſchienen, mit tiefer Ruhe auf dem Geſichte. Im Hereintreten machte Heinrich über die herbeigeſtrömte Menge eine Bewegung des Erſtaunens, wandte ſich rückwärts zu Alfred und ſagte: „Es iſt traurig, ſich geſtehen zu müſſen, daß man unter den Vielen vielleicht auch nicht *eine* Stütze, nicht *eine* Sympathie hat. Bemerken Sie nicht auf allen Geſichtern Neugierde, nichts als Neugierde?“ Alfred widerſprach. Man ſetzte ſich. Schomburg, als Präſident, hatte ſeinen Platz neben dem Staatsanwalt eingenommen und behauptete während der ganzen Sitzung einen tiefen Ernſt. Seine Blicke durchbohrten Burkart. Alfred war blaß. Heinrich nahm ſich wie Jemand aus, der eine mühſelige Reiſe zurückgelegt hat, und der De-

nen, die das Ziel weiter hinausschieben, mit ermüdeten, fast mitleidigen Augen nachblickt.

Die Debatten fingen an. Sie begannen mit einer Feierlichkeit, die die Magistratsverhandlungen in allen Ländern charakterisiren. Heinrich's Verhör war kurz, obwohl der Staatsanwalt mit der ihm eigenen Gewissenhaftigkeit ihm die geringfügigsten Einzelnheiten seiner Vergangenheit abfragte. Heinrich's Antworten ließen die Neugierde des Publikums unbefriedigt. Die Fragen, die ihn persönlich betrafen, beantwortete er mit Klarheit und Kürze: die den Verein angingen, mit Beweisen seiner Unschuld; die Constanze hätten berühren können, mit stolzen Worten.

Man ließ Zeugen, meistens Handwerker, auftreten. Sie gaben Heinrich das Zeugniß edelster Aufopferung. Jetzt erhob sich Alfred. Die Vorbereitungen hatten schon zwei Stunden gedauert. Es herrschte Todtenstille im Saale. Die Magistratspersonen nahmen sich mit ihren meist blassen Gesichtern wie das Vehmgericht aus. Die Tribüne war gepfropft voll. Alfred's Stimme zitterte,

als er zu reden begann. Dann aber ergriff ihn die Ueberzeugung von Heinrich's Unschuld so sehr, daß er mit hinreißender Beredtsamkeit eine meisterhafte Vertheidigung des Angeklagten vorbrachte, Punkt für Punkt die Anklagen glänzend widerlegte und Heinrich's Nichttheilnahme an communistischen Umtrieben gefährlicher Art so klar aus Thatsachen bewies, daß das Gericht ihn freisprechen mußte.

Einen Moment überwältigte Heinrich dieser glückliche Ausgang in einem Maße, daß zwei helle Thränen ihm über die Wangen liefen. Als er sich jedoch zu Alfred wenden und ihm danken wollte, erklärte der Präsident, daß, da Heinrich Burkart's persönlich ausgesprochene liberale, fast radicale Gesinnungen keine Garantie seines ruhigen Verhaltens böten, man ihm künftighin, da er ohnedies Ausländer, kein Heimathsrecht ertheilen und ihm längerer Aufenthalt im diesseitigen Staatsverbande nicht mehr bewilligt werden dürfe. Alfred wollte Einspruch thun. Heinrich verhinderte ihn daran, indem er ihn heftig umarmte und ihm zuflüsterte: »Mein Retter vor Schande, mein Freund,

mein Bruder! Ich kann mich nicht ſammeln. Dieſe Wochen und Monate im Gefängniſſe haben mich gedrückt. Laſſen Sie mich ziehen! Ich bedarf einer neuen Exiſtenz, anderer, beſſerer Verhältniſſe! Ich will in die Schweiz, an den Genferſee, in eine Atmoſphäre, wo ich unreife Gedanken reifen laſſen, unausgedachte Syſteme ordnen kann. Hätte mir die vergangene Zeit auch nichts Anderes gebracht, als tiefes, ruhigeres Nachdenken, Aufgeben irrthümlicher Vorſtellungen, ſo hätte ſie mir ſchon viel gebracht. Wir werden uns wiederſehen! Das Band, das Sie an Henriette knüpft, wird hoffentlich mit jedem Jahre enger werden. Wo wir auch weilen, Sie werden uns überall und jetzt beſonders erreichen, wo ich Ihnen Dank, tiefen, ewigen Dank ſchuldig bin. Einiger Tage bedarf ich noch, um meine Angelegenheiten zu ordnen, dann ſage ich Ihnen und dem Vaterlande ein Lebewohl!«

Alfred konnte dieſem Entſchluſſe nicht widerſprechen. Er fühlte, daß es entſcheidende Augenblicke im Leben giebt, Augenblicke, die, indem ſie die Vergangenheit und Gegenwart verſchütten, die

Zukunft heller erglänzen laſſen. Ein ſolcher Augenblick war der jetzige. Er nahm gerührten, innigen Abſchied von Heinrich, trug ihm treue Grüße für Henriette auf und ging dann von Neuem an Arbeiten mancherlei Art, die ſich um ſo mehr bei ihm häuften, als der ſo günſtig entſchiedene Proceß nicht wenig dazu beigetragen hatte, ſeinen Ruf zu gründen.

Man kann ſich das bewegte Wiederſehen der beiden Geſchwiſter vorſtellen. Als Henriette athemlos an ihres Bruders Halſe hing, richtete er ihr den Kopf in die Höhe und ſagte mit ſchöner Erregung: »Ich danke Alfred nicht allein meine Freiheit, ſondern auch meine Ehre.« Wie ſtrömte es da über ſie gleich himmliſchem Segen! Wie fühlte ſie, daß ſie nun ruhig überall mit Heinrich hinziehen könne, da überall Alfred ihnen folgen, überall er unter ihnen weilen würde!

Die Anſtalten der Abreiſe waren bald getroffen. Henriette betrieb ſie mit einem Eifer, der an Begeiſterung grenzte. Nur wenn ſie auf das rückbleibende Fränzchen und auf den betrübten Jacob

blickte, brach ihr das Herz. Doch tröſtete ſie ſich mit den Worten: »Wir ſehen uns und ſicher glücklich wieder.«

Als ſie abreisten, ahnten ſie nicht, welche tragiſch erſchütterte Welt ſie hinter ſich zurückließen!

Drittes Buch.

I.

Der Frühling hatte seine erste Macht noch nicht gewonnen. Noch zitterten die Fenster in der Stadt von den lösenden Stürmen des März- und Aprilmonds. Die Erde, vom langen Winter hart gefroren, hatte noch jenen trocknen, klingenden Ton, der die Schritte des Wanderers oder das Rollen der Wagen hörbarer macht. Es war eben noch jene fröstelnde Jahrszeit, in der man am warmen Ofen mit Behaglichkeit des armen Reisenden auf der Heerstraße oder des muthigen Seefahrers im unsichern Schiffe gedenkt.

Constanze saß wie gewöhnlich in ihrem elegant eingerichteten Zimmer, im Hôtel ihres Vaters. Den weißen mit rosa Seide gefütterten Schlafrock in große Falten drappirt, auf den glänzend schwarzen Haaren ein zierliches Pariser Häubchen, schien

dieſe ſorgliche Toilette mit den ſie umgebenden Folianten, mit den Himmelskugeln und Karten auf den erſten Blick zu contraſtiren. Dennoch fand der Beobachter bei näherer Prüfung, daß Conſtanzens Schönheitsgefühl größer, als die weibliche Eitelkeit, ihr Idealitätsſinn durchdringlicher, als der Wunſch ſich zu ſchmücken war.

Hatte der Anblick des väterlichen Hôtels in der Reſidenz ihr in ſeiner düſtern Form mit den grauen Quaderſteinen und den großen Fenſterthüren einen kleinen Schreck eingejagt, ſo hatte ſie gleich in der innern Einrichtung ſolche Anſtalten getroffen, daß es heimlich und wohnlich darin ward. Die ſteinernen Treppen ließ ſie mit Teppichen und immergrünen Gewächſen bekleiden; die Paradezimmer mit bequemen Möbeln verſehen, ihre eigenen Zimmer vermittelſt Drapperien ſo verändern, daß aus einigen unförmlich großen Sälen vier kleine reizende Gemächer entſtanden. In dieſen hauste Conſtanze mit ihrem Gefühl für Unabhängigkeit, mit ihrem Geſchmack für Farben und Formen. Blumen und Düfte liebte ſie eben ſo, wie Statuen und Gemälde. Sie

hatte stets die schönsten und seltensten Pflanzen um sich. Wer sie Morgens in ihrem dunkelroth damastenen Cabinet mit Sonnenschein und Düften, grünenden Schlingpflanzen und herrlichen Kunstwerken gesehen hätte, der hätte sie für eine Königstochter, irgend einem Feenreich entstiegen, halten müssen. Ihr in der Provinzstadt von Jacarandaholz gefertigter Schreibtisch hatte hier einem in Rococostyl vergoldeten Platz gemacht. Sie saß jetzt eben vor ihm oder vielmehr sie lag auf einer Chaise longue, die an ihn herangerollt war, den Arm auf die hervorspringende Lehne gestützt, den Compagnon du tour de France von Georges Sand in den Händen. Seltsame Gemüthsbewegungen, in der Stille dieses Zimmers an ihr vorübergegangen, hatten den Anflug von Roth, der sonst noch auf ihren Wangen ruhte, fortgewischt. Ihre Hand schien den zu heftigen Pulsschlägen des Herzens gebieten zu wollen; umsonst! Hartnäckige Gedanken füllten das Gemüth, Bilder mancherlei Art tauchten aus diesem wogenden Meere, wie blendend weiße Schwäne im Sturme auf grauem Gewässer

empor. Mechaniſch verſuchte ſie zuweilen ein ihr als Kind gelehrtes Gebet zu wiederholen, aber das Gebet war auf den Lippen, nicht im Herzen. Wie von unſichtbarem Hauche berührt, ſo tönten und zitterten die Saiten ihrer Seele. Sie horchte mit Schrecken, mit Verzweiflung, wie Eva auf die Worte der Schlange gehorcht haben mag; ſie ordnete, ſichtete und erkannte, daß wahre Gefühle den ſtolzeſten Charakteren Unterwürfigkeit gebieten, denn Conſtanze, deren kalter Verſtand nicht immer die Vorurtheile der verſchiedenen Stellungen beherrſchte, die an Anbetung und Lob nur zu ſehr gewöhnt war, Conſtanze fühlte jetzt in ſich lebendiger den Born des Gemüthes rieſeln.

Inmitten dieſer glühenden Betrachtungen waren die erſten Morgenſtunden mit ſo ſtaunenswerther Schnelle dahin geflogen, daß ſie erſchrak, als ihr der Baron Winterfeld gemeldet wurde. Sie hätte ihn gerne wieder fortgeſchickt, dieſen unbequemen Beſuch, hätte gerne das den meiſten Frauen ſo bekannte Auskunftsmittel, das Kopfweh, vorgeſchützt, aber der Bediente hatte ihn nun einmal

gemeldet: so mußte sie ihn, wollte sie nicht unhöflich sein, annehmen. Als er galant und geschäftig hereintrat, mehr trippelnd als gehend, hinter sich den betäubenden Geruch eines in sein Taschentuch verschwendeten Flacon d'eau de Portugal, lächelte Constanze über den kleinen eingebildeten Mann, der in seiner äußern Erscheinung durchaus das Gepräge einer schlechtverstandenen Eitelkeit trug.

»Guten Morgen, Gnädigste,« rief er, »guten Morgen, Minerva, um im mythologischen Styl zu reden, wie haben Sie nach der gestrigen musikalischen Soirée geruht?«

Constanze legte das bis jetzt in ihrer Hand ruhende Buch auf den Tisch, sah ihn gleichgültig an und antwortete wie im Traume: »Gut, recht gut!«

Indem hatte Winterfeld den Titel des von Constanze aufgeschlagenen Buchs gelesen, hatte bedeutsam über diese Lecture, über den Compagnon de tour de France in dieser Hand gelächelt, sie mit den sich erst verbreitenden Gerüchten über Con-

ſtanzens Verhältniß zu einem bürgerlichen Arbeiter verglichen und daran ein Geſpräch zu knüpfen geſucht, das ihn aufklären und ſeine über Conſtanze noch ſchwankenden Anſichten feſtſtellen ſollte. Wie erſtaunte er, als ſie ſich beſtimmt dahin ausſprach, daß ſie keine Liebe zwiſchen Gering und Vornehm annehmen könne. »Es mag beſchämend für mich ſein,« ſagte ſie, »daß ich es geſtehe, aber ich geſtehe, daß ich mir eine wahre Neigung nur in Jedes eigenem Kreiſe denken kann. Nennen Sie das, wenn Sie wollen, einen Auswuchs der immer mehr uns überwuchernden Civiliſation, ich will Ihnen das zugeben. Wahr iſt jedoch das, daß ein Mann, der ein Belvederiſcher Apollo wäre, aber harte Hände hätte, für mich von keiner Bedeutung ſein könnte. Wie ich mir nur dann Liebe denken kann, wenn ſich gleichgeſtimmte Gemüther finden, ſo muß ich auch annehmen können, daß die Schönheit ſich zur Schönheit, der Adel zum Adel, der Reichthum zum Reichthum, vermittelſt ſeiner Sitten und Gewohnheiten, geſellen muß. Sie mögen lächerlich finden, daß man ſeine Wä-

ſche der groben, eine ſorgfältig gehaltene Hand einer rothen mit ſchmutzigen Nägeln, gelocktes Haar dem ſtruppigen vorziehen kann; ich habe mir auch zehntauſendmal ſelbſt Vernunft gepredigt, habe mir geſagt, daß man im Menſchen den Menſchen lieben ſoll, es war Alles vergebens. Ein mit ariſtokratiſchen Manieren auftretender Mann, der die Feinheit und Bildung auf der Stirne und die Achtung für ſich ſelbſt in ſteter Höflichkeit zeigt, bezaubert mich, ſtatt daß mir Joſephine im Compagnon du tour de France in ihrer Liebe zu dem Tiſchler Amaury die vorwurfsvollen Worte des alten Grafen Villepreux über ihre Verirrung vollkommen zu verdienen ſcheint. Wollen Sie ſie hören? Sie lauten alſo: »Es ſei Dir dies eine Lehre,« ſagt er ihr, »daß, wenn man das Volk im Princip achten und lieben ſoll, man ſich doch nicht zu ſehr eilen darf, dieſe Sympathie in eine ſo experimentirende Anwendung zu bringen, als Du es gethan haſt. Das Volk iſt in der Maſſe groß und ſchön, aber als Individuum iſt es ſchwach und elend. Es hat durch alle Phaſen der geſell-

schaftlichen Hierarchie hindurch zu gehen nöthig, um sich von dem Schlamm, aus dem es hervorgegangen ist, zu reinigen, um mit großer Mühe und vermittelst großen Verdienstes jene Höhe zu erreichen, die ihm den Wettkampf mit den Vortheilen der Geburt erlaubt. Du hast, durch Deine schönen Augen, die Veränderung hervorzubringen geglaubt, die eine zwanzigjährige Anstrengung noch nicht hervorbringen werden. Du siehst, er versteht Dich nicht und kehrt mit Freuden zu seiner Kameradin, der Savinienne zurück. Auch das ist ein neuer Beweis, daß es von dem Pflaster des Volks bis zur Höhe des Verdienstes und der wahren Achtung wo möglich noch weiter, als von der Werkstatt bis zur Marquisin ist.«

Winterfeld hatte dieser langen Rede mit großer Aufmerksamkeit zugehört. Es schien ihm wichtig, Worte wie diese aus Constanzens Munde zu hören. In der Absicht, durch seine Antworten sie zu neuen Entwickelungen ihrer Ansichten zu verleiten, warf er hin, daß Pseult und Pierre im Com-

pagnon du tour de France die Rede des alten Grafen zu widerlegen drohten.

Constanze trommelte mit den Fingern auf den Tisch und rief mit Ungeduld: »Verstehen wir uns recht. Es ist hier nicht von Wahlverwandtschaft, sondern vom Unterschied der Stände die Rede.«

»Sie glauben also an Wahlverwandtschaft?« bemerkte Winterfeld.

»So sehr,« entgegnete Constanze, »daß ich überzeugt bin, daß nur gleichartige Metalle sich suchen können.«

»Studiren Sie die Chemie,« wandte Winterfeld ein, »Sie werden finden, daß das reine Gold nicht ohne einen Zusatz von Kupfer verarbeitet wird. Mit anderen Worten, sollte es denn nicht möglich sein, daß eine Dame von Stande eine Neigung zu einem Manne fassen könnte, der unter ihr steht?«

»Ich glaube das nicht,« sagte Constanze kalt, stand auf und sah nach den Blumen. Wie Winterfeld sie so ahnungslos oder so völlig Herr ihrer selbst fand, stachelte es ihn, ihr jetzt gerade

näher zu rücken. Burkart's Proceß war damals noch nicht entschieden.

»Was mich eigentlich auf diesen Satz bringt,« sagte er, »sind die jetzt statthabenden Verhandlungen im Gericht. Sie wissen, daß man einen Communisten-Verein entdeckt und hieher in's Verhör gebracht hat. Es sind Arbeiter unter ihnen, die sich hoher Protectionen zu erfreuen haben.«

»So —« antwortete Constanze gleichgültig. Dann schien ihr die Erinnerung an Heinrich Burkart durch's Gedächtniß zu fahren: sie erkundigte sich mit Theilnahme nach ihm. Winterfeld erzählte, was er wußte; sie hörte ihm mit großer Aufmerksamkeit zu, sagte lebhaft: »Ich glaube, er ist unschuldig,« und verfiel dann wieder in eine sinnende Stimmung, aus der sie sich emporraffte und ihre Harfe ergriff. Wahre chromatische Raketen stiegen unter ihren Händen auf; als wenn zwischen all' diesen ernsten, tollen, traurigen, leidenschaftlichen Noten sich ein Niagarasturz nahe, so brausten die Töne. Wie sie allmälig ruhiger wurden, nahmen sie die Gestalt der Klage an; es schien, als wenn

ein verwundetes Herz seufze, dann Sprache gewönne .... Plötzlich sah Constanze auf, bemerkte Winterfeld, der vor ihr in ekstatischer Stellung stand, hielt mitten im Spiele inne und rief mit der ihr gewohnten Rücksichtslosigkeit: »Ich glaubte mich allein!«

Winterfeld verbeugte sich lachend. »Was Sie nicht sind, können Sie werden, nämlich — einsam,« murmelte er leise und entfernte sich schnell mit dem Vorhaben, seine eben gemachten Beobachtungen in die Brust von ein halb Dutzend seiner besten Freunde auszugießen.

Kaum daß Constanze allein war, so nahmen ihre Gedanken wieder eine ernste Richtung an. Sie mußte rückwärts blicken, mußte sich sagen, daß unsere Zeit eine solche ist, worin sich Lebensfragen aus Abgründen erheben. Was helfen die vergossenen Thränen? Inmitten dieses wahrhaftigen und tiefen Elendes können die Klagen des kalten Verstandes kein Echo finden. Das Volk hungert. »Statt Tempel zu bauen, sollten wir Brot backen,« rief Constanze, indem sie sich wieder auf's

Sopha warf. Von diesem Gedanken sprang sie über auf ihr eigenes Wesen. Ihre äußere Unthätigkeit vernichtete sie; sie hätte eine Jungfrau von Orleans, eine Madame Roland, eine Heloise sein mögen, dennoch flüsterte ihr das gesunde Urtheil zu, daß das frauliche Wesen sich keineswegs zu dem, was ihm die Gesetze weise versagt haben, schicken würde. Nicht daß Constanze geringere Geistesgaben als die männlichen in sich anerkannte. Sie erkannte nur an, daß Erziehung und physische Organisation einen Unterschied zwischen Mann und Frau gemacht haben. Was sie aber tief fühlte, war, daß das Herz des Weibes das Allerheiligste der Liebe, der Geduld, des Erbarmens in sich schließe, durch alle Jahrhunderte hindurch die Traditionen christlicher Lehren von Generation zu Generation zu pflanzen habe. »Wenn ich dem Manne unähnlich bin, bin ich ihm doch nicht untergeordnet,« dachte Constanze in ihrem kühnen Sinne, und hätte wohl mehr darüber nachgedacht, wenn der Diener nicht eingetreten und berichtet hätte, Graf Schomburg würde nicht zum Essen erscheinen. »Der von ihm einge-

leitete Communisten-Proceß absorbire ihn für heute.« Das erinnerte Constanze, daß sie ihre Tante, die Baronin von Arthum, zu Tische zu empfangen habe. Sie zog sich rasch an. Wie sie in den erleuchteten, alterthümlichen Salon trat, war die Baronin schon da. Es war dies eine Frau zwischen funfzig und sechszig Jahren, von ehemaliger, großer Schönheit, die sich aus den Armen der irdischen in die der himmlischen Liebe geworfen hatte. Wer sie in einem anschließenden, schwarzen Kleide, mit einem à la Maintenon verzierten, schwarz und weißen Spitzenhäubchen Constanzen entgegentreten, in ihren Bewegungen fast klösterliche Befangenheit zeigen sah, der hätte sie für eine Heilige halten können, wenn nicht eine Falte auf der Stirne, gerade zwischen den Augenbrauen, und ein scharfer Zug in den Mundecken bewiesen hätten, daß der Fürst der Unterwelt eben so gut einen Antheil an dieser wie an der frivolsten Hülle haben konnte. Constanze wußte das auch: sie wußte, daß ihre Tante neben früherer Galanterie einen großen Hang zum Intriguiren gezeigt und eben dadurch nur sie-

chender und gefährlicher geworden war. Sie war nicht ohne Geiſt, dieſe Frau von Arthum; fein, wenn auch falſch, verführeriſch, obgleich von eiſiger Kälte. Sie hatte in ihren jungen Jahren eine bis zum Erſchrecken ſich ſteigernde Luſt an Vergnügungen gezeigt, war herrſchſüchtig und hochmüthig, in ſich Bedürfniſſe der Rache entwickelnd, weil ſie, indem ſie aufhörte, jung zu ſein, noch nicht aufhören wollte, angebetet zu werden. Da dieſes nicht mehr gelang, Jedermann ſich vor ihr und ihrem ſchneidenden Urtheil fürchtete, ſo entſchied ſie ſich plötzlich für die Frömmigkeit. Ihr Haus, das früher der Schauplatz glänzender Feſte geweſen war, ſchloß ſich. Frau von Arthum trat an die Spitze weiblicher Wohlthätigkeitsanſtalten, empfing bei ſich nur Perſonen tadelloſen Rufes, brach ohne Rückſicht auf Rang oder Verwandtſchaft den Stab über Die, die ihr mißfielen, beſuchte täglich die Kirche, oder hielt Betſtunden bei ſich, und blendete dermaßen durch dieſe Sinnesveränderung, daß mit Ausnahme Weniger die ganze Stadt und die Umgebung ſie für die tugendhafteſte Frau der Welt hielt. Con-

ſtanze war zu weitſichtig, um nicht das innere Weſen ihrer Tante erfaßt und errathen zu haben. Sie behandelte ſie aus Weltklugheit mit Schonung, hatte aber beſtändig das Gefühl, daß ihr von dieſer Seite einmal etwas Unangenehmes kommen würde. Als Conſtanze ihr die Hand küßte und von ihr umarmt wurde, war es ihr, als ſei die Tante heute mehr, denn je, in Eſſig getaucht. Sie bat um Entſchuldigung, nicht gleich fertig geweſen zu ſein, und ward mit der Phraſe empfangen: »Mein beſtes Kind, wenn man, wie Du, revolutionäre Intereſſen hat, lebt man ſich dermaßen in Andere hinein, daß man ſich ſelbſt vergißt.«

Conſtanze verſtand wieder nicht, ſah die Tante groß an und antwortete lachend: »Revolutionär?«

Die Tante ſchlug die Augen zum Himmel, ſchien die Hände zu falten und ein Gebet zu murmeln, aß dann eine Faſanenpaſtete mit beſonderem Appetit, ſprach in abgebrochenen Sätzen von der Sittenloſigkeit der jetzigen Jugend, von der Nothwendigkeit, ſich von ihr zurückzuziehen, verließ unmittelbar nach Tiſche den kleinen ſich um Conſtanze

ſammelnden Zirkel und benahm ſich ſo kalt, daß dieſe einen Augenblick ſtutzte und die Anweſenden zu fragen ſchien: »Was iſt geſchehen, daß die Tante heute ſo beſonders ſtachlicht war?« Jeder jedoch ſenkte die Blicke. Niemand antwortete.

An jenem Abende wurde ein neues Stück, dem Franzöſiſchen nachgebildet, gegeben, das ſich um eine Gräfin drehte, die einen Arbeiter liebt. Als Conſtanze nach langer Zeit zum erſten Mal in ihre Loge trat, ſich in ein bereitſtehendes Fauteuil warf, die Gazeſcharpe rückwärts nach dem Nacken ſchob, den Ellenbogen auf die Lehne der Loge legte, kurz hundert jener kleinen Bewegungen machte, die ihr nun einmal, ob aus Gefallſucht oder Gewohnheit wiſſen wir nicht, eigen waren, richteten ſich plötzlich Aller Augen auf ſie. Wie dumpfes Murren lief es durch das Parterre. Alt und Jung hielt einen Augenblick die Operngläſer auf Conſtanze gerichtet. Die Frauen beſonders ſchienen ihr bis in's Herz blicken zu wollen, indeß jugendliche Greiſe mit doppelter Sorgfalt ihre goldenen Brillen blank wiſchten. In jeder Loge erhob ſich Geflüſter. Dann

ward es nach und nach wieder ruhig um Conſtanze, da es nun einmal Sitte in der Welt iſt, über nichts erſtaunen zu dürfen. Sonderbar, daß Conſtanze von dem, was um ſie her vorging, ob ſie auch die Hauptperſon im Drama war, nichts bemerkte. Sie ſaß an der Seite ihres Vaters, der ſie vor dem Schluſſe des Stücks verließ, die Augen aufmerkſam auf die Bühne gerichtet. Was ſie ſah und hörte, widerſtrebte ihrem Gefühle. Sie begriff das lächelnde Publikum nicht, das in die Hände klatſchte, ſie ſchob halb die Schuld ihrer Theilnahmloſigkeit auf ſich ſelbſt, denn indem ſie die ganze Fülle ihrer Empfindungsweiſe in einen bodenloſen Abgrund geworfen, hatte ſie die Fähigkeit zu ſehen durch den Anblick der Sonne, die zu wünſchen, durch die Erfüllung all' ihrer Wünſche, die zu glauben, durch die geheimnißvolle Algebra der Sterne verloren. Sie dachte flüchtig an Schomburg und war verwundert, daß er nicht, wie gewöhnlich, in die Loge komme, um ſie nach Hauſe zu geleiten. Einen Augenblick blieb ſie unſchlüſſig ſtehen, dann trat ſie in den Corridor, ließ

sich von ihrem Diener den Mantel umhängen, redete im Vorübergehen einige Bekannte an, die ihr mit sichtlicher Verlegenheit und flüchtigem Gruße antworteten, und kam um so unangenehmer aufgeregt nach Hause, als sie auch hier Schomburg den übrigen Abend vergebens erwartete. Ihre Träume waren unruhig. Nicht daß sie übertriebenen Werth auf Schomburg's Nähe legte, aber weil sie instinctmäßig eine Oede sich um sich bilden, den Fußboden unter sich weichen sah, einen unsichtbaren Feind, dessen Angriffe sie ahnte und ihn doch nicht errathen konnte, um sich fühlte. Kaum jedoch, daß sie am frühen Morgen in ihren Schlafrock geschlüpft war, so trat Graf Dorneck bei ihr ein. Er war beengt, fast wehmüthig. Nachdem er ihr mit einer gewissen feierlichen Gelassenheit die Stirn geküßt und sich neben sie gesetzt hatte, sagte er mit einer Stimme, in der die Bewegung zitterte: »Tochter, hast Du mir nichts anzuvertrauen?«

Sie sah ihn groß an, schüttelte mit dem Kopfe und entgegnete: »Ich verstehe Sie nicht!«

»Unglückliches Kind,« rief jetzt Graf Dorneck,

»welches Gewitter zieht ſich um Dein Haupt zuſammen!«

»Aber reden Sie doch,« ſagte Conſtanze, ſchon etwas gereizt und ungeduldig. »Was ſollen dieſe Ausrufungen?«

»Was ſie ſollen? Dir beweiſen, wohin uns Deine Sternſehereien, Deine Emancipationsgedanken geführt haben. Der Juſtizminiſter nahm mich geſtern im Caſino bei Seite, drückte mir theilnehmend die Hand und flüſterte mir zu: »Ich bedaure Sie, Verehrteſter. Ihre Tochter iſt mit einem communiſtiſchen Arbeiter, der jetzt vor Gericht ſteht, unvorſichtig vertraulich geweſen. Die Sache kann undelicate Erörterungen nach ſich ziehen.«

Conſtanze war leichenblaß geworden. Einen Augenblick bedeckte ſie das Geſicht mit beiden Händen, dann ſah ſie auf, und ihren Vater mit einem ſchmerzlichen, aber feſten Blicke meſſend, entgegnete ſie: »Und das glauben Sie, lieber Vater?«

Ihre Bewegung hatte nichts Leidenſchaftliches-

Man ſah in ihr die Sicherheit des Bewußtſeins, die Kühnheit der Jugend. Conſtanze hatte etwas ſo durchaus Wahres und Feſtes, daß man in dieſem, wie in keinem Augenblicke, an ihrem Worte zu zweifeln vermocht hätte. Auch überwand ſie im Nu das aufgeſtiegene Mißtrauen des Vaters, der ſich nun in eine Fluth von Klagen ſtürzte und, um ſich ſelbſt zu beruhigen, Conſtanze mit der Erzählung von den weiteren Ausrufungen des Juſtizminiſters gründlich beunruhigte. Nach und nach ſtellte ſich aus dieſen Mittheilungen heraus, daß die Fürſtin Mutter von dem Gerücht gehört, Heinrich Burkart's Papiere ſelbſt geleſen und der ganze Hof über Conſtanzens Treiben, wie man es nannte, in Aufruhr wäre.

Sie erſtarrte in Wahrheit über die Unvorſichtigkeit Burkart's, ſie ſo bloßgeſtellt zu haben; ſie fühlte, daß ihr Vater in ſeinem Schmerze um ſie und in dem Ausrufe: „Nun biſt Du unter dem Drucke der Verleumdung wie gebrochen. Wer trägt die Schuld? Du ſelbſt. Habe ich Dir nicht oft die öffentliche Verachtung vorausgeſagt?“ nicht ganz

Unrecht hatte. Aber ſo ſehr auch das glühende Eiſen der Beſchämung ſich auf ihrer Stirne eingedrückt hatte, ſo ſehr dieſer ganze unvernünftige Haufen um ſie ſummte und murrte, ſo wollte ſie doch ruhig bleiben, die Hinderniſſe überwinden, die Unvernunft verachten. Nur Eins ſchmerzte ſie wirklich. Der Gedanke, daß Burkart ſeine, wie ſie es vornehmkalt nannte, plebejiſche Natur nicht verleugnet und ſtatt ariſtokratiſch ſchweigſam, demokratiſch vorlaut geweſen war.

„Wie wird Schomburg die Sache, die nebſt den Acten größtentheils in ſeinen Händen ruht, nehmen?“ das waren die letzten Worte des bekümmerten Vaters. Er eilte in ſein Zimmer, kleidete ſich an, beſtellte den Wagen und wollte zu ihm. Aber noch ehe ihm der Kammerdiener die Ordensſchnalle angeheftet und den Hut gereicht hatte, kam ein Brief von Schomburg, den er mit beklemmter Bruſt öffnete. Er lautete alſo:

„Ew. Excellenz

werden es in Ihrem Gefühl für Billigkeit und Recht unſtreitig nur als eine natürliche Folge

des Vorgefallenen betrachten, wenn ich hiemit unumwunden erkläre, daß ich auf die Ehre, Ew. Excellenz Schwiegersohn zu werden, verzichten zu müssen glaube. Hätten mir die Verhältnisse die Möglichkeit des Ignorirens gelassen, hätte ich in den Augen der Welt und des Hofs als ein Unwissender, Ununterrichteter dastehen können, so wäre es mir, trotz einiger bitteren Erfahrungen der Gräfin Constanze gegenüber, süß gewesen, ihr zur Stütze zu dienen. Allein die Heimtücke des Zufalls muß mich, gerade mich zu einen der Hauptbeamten im Gerichte machen. Ich muß die Acten des den Mechanikus Heinrich Burkart betreffenden Processes und sein Tagebuch in die Hände bekommen, muß, ich versichere Ew. Excellenz zu meinem größten Leidwesen, aus letzterem Details ersehen, die mir eine in der That sehr zweideutige Theilnahme der Gräfin Constanze an besagtem, allerdings nicht — uninteressanten Inquisiten augenscheinlich beweisen, und kann nun nicht mehr, so schmerzlich mir dies ist, aus Gründen, die

ich nicht näher beleuchten will, den ſo ehrenvollen Namen eines Sohnes Ew. Excellenz gegenüber annehmen.

Haben Ew. Excellenz die Gewogenheit, mich der Gräfin Conſtanze auf's Dringendſte zu empfehlen. Die Verhältniſſe trennen uns, aber die Erinnerung an die mit ihr verlebten Tage wird in mir unverlöſchlich ſein.

Empfangen Ew. Excellenz die Verſicherung meiner unwandelbaren Ergebenheit.

von Schomburg.«

Der Athem ſtockte dem Grafen Dorneck, als er dieſes Blatt geleſen hatte. Kaum daß er ſeine Kraft zuſammenraffen und zu Conſtanze ſchwanken konnte, die er träumend und in ſich verſunken, in derſelben Stellung, in der er ſie verlaſſen hatte, wiederfand.

»Dein Ruf iſt vernichtet!« Mit dieſem Schrei, der aus der Tiefe ſeines väterlichen Herzens kam, reichte er Conſtanzen den Brief und ſank erſchöpft in einen Lehnſeſſel.

Sie nahm den Brief und las ... Dann legte

ſie ihn auf ihren Schreibtiſch, ging ein paarmal im Zimmer einher, blieb vor ihrem Vater ſtehen und ſtrengte ſich an, eine aufquellende Thräne zu erſticken. Einen Augenblick ſpäter ſich ſammelnd, ſagte ſie mit einem Gemiſch gekränkten Stolzes und ſchlecht verſteckter Freude: »Ich bin frei und mein Vater liebt mich!«

»Aber Dein zerſtörter Ruf!« rief ihr Vater ſchmerzlich.

»Bah,« entgegnete ſie, »bleibe ich deswegen nicht doch die Gräfin Conſtanze von Dorneck!«

Sie ſetzte ſich und ſpielte mit einem hölzernen Falzmeſſer. Man bemerkte keine außergewöhnliche Bewegung an ihr. Nur war ſie blaſſer als gewöhnlich. Wie der Graf Dorneck auffah und mit ihr die Zukunft beſprechen wollte, legte ſie das Falzmeſſer zerbrochen, ſo krampfhaft hatte ſie es gehalten, aus den Händen und hörte zu, was der Vater ihr rathen würde.

2.

„Ich will zu Schomburg fahren und ihm Deine Unſchuld beweiſen,“ ſagte Graf Dorneck.

Conſtanze zuckte die Achſeln. „Ihre Zärtlichkeit verblendet Sie,“ erwiderte ſie kalt. „Ich würde mich eher unter die Räder Ihres Wagens werfen, als dulden, daß Sie einen ſolchen demüthigenden Schritt thun. Glauben Sie, lieber Vater, uns bleibt nichts übrig, als dem Grafen Schomburg, ohne ein Wort dazu zu ſagen oder zu ſchreiben, ſeine Briefe und Geſchenke zurückzuſchicken. Wenn er mich hätte hören und meine Rechtfertigung aus meinem Munde vernehmen wollen, ſo wäre er gekommen. Da er nicht kommt, muß man ihn ſtehen laſſen und ſtolz weitergehen.“

Graf Dorneck mußte ihr, ſo beklemmend ihm das war, Recht geben. Er half ihr Schomburg's Briefe und Geſchenke zuſammenpacken, verſiegelte ſie ſelbſt, machte die Adreſſe darauf und ſchickte ſie nach Conſtanzens Wunſch noch in derſelben Stunde zurück. Wie er noch damit beſchäftigt

war, konnte ſich Conſtanze, die ſich über ihn gebeugt hatte, nicht erwehren zu ſagen:

„Wenn ich die Sache bei Lichte betrachte, ſo ſcheint ſie mir kein Unglück. Wie oft habe ich gefühlt, daß Schomburg und ich nicht zuſammen paßten. Er ſelbſt nannte mich lächelnd ſeine lebendige Kritik. Ich hätte, mit meinem Charakter und meinen Anſprüchen, ihm nie eine ſanfte und friedliche Lebensgefährtin ſein können. Es iſt beſſer, ein ſolches Band *vor*, als *in* der Ehe zu löſen.“

„Darin irrſt Du,“ entgegnete Graf Dorneck. „Nach meiner Anſicht hat ſich ein Mädchen vor nichts mehr in der Welt, als gerade vor einer Beleidigung, wie die, die Dir durch Schomburg wird, zu hüten. Es giebt Ereigniſſe, die nicht wieder auszulöſchen ſind: dieſes Ereigniß iſt ein ſolches. Beſſer, ein Ungeheuer heirathen, als eine ſchon öffentlich gewordene Verlobung aufheben.“

Conſtanze mußte wehmüthig über dieſen halbwahren Ausſpruch ſeufzen. Dann bemerkte ſie: „Ich habe für heute eine Einladung angenommen

und weiß in der That unter den vorwaltenden Umſtänden nicht, was ich thun ſoll. Entſchuldige ich mich, ſo iſt dies eine Beſtätigung der im Umlauf ſich befindenden Gerüchte. Gehe ich hin, ſo ſetze ich mich einer Unannehmlichkeit aus. In welche Lage hat mich dieſer Heinrich Burkart verſetzt. Wie unbeſonnen hat er mir die Güte, mit der ich ihn behandelte, gelohnt!“ rief ſie nochmals.

Daß ſie ſo erbittert war, lag daran, daß ſie die Welt genug kannte, um zu wiſſen, welche Lügen über ſie ausgeſprengt, wie reißend ſchnell ſich Erzählung an Erzählung, Anekdote an Anekdote reihen würde. Hatte ſie es doch tauſendmal erlebt, daß auf bloß leicht hingeworfene Phraſen ein Individuum aus der Geſellſchaft verdrängt, ein guter Ruf gänzlich zerſtört worden war. Wie ein reißendes Thier, ſo wehte ſie in dieſem Augenblicke die elendeſte Neugierde mit ihrem heißen Athem an. So ſehr ſich ihr Stolz auch empörte, dennoch mußte ſie ſich geſtehen, hier in dieſem Falle hatte ſie es mit einer ſtärkern Macht als mit ſich ſelbſt zu thun. Zwar rief ſie ihrem Vater, als er ſie

bewegt verlaſſen wollte, zu: „Die öffentliche Meinung iſt nichts als ein Wahn. Sie iſt wie die ſchäumende Welle, die am Ufer zerrinnt, wie ein in den Sand geſchriebener Name, den der Wind verweht;“ aber allein, aber ungeſtüm ſich auf ihre Chaise longue werfend, brach ihr die Kraft. Da weinte und klagte ſie. Da kamen ihr die Betrachtungen ſchaarenweiſe. Wie fühlte ſie im Voraus, daß ſie von nun an ſich mit Stahl zu beſchlagen habe, wie ahnte ſie mit zitterndem Herzen all' die Demüthigungen, die man ihr zufügen, all' die Schwachheiten, die man ihr anrechnen würde? Es kam ihr vor, als müſſe ſie unter einem Berge von aufgeſchütteten Verleumdungen und Ungerechtigkeiten ſchlafen, und doch hatte ſie mehr Recht, die Maſſe, die ihr mit Abſcheu drohte, zu verachten, als die Maſſe ſie. „Giebt es einen Himmel und eine Hölle, ſo wird der Himmel für die ſein, die gelitten, die Hölle für die, die geſteinigt haben!“ rief ſie. „Und kein Herz, an das ich mich lehnen, keine Hand, auf die ich mich ſtützen könnte,“ ſeufzte die Unglückliche.

Sie durchlief im Geiste die lange, fast unabsehbare Reihe ihrer Bekannten und sah nur Gleichgültige. Sie betrachtete ihr junges, bis dahin in Täuschungen und Träumen sich hinziehendes Leben. Fast wäre sie geneigt gewesen, sich als einen Zusammenfluß seltsamer Widersprüche, als ein Wesen anzusehen, das der Zufall aus dem Schmelztiegel der Natur blindlings herausgegriffen hat. Den eigentlichen Grund ihres innerlichen Unglücks konnte sie nicht ermitteln, ob es auch dunkel in ihr aufdämmerte, daß es Mangel an Gläubigkeit, Mangel an Demuth sei. Den Gott, den sie sich träumte, träumte sie sich zu hoch oder zu niedrig. Sie konnte ihn nicht erreichen. Ihre Kindheit war reich an poetischer Eingebung, an Bildern gewesen, die ihr schon damals in ihrer Pracht die Wirklichkeit verdorben hatten. Später hatte ihr Alles gedient, Menschen und Umstände; Alles war um sie Poesie geworden. Sie hatte in einer Welt gelebt, die nicht die richtige war. Ihre Träume waren zu erhaben gewesen. Statt mit dem Genusse anzufangen und mit dem Nachdenken aufzu-

hören, hatte sie das Lebensbuch da aufgeschlagen, wo das Kapitel der Wissenschaften anfängt, hatte sie sich mit Betrachtungen spiritualistischer Art vollgefüllt und über das, was sie nicht selbst empfunden hatte, den Fluch ausgesprochen. Das war Constanzens tiefstes Unglück. Es blieb ihr nichts übrig, als schweigend auf ein verfehltes Dasein zu blicken, als still das unvermeidliche Leid zu tragen. In ein schmerzliches Nachsinnen verfallend, klang nun auch manches Wort Heinrich's wehmüthig in ihr nach, denn ein gewisses Interesse an dem poetischen Manne, eine herzliche Theilnahme verbarg sie sich keineswegs. Aber auch Alfred's Bild trat jetzt vor sie, Alfred, auf den sie gerechnet, an den sie geglaubt und der sie verlassen hatte! Sie war gedemüthigt, sie fühlte es! Wie sie sich jetzt jedes Gespräch mit ihm ausmalte, sein ganzes Wesen vor ihr auftauchte, wie sie sich bewegt in Hochachtung und Bewunderung vor ihm beugte, sich sagte: »Das ist ein Charakter!« mußte sie sich gestehen, daß sie auch hier ein Kreuz zu machen, auch hier eine Hoffnung auszulöschen

hatte. Plötzlich durchfuhr sie der Gedanke: »Himmel, ist er nicht an Allem Schuld, hat er nicht Heinrich Burkart bei mir eingeführt?« Sie sprang vom Sopha auf, lief, mit den Händen an der Stirn, rasch ein paarmal im Zimmer auf und ab, dachte, daß Alfred in der Residenz sei, Alfred Burkart's Vertheidigung übernommen habe, Alfred vom Stand der Dinge bis in's kleinste Detail unterrichtet sein müsse, und hatte schon die Schelle in der Hand, um den Diener zu Alfred mit der Bitte zu schicken, ob er nicht kommen wolle. Ach! sie fühlte, daß sie eines Beistandes, irgend einer Kraft bedurfte, um an sie sich zu lehnen. Aber auf einmal blieb sie unentschlossen stehen. Der Schellenzug entfiel ihren Händen, Alfred's Kälte, seine Nichtachtung ihrer Anwesenheit in der Residenz seit so vielen Monaten ergoß sich über sie eiskalt. »Nein,« seufzte sie, »ich darf jetzt nicht mehr zu ihm schicken. In meiner jetzigen Lage .... wäre das Anmaßung!«

Alfred seinerseits hatte indessen mit wirklichem Schmerze empfunden, wie ungerecht und grausam

das Urtheil der Menschen ist. Er hatte Heinrich's Verhältniß zu Constanzen durch das Tagebuch, das alle Welt im Munde führte und doch Niemand kannte, beurtheilen und sich überzeugen lernen, daß es sich in den engsten Grenzen des Schicklichen bewegt habe. Ob er nun auch die irrthümlichen Vorstellungen seiner Bekannten über Constanze bestritt, Beweise ihrer Unschuld zu liefern sich jeden Tag bereit erklärte, er konnte es nicht hindern, daß die Lüge, die Böswilligkeit, der Neid und die Verleumdung die albernsten Dinge erfand und ihn gleichzeitig durch Heinrich und Constanze in seinem Rechtlichkeits- und Wahrheitsgefühle tief verwundete.

Verstimmt über diese Erfahrung, im Widerspruche mit sich selbst, ob er Constanze aufsuchen oder in seiner Kälte ihr gegenüber beharren sollte, nicht ohne innern Vorwurf, wenn er dachte, daß er die unschuldige Veranlassung all' dieser verwickelten Verhältnisse, dieser Dolch- und Nadelstiche war, setzte er sich hin und schrieb an Henriette Burkart:

„Erst jetzt, nach mehreren Wochen, nachdem Du bereits zu den Ufern des Genfersee's gelangt

ſein wirſt, iſt es mir möglich, mich zu ſammeln. Was haſt Du, was haben Heinrich und ich in dieſer Zeit erlebt! Es flimmert mir vor den Augen, wenn ich mir die jüngſte Vergangenheit mit ihren wühlenden Ereigniſſen, mit ihren tiefgreifenden Erſchütterungen zurückrufe. Was iſt in dem Zeitraume von wenig Monaten geſchehen! Wie hat ſich Alles in und außer uns gedrängt! Wie raſch folgte Schlag auf Schlag! Begebenheit auf Begebenheit! Das Herbſte davon iſt mir die faſt unerreichbare Ferne, die ſich zwiſchen uns gedrängt hat. Du biſt in Gegenden verſetzt, die ich nie geſehen habe. Meine Phantaſie verſucht umſonſt, mir eine Vorſtellung von dem zu machen, was Dich jetzt umgiebt. Ich habe mir Anſichten des Genferſee's verſchafft, blättere in dem ſchönen Werke von Zſchokke über die Schweiz, ſtrenge mich an, Anknüpfungspunkte zu finden, und verſinke doch immer wieder in das nebelhafte Gefühl, daß Du da biſt, wo ich nie war, wo ich nur mit Aufwand all' meiner Kräfte in einigen Jahren hingelangen kann. Zuweilen packt es mich mit einem Schmerze, mit ei-

nem Unmuthe, einer Sehnsucht, die ich Dir nicht auszudrücken vermag. Ich möchte meine Bande zerreißen und zu Dir eilen. Ich empfinde das Weh dieser Trennung in einem Maße, daß ich davor erschrecke, weil ich wohl fühle, daß ich hier verwundbar, hier sterblich bin. Ich stürze mich dann in die Arbeit, um betäubt zu werden, wende mich auch zu Gott, weil es mir ist, als wenn ein heißes, überströmendes Gebet mich stärken würde. Ich soll ja leben! Soll für Dich leben; es handelt sich ja nur um's Wollen. Und dennoch bin ich zuweilen muth- und hoffnungslos! Könnte ich nur eine Stunde, eine Minute mit Dir am Ufer des See's wandeln, den Montblanc glühen und verlöschen, die Wellen kommen und gehen sehen! Was ist diese Sehnsucht, diese krankhafte Einbildungskraft, was sind diese Liebesträume, die mich in Schlummer lullen und mich doch nicht schlafen lassen? Ich war gestern, zum ersten Mal seit langer Zeit, im Freien. Der Frühling regte sich schon. Nachdem ich mich eine Zeitlang auf ungebahnten Wegen ergangen hatte, erreichte ich einen Ort, von

dem aus die Thürme der Stadt unsichtbar waren. Mit einiger Einbildungskraft konnte ich mich halb im Ernste, halb im Scherze auf dem Wege nach der Schweiz, etwa zwischen Bern und Lausanne, denken. Wie mir das wohlthat! Der Ort hatte etwas Großes und Wildes. Unverwüstliches Epheu schlang sich um verfallenes Gemäuer. Einzelne Felsstücke lagen zerstreuet von grünendem Moos bedeckt umher. Weiterhin standen trauernde Tannen. Im Hintergrunde drängte sich ein zum Fluß angeschwollener Bach in klar rauschendem Wasser hervor. Ich sagte mir: »Henriette sieht vielleicht in diesem Augenblicke eine Gegend wie diese. Auch vor ihr beugen und biegen sich die duftigen Tannenzweige; ein Bach fließt ihr zur Seite, ein durch tausend kleine Wasserfälle geklärter Bach, der über irgend einen kahlen Felsen springt und ihr die Schönheit der Natur und ihre reinen Harmonien eben so anschaulich, wie mir macht.« Du weißt, wie leidenschaftlich ich als Maler die Natur lieben muß, wie gern ich, im Mantel eingehüllt, am Ufer irgend eines Flusses, unter dem Schutze hoher

Bäume, deren Zweige die Luft abwehren, die nächtlichen Stunden verbringe. Es ist mir in solchen Augenblicken oft gewesen, als würde Gottesdienst um mich gehalten; ich habe wahre Lobgesänge an den Herrn vernommen. Du siehst, daß wenn ich aus Liebe zu Dir die Farben und den Pinsel für Dinte und Feder umgetauscht habe, ich im Herzen doch noch immer einen poetischen Anflug trage. Auch versichere ich Dich, daß die Liebe zu Dir mich so dichterisch macht. Du bist mir immer zur Seite; im Freien, in den Wellen des klarfließenden Wassers, im Silberscheine des Mondes, im Einathmen der Frühlingsdüfte. Ueberall bist Du; in der Luft, im Himmel, im Wasser, in den Blumen, ja selbst im Staube . . . . . meiner Acten. Acten! Das Wort führt mich aus der Traumwelt wieder in die Wirklichkeit. Ich denke an Heinrich's Proceß, an das, was wir gelitten und errungen haben. Ich habe Deinem Bruder versprochen, ihm den fernern Verlauf dieser Sache zu berichten. Es hat sich, wie sich das schon längst für uns als Gewißheit herausgestellt hat, nur zu sehr gezeigt,

daß Francois' doppelzüngiges Wesen Schuld an dem über Heinrich verhängten Processe ist. Auch hat ihn die Nemesis in der Verachtung seiner Kameraden ereilt. Er selbst ist zwar gleichfalls freigesprochen, allein von Allen, die früher mit ihm umgingen, zurückgestoßen, hat er sich mehr, denn je, dem Trunke ergeben. Natürlich, daß er die Residenz verlassen und wohl in irgend einem Hospital sein Leben elend zu enden hat. Ich habe bei diesen eingezogenen Nachrichten nicht umhin gekonnt, eine Parallele zwischen Heinrich's edlem Streben und Francois' lasterhaftem Treiben zu ziehen. Es giebt Zeiten, wo die Wahrheit zweifelhaft wird, weil politische Aufgeregtheit ganze Generationen in die Richtung des Berauschtseins reißt. Aber selbst in diesen Zeiten wird die Wahrheit glänzende Siege feiern, da die wirklich starken Geister, die eisernen Verstandeskräfte, die zarten und fühlenden Herzen in ihr immer die Liebe, die Freiheit und den Frieden, den die Welt ihnen versagt, finden werden. Dann bricht die Aera der großen Thaten und der großen Hingebungen an. Dann wird auch Dei-

nem Bruder Anerkennung und Gerechtigkeit, liebe Henriette. Er hat mich im Gefängnisse oft tief gerührt; oft habe ich ihm gegenüber schwermüthige Bewunderung gefühlt. War es mir doch, als begegnete ich der Ausdauer, dem Enthusiasmus der ersten Christen. Wie eine großartige Widerlegung der schwachen grobsinnigen Urtheile ist er mir vorgekommen. Das eigene Wohl hat er fortgeworfen, um nur noch für das Menschenwohl zu athmen. Seine Gedanken richteten sich stets dabei auf die große Familie der Unglücklichen. Und doch kennt er die Menschen, weiß er, daß wer in philanthropische Berührung mit ihnen kommt, weder ihre Achtung wünschen, noch ihre Sympathie sich erobern kann. Hätte er nicht eine so unerschöpfliche Quelle des Erbarmens in sich, er würde und müßte sie gründlich verachten. Das Beispiel Deines Bruders, gute Henriette, seine mir unvergeßlichen Worte, daß Gott in seiner Waagschale die Thaten mißt und unsere Fehler vor ihm leichter als unsere Reue sind, haben einen tiefen Eindruck auf mich gemacht. Ich habe mich klein vor ihm gefühlt, da er inmit-

ten seiner Leiden das Ideal der Größe in seinem Gemüthe trug und ich in dem meinen nur Hochmuth und einen sehr gewöhnlichen Ehrgeiz fand. Ich gestehe Dir auch, daß Heinrich's Ansichten sich immer klarer vor mir entfalten. Ich glaube in ihre Tiefe geblickt zu haben, glaube sie im Fortschritte begriffen, bin von ihrer Reinheit durchdrungen. Männer, wie er, haben die Mission empfangen, über das Wohl der Menschen zu wachen. Sie hoffen mit Recht, daß je weiter sich die Wege öffnen, je dringlicher das Bedürfniß nach Einheit über uns kommen wird. Ja, ich glaube, daß unser Jahrhundert, so verschrieen und verächtlich es ist, einen Funken ewigen Lebens in seiner Asche birgt. Alle unsere Kräfte, alle unsere Anstrengungen müssen sich darauf richten, diesen Funken zur Flamme werden zu lassen. Bis jetzt freilich seufzen wir noch unter dem Drucke falscher Stellungen, seufzen wir unter den harten Urtheilen. Wir sind unfähig, uns über sie zu erheben. Das führt mich auf einen Punkt, der mir wie Blei auf dem Herzen ruht. Ich will mich an Sie selbst, lieber Heinrich, mit

der Bitte wenden, mich mit Gelaſſenheit zu leſen, da ich zum erſten Mal eine zarte Saite in Ihrem Herzen berühre. Ich hatte Ihnen verſprochen, Ihnen Ihr Tagebuch zurückzuſenden und ſende es Ihnen — in Abſchrift! Das Original bleibt bei den Acten Ihres Proceſſes im Archive. Leider darf ich Ihnen nicht verſchweigen, daß von dieſem Tagebuche einige Dutzend Abſchriften exiſtiren. Sie machen in dieſem Augenblicke die Runde, ſind am Hofe und in den verſchiedenſten Kreiſen geleſen und geben von Neuem den Beleg, wie vorſichtig man mit dem geſchriebenen Worte umgehen, wie verſchwiegen man mit ſeinen Gedanken ſein muß. Das, lieber Heinrich, was Ihnen heilig und werth war, was Sie für ſpätere Jahre vielleicht zur Erinnerung in ſich verſchloſſen und ſelbſt nicht Henrietten geſtanden, iſt — Gemeingut geworden. Der todte Buchſtabe hat Leben bekommen, er hat Ihr ſchönes Geheimniß der Welt mitgetheilt. Es muß dies für Sie ſchmerzlich ſein. Wie unendlich viel ſchmerzlicher iſt aber die Thatſache, daß Conſtanze Dorneck durch dieſe von Ihren Richtern verübte Indiscre-

tion in eine sehr unangenehme Lage gerathen ist. Von der Welt angeklagt, als Verlobte des Grafen Schomburg mit Ihnen Vertraulichkeiten gehabt zu haben, ist dieser, erschreckt von den Folgen eines solchen Geredes, zurückgetreten. Constanze, die durch ihre Heirath, wenn sie zu Stande gekommen, geschützt und gesichert gewesen wäre, ist jetzt, wo sie sich löst, nur um so ärger compromittirt. Ich habe sie seit ihrer Ankunft in der Residenz noch nicht gesehen, höre aber von Bekannten, daß sie gebeugt und zum Erschrecken verlassen ist. Ihr Haus ist geschlossen. Niemand wagt es, sie aufzusuchen, seitdem die verwittwete Fürstin und ihre eigene Tante, die Baronin von Arthum, eine wahre Bannbulle gegen sie geschleudert haben. Sie soll weder das Theater, noch die Gesellschaft besuchen. Ihrem Vater begegnete ich neulich auf der Straße. Ich war erschreckt, ihn so verändert, so tödtlich blaß zu sehen. Hätte ich meinem Gefühle gefolgt, ich wäre längst zu Constanzen geeilt. Allein ich befinde mich in einer zarten Lage und weiß nicht, ob ich nicht abwarten muß, daß sie mich zu sich be-

ſcheidet. Wäre ſie katholiſch, ich würde ihr zum Kloſter rathen, ſo verzweiflungsvoll kommt mir ihre Lage vor. Das Kloſter iſt ein Aſyl gegen den Leumund, ein Aſyl gegen die Stürme, nach welchen kein Sonnenſchein mehr zu hoffen iſt. Ach! warum hat ſie meine warnende Stimme nicht damals gehört, als ich ſie bat, den außerordentlichen Weg, auf den ſie gerathen war, zu verlaſſen! Wäre ſie im Aeußern wenigſtens gewöhnlich und weiblich geblieben, ſo hätte die Welt ſie weniger ſtreng beurtheilt. Jetzt freilich möchte ich ſie beruhigen, ihr nicht von Glück, aber von Tugend, nicht von Stolz, aber von der Sanftmuth, nicht von der Stärke, aber von der Geduld reden. Ich möchte ihr klar machen, daß das Weib zum Leiden und zum Ertragen geboren iſt, daß die, die noch irdiſche Hoffnung hegt, nur auf Sand baut. Ich würde auch, indem ich das thäte, in Ihrem Sinne, für Sie handeln. Warum bin ich hier in meinem Zimmer wie feſtgebannt? Warum zittert mir Hand und Herz, wenn ich an dies Wiederſehen denke? Weil ich mich nicht ſchuldlos fühle, weil ich die

Gräfin Conſtanze mit Ihnen in Berührung gebracht habe. Ich hätte vorausſehen müſſen, daß Menſchen, wie Sie beide, nicht gleichgültig gegen einander ſein konnten, hätte ahnen ſollen, daß, ſo zart die Fäden auch geſponnen, ſo rein und ſchön dieſe Beziehung ſein durfte, es doch eine Beziehung ſein würde. Was aus der Gräfin Conſtanze unter dieſen Umſtänden werden wird, iſt mir nicht klar. Ihre Vergangenheit war Ehrgeiz, ihre Gegenwart muß ſehr öde ſein. Das Leben, was ihr zuweilen ſchön erſchien, hat ſich vor ihr entkleidet. Sie ſelbſt iſt ſicher geknickt, blaß und krank, das kohlſchwarze Haar mit jenen hie und da ſich verrathenden Silberfäden durchzogen, die einſt nach und nach das ganze Haupt bedecken, die Stirne von jener Linie zerſchnitten, die zuerſt nur wie von leichter Hand gezeichnet erſcheint, welche Hand aber ſpäter mit ſpitzigem Nagel ſich einſchreibt. Arme Conſtanze, wie verändert ſie ſein mag!

Verzeihen Sie, lieber Heinrich, daß ich Sie alſo betrübe. Verzeihe mir, Henriette, daß ich aus dem Tone der Liebe in den der Klage verfiel. Die

Bruſt war mir beklemmt. Ich mußte ſie frei haben. Ich habe mich ausgeſprochen. Wenn es Leiden giebt, die von Gott kommen, ſo giebt es deren viele, die durch uns ſelbſt herbeigeführt werden. Denken wir, daß die Gräfin Conſtanze die ihren verſchuldete. Hoffen wir für ſie.«

Als Alfred dieſen Brief mit ſorgenvollem Herzen auf die Poſt gebracht hatte, dachte er ſtill für ſich: »Ich habe ihnen doch wohl noch nicht Alles geſchrieben!«

3.

Die Sonne ſpiegelte ſich in den dunkelblauen Fluthen des Genferſee's. Das Dampfſchiff ſchoß wie ein Drache an den Orten Vevay, Lauſanne, Morges, Nyon, Rolle, vorüber. Ueberall tönte die Glocke, die die Paſſagiere zur Abfahrt und zur Ankunft ladet. Kleine Böte mit bunten Flaggen umſchwärmten die »Helvetia«. Bald waren es Reiſende, die mit Sack und Pack das Dampfſchiff

verließen, bald Luſtfahrer, die von Nyon nach Rolle von Morges nach Lauſanne wanderten. Die Savoyiſchen Gebirge hatten noch Schneeſpuren auf dem Rücken. Weiter nach Villeneuve hin, lehnte ſich Chillon mit ſeinen Erinnerungen an den Jorat, indeß ihm gegenüber die Felſen von Meillerie im Schatten lagen. Von Villeneuve nach Morges iſt die Fahrt auf dem Genferſee ein Epos. Weiter nach Genf hin verflachen ſich die Ufer an der Schweizerſeite und werden zur Idylle. An die Stelle hochaufgethürmter Felsſtücke, auf die der Landbewohner mühſam den Weinſtock pflanzt, treten grünende Wieſen und kleine Ortſchaften. Die mächtigen Kornfelder haben wie der See, der ſie umſpült, wellenartige Bewegungen. Gleich Seufzern läuft es am Ufer hin. Das fröhliche Leben des Dampfſchiffes macht, vorübergerauſcht, einer heiligen Stille Platz. Die Schatten der reichbelaubten Bäume, die hie und da weißſchimmernde Landhäuſer beſchirmen, werden greller. Die Vögel zwitſchern. Die unruhigen Lichtbewegungen bergen ſich unter Dämmerungsſchleier. Starkduftende Blumen ſaugen unbeweglich

den wonnevollen Thau ein. Die Berge glühen im Abendroth. Die Glocken der Ortſchaften tönen. Alles nimmt den Ausdruck der Andacht an. Wer in den mondhellen Nächten den Genferſee befährt, wird ihn anders als am Tage finden. Er hat dann etwas Geiſterartiges. Die Felſen ſtrecken ihre Häupter grauweiß in den Himmel hinein. Der Geiſt Gottes ſcheint hernieder ſteigen zu wollen. Der grünliche Rhone verwiſcht ſich im blauen Waſſer des See's. Die Städte, die Ländereien, die Wälder und kleinen Inſeln, die Hütten und Häuſer verlieren ſich in blauen Umriſſen. Wie Titanen, die Gottes Zorn zerſchmettert hat, ſo zacken ſich die Savoyiſchen Gebirge am Horizont aus. Wenn dann der Morgen anzubrechen beginnt, ſinken die Sterne einzeln in den See. Der Tag zeigt ſich noch nicht und doch zittert ſchon ein ſilberner Schleier am Himmel. Hesperus auf der einen, der Bär auf der andern Seite, ſcheinen auf die ſchwärzliche Erde zu ſteigen und ſie in Flammen ſetzen zu wollen. Aber plötzlich erhebt ſich die Sonne, gleitet auf die Bergrücken, ſäumt und erhellt die Wäl-

der und Fernen. Ha, wie es da lodert und glüht! Wie die Felsen Leben und der See Bewegung gewinnen! Wie die Morgenwinde die Sonnenstrahlen tanzen und zittern machen! Es erhebt sich eine Landschaft, anders in der Morgen- anders in der Mittags-, anders in der Abendbeleuchtung. Am schönsten am Morgen, wo sie das jugendliche Bild der Reinheit zeigt. Später giebt sie den Eindruck der leidenschaftlichen Jugend oder des sich zur Ruhe neigenden Alters. Immer aber ist sie schön genug, um die Güte des Schöpfers zu preisen. Wer könnte diese unendliche Verschiedenheit, diese ewige Bewegung im ewigen Stillstand beschreiben? Kein Tag gleicht dem andern, keine Stunde der andern. Die Gesetze des grossen Ganzen haben zwar die Ordnung und Unwandelbarkeit zur Basis, aber zugleich umfassen sie in unerschöpflichen Varianten die unendliche Thätigkeit. Von den Sternen bis zu den Bergen, von dem Sandkorn bis zum menschlichen Antlitz, von der Welle bis zum Grashalm, ist Alles in bestimmte Form gezwängt und doch tausendfach verschieden. Wer hat zwei gleiche Seen, zwei gleiche Sonnen-

auf- oder Untergänge geſehen? In weſſen Seele hat ſich nicht einmal wenigſtens das große Schauſpiel der Natur aufgeſtellt und ihn aus dem Kreiſe egoiſtiſcher Individualität in jenes Meer der Liebe getragen, die jedes Herz bewegt? Dir ward dieſes große Glück vielleicht in den norwegiſchen Felſen; Dir vielleicht unter dem italieniſchen Himmel, mir — im Angeſicht des Montblancs, am Genferſee.

Hinter Rolle erhebt ſich ein mäßiger Hügel, an den ſich ein ungeheures Gebäude, ein ehemaliges Magazin lehnt. Von geſchäftigen Arbeitern umringt, die Material aller Art herbeiſchaffen, ſollte es jetzt gerade zu Wohnungen eingerichtet werden. Der Bau nahte ſich ſeinem Ende. Die Einwohner Rolle's ſahen nicht ohne Neugierde dieſe geſchäftigen Hände, die in kurzer Zeit aus einem verfallenen Speicher ein freundliches Haus geſchaffen hatten. Sie fragten ſich, wer dieſes Wunder vollführt habe und wieſen auf einen blaſſen, kränklichen Mann, der mit blitzenden, faſt fieberhaften Augen das Ganze überwachte. Das war Heinrich Bur-

kart, der durch den Verkauf seines Eigenthums zu einem kleinen Capital gelangt war, dieses durch Actien vermehrt hatte und, da er einigen Capitalisten Vertrauen durch längst bewiesene Rechtlichkeit einflößte, sich im Besitz von Mitteln sah, die ihn in den Stand setzten, etwas Außerordentliches auszuführen. Er war mehr denn je wieder in socialistische Fragen, aber von einem höheren Standpunkte vertieft, mehr denn je wandte sich Wille und Kraft dahin, wo er das Wohl Leidender, dem Elend Verfallender fördern, sie unterrichten, sie in ihren eigenen Augen zu erheben gedachte. Daß dieser Zweck durch Gegenseitigkeit zu erfüllen sei, daß vereinte Kräfte unendlich viel und einzelne Nichts vermögen, war ihm um so klarer, als sein Verein ihm schon früher die Licht- und Schattenseite dieses Unternehmens gezeigt und ihm Fehler zu vermeiden gelehrt hatte. Seine Verhaftung hatte ihm Zeit zum Nachdenken gegeben. Als er aus dem Gefängniß durch Alfred's Beredtsamkeit sich befreit sah, war es sogleich sein Streben gewesen, die einmal angefangene Lebensaufgabe fortzusetzen. »Ich hatte,«

ſagte er nach ſeinem Wiederſehen mit Henrietten und während der Reiſe nach der Schweiz, »ich hatte trotz der düſteren Wände und der mich umgebenden Eiſenſtäbe Stunden des Glücks, die ich nicht genug preiſen kann. Sonſt, weißt Du, wünſchte ich mir oft Einſamkeit. Hier fand ich endlich die ſo erſehnte, die ſo wohlthätige Stille. Ich empfand jene ſüße Müdigkeit, die der Anſtrengung und dem Alpdrücken, den vollgefüllten Tagen zerreißender Thätigkeit, den fieberhaften Nächten voll zerwühlender Bilder folgt. Ich hatte Zeit, mich zu faſſen, Zeit Perſpective zu gewinnen. Meine Irrthümer lagen unverſchleiert vor mir. Sie zu verbeſſern, die einmal begonnene Pilgerſchaft bis an's Ende durchzuführen, das war das Gelübde, das ich ablegte. Ruhe thut wohl, aber wir dürfen und ſollen uns ihr nicht unbedingt hingeben. Sie darf uns eine grünende Oaſis in der Wüſte, ein Vorſchmack des Himmels ſein, aber nicht zur Heimath werden. Unſer Ziel iſt das Vaterland, ſind die leidenden Brüder . . . . .«

Mit dieſen Gedanken betrat er die Schweiz. In Zürich, Bern, Lauſanne, überall fand er com-

muniſtiſche und meiſt verdorbene Elemente, ſammelte, einigte, reinigte ſie. Er beſchloß eine Fabrik, und in der Fabrik einen Verein zu bilden. Bei Rolle kaufte er für ſich ein reizend gelegenes kleines Landhaus, deſſen Balkon mit Weinlaub behängt, auf den See ging und am Fuße deſſelben ein altes verlaſſenes Gebäude, das er zur Fabrik umgeſtaltete. Er ſagte oft mitten in ſeinen Anordnungen zu Henriette, die nicht minder thätig, als er war, daß die Klaſſe der Arbeiter zu ihrem Glücke gezwungen werden müſſe. Er ließ gemeinſchaftliche Wohnungen zu äußerſt billigen Preiſen einrichten, ließ überall bekannt machen, daß der Handwerker bei ihm Arbeit und Unterkommen, nicht allein für den Augenblick, ſondern für ſo lange finden würde, als ſich Wege des Abſatzes fänden. Er wollte ganze Familien zu ſich nehmen, wollte ihnen beweiſen, daß durch ordentliches Benehmen, durch vernünftig vertheilte Kräfte, durch fortgeſetzte Arbeit ein Jeder unter ihnen, Weib, Mann oder Kind, glücklich ſein könne. Durch eine Sparkaſſe ſicherte er ihnen eine ruhige Zukunft;

leitete er Alles so ein, daß die Frauen theilweise die Versorgung der Küche und Wäsche, die Kinder die Handlanger der Frauen in ihre Freistunden sein durften. Nebenbei trug er sich mit der Errichtung einer Schule, in der sogar Musik gelehrt werden sollte. Und alle diese Pläne beschäftigten ihn so, daß Henriette von seinem inneren Glücke, von dieser steten, ihn bewegenden Heiterkeit, wie angestrahlt war. Die Trennung von Alfred, so bitter im Anfange, trat durch den Gedanken, daß er Heinrich's Retter geworden, in den Hintergrund. Was ihr das Heiligste war, das war ihres Bruders Freiheit. Sie dankte sie ihrem Geliebten. Dieser Begriff schmolz mit dem Gedanken an Alfred zusammen, daß sie gleichsam in seiner gefühlten Nähe, im Angesichte ihrer Liebeserinnerungen stets lebte, als sei er wirklich bei und mit ihr. Sie hatte ihn nun einmal in sich geschlossen; dazu genoß sie die Wonne, von Heinrich auf den Händen getragen zu werden. Wenn er nur im Entferntesten einen Wunsch sich in ihr regen sah, so war er glücklich, ihn erfüllen zu dürfen. Wie aus einem

vollgefüllten Blumenhorn, so schüttete er ihr die Gaben seiner Liebe in den Schooß. Auch besprach er Alles mit ihr. Einmal war ein Bettelmönch aus den katholischen Cantonen bei ihnen eingekehrt, an dessen Erscheinung Heinrich die Reflexion knüpfte, daß zwar das Leben in Gott eine beglückende Existenz sein, dennoch aber das Gemüth nicht ganz befriedigen könne. »Wenn ein Geschöpf aus der Naturordnung, die das Familienleben gebeut, scheiden muß, so leidet es,« sagte er Henrietten, als der Mönch hinter einem Baume verschwand. »Zwar hat es Gottes Schooß, um sich zu ihm zu flüchten; allein klein, wie das Geschöpf ist, fühlt es sich in dieser Unendlichkeit wie verloren und zerstört. Zuweilen ja, da muß das Leben mit Gott eine himmlische Berauschung sein, doch es sind kurze, flüchtige Augenblicke, Augenblicke, die den Menschen zum Engel werden und ihn dann wieder zurück auf die Erde sinken lassen, auf daß er im Schweiße seines Angesichts sein hartes Schicksal bis an's Ende trage.«

Von diesen Betrachtungen kam er auf Alfred

und Henriette. Durch die ihm obliegende Verpflichtung der Dankbarkeit weich gemacht, äußerte er sich dahin, daß ihm die früher gegen Alfred gehegten Vorurtheile schmerzlich seien, daß er im Gedanken ihm das Beste, was er besitze, als Sühne zu geben, Trost und Beruhigung fände, daß er, indem er ihm Henriette anvertraue, das Höchste für ihn thue, was er thun könne.

Wenn die Geschwister im Glanze der Abendsonne auf ihrem weinumrankten Balkon saßen, Heinrich ermüdet den Blick in die Ferne richtete und Henriette in ihm und ihrer Liebe für ihn aufzugehen schien, dann rief er zuweilen: »Gott ist nicht allein groß, er ist auch gut. Giebt er doch den Menschen zarte, starke, ausschließende Neigungen. Er will, daß diese den Charakter der Größe und Gerechtigkeit an sich tragen, auf daß sie sich der himmlischen Liebe nahen, sie erreichen und deswegen eben nicht allzusehr verkörpern: aber er will auch, daß die Gesetze ihnen zu Hülfe kommen, daß sich in ihnen Freiheit und Fortschritt entwickele. Wie traurig sieht schon deswegen unser Jahrhun-

dert aus, da ſich die heiligen Geheimniſſe der Ehe im Sumpfe der Sünde verlieren, da die Leidenſchaften glühend, ja verderblich werden. Die Liebe iſt jetzt leider nur allzuoft ein Champagnerrauſch, die Ehe ein Handel, die Familienpflichten eine Galeerenarbeit!«

Sah ihn Henriette bei ſolchen und ähnlichen Reden bittend und wie troſtbedürftig an, dann lächelte er ſchwermüthig, drückte ſie an ſich und rief: »Hoffe, glaube. Vertraue Alfred, deſſen Gewohnheiten und Erziehung zwar verſchieden von uns ſind, deſſen Liebe aber ausgleichen und verſöhnen wird. Das Weib iſt nun einmal dazu berufen, ihre Intereſſen aufzuopfern und einen Weg der Hingebung zu gehen, deſſen Compenſation kaum von Seiten des Mannes anzunehmen iſt: denn der Mann gehört zuerſt dem Staate und dann der Frau, indeß die Frau einzig und allein dem Manne gehört. Man ſagt ſo gemeiniglich, daß das Weib keiner Philoſophie bedürfe. Wie, wenn ich Dir nun in allem Ernſte auseinanderſetzen wollte, daß dieſe Wiſſenſchaft, im Falle ſie die Ausübung einer that-

kräftigen Tugend in ſich ſchließt, gerade diejenige iſt, die Deinem Geſchlechte vorzugsweiſe geöffnet ſein müßte? Viele Männer haben durch Herrſchſucht und Härte die Ehe unmöglich, und wenn auch das nicht, wenigſtens unerträglich gemacht. Woher dieſer Irrthum? Daher, daß die Frauen unbillige Anſprüche machen. Suche Deinen Verſtand durch gute und ernſte Lectüre zu ſchärfen. Findeſt Du zuweilen, daß Deine Fähigkeiten ermüden, ſo wiſſe, daß das mehr Ungewohnheit als Unvermögen iſt. In der Regel erhalten die Frauen eine ſchlechte Erziehung. Dies zeigt am meiſten die Tyrannei unſeres Geſchlechts, das nach und nach eine gewiſſe Stumpfheit bloß deswegen eingeführt hat, um ſie dann als göttliche und ewige Regel auszugeben. Als wenn nicht Herrſchen tauſendfach ſchwerer als Gehorchen wäre! Ich ſage das für Dich, denn ich ..... ich bin nun einmal beſtimmt, allein zu bleiben.«

»Aber warum?« wandte Henriette ſchüchtern ein. »Warum willſt Du einſam bleiben?«

Er zeigte mit der Hand nach der Fabrik. »Dort

iſt meine Familie, meine Heimath,« ſagte er freundlich. »Dort iſt auch meine Zukunft. Laß es nun gut ſein.« Er nahm ſeinen Hut, wie er bei dergleichen ihn aufregenden Geſprächen zu thun pflegte, fragte Henriette, ob ſie ihn nach Rolle begleiten wollte, und wie ſie aufſprang und ihren Shawl holte, um mit ihm zu gehen, ſah Alles ſo heiter und lebensfriſch aus, daß wohl Niemand die verborgenen Schmerzen dieſer Menſchen geahnt haben würde. Der Abend war wundervoll. Die Sonne loderte hinter einem grünen Vorhange von Pappeln auf. Der See ſah wie ein tiefblaues, weitausgebreitetes Tuch aus. Henriette hatte ſich an Heinrich's Arm gehängt, ſang und plauderte, um ihn zu zerſtreuen; da kam der Poſtbote auf ſie zu und reichte ihr jenen Brief von Alfred. Henriette hatte ihn ſchon längſt erwartet. Wie er in ihrer Hand lag und ihr das Blut heiß und hüpfend durch die Adern zum Herzen ſchoß, war es ihr, als wankten die Berge und Felſen um ſie. Sie mußte ſich unter einen Baum ſetzen. Ihr ſtürzten Thränen raſch und glühend aus den Augen,

dann öffnete ſie den Brief, indeß Heinrich ſeitwärts trat und in den See ſah. Wie ſie an die Stelle im Briefe kam, wo von Heinrich die Rede war, rief ſie ihn, froh, ihn Theil an ihrer Freude nehmen zu laſſen. Er kam auch gleich. »Da ſteht etwas für Dich,« ſagte ſie arglos und gab ihm das Blatt. Aber wie erſchrak ſie, als ſie ihn erbleichen, ſich an den Baum halten, faſt ſinken ſah. »Was iſt geſchehen,« rief ſie zitternd, »was ſchreibt Alfred?«

»Daß ich Conſtanze getödtet habe,« entgegnete Heinrich tonlos.

Henriette ſah Heinrich's Antlitz krampfhaft zucken, hörte, wie ſeine Zähne fiebernd aneinander ſchlugen, bemerkte das Zittern ſeiner Hände, das ſich dann zeigte, wenn ſein Herz in Convulſionen lag. »Heinrich, was ſagſt Du?« rief ſie nochmals ängſtlich.

Er ſah ſie mit trocknen Lippen und ſtarren Augen an, reichte ihr Alfred's Brief und ſagte kurz: »Da, lies!«

Sie las. Als ſie geendet hatte, den Mund öff-

nen und reden wollte, nahm er den Brief, faltete ihn zusammen und rief schmerzlich bewegt: »Still! Kein Wort! Keine Frage!« — Dann ging er stumm nach Hause, verschloß sich in sein Zimmer und erschien erst Tages darauf in einer Haltung, die von einer schwererrungenen Selbstbeherrschung zeugte. Nachmittags gab er Henrietten einen Brief an Alfred. Er war offen; sie las ihn.

»Lieber Alfred,« schrieb Heinrich. »Ich habe einiger Stunden bedurft, um mich in dem Unrechte, das ich unwissend an der Gräfin Dorneck begangen habe, zurecht zu finden. Das, was Sie mir darüber mittheilen, das entsetzliche Gefühl, bei aller Willenskraft nicht helfen zu können, ja nicht einmal helfen zu *dürfen*, ist so niederdrückend, daß ich beim Empfange Ihres Briefes einen Augenblick der tiefsten Verzweiflung erduldet habe. Aber was helfen meine mir selbst gemachten Vorwürfe, meine mich bis in's innere Mark erschütternden Betrachtungen? All' mein Blut würde nicht hinreichen, nur eine von Constanzens Thränen zu trocknen. Das, was sich in diesem Moment in mir

zuſammendrängt, iſt der Gedanke, daß ich Conſtanzen eine Ehrenerklärung ſchuldig bin und ſie ihr nicht geben kann. Mir bricht in Wahrheit das Herz vor dieſem ariſtokratiſchen Unglücke und meinem bürgerlichen Unvermögen. Wenn ein Scorpion ſein Gift in die Wunde läßt, ſo heilt man ſie, indem man den Scorpion auf der Wunde zerdrückt, und ich, was vermag ich? Sie begreifen, lieber Alfred, daß das eine verzweiflungsvolle Lage iſt. Kommen Sie mir auch hierin wenigſtens ſo weit zur Hülfe, daß Sie zur Gräfin Conſtanze gehen, ihr mein Tagebuch und dieſen Brief mittheilen, ſie entſcheiden laſſen, ob ich in dem Maße, wie die Welt und vielleicht ſie ſelbſt glaubt, ſchuldig bin? Was an dieſem Schritte unzart oder kühn ſein kann, mag das Herz entſchuldigen. Sagen Sie der Gräfin, daß mein Leben ihr gehört, daß ich troſtlos über das Vorgefallene, troſtlos darüber bin, die unſchuldige Veranlaſſung dieſes Unglücks zu ſein. Fände ſich doch irgend ein guter Geiſt, der das herrliche Weſen ſtärkte, der frei genug wäre, ſie über die erlittene Unbilligkeit erhe-

ben zu können! Wie wollte ich den Mann, der meine Stelle bei ihr vertreten darf, segnen! Bis dahin werde ich nicht leben, kaum athmen. Schon jetzt verlaufen ſich die Gedanken in mir Grau in Grau, kühl und hohl. Mein Schiff iſt, wie in der Windſtille, ich drehe mich im Kreiſe, ohne vorwärts zu kommen. Von ſolchen Kolbenſchlägen des Schickſals erholt man ſich nicht mehr. Ich fühle mich gebrochen. Denken, daß das, was man liebt, elend durch uns ward — es iſt zu bitter!-

Der Brief ging in dieſem Tone fort. Heinrich hatte ein ſo gewaltiges Bedürfniß, in Alfred's Bruſt ſeine Schmerzen zu ſchütten, daß er den, den er als das einzige Band zwiſchen ſich und Conſtanzen betrachtete, tief in ſein Inneres blicken ließ. Er verſchwieg ihm Nichts. Nicht ſeine ihn niederwerfende Ohnmacht, nicht Conſtanzens ſich gleichbleibende wohlwollende Kälte ihm gegenüber.

Verlaſſen wir den Schauplatz dieſer Schmerzen und kehren nach Deutſchland zurück.

Als Alfred den Brief empfing, gerieth er in eine gewaltige Bewegung. Der Gedanke, Con-

ſtanze wieder zu ſehen, mit ihr Saiten, wie dieſe, berühren zu ſollen, erſchütterte ihn tief. Dann griff er zur Feder, ſchrieb ihr einige flüchtige Worte, fragte, ob er kommen dürfe, und wie ſie auf der Stelle durch den Ueberbringer ihm mündlich ſagen ließ, daß ſie ihn erwarte, hatte er nun auch nichts Eiligeres zu thun, als früheres Verſäumniß durch endliches Gutmachen nachzuholen. Beklommen ſtieg er die Treppe hinauf. Beklommen trat er bei ihr ein. Sie wollte ihm raſch entgegengehen: allein an der Verwirrung, die über ſie kam, an dem feuchten Glanze ihrer Augen verrieth ſie das innere Ergriffenſein, ſagte ſie ihm auch ohne Worte, daß ſie gelitten, und daß ſie ihn nicht vergeſſen hatte. Einen Augenblick ſtanden ſich dieſe beiden Menſchen ſtumm gegenüber. Dann fühlte Alfred die Nothwendigkeit einer Einleitung für das, was er ihr auf Heinrich Bezügliches zu ſagen hatte, und doch konnte er nichts Anderes, als ein: »Wie krank Sie ausſehen!« hervorbringen.

Sie lächelte ſchmerzlich. Ihre großen ruhigen Augen hatten etwas Unbewegliches. Ihr Athem

war leise; ihre schneeweißen Hände, eine über die andere gelegt, deuteten auf Ermattung. Sie war schöner denn je, zwar blaß wie der Tod, aber jugendlich und zart, ein eigenthümliches Wesen: im Innern leidenschaftlich und äußerlich unbeweg-bar. Auch schien der gekränkte Stolz so sich in sie hineingegraben zu haben, daß er fast Ruhe ge-worden war. Es schien, als wenn die Gedanken an persönliches Glück mit gewaltiger Stärke von ihr fortgetrieben seien und einer sichern Lebensanschauung Platz gemacht hätten.

Als Alfred sie so sah, er der sich eingebildet hatte, sie von aller Größe entblößt zu treffen, konnte er sich einer lebhaften Rührung, einer seltsamen Gemüthsbewegung nicht erwehren. Sechs Monate anscheinenden Vergessens waren urplötzlich aus sei-ner Seele verwischt. Was er früher an ihr be-wundert hatte, geistige und körperliche Schönheit, umgab Constanze nach wie vor, ja es hatte sich zu ihr Sanftmuth und Duldsamkeit gesellt. Wie hätte es ihn nicht rühren sollen, daß sie sich lang-sam mit der Hand über die Stirne strich, gleich-

sam als wollte sie eine Täuschung scheuchen, ihn dann mit einem schwermüthigen Blicke ansah und freundlich fragte:

„Sie hatten mir Etwas mitzutheilen!“ Er faßte sich gewaltsam und zog Heinrich's Brief und Tagebuch heraus. „Ein unglücklicher Freund . . .“ begann er stockend.

Sie fiel ihm in die Rede. „Ich weiß, von wem Sie sprechen wollen, ersparen Sie mir . . . Erläuterungen . . .“

Sie verstummte. Alfred hatte sich indeß gesammelt. „Sie müssen mich hören,“ rief er, „müssen Heinrich's Vertheidigung hören. Wie könnten so viele um Sie erduldete Schmerzen, so viele Angst, so große Anstrengungen Sie unempfindlich lassen! Lesen Sie seinen Brief an mich, sein Tagebuch, urtheilen Sie selbst, ob er und wie er schuldig ist!“

Er sah sie besorgt an. Sie antwortete ihm nicht. „Sagen Sie mir, was Sie empfinden,“ rief er. „Erklären Sie mir Ihr Gefühl. Ist es Haß!“

»Weder Haß, noch Verachtung. Heinrich Burkart exiſtirt nicht für mich. Höchſtens daß ich das Andenken an ihn wie ein Bild anſehe, das ihm nicht gleicht« — entgegnete ſie ſanft.

»Machen Sie ſich nicht ſtärker, als Sie ſind?« fragte Alfred theilnehmend.

»Nein,« ſagte ſie lieblich. »Denn ich geſtehe, daß ich traurig bin.«

»Arme Conſtanze,« ſeufzte er unwillkürlich.

»Ja, arm!« rief ſie lebhaft. »Und doch reich,« ſetzte ſie hinzu, »reich, weil ich das Bewußtſein, nicht Unrecht gethan zu haben, in mir trage. Glauben Sie mir, Augenblicke wie die, die hinter mir liegen, beweiſen recht eigentlich, daß es einen Gott für die Unglücklichen und ein Verſtändniß heiliger Freuden für die ergebenen Gemüther giebt.«

»Aber dieſe Ergebung hindert Sie nicht, zu leiden?« wandte Alfred ein.

»Ich ſehe,« entgegnete ſie freundlich, »daß dieſe Stunde feierlicher und entſcheidender, als es mir lieb iſt, zu werden droht. Hat das Schickſal zugelaſſen, daß die Gleichgültigen über mich ur-

theilen, wie ſollte ich mich ſträuben, einen Freund tiefer in mich blicken zu laſſen. Sie haben in früheren Geſprächen mit mir meine Richtung und namentlich meinen Stolz bekämpft. Sie haben mir oft vorausgeſagt, daß das nicht zum Glücke führe. Soll ich aufrichtig ſein, ſo muß ich ſagen, daß Stolz viel weniger mein Unglück ausmacht, als jene Abweſenheit wahrhafter Herzensneigung, die mich hier umgiebt.«

Sie ſprach das mit tiefem Ernſt. Alfred hörte ihr gelaſſen zu. Dann kam er auf Heinrich zurück und fragte: »Ob er ihr Brief und Tagebuch laſſen ſolle?«

»Ja,« entgegnete ſie und reichte ihm ihre Hand. »Aber ich muß beides eine längere Zeit behalten können. Ich gehe Morgen mit meinem Vater auf unſere Güter. Hier habe ich weder Zeit noch Sammlung zum Leſen. Alſo dort . . .«

Alfred war damit einverſtanden. »Sie werden mir ſchreiben,« bat er theilnehmend. »Aufrichtig und wahr ſchreiben. Ich werde auf dieſen Brief warten müſſen, ehe ich Heinrich antworte, da ich

ihm gern, sehr gern Ihre Vergebung schicken möchte.«

»Ich muß mich besinnen,« sagte sie sanft. »Ich habe den Wunsch, das Rechte zu thun.«

Constanze reiste auf's Land. Alfred umwebte wieder das Netz seiner einförmigen, fast martern=den Geschäfte. Er lebte ausschließlich seinen Ar=beiten, fand, daß sie ihn erdrückten, hatte Zeit, manche Parallele zwischen Sonst und Jetzt zu zie=hen und fühlte sich öde und kühl. Da kam ein Brief von Graf Dorneck mit der dringenden Auf=forderung, zu ihm auf's Land, einiger wichtigen Geschäfte wegen, für die er einen geschickten Rechts=gelehrten brauche, zu reisen. Die Bedingungen, die er ihm stellte, waren vortheilhaft: Constanze hatte mit einigen leichten Federstrichen zu dem Briefe ihres Vaters eine Beschreibung der Gegend, in der sie wohnte und die Bemerkung hinzugefügt, daß Alfred dort malen und sich vom Actenstaube erholen könne.«

Die Residenz war in dieser Jahreszeit traurig. Rund herum sah das Land wie eine Wüste, öde

und grau aus. Es erwachte in ihm wieder die alte Sehnsucht nach einer poetischen Natur, nach duftender, leuchtender Scenerie, nach hoch aufstrebenden Bäumen, nach plätscherndem Wasser, nach purpurgoldenen und rosigen Himmelsfarben. Er mußte sich träumerisch die Situation auf dem Lande, an Constanzens Seite, ihre ernsten Sitten, ihre Liebe zur Pracht und Stille, ihre liebenswürdigen, weiblichen Gewohnheiten ausmalen. Wie Zauberformeln schwebten ihm mannichfache, anregende Gespräche mit ihr vor. Seine Gegenwart war dumpf und stumpf. Er fühlte sich schmachtend nach Verständniß, nach Zuspruch: er dürstete nach Freude, nach neuen Eindrücken. Das Alles fand er bei Constanzen. Hätte er nicht einen unnatürlichen Stoicismus üben müssen, wenn er in der Stadt, selbst in den Ferien blieb? Matter war er sich in seinem Leben nicht als jetzt vorgekommen. Henriette war ihm fern, fast . . . fremd. Schon seit einigen Monaten hatte er mit Schmerz empfunden, daß die Trennung, daß die Zeit und die vielfachen täglichen Anforderungen ihn nicht unberührt gelas-

sen hatten. Henriette war ihm werth, sehr werth, aber die Gegenwart hatte ihr unbestrittenes Recht. Er dachte täglich daran, wie heiß er sie geliebt, und dachte doch nicht immer, daß sie lebe, an ihn glaube, auf ihn hoffe. Dieser langsame und heimliche Krieg, den er seit einem ganzen Jahre mit der Welt und ihren Vorurtheilen geführt hatte, ermüdete ihn. Die Kunst übte wieder ihre stille Macht über ihn aus; sie kam, ihm gaukelnde Bilder bis in den Traum vorzuspiegeln. Was er an idealischer Anschauung in sich trug, brach sich wieder Bahn. Wie war doch seit einem Jahre sein Leben zwischen einem hochfahrenden Wunsche und einer abtödtenden Wirklichkeit getheilt gewesen! Henriettens treue Liebe, ihr heiliges Vertrauen reizten ihn. Unzufrieden mit sich, verstimmt durch mannichfache Geschäfte, hatte er das Gefühl, als müsse er in dieser verflachten Gewöhnlichkeit mit versinken. Er schwamm wahrhaft in einem Meere trüber Erinnerungen. An Erfahrungen und Warnungen hatte es nicht gefehlt; das, was ihm früher wichtig gewesen war, zerfiel vor ihm in Staub;

das Unwichtige gewann wieder Körper. Er glaubte endlich ehrlich und wahr, vielleicht aus Selbsttäuschung, aus Aufregung und Ungeduld, daß seine Reise zum Grafen Dorneck geistig und körperlich ihm gleich nothwendig wäre, packte also seine Geräthschaften und war eben im Begriff, in einen Fiacre zu springen und zur Schnellpost zu fahren, als Baron Winterfeld zu ihm trat.

»Reisefertig?« fragte er verwundert.

Alfred nickte verlegen. Dann sagte er: »Ich reise auf's Land.«

»Auf Ihre Güter?« rief Winterfeld lachend.

»Nein, aber auf die Güter des Grafen Dorneck.«

»Zur Gräfin Constanze?«

»Zur Gräfin Constanze,« antwortete Alfred und schwang sich in den Wagen.

»Wissen Sie, daß Graf Schomburg verheirathet ist?«

Es glitt eine lebhafte Röthe über Alfred's Gesicht. »Ich weiß,« sagte er leicht, drückte Winterfeld abschiednehmend die Hand und fuhr zur Schnellpost einer Zukunft entgegen, die Nieman-

den mehr überraschen konnte, als ihn selbst, die aber nothwendig vorgezeichnet war vom Geschick und eben so nothwendig von den Charakteren, die wir schilderten.

4.

Es war Nachmittags, als Alfred von dem Schlosse des Grafen Dorneck anlangte, von dessen Diener empfangen, in die bereitstehenden Zimmer geführt und später erst bei ihm selbst gemeldet wurde. Schon eine Stunde vor seiner Ankunft war er angenehm durch einen breiten Strom zwischen fruchtbaren Wiesen, durch sich erhebende Hügel und reichen Baumwuchs angeregt worden. Der Anblick des Schlosses war ernsterer, aber nicht unerfreulicher Art. Von rothem Sandstein aufgeführt, mit einigen gothischen Thürmen versehen, von Epheu umrankt, das an dem Gemäuer, bis an die Fenster und darüber hinaus fast an das breite Dach stieß, mit Balkons und Nischen, steinernen Rittern und künstlich gearbeiteten Dachrin-

nen geschmückt, hatte es ein halb klösterliches, halb herrschaftliches Ansehen. Vor und hinter dem Schlosse breiteten sich Rasen mit Blumen untermischt aus. In der nahen Ferne schloß sich der Park an die Wirthschaftsgebäude an, ragten chinesische Tempel neben künstlichen Ruinen hervor.

Das Zimmer, in dem Graf Dorneck Alfred empfing, war alterthümlich genug. Mit von der Zeit geschwärzten Eichenholz belegt, am Gesims mit Schnitzarbeit geziert, war es mit einigen hundert Familienbildern versehen, die bald groß, bald klein, bald heiter, bald ernst, in Harnisch, oder im Reifrock gepudert und bezopft, mehr als drei Jahrhunderten angehörten und nicht ohne Spott auf das lebende Geschlecht mit seinen Ameisenangelegenheiten herabzusehen schienen. Nach den ersten Begrüßungen, die von Seiten des Grafen Dorneck sehr zuvorkommend und von Seiten Alfred's etwas befangen waren, ging der Graf Dorneck gleich in die nicht wenig verwickelten Geschäfte seiner Güter ein, machte Alfred mit dem, was er

wiſſen mußte, bekannt und führte ihn dann zu Conſtanze, die von ihrem Vater entfernt, einen der Schloßflügel nach der Mittagsſeite hin einnahm und ſich ihn beſtmöglichſt modern, das heißt, bewohnbar gemacht hatte. Ihre Zimmer, zu ebener Erde gelegen, führten in einen kleinen, von großen Orangenſtämmen begrenzten Garten, der voll der herrlichſten Blumen war. Zwiſchen den Orangen-, Eichen- und Tulpenbäumen konnte Conſtanze von hier in die Ferne, auf den breit ſich hinziehenden Fluß, auf das fruchtbare mit blauen Bergen umzogene Thal blicken. Vielleicht, daß ſie deswegen ſich dieſen Theil des Schloſſes zur Wohnung gewählt, vielleicht auch, daß die tiefe Stille und Einſamkeit von dieſer Seite her ſie angeſprochen hatte. Sie war, wie ſonſt, umgeben von Büchern, von ihrer Harfe, von Bildern. Dennoch hatte der Ausdruck ihres Geſichts einen andern Charakter bekommen. Wie hieß das Gefühl, das ihr das Haupt ſenkte, ihren Gang ſchleppend, ihre Sprache leiſe machte? War's Traurigkeit? War's das Rauſchen des Waſſers, der Abendgeſang der

Vögel, die Sonnenſtrahlen, die golden an den Orangen zitterten?

Alfred war dieſe ſichtliche Veränderung ſchon in der Stadt nicht entgangen, wie viel mehr mußte ſie ihm hier in der ländlichen Zurückgezogenheit fühlbar werden! Conſtanze kam ihm erfreuet, faſt kindlich ſchüchtern entgegen, reichte ihm die Hand und rief: »Wie freue ich mich, Sie wiederzuſehen! Ich habe Sie ungeduldig erwartet.«

Das und ſo vieles Andere hätte ſie weder in der Reſidenz, noch in der Provinzſtadt, weder vor ſeinen Bildern, noch je in ihren Geſprächen mit ihm geſagt. Es rührte ihn, daß dies ſchöne ſtolze, kalte Weſen, vom Schmerze durchwärmt, weiblich geworden war. Mit dem Schleier, den ihr die bittere Erfahrung von den Augen hinweggenommen hatte, waren dieſe ſanfter, anmuthiger geworden. »Es mußte ſo kommen,« ſagte ſie ſich in Thränen, »ſo in Schmerzen ſollte ich die Wahrheit und den Frieden finden.« Mit dem Leben auf dem Lande kam ihr eine gewiſſe Heiterkeit, weil ſie ſich mit Gewalt in äußere Thätigkeit, in

Fürsorge für die Leidenden, in Nachsicht und Barmherzigkeit warf. Alles was sie selbst entbehrte, gönnte und bereitete sie Anderen. Sie ritt mit ihrem Vater weit in die Felder und Dörfer umher; sie erkundigte sich nach den Kranken und Armen, sie wußte, mit Hinzuziehung fremder Erfahrung überall Rathschläge, Hülfe und Trost zu bringen. Ihre Zeit war übervoll. Sie hatte keine Stunden zum Träumen, denn sie bedurfte ihrer zum Handeln. Doch — den Tagen folgten Abende, den Abenden Nächte. Da änderte sich die Stimmung. Da war sie allein mit sich, da kamen die Schrecken der Vergangenheit, da schrie sie laut auf und rief: »Aber in die Welt, die mich zerfleischt, kann ich nicht zurück.«

Wie Alfred anlangte, ging ihr ein neues Leben auf. Sie hatte in den letzten Monaten zu lebhaft die Nothwendigkeit eines Schutzes und einer Anlehnung empfunden, um nicht den Freund mit offnen Armen zu empfangen. In dem Augenblick, wo er bei ihr eintrat, fühlte sie sich glücklich durch den Gedanken, daß er da sei, weil Al-

fred den Bedürfnissen ihres Gemüths, der Zartheit ihres Idealitätssinnes, der Thätigkeit ihres Verstandes entsprach. Dadurch, daß er sich ihr gegenüber theilnehmend und achtungsvoll gezeigt, hatte sie sich unbefangen und frei gefühlt. Ja, sie ging so weit, ihn für ihren geistigen Bruder, für einen Menschen zu halten, mit dem sie Alles besprechen, Alles berühren könnte. Mit der ihr eigenen Lieblichkeit und der Ueberzeugung, daß sie unfehlbar im Innern sei, errichtete sie einen Schlagbaum zwischen ihm und sich, warf einen Schleier darüber, um sich jede Gefahr zu verheimlichen und rief dann triumphirend: »Dies Terrain ist mein. Hier kann ich schalten und walten, wie ich will!«

Gleich in den ersten Tagen seines Aufenthalts hatte Alfred ein stilles Gespräch mit ihr. Beim Eintritt in ihre reizend geschmückte Einsamkeit war es ihm wirklich, als käme er aus einer erstickenden Staubwolke in ein von berauschenden Düften durchzogenes Gebüsch. Es schwamm in diesen Zimmern eine sanfte, nicht zu beschreibende Atmosphäre, eine Atmosphäre, die gewissen Räumen vielleicht des-

halb eigen ist, weil sie sich mit den Bewohnern identificirt haben. Mitten im Zimmer, von einer Alabasterlampe erleuchtet, saß Constanze, still und matt, gleich den sie umgebenden Farben der Vorhänge und Tapeten; vor sich an einem runden Tische eine Arbeit, die nachlässig hingeworfen Erregtheit betäuben und beklemmende Gedanken scheuchen sollte.

»Haben Sie Heinrich geschrieben?« fragte sie schüchtern, als Alfred sich neben sie gesetzt und eine Zeitlang in einem Buche geblättert hatte.

Er verneinte, indem er darauf hinwies, daß er erst ihre Ansicht über das Tagebuch und den Brief hätte wissen wollen. Sie ging an den Schreibtisch, schloß ihn mit einem Schlüssel, den sie am Armbande trug, auf, holte die Papiere heraus, reichte sie Alfred hin, und sagte feierlich: »Ich habe das Tagebuch, diesen Ausdruck zartester Verehrung, nicht allein mit den Augen, sondern mit dem Herzen gelesen. Ich weiß nun, daß Heinrich mehr als schuldlos, daß er achtungswerth ist. Ich habe nach all' den Erfahrungen, die ich gemacht, eine fast hoffnungslos brennende Sehnsucht nach Vertrauen, nach Verständniß

und Liebe. Ich frage mich, was Standesvorurtheile, Rangſtreitigkeiten ſind, wenn Adelige nur zu oft gemeine und Bürgerliche ſehr oft adelige Geſinnungen haben, ja, ich bin in Stunden, wo ich zu Gott um Stärkung, um Erleichterung, um Erquickung rief, ſo weit gegangen, mich in allem Ernſte zu fragen, ob ich nicht wahr machen ſollte, was die Welt ohnedies von mir glaubt!«

Alfred ſah ſie erſtarrt an. Er trauete ſeinen Augen nicht, als Conſtanze mit einem Strome von Thränen ſich auf einen Stuhl am Tiſche niederwarf, das Geſicht in die Hände fallen ließ und mit herzzerreißendem, ganz gebrochenem Stolze ausrief: »Was kann ich von der Welt, in der ich geboren bin und leben ſoll, erwarten? Wo iſt ein Herz, das mir hier entgegenſchlüge? So arm bin ich, daß ich es mir als eine Ehre anrechne, vielleicht noch einſt Heinrich's Frau zu werden, eines Mannes, der mich liebte und wie liebte!«

»Um Gotteswillen,« rief Alfred, »geben Sie ſich einer Schwärmerei wie dieſe iſt, nicht hin. Es iſt denkbar, daß der Mann die Frau zu ſich er-

hebe, aber daß die Frau ſo hernieder wie hier ſtiege, Vorurtheile, Rang, Geburt vergäße, um wahr zu machen, was die Welt von ihr im Irrthume ſagt . . . nein, Gräfin, das wäre Wahnſinn, unverzeihlicher, auswüchſiger Wahnſinn, das dürfen, ſollen Sie nicht thun.«

Alfred fühlte ſich ihr gegenüber wunderbar erregt, ſie, die er ſo ſtolz, ſo ſchroff, ſo kalt geſehen, ſie weinte jetzt um Liebe. »Ach,« ſagte ſie, »wenn man Liebe mit Opfern aller Art, mit Heroismus und Selbſtbeherrſchung erkaufen könnte, wie wollte ich mich anſtrengen, um doch endlich ein Ziel, das höchſte Ziel zu erreichen. Aber es iſt aus mit mir. Die Leute ſtarren mich mit todten, blicklosen Augen an. Die Frauen frieren in meiner Gegenwart. Die Männer ſind verlegen. Ja, ja, ich bin in Zwieſpalt mit Allen; meine Stimme tönt gellend wie eine geſprungene Saite. Wenn etwa einmal ein ſympathiſches Wort zu mir dringt, wenn ich an ein weiches, mitfühlendes Herz ſinken möchte, bin ich wie Prometheus, ich fühle mich machtlos an Felſen geſchmiedet.«

In dieſem, wie in vielen folgenden Geſprächen, bekämpfte Alfred Conſtanzens Schmerz. Sie lächelte wehmüthig, nannte ihn heroiſch, erkannte in jedem Worte ein zartes Gemüth, ein ſelbſtloſes Herz und fand in ihm, was ſie ſelbſt geträumt, ſelbſt erſehnt hatte, ritterliche Freundſchaft, männliche Kraft. Ihr Beiſammenſein mit ihm war ernſt und genußreich. Morgens in aller Frühe, wenn ſie in ihr Orangengärtchen trat, begegnete er ihr und ging dann an ihrer Seite plaudernd und heiter weite Strecken in Felder und Wald. Die Sommertage waren voll Duft; kleine weiße und rothe Blüthen drängten ſich zwiſchen Wieſengras durch. Die Sonne ſog durſtig den Thau von den Blättern. Sie gingen und vor ihnen breitete ſich die Natur in ihrem Schmucke aus. Sie ſprachen von der Vergangenheit und Alfred hörte Conſtanzen mit immer gleichem Intereſſe zu; er verſchmähte gewöhnliche Troſtgründe, er ging tief in ihre Klagen ein. Natürlich, daß Conſtanze auf dieſe Weiſe ſehr bald ſich gehoben und geſtärkt fühlte. Sie empfand wieder den Werth des Da-

seins, empfand ihn vielleicht deswegen, weil Alfred ihr eine Lebensnothwendigkeit geworden war.

»Gott segne Sie,« konnte sie bewegt ausrufen. »Sie sind ein großes Herz. Hat mir die Welt einen argen Schlag versetzt, so weiß ich jetzt, daß ich aus diesem Trübsale ohne Bitterkeit in der Ueberzeugung hervorgehen werde, daß es noch wahrhaftige Gesinnungen giebt.«

Als Alfred sie verlassen und wieder in die Stadt zurückkehren mußte, nahm sie ihm das Versprechen ab, bald wiederzukehren. Sie gab sich Mühe heiter zu scheiden und hatte sich doch zu viel zugetraut. Durch Alfred verwöhnt, schien ihr seine Abwesenheit ein neues Verlassensein. Die folgenden Tage waren trübe. Sie mußte sich aussprechen und schrieb ihm hingebender, als sie sich eingestand. Er antwortete zärtlicher, als er es selbst wollte. So immer mehr sich aneinander schmiegend, überraschte es Constanzen kaum, wie sie Alfred unerwartet mitten in den Winterstürmen bei ihr eintreten sah.

»Ich war überzeugt, daß Sie kommen wür-

den,« sagte sie einfach und fragte nicht, ob er bleiben oder gehen würde, sie vertrauete ihm, sie glaubte an ihn. Was ist fesselnder als Vertrauen? Auch Alfred empfand das. Er mußte sich oft zwingen an Henrietten zu denken; er erschrak, daß er ihr Bild nicht mehr festhalten konnte, er neigte sich immer wieder aus dem dunkeln Waldgehege seiner frühern Liebe zu Constanzens hellem Sonnenscheine, verschmähte die süßen und hielt sich an die bittern Erinnerungen. Wie das Alles kam, wie er so plötzlich ein Gedächtniß für das, was er für Heinrich gethan, gewann, wie er sich dessen harte Worte, sein wegwerfendes Wesen, die vielen von ihm seiner Eigenliebe versetzten Wunden zurückrief, wußte er selbst nicht. Er schwamm in einem Nebel von seltsamen Gefühlen. Wenn er sich nun Constanzen darbringen, sie glücklich machen wollte, was konnte Heinrich sagen, wie durfte ihn Henriette anklagen? Er dachte das erst leise, dachte, daß Henriette ihren Bruder, Constanze Niemand als den kränkelnden Vater habe und dachte es dann lauter und immer lauter. Es war ihm, als sähe

er Conſtanzen in der Zukunft furchtbar allein: das Herz zitterte ihm vor dem Gedanken, dieſe herrliche Blume den Schickſalsſtürmen preiszugeben, denn er verſchwieg es ſich nicht: Conſtanze war ein Weſen, das einſam durchs Leben wandelte, von dem Egoismus der Welt zerſchmettert, oder auch von freier, ſelbſtloſer Liebe getragen werden mußte. Von dem Augenblicke, wo er das dachte, empfand er ſich zum erſtenmal als ihren Beſchützer. Sein Horizont weitete ſich. »Könnte ich doch,« träumte er in nächtlicher Stille, »das Leuchtfeuer ſein, das dieſe ringende Seele an's behagliche Ufer zieht!«

Auf dieſe Weiſe knüpfte ſich das Band, das Alfred an Conſtanzen feſſeln und von Henrietten löſen ſollte. Er hatte ſich zuerſt Mitleid, dann Zärtlichkeit in ſein Herz geſtohlen. Zu Vieles ſprach für, zu Ernſtes gegen Henrietten. Und dennoch lernte er in dieſer Zeit, was Schmerz und Zweifel ſei. Gewiſſenhaft genug, um ſein Unrecht gegen Henriette einzuſehen, empfand er ein bis zur Todesangſt ſich ſteigerndes Gefühl, wenn er an Conſtanze dachte. Schon wünſchte man ihm ſchrift-

lich und mündlich Glück zu seiner Verlobung mit Constanzen. Also war er selbst Ursache eines neuen Geredes, also hatte auch er sie von Neuem compromittirt. Er war gequält, fieberhaft, kränkelnd, fühlte Ketten an den Flügeln, Gewichte an den Füßen, er wehrte sich mit Riesenstärke gegen die Aufgabe, die er sich gestellt hatte; es war, als müßte er immer vor sich ein rettendes Ufer sehen und könnte es nicht erreichen. So weit ging er, Constanzen sogar eine Zeitlang zu meiden, ihr nicht zu antworten, wenn sie schrieb, nicht zu kommen, wenn sie ihn einlud. Aber er sah auch bald das Thörichte seines Betragens ein. Er konnte nicht mehr zurück. Er mußte wählen. Wählen? Und wen? Er wählte Constanze. Sie ahnte von dem Allen nichts. Sie wußte nicht, daß Alfred von Zweifeln zerrissen, sehr unglücklich war. Sie hatten die Rollen getauscht. Wenn Constanze ihn erschreckt befragte, seine matten Züge, seine blassen Lippen, sein oft verfinstertes Gesicht betrachtete, so machte er ihr sanfte Vorwürfe, daß sie nicht an sein Glück glaube, daß sie ihn, der der Theilneh-

mer ihrer Tage war, ſo ſcharf in's Auge faſſe: aber innerlich ſeufzte er: »Wäre ich am Genferſee, hätte ich mit Heinrich geſprochen!«

Er leitete eine Reiſe nach Italien unmittelbar nach ſeiner Verheirathung ein, eine Reiſe, die ihm ſeine verworrene Gemüthsruhe, ſein tüchtiges Gewiſſen wiedergeben ſollte. Zwei Jahre waren vergangen . . . Es war die Herbſtſonne, die diesmal auf den Wogen des Genferſees glühte. Die Natur war bis zur Ueppigkeit mit Weinlaub, Trauben, aufgeſpeicherten Kornähren, Früchten, Blumen und warmen Sonnenſtrahlen geſchmückt. Erfriſchende Luftſtröme wechſelten mit ſtechenden Gluthen. Die Vegetation, reich an Farben und Duft, trug hie und da die mildernden Schatten des dunkeln Grüns. Eine liebliche Trauerweide, halb von den Stürmen krumm gebogen, hatte ihr langes, federartiges Laub in das Waſſer geſenkt. Ein Felsblock war bis an das Ufer herabgerollt, ein Bach ſprang in neckenden Kaskadellen über die Steinecken in den See. Es war Herbſt. Es war die Weinernte. Ganze Züge von Reiſenden füllten wieder »die

Helvetia-, die Jahr aus, Jahr ein klappernd und dampfend den Leman befährt, oder rollten in eleganten Equipagen die Chauſſee entlang, über Genf nach Italien. Heinrichs Landhaus, auf der Anhöhe von Rolle gelegen, mit mildem, ſich röthlich färbendem Weine bekränzt, ſchimmerte im Abendglanze. In der Fabrik ſummte und hämmerte die fleißigſte Thätigkeit. Was vor zwei Jahren ein Anfang, ein frommer Wunſch geweſen, war Wirklichkeit. All' die Ideen, die Heinrich ſeit ſo langer Zeit gepflegt, entwickelt und ausgeführt, hatten ihr Gedeihen, ihre Anlehnung gefunden. Aus dem entſetzlichen Wirrwarr von Principien, Theorien, Syſtemen, mit denen unſer Jahrhundert ſich müde trägt, hatten ſich über hundert Arbeiter unter die Fahne eines Menſchen geflüchtet. Sie fühlten ſich glücklich: ſie liebten Heinrich, nicht wie ihren Bruder, ſondern wie ein höheres Weſen, das herniedergeſtiegen war und Segen verbreitet hatte. Er hatte an Alles gedacht, für Alles geſorgt. Die Angelegenheiten eines jeden Arbeiters wurden mit äußerſter Gewiſſenhaftigkeit überwacht. Waren die täglichen Le-

bensbedürfnisse bestritten, so fand sich immer noch so viel vor, um kleine Ersparnisse auf Prozente zu legen. Heinrich hatte gleich Anfangs eine Sparkasse errichtet. Aus dieser heraus floß der Unterhalt für die kranken Arbeiter, für die Wittwen und Waisen. Vieles war communistisch eingerichtet und durfte doch der individuellen Freiheit nicht schaden. Auch die Schule gedieh auf eine erfreuliche Weise. Heinrich hatte im Unterrichte eine sehr einfache Methode eingeführt. Die Kinder brauchten nicht über drei Stunden am Tage zu lernen und wurden im Uebrigen zu Haus- und Gartenarbeiten, zu Hülfs- und Dienstleistungen verwendet. Wenn in den meisten Armenschulen manches Ueberflüssige gelehrt, die Kinder ermüdet und abgestumpft werden, hier lernten sie das, was ihnen nützlich war, mit spielender Leichtigkeit. Dabei war für ein gesundes Christenthum ohne Frömmelei gesorgt. Heinrich hatte einen Betsaal einrichten lassen. Ein Prediger von Rolle besorgte den Gottesdienst. Er war von melodienreichen Psalmen, die die Kinder nach Henriettens Angabe sangen, untermischt und

fand am Sonntag, Mittwoch und Sonnabend Statt. Nie dauerte die Predigt am Sonntag über eine halbe Stunde. In den Wochentagen ward die Bibel erklärt. Am Sonntag Abend las Heinrich seinen Arbeitern vor. Zuweilen schloß sich der Tag mit Musik und Tanz. Ob auch jeder Arbeiter die vollkommene Freiheit, die Fabrik zu verlassen, hatte, so war dieser Fall doch noch nicht in den zwei Jahren, daß Heinrich sie errichtet, vorgekommen. Alle wünschten mit ihm zu leben und zu sterben. Er kannte die Geschichte eines Jeden: überall wußte er zu rathen und zu helfen. Nie gab er sich mit kleinlichen Interessen und kleinlichen Leidenschaften ab, und doch war ihm nichts der Beachtung unwerth. Er verschaffte nicht allein den Armen Brot im weltlichen Sinne des Wortes, er gab ihnen auch das Brot des Lebens, gab ihnen Ansichten und Grundsätze. Sehr oft äußerte er, daß der eigentliche Geist des Christenthums dahin strebe, die Unwissenheit den Rathschlägen der Vernunft, den Aberglauben der wahren Frömmigkeit unterzuordnen. Hatte Heinrich heftige Leidenschaften, so hatte

er eine große Seele, um ſie zu beherbergen. Er war der Mann ſeiner Zeit, ein Menſch, der neben mancher Schwäche einen ungewöhnlichen, faſt erſchreckenden Heroismus barg. Durch ſeinen Wirkungskreis der Alltäglichkeit anheimgefallen, trug er in ſich den Trieb des Idealen. Inmitten ſchmerzlicher Anſtrengungen hatte ſich ihm die Zukunft wie eine prophetiſche Weiſſagung aufgethan und ihn zur Vollbringung großer Thaten getrieben. Manches freilich war in ſeinen Beſtrebungen noch mangelhaft, dennoch hatte er erreicht, was er wünſchte, er hatte um ſich glückliche Menſchen geſchaffen. Um ſo betrübender war die Bemerkung, daß der Schöpfer dieſer kleinen Welt, aus deſſen klarem Verſtande und edlem Herzen ſo viel Schönes und Gutes gefloſſen war, ſich wie geknickt in ſeinem Leben, in ſeiner Geſundheit und ſeiner Thatkraft zeigte. Er hatte Stunden, wo ein furchtbarer Schmerz auf ihm laſtete. Zuerſt zeigte er ſich wie ungewiſſe Traurigkeit, wie ein tiefliegendes, nicht zu beſchreibendes Unbehagen. Es war ihm, als wenn ihn der Alp drückte, oder als wenn er,

menschlich und zerbrechlich wie er war, die Weltkugel zu tragen hatte. In solchen Augenblicken hatte er Mittheilung, Trost und Zusprache nöthig; sein Herz wandte sich zu Henriette, und dann war es wieder, als wenn sich seine Zärtlichkeit für sie in Reue und Vorwurf auflöse. Zuweilen erschien ihm Constanze, kam es ihm vor, als stünde sie wie eine lange weiße Gestalt auf den Savoyischen Gebirgen, und wenn sie sich dann plötzlich in den See stürzte, seufzte er, daß auch sie besiegt, auch sie vernichtet sei. Oft war er einer innern Verzweiflung anheimgefallen, in der dunkle Nachtgedanken ihre schwarzen Flügel über ihn ausbreiteten. Dann rief er Gott an, der sein Gemüth aufklären sollte, öffnete verlangend die Arme und erfaßte nur fliehende Schatten. Der Wahrheit war er bis in's Eingeweide der Erde nachgejagt, hatte überall gesucht, überall gehofft. Der Liebe gewann er die weichen Seiten, dem Glauben das Geheimnißvolle, dem Kummer seine Verdienste ab. Wie ein Märtyrer hatte er sich Gott unter allen Formen dargeboten. Und nun löste sich Alles in ihm

in einen Seelen- und Gemüthskrampf, in Krankheit und Gebrochensein auf. Es lag etwas furchtbar Tragisches in dieser sich auslöschenden Existenz. So sehr sich Henriette anstrengte, ihm Alles in Allem zu sein, sein Secretair geworden war, ihm die ganze materielle Geschäftsführung der Fabrik abgenommen hatte, ihn schonte und pflegte, aufging in ihm, so konnte sie doch den Wurm, der sein innerstes Leben zernagte, nicht ausrotten. Meistens lag er auf dem Sopha und dictirte, oder ließ sich von ihr auf den Balkon des Hauses führen, um einen langen Blick auf die Ferne, auf den See, auf das Abendroth zu werfen, das hinter den Bergen in Italien unterging. Oft betrachtete er die geliebte Schwester, deren schönes gescheiteltes Haar die tiefsinnigen, ernsten Züge noch ernster machte. Diese zwei Jahre hatten ihr Jugenblüthe, Frische und Schmelz genommen. Der Glanz war aus den Augen, das Roth von den Wangen gewichen. Schon zeigte sich ein Uebergang zu den älteren Formen. Wie traurig war es für Heinrich, wenn er sich sagen mußte, Schuld an diesem Verwelken zu sein.

Hatte er doch ihre ganze Weiblichkeit absorbirt! Die Vorwürfe, die er sich machte, mochten gerecht sein, allein mehr als sein Leiden, mehr als seine exclusive Stellung ihr gegenüber, mehr als sein früheres Sträuben, wenn von Alfred die Rede war, hatte das auf sie gewirkt, daß Alfred ... seit zwei Jahren zu schreiben aufgehört hatte! Jener Brief, der die Kunde über Constanze an Heinrich brachte, war der letzte gewesen, den sie von Alfred empfing. Nur hie und da erhielt sie einmal einige flüchtige Zeilen von Fränzchen, die ihr mittheilte, daß ihre Mutter krank sei, viel von ihrem Ende spräche, und sie, einmal Waise geworden, stark mit dem Gedanken umginge, Alles zu verkaufen und zu Heinrich und Henriette an den Genfersee zu ziehen.

»Ich suche mir dann,« schrieb sie einmal, »einen Garten neben dem Deinen. Am Genfersee, wie hier, werde ich mein Unterkommen schon deshalb finden, weil man überall Früchte und Blumen bedarf. Unrecht ist es von Dir, liebe Henriette, daß Du so wenig schreibst. Warum sprichst Du mir nicht von Alfred, von dem es mir ist, als

begegnete ich ihm zuweilen, ohne daß er mich kennen wolle. Wird er als Maler wieder zu Euch ziehen? Oder kommst Du hieher? Heirathest Du bald? Was macht Heinrich? Hat er seine frommen Irrthümer hinsichtlich der Arbeiter noch nicht aufgegeben? Was macht Jacob, der es hier nicht aushalten konnte, vor sechs Monaten sein Bündel schnürte und zu Euch wandern wollte? Du siehst, was Du mir Alles zu beantworten hast. Schreibe mir bald. Nirgends findest Du ein treueres Herz als das Deines

Fränzchens.«

Aber Henriette schrieb nicht. Alfred's Stillschweigen hatte sie zuerst furchtbar beunruhigt, und dann hatte sie es wie eine Prüfung des Himmels, wie etwas hingenommen, das sie um ihrer Liebe willen still tragen müsse. »O Du!« sagte sie zuweilen leise, »Du, den ich bis zum Tode lieben werde, Du hast mich in die Geheimnisse des Lebens eingeweiht. Dich sehe ich immer. Was auch die Zukunft in ihren Schleiern birgt, endlich wird doch dieser Zustand des Wartens, der Ungewißheit

und des Leidens enden. Ich will hoffen und glauben. Wozu ſollte ich klagen?«

Nicht immer jedoch war Henriette ſo gefaßt. Zuweilen rief ſie nach Erlöſung, nach Erleichterung. Dann holte ſie Alfred's Briefe hervor, vertiefte ſich in den Ausdruck ſeiner Liebe und hoffte von Neuem. Zwei Jahre waren ſeit ihrer Trennung von ihm hingegangen, zwei ſchwere Jahre. Sie hatten Heinrich's Geſundheit zerſtört und Henriettens Jugend zerknickt.

Eines Tages hatte ſich Heinrich von ihr auf den Balkon führen laſſen und ſich dort in den bequemen, für ihn eigens aus Genf herbeigeſchafften Lehnſtuhl mit dem Gefühle tiefſter Ermüdung niedergelaſſen. Die Sonne beleuchtete das Weinlaub und flimmerte goldig darin. Die Schlinggewächſe auf dem Balkon, die federleichten Akazienzweige, die hinanreichten, die blühenden Granat- und Citronenſtämme glänzten im zarteſten Grün. Es lag eine himmliſche Ruhe über dieſes Bild ausgebreitet. Der See ſah lieblich ernſt voll tiefſinniger Weisheit und die Berge und Felſen jenſeits unerſchüt-

terlich feſt aus. Darüber ſchwebte ſchimmernd und flackernd das erſte Mondviertel. Henriette, die ihrem Bruder aus einem eben erſchienenen Buche vorgeleſen hatte, legte es, als ſie ihn in Gedanken verloren ſah, zur Seite, nahm eine Näharbeit und bückte ſich tief, um ihren Thränen freien Lauf zu laſſen. Erinnerte ſie ſich doch, daß es heute gerade zwei Jahre wurden, daß Alfred von ihr geſchieden war. Für ſie, die die Liebe hinter dem Goldglanze einer reinen Einbildungskraft geſehen, die Welt mit ihren Träumen bevölkert hatte, für ſie, die in ihrem Gemüthe an die Unſterblichkeit der Gefühle, an einen Anfang auf Erden und eine Fortſetzung im Himmel glaubte, war Alfred's Schweigen heute ſo ſchmerzlich, daß ſie ſich an die Vergangenheit mit Todesangſt feſtklammerte. Gebeugt durch das Schickſal waren die Tage ihrer Jugend einzeln in den Zeitabgrund gefallen. Sie hatte in der Arbeit, im Schatten, im Schweigen gelebt. Selten war ſeit zwei Jahren Freude in ſie gedrungen. Und doch hatten ihre Augen nie vor Heinrich geweint, immer hatte ſie ihm ein ruhiges Antlitz gezeigt.

Wie viele Schmerzen, die ſtumm, ohne je einen Schrei ausgeſtoßen zu haben, ſo vorüberziehen! Wie manches Martyrthum, das ſich ungeſehen ausſtöhnt! Wie viele Thränen, die gleich Thau, ſtatt nieder-, aufwärtsſteigen! Henriette erinnerte ſich heute an Alfred's Worte, Alfred's Verſprechungen lebhafter denn je. Da wirbelte eine Staubwolke auf der Landſtraße: es zeigten ſich zwei Wagen. Der erſte war voll Gepäck, eine ſchwere Reiſecequipage, die langſam, mit Kammerjungfern und Bedienten, dahergerollt kam, und hinterdrein flog ein leichtes, mit vier Pferden beſpanntes Coupé, in dem ..... Alfred und Conſtanze ſaßen. Ob es auch wie ein Wind vorbeiſauste, ob auch die kreiſenden Räder Sandſchleier aufwirbelten ..... Henriette und Heinrich erkannten ..... Beide! Beide ſahen ernſt ..... aber glücklich aus!

Die Geſchwiſter blickten ſich ſtumm, aber vernichtet an. Dann brach Henriette in ein convulſiviſches Schluchzen aus und fiel auf die Kniee. Heinrich ſtörte ſie nicht. Es war ihm, als würde er lebendig begraben, indeß Henriette wie eine in die

Fluthen Gestürzte sich erst an dumpfe Gedanken hielt und dann in das Nichts versank. Nach einer Stunde versuchte er sich vom Lehnstuhle aufzurichten und still fortzugehen. Es gelang ihm nicht. Seine Lebenskraft war plötzlich gebrochen. Er mußte Henriette anrufen, die sich erstört bei seiner Stimme in die Höhe raffte, ihn ansah und leise: »Der Traum ist aus!« sagte.

Er nickte still, machte eine finstere Bewegung, ließ sich in die Zimmer zurückführen, bat um den Arzt und sprach nichts weiter. Die augenscheinliche Gefahr, in der er schwebte, Jacob's und des Arztes Anwesenheit, gaben Henrietten eine äußere, nothwendige Haltung. Sie benahm sich fest und entschlossen, und nur zuweilen in der Nacht, wenn der Kranke zu schlummern schien, lehnte sie sich rücklings auf einen Stuhl und stöhnte: »O mein Herz .....« Gegen sieben Uhr Morgens sprengte ein reitender Bote mit einem Briefe von einem Fremden aus dem Hôtel des Bergues in Genf heran. Der Brief war von Alfred und an Heinrich gerichtet. »Gieb,« sagte er heftig, als Jacob

mit den bekannten Schriftzügen eintrat. Jacob zögerte. „Gieb auf der Stelle, ehe ich sterbe,“ bat Heinrich, riß den Brief auf und las:

„Theurer Heinrich!

Ich habe das Recht, Ihnen zu schreiben, verwirkt, habe mein Wort, Henrietten gegenüber, gebrochen, bin das, was Sie mir vor zwei Jahren voraussagten, geworden, und glaube dennoch, die Hoffnung auf Entschuldigung, auf Verständniß und Nachsicht nicht aufgeben zu dürfen. Als ich Ihnen zuletzt schrieb, wogte Vieles in mir. Mein Gemüth litt an Muthlosigkeit, an Erschlaffung, an Sehnsucht. Wenn ich Henriettens gedachte, war mir's, als wenn der Himmel niederstürzte und die Erde wich. Und sah ich Constanze, so empfand ich mit Verzweiflung, daß Sie nichts für sie sein durften. Ich hatte Sie Constanzen zugeführt. Sie haben mich zu Ihrer Vertheidigung zu ihr geschickt. Aus all' diesen Verwicklungen, Vorwürfen, Qualen, aus der Ueberzeugung, daß Constanzen und ihrem öffent-

lichen Unglücke nur durch eine muthvolle, gläubige Aufopferung geholfen werden konnte, aus dem Schmerze um Henriettens Entfernung, rang ſich endlich der Entſchluß, ſie aufzugeben und Conſtanze zu retten, empor. Es giebt Nothwendigkeiten, die über dem Willen ſtehen. Genug, Conſtanze iſt mein, iſt mein Weib. Wie das Alles ſich ereignete? Hören Sie meine Rechtfertigung, kommen Sie morgen um ſechs Uhr nach Genf auf die Rouſſeau-Inſel. Dort erwarte ich Sie. Dort ſollen Sie Alles erfahren, mich freiſprechen oder verdammen.

Ihr Alfred.

Es ſchlug ſechs Uhr Abends. Der Abend röthete die Spitzen des Montblancs und die Schneeberge von Chamouny. Der Salève war von blauem Duft umfloſſen. Auf dem See tanzten Goldpunkte. Die Rouſſeau-Inſel, die halb vom See und halb von dem Rhone beſpült iſt, mit der eleganten Ket-

tenbrücke auf der einen und den lieblich geordneten Spaziergängen auf der andern Seite, war in diesem Augenblicke einsam, weil ein benachbartes Scheibenschießen die ganze Bevölkerung Genfs aus dem Thore de la Rive gezogen hatte. Nur hie und da jubelte ein Kind hinter einem Reifen her oder ein ernster Beschauer der Natur stand am eisernen Geländer der von Quadersteinen vor den reißenden Fluthen geschützten Insel, sah hinab in die blaugraue Tiefe oder hinauf auf die sich vor ihm ausbreitenden Gebirge. Rousseau, in Bronze gegossen, blickt auf die ihn einst verkennende und jetzt ihn vergötternde Stadt, den Rücken dem See und der Natur zugewandt, in der Hand den Contrat social, die weichen Züge voll Wohlwollen, das leidende Gesicht mehr zum Himmel als zur Erde gerichtet. Auf der Stirn alle Elemente jener seltsamen Verirrungen, die er Confessions nannte und die er nie hätte drucken lassen sollen, trug er im Herzen die seltsamsten, unerklärlichsten Widersprüche, Widersprüche, die Mißverstand und Haß da erzeugten, wo Bewunderung und Liebe hätte

vorwalten ſollen. Nannte man einſt Voltaire den Philoſophen von Ferney, ſo könnte man Rouſſeau füglich den Philoſophen ſeines und aller Jahrhunderte nennen. Dieſe Gedanken mochten auch in Alfred durch Rouſſeau's Statue geweckt worden ſein, denn nachdem er mit raſchen, faſt ängſtlichen Schritten vom Hôtel des Bergues auf die Inſel gekommen und dieſe wohl zehnmal umgangen hatte, ſetzte er ſich endlich zu Rouſſeau's Füßen, doch ſo, daß er den Eingang zur Inſel im Auge behalten konnte, ſtarrte vor ſich hin und rief dann ſo laut, daß er ſelbſt davor erſchrak: »O Rouſſeau, wenn Du lebteſt, wie viele ſündige Hände würden ſich zu Steinwürfen, und wie viele warme Gemüther zum Troſt für Dich erheben!«

Er ſtützte den Kopf in die Hand, ſah nach dem See und fand ihn in der Abendſtille träumeriſch ſchön. Das Leben hatte ſich in die Tiefe geſenkt, der Sonnenſtrahl war drüber hingeglitten, der Mond ließ Liebesblicke auf die Fluthen fallen, die kleinen Gräſer bogen ſich niederwärts, die Blumen durchdufteten die Wellen.

„Menſch, der Du einen Tag lebſt, warum zitterſt Du, daß der Abend naht!“ dachte Alfred, und legte in ſich das zurecht, was er Heinrich zu ſagen hatte. Von dem Augenblicke, wo Alfred von Winterfeld Abſchied genommen und auf die Güter des Grafen Dorneck gereist war, bis heute, welch' eine reiche Zeit, welche Entzückungen, welche Schmerzen! Noch einmal ſtiegen die Bilder der Vergangenheit vor ihm auf und machten ihn durch und durch ſtill. Die maleriſch ſchöne Gegend, in der er Conſtanze getroffen hatte, die liebliche, wechſelvolle Umgebung, das Gefühl, Nichts zu begehren und doch Alles zu erſehnen, wie war das in ihn mit leiſer, durchdringender Gewalt gefloſſen, hatte ihn hoch empor in den Himmel getragen und ihn dann wieder hart auf die Erde geſtürzt. Er ſah Alles noch einmal vor ſich.

Bewegt blickte er hinauf an die Fenſter des Hôtel des Bergues. Dort weilte ahnungslos Conſtanze. Dort wartete, hoffte ſie auf ihn. Da trat ein einfach gekleideter Mann auf ihn

zu, in dem er nach einigen Augenblicken Jacob erkannte.

Er ſprang auf und rief: »Wo iſt Burkart?«

Statt der Antwort trocknete ſich Jacob die Augen.

»Iſt er krank?« fragte Alfred fieberhaft.

Jacob langte einen Brief aus der Taſche. Der Brief war von Henriette.

„Den, den Sie erwarten, iſt nicht mehr — —,“ ſchrieb ihm die zitternde, wohlbekannte Hand. „Er iſt hinübergegangen mit den Worten: Vergieb ihm. Ich vergebe Ihnen, Alfred. Ich habe mit Heinrich in Gemeinſchaft Ihren Brief geleſen, ich habe bei dieſem Tode, in dieſer Verklärung empfunden, daß das Leben Nichts und das ehrliche Bewußtſein Alles iſt. Sein Sie glücklich. Ich werde herzlich für Sie beten.

Henriette.“

Alfred legte die Hand auf die Augen und weinte ſtill. Nach einer Weile nahte ſich Jacob. „Bekomme ich Antwort?“ fragte er beklom-

men. „Ich habe Eile: das Begräbniß iſt zu beſorgen.“

Alfred ſtarrte ihn an. Es war ihm, als bräche die Inſel unter ſeinen Füßen zuſammen. Dann raffte er ſich auf, gab Jacob flüchtig die Hand und eilte in's Hôtel des Bergues. Conſtanze erwartete ihn ſchon.

„Wie geht es Heinrich?“ fragte ſie weich.

„Ihm iſt wohl,“ antwortete er mit klag- und thränenloſer Stimme, und ſah dabei ſo wunderbar ſtarr aus, die langen, dunkeln Wimpern warfen ſo tiefe Schatten auf die Wangen, daß Conſtanze nicht weiter in ihn zu dringen wagte.

Nachmittags fuhren ſie ſtill und gedrückt in's Chamounythal. Beim Abendglühen des Montblancs, beim Anblick der ewigen Gletſcher, die ſmaragdgrün bis tief in's Thal ſchimmerten, erwachte Alfred aus ſeinem Schweigen, aber alle Worte vermochten nicht, das tiefe Weh, das Beide beklemmte, hinwegzuſcheuchen. Die majeſtätiſche Natur erdrückte ſie. Sie hätten vergehen mögen in Schmerz um den

edlen, theuren, am gebrochenen Herzen gestorbenen Todten.

Heinrich's irdische Hülle ruht auf dem Gottesacker zu Rolle. Seine Arbeiter trugen ihn selbst hinaus, dahin, wo der Hafen der Glücklichen wie der Unglücklichen, des Reichen wie des Armen ist. Henriette besucht das Grab des geliebten Bruders, der sich noch im Sterben die bittersten Vorwürfe machte, daß sein Stolz Schuld an Alfred's Untreue war, täglich. Sie sitzt stundenlang auf dem Grashügel, und wenn Jacob sie weinend zurück in das Haus bringen will, sagt sie ihm gefaßt und ruhig: »Glaube doch nicht, daß ich gerade hier trauriger als anderswo bin. Im Geiste steige ich hinab zu Heinrich und strecke mich ruhig neben ihn. Dann träume ich, daß Heinrich zu mir tritt, daß ich mit ihm von der Vergangenheit rede, und ich blicke in das Leben, wie wenn ich schon außer ihm stünde. Laß mich gewähren. Es liegt etwas Furchtbares darin, daß wir aus Feigheit unsere

Todten vergessen sollen. Die Alten hatten andere Ansichten: sie hatten die Asche ihrer Lieben immer in der Nähe und bedienten sich ihrer zur Heiligung ihrer Handlungen. Das Begräbniß war nicht, wie jetzt, Fremden übertragen. Nein, der Sohn sorgte für den erblaßten Vater, die Schwester für den hingegangenen Bruder.« Aber so stark sie sich macht, so sehr sie auch strebt, die Fabrik und Heinrich's Anordnungen aufrecht zu erhalten, innerlich fühlt sie doch, daß die zur Gewohnheit werdende Nothwendigkeit sie auf Augenblicke nicht von Verzweiflung befreien kann. Fränzchen, die wenige Wochen nach Heinrich's Tode eingetroffen und Jacob geheirathet hat, fragte sie einmal: »Aber sage mir, Henriette, wie machst Du's, daß Du nie über Heinrich's Tod und Alfred's Untreue klagst?« Sie antwortete:

»Niemand ist Herr der Verhältnisse. Niemand darf so kühn sein, anzunehmen, daß er über seinem Schicksal stehe. Sind wir glücklich, so sollen wir es dankbar als Gnade des Himmels hinnehmen. Sind wir unglücklich, so ist das göttliche Prüfung,

denn Schmerz iſt höhere Erziehung. Wer nicht am Läuterungsfeuer ſich ſelbſt klar ward, der hat vegetirt, ſtatt gelebt.«

»Aber Alfred?« fragte Fränzchen ungeduldig.

»Ich bin gerecht!« ſagte ſie ſanft. »Es mußte ſo ſein!«

Ende.

Alma.

Von

Therese,

Verfasserin der »Briefe aus dem Süden.« »eines Taschenbuchs« »Falkenberg.« »am Theetisch.« »Lydia.« u. s. w.

[illegible]

Braunschweig,
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn.

1848.

Berlin

Alma.

Erſtes Buch.

1.

Die Mittagsstunde ist vorüber. Wir befinden uns in einem kleinen, dunkeln Vorzimmer, das auf einen Hofraum geht und seiner grünen Gardinen und des einzigen Fensters wegen, das es erhellt, noch düstrer erscheint. Ein Diener, dem die Gesundheit und das Leben aus den Augen lacht, steht, in eine eben nicht sehr elegante Livree gehüllt, vor einem braun angestrichenen Tisch, auf dem eine Spritmaschine und eine »sich selbst brauende« Kaffeekanne kocht. Vergebens harrt Jean auf den Augenblick, wo das Innere sich, wie er sagte, umstülpen und die Lampe ausgehen wird. Ungeduldig horcht er, brummt über die neuen Erfindungen, die weder Kopf noch Fuß haben und wendet sich erstaunt um, als ein in glänzenden, blau und silberschimmernden Far-

den gekleideter Bediente ihm freundlich auf die Schulter klopft.

»Was blickst Du so komisch ernsthaft in den Kaffeesatz, als wolltest Du wie in der Sylvesternacht Dein Geschick daraus lesen?« fragt August, der Eingetretene, indem er sich nachlässig, den Livrehut mit der bunten Cocarde auf dem Kopf, auf einen Stuhl wirft.

»Bist Du's August?« seufzt Jean. »Erklär' mir doch um Gottes Willen von der Kaffeetrichterei hier den Mechanicusmus, oder wie heißt das verdammte Wort hier in der Beschreibung?«

»Deine Kaffeekanne,« sagte der elegante Bediente, »ist noch gar Nichts gegen die der Fräulein Alma genommen, die wir aus Paris gekriegt haben. Kannst Du Dir denken, die besteht aus zwei Glaskugeln, wo der Kaffee erst in der einen kochen und dann in die andere steigen muß, und endlich kommt er ganz trübe und verwildert in die Tassen. Aber freilich, das Dings kostet Geld und ist aus Paris und darum ists auch 'ne wunderschöne Erfindung.«

Jean lachte vor Ärger und Beide kamen überein, daß die ehrlichen einfachen Filtrirmaſchinen von Blech oder Meſſing, wo man oben das Waſſer auf den Satz gießt und es ſich unten als klarer, duftender Kaffee zeigt, die probateſten ſeien.

»Das beweiſe unſer Einer einmal den verwöhnten Herrſchaften,« eiferte Jean. Käme ich meinem Herrn mit einem Flanellſack oder einem Stück Löſchpapier für ſeinen Kaffee, er jagte mich aus dem Dienſte. Und was hat er, ich frage Dich, Auguſt, was hat er von den verſchrobenen Kaffeemaſchinen, die in jenem Schranke aufmarſchirt ſtehen und zuſammen ein Capital koſten? Immer fehlt es an etwas. Bald iſt der Trank zu ſtark, bald zu ſchwach; bald vermengt er ſich gar nicht mit den Bohnen und bleibt Waſſer, bald iſt er Tinte, mit der man recht ſchön ſchreiben könnte.«

Indem ſtülpte die kochende Maſchine unter Brodeln um. Jean ſchrak zuſammen, nahm eine Taſſe, öffnete den Hahn, und als der Kaffee klar und duftend heraus floß, ſagte er ſchmunzelnd: »Sieh' mal

Einer an! Da hab' ich ja ohne Wissen und Willen Kaffee gemacht.«

Nach einer Verwunderungspause fragte August: »Ist denn die Kaffeegeschichte für den Fremden?«

»Was für 'nen Fremden?« rief Jean ganz verdutzt.

»Nun für den guten Freund Deines Herrn, den dieser erwartet. Ist er schon drinnen?«

»Woher weist Du denn, daß der Baron einen guten Freund zum Kaffee erwartet?« entgegnete Jean erstaunt.

»Deswegen eben bin ich hier,« sagte August geschmeichelt. »Ich habe einen Brief von Fräulein Alma, den ich, wenn der gute Freund da sein wird, selbst hereintragen und Deinem Herrn übergeben werde.«

»Selbst?« fragte Jean. »Wie so? selbst? Das ist gegen die Ordnung, das darf nicht sein.«

»Heute sollts aber so sein«, brummte August verdrießlich. »Ich soll den Brief selbst hineintragen, weil ich betrachten, den guten Freund sprechen hören, ihn Kaffee trinken sehen muß. Ich habe geheime Aufträge.«

»Na«, sagte Jean, »Dein Fräulein hat doch immer ihre eignen Schnurren, das nenne ich neugierig sein.«

Es schellte im herrschaftlichen Zimmer. Jean eilte zu dem Baron Walling, seinem Herrn. Er traf ihn im Zimmer auf- und abgehend, einen kleinen Tisch vor dem Sopha mit einer Decke drappirend, eine Kiste mit Zigarren, einen schön gearbeiteten antiken Aschenbecher, einen Handleuchter und Fidibus darauf stellend. Eine der Divanecken hatte Walling mit gestickten Polstern behaglicher einzurichten gesucht; auch den Schreibtisch, der am Fenster stand, aufgeräumt, die Papiere in Packeten geordnet und die Folianten und Quartbände nach dem Formate gestellt.

»Ich begreife nicht«, sagte er jetzt zu Jean gewandt, »wo Herr von Brinkmann bleibt. Du hast ihm doch den Auftrag ausgerichtet?«

»Ich habe den Herrn von Brinkmann auf punkt fünf Uhr zum Kaffee eingeladen. Er ißt um zwei Uhr und dann wollte er . . .« sagte Jean; indem

klingelte es. »Da kommt er,« rief er, und war zur Thür hinaus.

Walling hob erwartungsvoll den Kopf in die Höhe. Es schien ihm eine große Freude, Brinkmann, den er seit Jahren kannte, bei sich zu sehen. Seine Ankunft in der Stadt, die Walling seither bewohnte, die Aussicht, des Freundes Umgang nun täglich zu genießen, mit ihm die Erlebnisse des Augenblicks zu besprechen, vielleicht angeregt und belehrt zu werden, war ihm um so angenehmer, als er zu den empfänglichen Naturen gehörte, sanft und entsagend war, sich gern anlehnte und in Brinkmann längst eine geistige Autorität erkannt und, zur Ehre seines Herzens sei es gesagt, geliebt hatte. Es war überhaupt der hervorstechende Zug seines Charakters, Andere hervorzuheben, ihnen sich unterzuordnen. Das Gefühl verletzlicher Eitelkeit war ihm fremd, fremd das Haschen nach Effekt. Sein Wesen war einfach, ohne Widerspruchssucht und Hochmuth. Nie dünkte ihm das Dasein schöner, nie war seine Stellung fester, sein Gemüth frischer, sein Gewissen reiner, als wenn er für Andere sorgen, ihnen sich hingeben

konnte. Er that das ohne Aufsehn, ohne Gespreiztheit, ohne Klage. Er ging seinen stillen Weg, den Verstand klar, das Auge heiter, das Ohr der Schmeichelei verschlossen. Einen Freund meiden, hielt er für Verlust, aber Gleichgültigen wußte er den Rücken zu kehren. Er widersprach, wenn man ihn enthusiastisch nannte. Er war es auch nicht. Daß sein Leben aus einem Stücke sei, behauptete er schon deswegen, weil er sich leidenschaftlos nannte, weil er versicherte, nicht mit sich in Kampf gewesen, nicht sich sogenannte Grundsätze gemacht zu haben. Nie war er willenlos einer Richtung nachgezogen, nie von seiner Phantasie ausschließend beherrscht worden. Er beklagte diejenigen, die sich vom Wege des Rechtes ablenken ließen, er verurtheilte sie nicht. Er verzweifelte auch an Niemand, gab nicht Jemand freiwillig auf. Diese milde Gesinnungsart war es, die ihn zum vortragenden Rath beim Fürsten von der Recknitz, dem durchlauchtigen Lenker des Staates, gemacht hatte. Seine Stellung war angenehm. Der Fürst behandelte ihn mit Auszeichnung, hörte ihn gern und vertraute dem Wohlwollen, das Walling

überall an den Tag legte. Seine verschlossene Natur bürgte ohnedies für die so nothwendige Verschwiegenheit im Dienste und gewährte ihm das Einsehen in so manche Geschäftsverzweigung, die sonst dem Untergeordneten verborgen bleibt. Hatte ihn der Fürst im Anfang mit scharfen, lauernden Blicken betrachtet, so mußte er bald eingestehen, hier war er, inmitten des Weltgewirres, einem Charakter mit weiblichen Elementen von Hingebung und Selbstlosigkeit begegnet. Das erfreute ihn. »In dem wohnt Thatkraft«, sagte der Fürst zu seiner Umgebung. »Der hat Alles, um ein guter Staatsdiener zu werden; er hat ernste Studien gemacht, verschwendet seine Ideen nicht an unnütz grübelnde Träumereien und behält das praktische Ziel, die Carriere, im Auge.« Walling machte sich wirklich nützlich, ergriff das Leben heiter, arbeitete viel und erwartete jetzt eben Brinkmann, der von seinen vieljährigen Reisen anlangen und ihm eine neue Anregung seines Lebens werden sollte.

Brinkmann war rasch an dem Bedienten August vorüber geschossen. »Der hat Eile«, bemerkte dieser, und zog die Uhr pedantisch heraus, zählte die Mi-

nuten, griff den Brief seines Fräuleins aus der Tasche, sagte zu Jean: »Nach zehn Minuten trete ich zu Deinem Herrn, überreiche ihm den Brief und besehe mir ordentlich das Wunder.« Die zehn Minuten verflossen. Er trug den Brief hinein.

In wenig Secunden war er schon wieder draußen bei Jean. »Nun, was hast Du bemerkt, was wirst Du dem Fräulein berichten?« fragte dieser gespannt.

»Dieser gute Freund ist sehr sonderbar«, sagte er. »Glaubst Du, daß er mich nur angesehen hätte, mich, der doch die eleganteste Livree der Stadt trägt? Die beiden Herren saßen nebeneinander, vertieft in Kuchen, Kaffee, Zigarren und Gespräch. Der Brinkmann blies eine furchtbare Wolke von sich, so daß ich erst gar nicht attrapiren konnte, ob er blond oder braun sei. Er ist jedoch so zu sagen blond, auch groß, auch besitzt er einen Schnur- und dito Backenbart, trägt eine blaue Halsbinde, einen braunen Jagdrock mit einer Reihe Knöpfe . . .«

»Das Alles will Dein Fräulein wissen?« unterbrach ihn Jean.

»Da kennſt Du ſie nicht«, verſetzte Auguſt. »Hätt' ich nur geſehen, ob er ſtumpfe oder ſpitze Stiefeln trägt!«

Mit dem Bedauern, daß ihm zu ſeiner Perſonalbeſchreibung dieſer weſentliche Punkt fehlte, ging er endlich und klinkte dabei, um ſich ſeine weißen Handſchuhe nicht zu verderben, die Thür mit dem Schooß ſeiner Livree auf. Jean wurde nach innen gerufen.

2.

Brinkmann und Walling ſaßen wirklich, wie Auguſt berichtet, neben einander auf dem Divan im traulichen Geſpräch. Der Wachsſtock brannte wie erſtickt in dem Tabacksqualm, der ſie Beide, Franz Brinkmann und Eduard Walling, wie ein Gewitter einhüllte und Franzens Geſicht im Dämmerlicht beſcheinen ließ. Der geiſtige Trauerflor, der die regelmäßigen Züge überdies umfloß, bildete einen auffallenden Contraſt mit der ſonſt durch und durch jugendlichen Erſcheinung, zu der das blonde Haar

nicht wenig beitrug. Er war äußerlich kalt, schlicht und wahr, innerlich voll wachsender Gedanken, vom Sturm der Leidenschaften nicht unberührt, unfähig kleinlicher Gefühle, schweigsam, ernst und gehalten. Wie er neben Eduard auf dem Divan saß, nahm er sich so ruhig aus, daß seine Worte seltsam mit seiner Stellung im Widerspruch schienen.

»Wir haben uns lange nicht gesehen«, sagte er, »ich habe mich in der Welt umhergetrieben und doch nirgends jenen Glanz, jene Glut gefunden, die ich mit mir als Ideal herumtrug. Es kommt mir Alles mittelmäßig, entblättert vor. Die Menschen sind durchweg gut, aber wie fern von dem, was ich mir als Großes denke! Sah ich mir ihre Handlungen an, so fand ich sie ohne Schwung, ohne tieferes Eingehen ins Leben, zersplittert, ohne Zusammenhang, befremdlich und beklemmend. Ich fühle nun wohl, daß meine Ansprüche zu hoch sind, daß ich mich in eine phantastische Traumwelt eingesponnen habe, aber wie der einmal genommenen Richtung Schranken setzen?«

»Mir däucht, versetzte Eduard freundlich, »daß

es beſſer iſt, ſich in die Mittelmäßigkeit des Lebens zu finden, als ſich in Deine Traumwelt zu verſenken. Vergiß nicht, daß das Vollkommenſte hienieden doch noch unvollkommen iſt, die Natur ausgenommen, die uns damals, als wir uns zulezt ſahen, überrein anſtrahlte. Denkſt Du noch an Nonnenwerth, an jene ſelbander unternommene Rheinfahrt, an unſere Geſpräche und Hoffnungen?«

»Ob ich daran denke?« ſagte Franz ſchmerzlich. »Meinſt Du daß das, was mich damals ſo mächtig ergriff, was den Ton in meiner Seele traf, was ſie zittern und klingen machte, vergeſſen ſei? Das Andenken an jene Stunden voll Wonnen und Schmerzen iſt mir ſo klar im Gedächtniß als früher. Noch ſehe ich Dich und mich in einem Boot hinaufgleitend, eingeſponnen in die Wunderwelt der Sagen, ruhig den großartigen Eindruck der Gegend auf mich wirken laſſend, voll innerer Sammlung, den blauen Himmel über mir, Dich zur Seite ... Wir fuhren von der kleinen grünen Inſel nach Coblenz, langſam und leicht. Ich war gefeſſelt durch die reiche Scenerie um mich, voll innern Zutrauens,

durch den Genuß heraufgestimmt, mit Gedanken ohne Ziel, mit Wünschen ohne Gegenstand. Wir trennten uns in Coblenz. Du reistest in die Heimath. Ich wollte eine Zeitlang die Rheinbäder und Straßburg besuchen. In Ems traf ich Helenen . . .«

Er schwieg, indem er sich in die Kissen des Divans zurücklehnte und mit der Hand über die Augen fuhr. Auch Eduard schwieg. An Beiden zog die Vergangenheit schwermüthig vorüber; Beide gedachten ihrer Freuden und Schmerzen. Eduard wiederholte den Namen Helenens und äußerte, wie ihm der Freund über Alles, was diese Region berühre, doch noch Aufklärungen schuldig sei. Da richtete sich Franz empor, zündete die erloschene Zigarre wieder an und sagte gesammelt:

»Helene war damals in Ems ein armes Mädchen, die Tochter eines Militairs, der viele Söhne hatte und zum Fahnenadel gehörte.«

»Fahnenadel?« fragte Eduard verwundert. »Wie kommst Du zu dem Ausdruck? Was will der bedeuten?«

»Weißt Du denn nicht, daß das derjenige Adel

iſt, der ſchon ſeit Jahrhunderten unbemittelt, ſeine Söhne und Enkel in Militairſchulen ſteckt, in die Armee vertheilt, die Offiziersſtellen gleichſam für erblich hält, den König bei jedem Kind zu Gevatter bittet und mit den Wittwen zuletzt noch auf den Penſionsfonds drückt?«

»Ach ſo«, entgegnete Eduard, »Du haſt da den Dienſtadel charakteriſiren wollen: Aber erzähle mir von Helenen . . . ?«

»Laß das auf ein andermal,« antwortete Franz ernſt. »Die Erinnerung bewegt mich zu ſehr. Ich will Dir lieber von meinen Reiſen, vom Süden, von Sizilien und Malta, wo ich ſo gerne war, ſprechen. Du kannſt Dir dieſe Länder nicht großartig genug denken. Den Reiſenden umwebt dort eine Luft der Freiheit, ein Element der Freude, das mir ſehr wohl that. Auf dieſen beiden Inſeln waltet das friedlich Idylliſche; es entſprach den Bedürfniſſen meines Innern. Dort war ich heiter, fähig einen tiefen Natureindruck zu empfangen und ihn auf immer feſtzuhalten. Die drängende Unruhe des Lebens war fortgewiſcht. Wollte ſie einmal auftau-

chen, ſo ließ ich mich ins Meer rudern, ſtreckte mich auf den Boden des Boots, überwachte den Sonnen- auf- oder Untergang, lauſchte auf das ſtille Rieſeln des Waſſers und geſtand mir, daß es hier, im mittelländiſchen Meer, doch beſſer als am Oſt- oder Nordſeeſtrande ſei. Dieſe Granatbüſche, dieſe Oleander, Cactus, Jasmine und Myrthen am Ufer, dieſe duftigen Haine, waren in grellem Contraſt mit meinen frühen Erinnerungen, mit dem Onkel Haiderode und deſſen Gut, auf dem ich ſo manches ſchöne Jahr geſeufzt und — Vocabeln gelernt habe.«

»Der gute Onkel wird ſich ſehr freuen, Dich wiederzuſehen,« ſagte Eduard. »Er lebt in Haiderode wie ſonſt, unter ſeinen Eichenſtämmen, zwiſchen Herbſt- und Frühlingsnebeln, wie die grüne, ſtille Landſchaft um ihn, die ſich in ſeinem Gemüthe wiederſpiegelt.«

»Und die Tante?« fragte Franz nicht ohne lebhaftes Intereſſe.

»Die iſt reizbar geworden, hat Nerven von einer erſchreckenden Erregtheit, kann ſich in das Alter und ſeine Entbehrung nicht finden und ſchleicht ſo

bin, da ſie keine Kinder hat und allein iſt. Im Juli feiern die Leutchen ihr fünfzigjähriges Jubiläum. Da müſſen wir ſie beſuchen, Franz; da mußt Du Dich mit ihnen verſöhnen.«

»Verſöhnen?« verſetzte Franz betroffen. »Zürnen ſie mir denn meiner Reiſen, dieſer Irrfahrten im Süden wegen, in denen ich, weiß Gott, oft ſehnſuchtsvoll der weißbeſchneiten Erde, der bereiften Bäume, des ſpiegelblanken Eiſes gedacht und mir einen Winterabend auf Haiderode gewünſcht habe?«

»Du weißt,« entgegnete Eduard, »Alte lieben das Reiſen nicht. Die finden das Zuhauſeſein das Angemeſſenſte. Wenn es hieß: ›der Franz iſt in Malta, oder in Palermo, oder gar in Griechenland,‹ dann ſchüttelte der Onkel den Kopf und meinte: ›Wann wird der einmal vernünftig werden, zu den Büchern und zum Amt zurückkehren?‹«

»Jetzt,« ſprach Franz nicht ohne Bewegung, »jetzt bin ich ja zurückgekehrt, ob zum Amt weiß ich zwar nicht, aber zu den Büchern gewiß. Nachdem ich das Leben aus friſcher, freier Anſchauung gelernt habe, muß ich jetzt mein Wiſſen benutzen. Auch

darüber ein andermal. Sprich mir von Dir, von Alma. Wie iſt es mit Euch Beiden?«

»Sie iſt meine Welt,« ſagte Eduard lebhaft, »dasjenige Weſen, das mich am meiſten unter den Frauen angezogen und gefeſſelt hat. Wir ſind als Kinder zuſammen am Rhein geweſen, ſie iſt Waiſe geworden, iſt hieher zu einer Tante gezogen; ich kann wohl ſagen, daß ſie mich entwickelt, ja erzogen hat.«

»Dich erzogen?« fragte Franz lächelnd und Eduard wiederholte das Wort, indem er hinzufügte: »Vielleicht bindet uns der Contraſt unſerer Charaktere. Ich begnüge mich mit der Oberfläche, Alma dringt in den Grund der Dinge. Die große Zartheit, mit der ſie den Eindrücken nachgeht, leiht ihr den Anſchein der Flatterhaftigkeit und doch giebt es kein tieferes, ernſteres, treueres Gemüth, als ſie. Ich darf ſagen, ich bin glücklich durch ſie, obwohl ich ihre Überlegenheit anerkenne, ſehr oft fühle, daß ſie außergewöhnlich, unſtät, eine ſchwüle drohende Erſcheinung voll Extaſen, ein Genius mit

Augen, kurz ein Wesen ist, das reich durch einen Blick und arm durch ein Nein macht.«

»Du wirst ja ganz poetisch,« bemerkte Franz nicht ohne Spott.

»Allerdings ist Alma meine Poesie,« erwiderte Eduard ruhig. »Ich liebe sie mit Wehmuth, möchte ich sagen, denn sie macht mir, ihrer beständigen Unruhe wegen, Noth. Sie möchte in einem ununterbrochenen Seligkeitsrausch schwimmen; ihre mächtige Phantasie sträubt sich gegen die Ansicht, die das Leben zu einer ernsten Aufgabe macht. Warme schlichte Pflege des Herzens, geregelte Wirkungskreise werden sie hoffentlich heilen. Bis jetzt aber mißbraucht sie die Allgewalt, die sie über mich ausübt; sie ist launenhaft, übermüthig, eben weil sie einen übertriebenen Maßstab an die Menschen und Dinge legt, Alles auf die Spitze treibt, rastlos in den Zerstreuungen ist und aus einer Aufregung in die andere fällt.«

»Du hast dann einen sonderbaren Geschmack, das zu lieben, was Andere hassen könnten,« entgegnete Franz, nicht ohne Sorge für den Freund, der

ihm mit einem ſo geſchilderten Weſen in ſeinem Glücke gefährdet ſchien.

»Sieh ſie nur erſt,« rief Eduard feurig. »Sie erwartet Dich mit Ungeduld. Als ſie hörte, daß ich Dich heute bei mir habe, gab ſie mich frei, doch nur unter der Bedingung, daß ich Dich zu ihr bringen würde.«

»Nein,« ſagte Franz, »nach der Ermüdung von der Reiſe kann ich keinen Beſuch mehr machen.«

»Aber bedenke, daß Alma mir geſchrieben, Dich eigends eingeladen hat,« ſprach Eduard haſtig. »Da ſieh das Billet, das ſie mir ſchreibt . . .«

Er reichte Franz das Blatt, der es flüchtig anſah und dann ſagte: »Entſchuldige mich bei ihr, lieber Eduard. Du kennſt mich, Du weißt, wie menſchenſcheu ich bin. Alma ſucht Stoff zur Bewunderung, ſie will Genüſſe für den raffinirten Geiſt. Die kann ich ihr nicht bieten. Meine Perſönlichkeit würde wie ein Tropfen in dieſem glühenden, ſprudelnden, genußſüchtigen Leben verdampfen. Geſtehe, daß ich dazu zu gut bin.«

Franz war verſtimmt aufgeſtanden und beſah

sich Eduards Zimmer. »Du bist eleganter und sorgsamer wie früher,« bemerkte er nach einer flüchtigen Pause. »Woher hast Du die hübschen Sachen auf dem Schreibtisch?«

»Die habe ich von Alma,« erwiderte Eduard. »Du glaubst nicht, wie das Schönheitsgefühl bei ihr ausgebildet ist . . .«

»Für Nippessachen,« ergänzte Franz, allein Eduard sagte eifrig: »Du bist hart und sarkastisch, aber ich lasse Dich reden. Du wirst Alma verstehen, wenn Du mit ihr verkehrt haben wirst. Sie wird Dir von Italien sprechen, das sie aus Büchern eben so gut wie Du aus der Wirklichkeit kennt; sie wird Dich mit ihrem Kunsturtheil, mit ihren Kenntnissen in der Geschichte wahrhaft überraschen, von ihrer Schönheit und ihren Talenten nicht zu reden, die berückend genug sind.«

Damit zog er Franz fort aus dem Zimmer auf die Straße. Dieser aber sagte bestimmt: »Vorläufig erlasse mir den Besuch bei Alma. Wir wollen spazieren gehen und von Deinen Dienstverhältnissen reden.«

»Sie ſind befriedigend,« ergänzte Eduard. »Der Fürſt von der Recknitz iſt zwar wunderlich, aber gut. Er macht ein angenehmes Haus, hat eine ſchöne junge Frau, iſt reich. Meine Stellung bei ihm iſt ehrenvoll . . .«

Das Geſpräch ſtockte wieder. Franz war in tiefe Gedanken verſunken. Dann fuhr er plötzlich auf, ſah Eduard zerſtreut an und fragte, nicht ohne Anſtrengung: »Wann giebt der Fürſt Audienz?«

»Er empfängt alle Morgen zwiſchen neun und zehn Uhr,« antwortete Eduard befremdet. »Soll ich Dich anmelden?«

Franz ſchüttelte mit dem Kopfe. »Laß das,« ſagte er gedrückt. »Ich werde zum Fürſten gehen oder nicht gehen, wie es der Augenblick fügt.«

Sie waren Beide vor dem Thore in ein Birkenwäldchen getreten, das ſich halb um die Stadt zog. Die Erde war mit Raſen und Blumen überwebt. Die Bäume ließen ihr feines Laub in ſtiller Anmuth von den Zweigen herab bis auf den Boden hängen. Alles duftete und trieb. In der Ferne hatten ſich Wolken auf den Hügeln gelagert, die ſich wie Berge

ausnahmen. In der Nähe rauschte ein Flüßchen, auf dem einige Fischerböte hin- und herschaukelten. Es war ein heitrer Abend. Die Ebene glänzte im Frühlingsschmuck, der Epheu rankte und klammerte sich um einzelne Eichenstämme. Das, was der Norden bietet, Syringas im Frühling, Rosen im Sommer, stand vorbereitet in kleinen, zierlich abgezäunten Gärten. Franz und Eduard blickten hier und dorthin, wechselten einige Worte, erfreueten sich der unschuldigen Feldblumen, der ewigen Schönheit und Wiederkehr in der Natur und lenkten dann langsam zur Stadt zurück. »Es ist doch das Fleckchen Erde, auf dem diese Stadt liegt, ein beidseliges, gesegnetes,« bemerkte Franz wohlgefällig. »Wie geschickt wird die Blumenzucht getrieben, wenn auch die Gärten darüber mit ihren unscheinbaren Wegen bezogt sind. Sieh nur die Landhäuser, wie die ohne Aufwand, hübsch und elegant gebaut sind, der Gemüsepflanzungen nicht zu gedenken, die sich mit ihrem Salat, mit ihren Kohlarten, Erbsen und Bohnen gar anmuthig ausnehmen.«

»Deine idyllische Stimmung paßt zwar nicht

ganz zu Almas Thee, aber thu' mir den Gefallen, laß Dich erweichen, dort iſt ihr Haus, tritt mit mir ein,« bat Eduard dringend.

»Quäle mich nicht, gönne mir Freiheit,« ſagte Franz beſtimmt.

»Du mußt,« rief Eduard. »Du compromittirſt mich ſchmählich, wenn Du nicht kommſt.«

»So compromittire ich Dich,« entgegnete ihm Franz lachend, drückte ihm raſch die Hand und war in einer Seitengaſſe verſchwunden.

»Der Eigenſinn!« ſeufzte Eduard, »mir das nicht einmal zu Gefallen zu thun!« Dann ließ er ſich von Auguſt, Almas Diener, den Staub abbürſten und trat nicht ohne Befangenheit ein.

Alma ſaß in einem einfachen Kleide vor einem Tiſche, auf dem Bücher und Zeichnungen lagen. Als ſie die Thüre öffnen hörte, hob ſie den Kopf und ließ Eduard in ein großes flammendes Auge, in ein von ſchwarzen Locken umfloſſenes Geſicht ſehen, das am Tage vielleicht gelbliche Tinten hatte, Abends aber beim Lichterglanz von einem wundervoll matten Weiß war. Sie hatte eine Cen-

tiefelte im Gürtel, der in langen Rosabändern endete, und wand von abgeschnittenen Blumen, die neben ihr in einem Korbe lagen, einen dicken Strauß. Die Tante, die eine in Jahren vorgeschrittene Matrone war, saß seitwärts auf einem Lehnstuhl im Fenster.

„Nun, wo ist Brinkmann? Wo bleibt er?“ fragte Alma hastig.

Eduard war verlegen. „Er wird nachkommen,“ sagte er stockend. „Er hatte für den Augenblick noch im Hause zu thun und verließ mich . . .“

„Hier an der Thüre,“ entgegnete sie gereizt. „Die Tante hat ihn gehen sehen. Ich merke wohl, er will nicht kommen. Das ist abscheulich von ihm. Und von Ihnen ist es ungeschickt, so etwas zu dulden. Sie sollten mich zu vertreten, mich vor Unannehmlichkeiten dieser Art zu schützen wissen.“

„Aber Alma,“ sagte Eduard sanft verweisend, „wie können Sie die einfachsten Dinge so heftig nehmen? Beruhigen Sie sich doch. Sie werden Brinkmann sehen, heute, morgen, oft und viel sehen!“

Alma schwieg einen Augenblick, spielte mit

einer rothen Camelie, die sie zwischen den schmalen Fingern hin und herdrehte und fragte dann, gewaltsam sich sammelnd: »Sprach Ihnen Brinkmann von Helenen?«

»Wenig,« antwortete Eduard. »Von seinen Reisen, seinem Buche?« fragte sie weiter.

»Von dem Allen haben wir nur flüchtig gesprochen.«

»Sie sind unausstehlich, Eduard,« rief Alma aufstehend. »Sie sehen, wie ich gespannt und aufgeregt bin. Statt mich zu befriedigen, haben Sie Lakonismen!«

»Alma!« sagte Eduard freundlich und ergriff ihre Hand. Sie entriß sie ihm, sah ihn stolz und kalt an, lief ein paar Mal im Zimmer herum, warf den Blumenstrauß in den Korb zurück, trat zur Tante, küßte sie auf die Stirne, sagte: »Ich habe Kopfweh und will schlafen gehen.« Sie sagte das ohne einen Blick für Eduard und ging rasch durch eine Seitenthüre in ihr Zimmer.

»Welch unartiges Kind!« rief die Tante mißbilligend.

»Nennen Sie sie wunderlich,« entgegnete Eduard beschwichtigend. »Alma ist einmal so, ernst, spöttisch, stolz, würdevoll, zuweilen etwas kühn, fähig, eines Wortes wegen Stillschweigen zu gebieten und einen Augenblick darauf selbst über die Grenze hinwegsetzend.«

»Wird sie sich ändern?« seufzte die Tante besorgt.

»Gewiß,« entgegnete Eduard ruhig. »Wer wie Alma organisirt ist, findet endlich das Gleichgewicht. Ihre Art und Weise ist seltsam, das gebe ich zu, aber sie ist nun einmal eine starke Seele, hat also eine fast schroffe Logik. Hören Sie sie nur reden und urtheilen. Wenn irgend eine Frage aufgestellt wird, wie weiß sie sie zu vereinfachen, sie zu erklären und sie dann mit glänzenden Farben zu schmücken!«

»Ein wenig mehr Weiblichkeit wünscht' ich mir doch,« bemerkte die sanfte Tante.

»Auch die hat Alma,« sagte Eduard. »Was Sie daran zweifeln läßt, ist Almas Hang zur Kritik.«

»Ein böser Hang,« erwiederte die Tante.

»Und doch liebe ich ihn,« versetzte Eduard, »denn er bewahrt sie vor Sentimentalität. Überdem ist sie gut und wohlthätig, ja ich behaupte, daß sie ihre Güte verbirgt, weil sie sie für Schwäche hält. Bemerken Sie nur, wie philantropisch gesinnt sie ist, wie sie über all das Elend um sich seufzt und entrüstet ausruft: »Was haben die Menschen Besseres zu thun, als dem Nächsten zu helfen und welche Lauigkeit, mit der man den Leidenden von sich weist! Wie sind wir doch nur mit bloßen Vergnügungen, mit kleinlichen Erbärmlichkeiten beschäftigt!« Erinnern Sie sich, wie wir neulich ausfuhren, der Kutscher vom Bocke stürzte und sie ohne sich einen Augenblick zu besinnen, aus dem Wagen zu ihm sprang, um nach seinen Wunden zu sehen und sie selbst zu verbinden. Dachte sie an die Pferde, die durchgehen, an den Staub und das Blut, das sie bedecken konnte?«

»Es ist wahr,« erwiederte die Tante, »Alma hat großmüthige Regungen. Trotzdem nenne ich sie doch ein unartiges Kind!«

»Nenne mich Dein unartiges Kind,« rief

Alma in die Thüre hinein und warf ihr, ſchon im Negligé, Kußhände zu.

Eduard lief zu ihr. Sie reichte ihm den kleinen Finger, lächelte und ſagte neckend: »Ich wollte doch nicht ohne Gute Nacht ſchlafen gehen.« »Gute, Gute Nacht denn,« wiederholte Eduard bewegt, indem er entzückt ſich zu ihr wandte. Sie aber war ſchon wieder hinter der Thüre verſchwunden.

»Wie kann man ſo unſäglich lieblich ſein,« ſagte er zur Tante, die erheitert lächelte und ihm nicht ohne Nachdruck ſagte: »Möchte die Liebe zu Ihnen die Sonne werden, die Alma aus ihrem Herzensſchlummer weckt. Dieſe unentwickelte Knospe müſſen Sie ans Licht bringen.«

Eduard ging ſinnend von dannen. »Ach warum dichtet Alma, ſtatt zu leben?« dachte er betrübt in ſeinem Zimmer. »Warum empfindet ſie einen faſt unſinnigen Drang nach An- und Aufregung? Warum iſt ſie, bei allen großen Eigenſchaften, doch eitel? Warum lechzt ſie nach Beifall und verachtet das Urtheil der Welt? Ihr ſind heftige Gemüthserſchütterungen ein Bedürfniß. Was Andern, was mir Ermüdung wäre,

iſt ihr Stärkung. Sie will das Leben, das ſie nicht befriedigt, ausfüllen, iſt ſich ſelbſt und mir ein Räthſel, iſt ein Glanzmeer, in das ich geblendet ſtarre und das ich nicht überſehen kann!«

3.

Am andern Morgen, als es kaum acht Uhr geſchlagen hatte und die Sonne durch zerriſſenes Gewölk lugte, war Franz, im Frack und weißer Halsbinde, einen leichten Überrock darüber, mit Stock und Hut im Freien. Aufgeregt, wie er war, hatte er wenig geſchlafen. Die Morgenſonne ſollte ihn ſtärken, die friſche Luft ihm die heißen Augen kühlen, der Gang in das Wäldchen ihm Muth für den Gang zum Fürſten geben! Wie fühlte er im Voraus die Nothwendigkeit, ſich demüthigen, die ſtolzen Jahre der Freiheit hinwegwerfen zu müſſen! Wie zitterte er, als er ſich ernſt fragte: »Iſt es der Mühe werth, ſich und ſein Weſen aufzuopfern, mit Aufwand von Herzblut und unterdrückten Thränen dem Staate zu dienen, da das Ende von dem Allen

doch Undank, doch Unverstand ist? Man sagt wohl, Herrschergunst sei wetterwendisch, aber ist es beim Volk, bei dem Einzelnen nicht dasselbe? Was kann ich, Tropfen im Meere, erlangen? Was hoffen? Was begehren?«

Er lehnte sich an einen Stamm und blickte in die Landschaft hinaus. Hier, an diesem friedlichen Morgen, umwallt von dem feuchten, am Boden sich hinziehenden Nebel, schien er sein Gemüth und die ihn umgebende Natur nach dem, was er wollte und ersehnte, fragen zu dürfen. »Wer bin ich?« seufzte er schmerzlich. »Was bedeutet dieses Gemisch von allgemeiner Liebe und großer innerer Gleichgültigkeit, das in mir ist? Ich suche in den Dingen einen höchsten Sinn und komme mir in meinen Bestrebungen doch unmöglich, aus aller Ordnung herausgerissen, vor. Immer ist mir das Leben ein unterdrückter, dumpfer Schmerz; immer entfliehe ich dem, wonach die Andern jagen. Meine Bedürfnisse sind einfach. Ich liebe das Natürliche, das Harmonische, das Anständige. Ein unendlicher Drang fesselt mich an das Schöne und verwirft das Häßliche und doch

bin ich unruhig, jetzt, wo ich ein Bestimmtes erfassen, mich der Außenwelt widmen soll! Der Heroismus der Aufopferung ist mir ja nicht fremd gewesen; ich habe mit frischer Festigkeit die Leidenschaft wie das Unglück überwunden. Ich glaubte, um glücklich zu werden, müsse man tugendhaft sein. Seltsamer Irrthum, der mir kaum wenige Tage gedauert und mir ein verblaßtes Leben gelassen hat. Und nun, nun? Es ist hart, wenn die Schmerzen bleiben und die Freuden fliehen, wenn man sich entzaubert, entwurzelt fühlt, eine Jugend besitzt und sie nicht genossen hat, wenn man an den Tod denkt . . . .« Er fühlte, daß es ihm fiebrig durch die Adern rann und ging rasch einige Alleen weiter. Da sah er von Weitem Reiter sich auf ihn zu bewegen und ehe er's sich versah, rief Eduard an Almas Seite: »Franz, bist Du's? Wo kommst Du her?«

Franz lüftete kalt den Hut vor Alma, die langsam vorüberritt, indeß Eduard sein Pferd anhielt und, vom Sattel herab ihm die Hand reichend, lebhaft sagte: »Sieh, Franz, das ist Alma!« Aber

dieſe, flüchtig ſich umſehend, ſetzte ſich in Galopp, grüßte mit der Reitpeitſche und zwang Eduard ihr nachzufliegen, ohne den Freund vorgeſtellt zu haben.

»Ein ſchönes Weib,« dachte Franz, gleichgültig in eine Allee biegend, »im Übrigen wie Alle eitel, herausfordernd, egoiſtiſch. Ich habe einen wahren Widerwillen gegen Frauen, die im Äußern poetiſch, mit dem langen Reitrock, dem Männerhut und dem grün wallenden Schleier amazonenartig ins Leben hineinſtürmen und verkleinernd auf uns einwirken, da ihnen die zarte Auffaſſung des Lebens doch abgeht. O fände ſich nur Eine, die frei lieben, wirklich mit Gut und Blut ſich hingeben könnte. Die Liebe iſt ja nicht allein eine Seligkeit, ſie iſt auch eine Kunſt. Aber da ſehe man die meiſten Frauen, wie ſie ſich verſchachern, das für das, Jenes für ein Anderes einſetzen, nichts für nichts geben, und das — ihre Tugend nennen.« Unmuthig fuhr er ſich über die Stirne. »Und doch,« dachte er nach einer Weile, »kann ich mich nicht von dem Ideale eines liebenden, eines leidenſchaftlich liebenden Weibes losreißen, dem die Sittlichkeit etwas Höheres als

die Sitte, die Liebe etwas Größeres als die Tugend ist, die mit dem ganzen Aufwand ihrer Kräfte und doch unwillkürlich den Rosenglanz der Poesie über das Gewöhnliche wirft und eine so große, so himmlische Harmonie einführt, daß das Geistige nicht vom Körperlichen und umgekehrt zu unterscheiden ist! Aber freilich gehört dazu Wahrheit, Reinheit, und die Meisten sind gewöhnlich, geben nie anders als in sich selbst zurück, zeigen sich weichlich und haben offenbar keine Kraft zu einer vollkommnen, innigen Liebe, wie ich sie meine. Deswegen entbehren sie den frischen Reiz, das Mystische, deswegen sind sie und das Leben ist mit ihnen so erschrecklich prosaisch!«

Franz hatte sich unter diesen Betrachtungen der Stadt zugewandt. Von Weitem sah er Alma heransprengen, über einen Graben setzen und dann langsam ins Thor reiten. »Welche Albernheiten!« dachte er mißbilligend. »Und so ein Wesen, das den Tag mit Reiten und die Nacht mit Tanzen beschließt, liebt mein Freund Eduard. An das hängt er sich, für das lebt er!« Er seufzte und

ſchlug den Weg zum Miniſter ein. So ſchwer ihm der Gang wurde, ſo mußte er ihn thun; er mußte an eine Carriere, an eine feſte Anſtellung denken. Das Vermögen, das er beſeſſen, war verſplittert. Er hatte ſich lange dem Zufall überlaſſen; lange hatte er die Jahre dem Schickſal, den Verhältniſſen, dem ſogenannten Anſtand geopfert. Nun mußte er endlich beſſere Zeiten vorbereiten, ſeine Gewohnheiten einfriedigen, ſich dem Staate nähern.

Als er vor dem Hotel des Fürſten von der Recknitz ſtand, ſchöpfte er tief Athem. Er fühlte, daß er anders aus dieſer Thür heraus- als hereintreten würde. Die Würfel ſollten fallen! Er ſollte in das Triebrad der Geſchäfte, in die ſchwüle geſellſchaftliche Atmoſphäre, ſo voll von gährenden Stoffen, von lärmenden Vergnügungen, ſo durchzittert vom Schrei des Haſſes, der Angſt und der Verzweiflung. Wie ihm das ſchwer jetzt auf die Seele fiel, wo er den Platz vor dem Hotel raſch durchſchritten hatte und den Thürklopfer in der Hand hielt! Das Hotel lag kalt und dumpf mit ſeinen dicken, grauen Mauern, mit ſeiner Auffahrt, mit dem in Stein gehauenen

Wappen über dem Balkon, vor ihm. Nun klopfte Franz und nun öffnete der Portier aus seiner Loge heraus. Auf dem Portal standen mehre Bedienten in reicher Livree vor den Treppen, die auf beiden Seiten hinaufgingen und sich oben vereinigten. Franz wandte sich an einen der Diener, um beim Fürsten angemeldet zu werden. Dieser wies ihn achselzuckend an einen zweiten.

»Seine Durchlaucht nehmen jetzt nur bekannte Namen an,« hieß es.

»Tragen Sie gefälligst diese Karte zum Fürsten,« sagte Franz ruhig und händigte sie einem Diener ein.

»Ich werde versuchen . . . .« entgegnete dieser mit einer Protektormiene, indem er die Karte betrachtete, die Treppe langsam hinaufstieg und zwischen den Zähnen: »Franz von Brinkmann« murmelte.

»Impertinenz!« dachte Franz auf dem Portal, zwischen den zischelnden Dienern, innerlich glühend, äußerlich eiskalt. »Der Anfang dessen, was sich nun täglich und stündlich wiederholen wird. Die

bittere Schule der Abhängigkeit . . . .« seufzte er; da kam der Bediente zurück.

»Seine Durchlaucht bitten den Herrn von Brinkmann, bereinzutreten,« sagte er höflich, indem er Franz den Überrock ausziehen half.

Franz schritt beklommen die Treppe hinauf. Beklommen trat er in eine Reihe von Gemächern, die mit Vergoldungen, mit Marmor, mit Gemälden und Statuen reich verziert waren. Geisterartig schlich der ihm den Weg zeigende Diener vor ihm über die spiegelglatten Parketts; geisterartig zog Franz ihm nach. Zuweilen blickte er scheu in einen der großen Spiegel, die die Wände bedeckten und glaubte dann einen blassen Fremden so neben sich in schwarzer Kleidung hinwandeln zu sehen. Endlich öffnete der Diener eine Flügelthüre und Franz stand in einem reich ausstaffirten, mit grünem Sammt verhängten Cabinet, in dem der Fürst vor einem Tisch voll Akten in einem gepolsterten Lehnstuhl saß. Als Franz, sichtlich befangen, eintrat, stand der Fürst auf. Franz' Erscheinung entsprach keineswegs der Idee, die sich der durchlauchtigste Staatenlenker von

ihm gemacht hatte. Er hatte sich ihn ungeschickt gedacht, ihn mit jenem fragenden Blick gemustert, den selbst die glatteste Erziehung oft an Hochmuth streifen läßt. Das Inquisitorische des Blicks verwandelte sich aber in Wohlwollen, als Franz auf ein Gespräch mit ihm einging, worin er ihm den Gang seiner Studien entwickelte und sich ihm als kräftiger Denker zeigte. Der alte, noch kerzengerade sich tragende Mann, mit dem weißen Haar und dem durchdringenden, fast glühenden Auge hörte es beifällig, daß Franz ihm sagte: »Die Anleitung, die ich genossen, war gut. Nun kommt es darauf an, daß sich Ew. Durchlaucht meiner annehmen, dann kann mir die Carriere nicht fehlen.«

»Die Büreaux sind überfüllt,« antwortete der Fürst ausweichend. »Vor drei Jahren waren Sie im Ministerium notirt. Warum haben Sie damals die Gelegenheit vorübergehen lassen und sind der modernen Richtung, dem Reisen ins Ausland, auf eine nicht zu billigende Weise gefolgt?«

»Damals war diese Reise eine Nothwendigkeit,« entgegnete Franz betroffen.

»Eine Nothwendigkeit?« wiederholte der Fürst, ihn von oben bis unten ansehend. »So ist es jetzt eine Nothwendigkeit, daß Sie warten. Sie können nicht ankommen.«

»Ich muß leider bemerken, daß ich mein ganzes Vermögen verreist habe!«

»Das war leichtsinnig,« entgegnete der Fürst mißbilligend, indem er sich in seinen Lehnstuhl zurücksetzte und Franz vor sich stehen ließ.

Dieser schlug die Augen schmerzlich auf, schwieg einen Moment und sagte dann mit etwas bebender Stimme: »Ich habe mir auf meinen Reisen statistische Kenntnisse anzueignen gewußt und höre, daß Ew. Durchlaucht ein eigenes statistisches Büreau gründen werden. Vielleicht, daß ich dabei, der ich mit Handelsverhältnissen vertraut bin, zu gebrauchen wäre. Vorläufig verlange ich ja nichts, als meinen Eifer zu zeigen.«

Der Fürst schien überlegen zu wollen und lehnte sich im Stuhl zurück. Jetzt erst konnte Franz die altmodische Gestalt näher betrachten, die gebieterisch vor ihm da saß. Er fühlte sich bewegt diesem

Manne gegenüber. Er dachte: »In deſſen Händen ruht nun Dein und das Geſchick von Tauſenden!« Er rief ſich die öffentliche Stimme zurück, die dieſen Staatsmann des religiöſen Machiavellismus beſchuldigte, ihm wenig Toleranz zugeſtand und unter glatten Formen ein gehäſſiges, verbittertes Gemüth ſuchte. Andere ſagten jedoch, daß das ungerecht ſei, daß er Kraft, Feſtigkeit, Liebe zur Ordnung, Gerechtigkeitsſinn habe. »Wer die Wahrheit erforſchen, wer ſagen könnte, dies iſt, dies iſt nicht,« ſeufzte Franz. »Niemand iſt hellſehend genug, um des Fürſten Gedanken zu erſpähen. Entweder iſt er der Beſten einer oder der Durchtriebenſte. Jedenfalls iſt er außerhalb des Kreiſes der gewöhnlichen Menſchheit, gleichſam eine Abſtraktion, ein unverſtandenes Wort, eine diaboliſche Arabeske, eine an den Fenſterſcheiben gefrorene Figur, die Alles und nichts iſt. Heute ſpielt er die, morgen die Rolle; heute iſt er Philoſoph, morgen Poet, übermorgen Metaphyſiker. Iſt er alt, jung? Hat er Charakter? Schwachheiten? Beſitzt er eine Seele? Äfft er die durchlauchtigſte Würde nach? Hat er ſie? Niemand weiß das.«

Franz wäre vielleicht noch weiter in seinen Betrachtungen gegangen, wenn der Fürst nicht wieder zu sprechen angefangen hätte. »Kennen Sie meine Frau?« fragte er. »Es ist mir dunkel, als wären Sie ihr irgendwo begegnet?«

Und als Franz zur Erde blickte, fügte er gütig hinzu: »Wir empfangen des Montags Abend. Kommen Sie einstweilen, bis sich etwas für Sie gefunden hat.«

Er stand redend auf. Da ergriff ihn ein krampfhafter Hustenanfall. Franz sah sich beklemmt nach Hülfe um, doch winkte der Fürst, ohne weiter sprechen zu können, zum Gehen, schellte, und als ein Diener erschien, sagte er mit erstickter Stimme: »Das weiße Pulver . . . in Wasser aufgelöst . . .«

Franz empfahl sich bestürzt. »Der macht es nicht lange mehr,« dachte er, zurück durch die Prunkgemächer wandelnd, und es war ihm, als husche der Tod an ihm vorüber. Auf der Treppe begegnete er einer alten Frau mit weißgestreifter Mütze und einem gefalteten Kragentuch. Er blieb stehen, um sie vorübergehen zu lassen. Plötzlich erkannte

er die Kammerfrau der Fürstin. »Gertrud!« rief er laut. Sie stutzte, sich von einem bärtigen Mann, der ihr völlig unbekannt schien, genannt zu hören, sagte: »Befehlen?« knirte und, als Franz nicht zu Worte kommen konnte, war sie jenseits der Treppe verschwunden. »O Gott, o Gott . . .« mehr vermochte Franz nicht zu denken. Dann schwankte er die Treppe hinab. Auf der letzten Stufe traf er eine Ladenmamsell mit einem großen, blauen Karton. Ausweichend stieß er an die Schachtel, die die Stufen hinabrollte, sich öffnete und zu seinen Füßen ein weißes, mit rosenrothem Taft gefüttertes Spitzenkleid ausbreitete. Die Diener sprangen herzu; die Ladenmamsell raisonnirte, indem sie das Kleid in den Karton zurückzwängte; dem betäubten Franz wurde sein Überrock von einem Bedienten gereicht . . . das Alles war das Werk des Augenblicks, auch das, daß oben auf der Treppe der Fürst mit seiner Gemahlin erschien, die Hausthürflügel von einem Lakaien aufgerissen wurden, Franz ein elegantes Coupé, mit vier brausenden Engländern bespannt, vorfahren sah, die auf das Steinpflaster mit ihren unge-

stümen Hufen aufschlugen und kaum zum Stehen gebracht werden konnten. Der Fürst stieg langsam die Treppe hinab; an seiner Seite ein schönes zwanzigjähriges Weib, mit einem holdselig blassen Antlitz, mit tiefblauen unendlich sanften Augen, hohen schlanken Wuchses, das kleine weiße Federhütchen auf die sorgsam geglätteten kastanienbraunen Haare gesetzt, den schwarzen Spitzenshwal über ein schwarzes, enganschließendes Kleid geworfen, ein duftendes Schnupftuch und einen weißen Sonnenschirm in der Rechten . . . Franz lehnte athemlos im Hintergrund an einer Säule. Athemlos sah er den Fürsten das Coupé mit seiner Gattin besteigen, athemlos hörte er das Knallen der Peitschen, das Davoneilen der Pferde, das leichte Rollen des Wagens . . .

»Ist dem Herrn nicht wohl?« fragte ein Diener.

Franz besann sich, wo er war. Er war im Hause des Fürsten von der Recknitz; er hatte ihn die Treppe hinabsteigen, die liebreizende Fürstin gesehen, gesehen, wie sie an ihm vorüberschritt, hatte das Rauschen ihres Kleides gehört, hatte den Duft ihrer Person eingeathmet, hier, hier an dieser

Stelle! . . . Es faßte ihn ein raſender Schmerz; er eilte ins Freie, er warf ſich in die dichteſten Partien des Wäldchens, er rief unter verhaltenen Thränen: »Ich könnte ſie haſſen, ſie hat mir ſo wehe gethan, daß ich ihr eine ewige, eine fortgeſetzte Rache ſchwören ſollte. Iſt denn die Lehre, die ich empfing, nicht fürchterlich genug? Bin ich denn nicht plötzlich alt, plötzlich aufgeklärt geworden? Das iſt ſo in der Ordnung,« ſetzte er beſchwichtigend nach einer Weile hinzu. »Im Himmel die Seligkeit. Auf der Erde das Elend. Und, indeß dieſes ſich nieder auf uns läßt, nehmen wir das Leben, wie es iſt, die Jugend, wie ſie iſt, theilen wir ſie ein in Genuß und Verachtung, in Betäubung und Hellſehen. Das nennt man gemeiniglich Mann ſein. Der, der die Wiſſenſchaft des Guten und Böſen beſitzt, der muß ſeinen Weg nun einmal allein gehen, muß von Wirklichkeiten leben, wie er früher von Täuſchungen lebte.«

Er warf ſich auf eine einſame Bank und rang die Hände ineinander. Dann zerſchmolz der Schmerz und er ſeufzte: »Helene, Helene,« und dann bäumte

er ſich wieder hoch auf, daß Franz aufſpringen und von einer Allee in die andere wanken mußte. Dazwiſchen träumte er von vergangenen Tagen, horchte er auf das leiſe Rauſchen des Frühlings, auf die Glocken der Heerden, auf das Gemurmel des Waſſers. Wie war ihm ſo wunderlich ſchmerzhaft! Wie klagte er über ſich ſelbſt, daß er ſo niedergeworfen ſei. Spät erſt kam er zu ſich. Die Sonne ſtand ſchon hoch am Himmel, die Wieſen dufteten lieblich. Er erkannte in den Luftzügen die verſchiedenen Pflanzen, er ſagte ſich: »Das iſt der Geruch des Thymians, das ſind die Narziſſen der Gärten, das da iſt der Duft der Geraniums.« Die Geiſter der Luft ſchienen die zarten Blüthen in ſich ſaugen und ſich in ihnen baden zu wollen . . . er lächelte, ſtrich ſich die Haare aus dem Geſichte, ſeufzte: »Es iſt vorüber, es muß vorüber ſein, ich will es« und ging langſamen Schritts zu Almas Wohnung hinüber.

4.

Alma war ſtumm an Eduards Seite nach Hauſe geritten. Ihre Augen ſchoſſen Flammen. Die Wangen waren leicht geröthet, die Locken, vom Ritte länger und glatter geworden, quollen unter dem ſchwarzen Reithut hervor. Das enganſchließende, mit Knöpfen und Schößen verſehene Tuchkleid zeichnete die wundervolle Feinheit ihres Körpers. So ſchlank war ſie, daß ſie ſich in ihren Bewegungen faſt wie ein Kind ausnahm. Eduard hatte mehrmals mit ihr zu ſprechen verſucht und immer hatte ſie ihn mit wenigen Worten zum Schweigen gezwungen. Jetzt hielten ſie vor dem Thorweg des Hauſes, den der Reitknecht, der voranzureiten gewohnt war, ſobald ſie in die Nähe von Almas Wohnung kamen, diesmal zu öffnen vergeſſen hatte. Eduard mußte vom Pferde herunter und klopfen. Indem war ſchon Alma, leicht wie eine Gazelle, herabgeſprungen, hatte die Zügel über des Pferdes Hals geſchlungen, hatte dem herzugeeilten Reitknecht einen ſtarken Verweis über die Verſpätung, über das vernachläſſigte

Riemzeug gegeben, hatte, mit der Reitpeitsche in der Hand, unmuthig gesagt: »Er ist zu nichts auf der Welt, nicht einmal zum Füttern der Pferde zu gebrauchen,« und war nun eben in ihrem Zimmer, glühend vor Erregung, an einem Tisch voll Bücher und Packeten, das lange Kleid hinter sich herziehend und die Handschuhe und den Hut von sich auf einen Stuhl werfend. Die Kammerjungfer war eilfertig ins Zimmer, um Alma auszukleiden, getreten; sie schickte die Geängstigte rasch fort, streckte sich aufs Sopha, fuhr mit dem Battisttuch über das Gesicht und sagte zu Eduard gewandt: »Dieses Gesindel von Domestiken, das immer zur unrechten Zeit kommt, kein Pflichtgefühl hat, sondern nur eine leicht zu verrückende Maschinerie, ohne Sinn, Kopf und Anhänglichkeit ist, dies Gesindel macht mir das Leben schwer. Öffnet so ein Tölpel von Reitknecht den Thorflügel nicht, kommt so eine Gans von Zofe ungerufen ins Zimmer! Freilich, freilich, Menschen ohne Erziehung sind keine Menschen,« setzte sie seufzend hinzu.

Eduard stand da, verletzt in seinem Humanitäts-

ſinn und doch eingeſchüchtert durch Alma, die ſeinen Widerſpruch nicht leiden konnte. Sollte er reden oder ſchweigen? Ihr Vorſtellungen machen? Sie auf beſſere Gefühle bringen? Er wußte es nicht. Seufzend fühlte er ſeinen Mangel an Einfluß, ſeufzend errieth er, durch wie viele Erfahrungen Alma durchzugehen habe, um mit ſich und der Welt ins Gleichgewicht zu kommen. »So gut und ſo hart zu ſein!« dachte er ſchmerzlich. »Bald wie ein Engel ſich zeigen und bald wie ein Dämon! Glauben machen, daß ſie herzlos iſt, wenn ſie mit ein wenig Selbſtbeherrſchung durch und durch erwärmen könnte! Ach, daß ich ſie leiten dürfte! Aber es iſt nicht möglich! Ich kann es nicht! Wer könnte auch dieſen Charakter leiten, der gebieten, nicht gehorchen will.« Dann wandte er ſich zu Alma und ſagte: »Ich gehe und will ſuchen, ob ich Ihnen heute Abend Franz zuführen kann.« Bei dem Namen ſah Alma auf; ein dunkles Roth flog ihr über die Wange, ſie athmete kaum: »Daß Sie ſich das nicht unterſtehen,« rief ſie, indem ſie aufſprang. »Geben

Sie, Eduard, ich will allein ſein, ich brauche weder Sie, noch Ihren Franz . . .«

Eduard verbeugte ſich, ſchwieg und ging. Dies traurige Schweigen brachte Alma zur Beſinnung. Sie ſchämte ſich ihrer Übereilung, rief ihn zurück, ſagte freundlich: »Geben Sie mir die Hand. Seien Sie mir nicht böſe. Wir ſehen uns bald wieder, nicht wahr, recht bald?« Und als er antworten wollte, ſetzte ſie hinzu: »Nein, gehen Sie jetzt. Sie ſind gut und ich bin unartig. Das iſt nun einmal ſo und wird nicht anders. Ertragen Sie mich.«

Und er ertrug ſie, ſo ſchwer es ihm auch zuweilen ward. Er ertrug ihre Fehler, ihre Launen; er nannte das die Fehler ihrer Eigenſchaften und ihrer — Race. Er ſchob Manches auf eine mangelhafte, adlige Erziehung. »Ich glaube an Almas Herz,« ſagte er, in ſeinen ſpaniſchen Mantel gehüllt, »ich habe mich gewöhnt, daran zu glauben. Sie iſt eben ein ſeltſamer Charakter, von dem man nicht weiß, ob man ihn lieben oder fürchten ſoll.« So dachte er träumend, indeß Alma ſich entkleiden ließ und dann zur Tante ging.

Frau von Wallsee war früh Wittwe geworden. Nur kurze Zeit war es ihr vergönnt gewesen, an der Seite eines geliebten, aber verschwenderischen Gatten zu leben. Damals hatte sie in Glanz, in Überfluß geathmet, nicht ahnend, daß bald eine Zeit kommen würde, wo das Alles zerfließen sollte. Sie hatte keine Kinder. Herr von Wallsee starb früh und ohne Testament. Das Vermögen, das zerstört war, fiel an die Familie zurück. Die Wittwe, die ihm die angenehmste und bequemste Gefährtin seines Lebens gewesen war, mußte sich mit einer kleinen Pension begnügen und in die Ferne ziehen. Sie that es mit stiller Ergebung, denn sie hatte einen sanften, demüthigen Sinn und nahm das, was kam, für Schickung des Himmels, nicht für Menschenwerk. »Es ist Alles so, wie es ist, gut,« pflegte sie zu sagen, wenn man sie bedauern wollte. Sehr angenehm war es ihr, als die elternlose Nichte, Alma von Wallsee, die ohnedies vermögend war, sie zum Beisammenleben mit ihr aufforderte. »Da hätte ich ja einen Lebenszweck,« dachte sie erfreut. »So ein junges Mädchen zu beaufsichtigen und zu

lieben, habe ich mir immer gewünſcht.« Aber ſie ſah auch bald ein, daß das mit Alma nicht möglich ſei. Zuerſt ſtieß ſie ſich an dieſem Weſen, dann ertrug ſie es. Sie hatte die Nichte bei ihrer Ankunft in einem phantaſtiſchen Anzug, mit einem ſammtnen Käppchen auf dem Kopfe, auf einem Divan ruhend gefunden und ſich lange nicht über den Anblick beruhigen können.

»Du machſt Dich lächerlich vor der Welt,« ſagte ihr die gute Tante bewegt.

»Die Welt ſieht mich nicht und iſt mir überdies gleichgültig!« antwortete Alma beſtimmt. »Ja, Tante,« fuhr ſie fort, »ſie iſt mir gleichgültig, weil ich ſie verachten gelernt habe. Sie iſt ungerecht. Sie will mich wie etwas Gewöhnliches behandeln, und ſie irrt ſich. Ich bin meiner Lage, meinem Charakter nach außerhalb des Gleiſes. Möglich, daß es ein ſchlechtes iſt, möglich, daß ich Anſtoß gebe. Ich geſtehe ſogar, daß ich — verkannt bin.«

»Du könnteſt dem ausweichen, wenn Du natürlich wäreſt,« bemerkte die Tante. »Es iſt ſchlimm,

wenn man ſich gegen das Urtheil der Menge ſtumpf macht.«

»Mein Leben iſt nun einmal ſonderbar,« entſchuldigte Alma. »Ich bin gleichſam gezwungen, anders wie Andere zu ſein. Die Aufgabe iſt jetzt die, den Weg, den ich mir vorgeſchrieben, nicht aus dem Auge zu laſſen; ich will bleiben, wie Gott mich geſchaffen hat. Bin ich doch nun einmal ein Metall, das nicht geſchmolzen werden darf.«

»Du wirſt geſtraft werden,« ſagte die Tante. »Man ſäet den Haß, um ihn zu ernten.«

»Tantchen, an Dir iſt ein Prediger verdorben.«

»Und an Dir eine Romanheldin,« entgegnete die Tante ſtreng.

Alma ſtutzte, dann flog ſie auf die Tante zu, küßte ſie, umfaßte ihre Hände, legte ihren Kopf auf ihren Schooß und ſagte ſchmeichelnd: »Du mußt nicht ſchelten, Tante, mußt nicht böſe ſein. Ich bin ein verzogenes Kind, ich habe zu viel für mein Alter und meine Stellung erlangt. Laß es nun gut ſein. Beklage mich nicht, bewundere mich nicht. Beurtheile mich nicht nach dem Schein. Ich kenne

die Gefahr, in der ich ſchwebe, aber ich wage, weil ich lebn bin. Was geht mich der Beifall der Menge an? Vielleicht ernte ich doch einmal Liebe, ſtatt Haß, vielleicht gebe ich andern Frauen das Beiſpiel der Offenheit; vielleicht werden nach mir, Einige wenigſtens, die Lüge verabſcheuen.«

»Du träumſt,« ſagte die Tante beſänftigt.

»Laß mich träumen,« ſprach Alma weich geworden. »Nimm mich nicht für enthuſiaſtiſch, nimm mich nicht für tugendhaft. Ich bitte Dich um Gotteswillen, Tantchen, nimm mich beſonders nicht für tugendhaft; ich weiß nicht, was das heißt, ich will es nicht wiſſen. Ich fühle wohl, daß das von Unverſtand zeugt, und doch dreht ſich bei mir jetzt Alles darum, zu wiſſen, ob ich genug Kraft beſitze, den Muth meiner Meinungen zu haben.«

»Man wird Dich für wahnwitzig halten!« rief die Tante.

»Als wenn ich nicht das Recht hätte, auch dafür zu gelten!« erwiederte Alma ſanft, indem ſie ſich auf einen Stuhl warf. »Vielleicht,« ſagte ſie

nach einer Pauſe, »bin ich die Vernünftige und die an mir zweifeln, ſind reif fürs Irrenhaus.«

Das wunderliche Mädchen ſchwatzte ſo fort. Sie war ſo anmuthig, wenn ſie ſagte: »Wir ſtreiten uns, aber wir lieben uns doch,« daß die Tante immer wieder verſöhnt von ihr ging. Heute hatte ſie nach dem Ritt und nach der Scene mit Eduard Toilette gemacht, hatte ſich nach der Tante Geſchmack in ein roſenfarbenes Neußlinkleid mit weiten, wallenden Ärmeln gehüllt, aus denen hervor die ſchönen Arme, mit reichen Spangen geſchmückt, hervorblickten und trat nun haſtig zu ihr, die ſinnend und ernſt, faſt wie ein Van Dykſches Bild anzuſchauen, am Fenſter ſaß. Sanfte Thränen waren ihr über dem Gedanken an die verlorene Jugend, an die eingebüßten Freuden, an die jetzige, eingeſchränkte Lage gekommen. »O mein Gott,« betete ſie, »wie habe ich Deinen Beiſtand nöthig, wie muß mir, um nicht zu murren, das Gefühl meines Unwerths bleiben, wie muß ich bitten, gehorſam, ergeben zu werden.« Da trat Alma mit der holdeſten Freundlichkeit zu ihr. Die Tante trocknete ihre Thränen, wandte ſich

mit einem ernſten Geſicht zu ihr und ſagte: »Ich bin unzufrieden mit Dir. Du haſt den Friedrich ſo barſch angefahren, daß er nun fort und aus dem Dienſt will.«

»So mag er,« entgegnete Alma verſtimmt. »Ich halte Niemand, beſonders wenn er ſeine Pflicht verſäumt.«

»Das hat er nicht gethan,« erwiederte die Tante raſch. »Iſt er etwa nicht treu, war er nicht Deinen Eltern ergeben? Um eines leichten Verſehens willen zankt man nicht ſo, wie Du. Du treibſt es zu arg. Mit Dir kann Niemand leben!«

Alma biß ſich in die Lippen. »Ich ſoll dem Friedrich wohl Entſchuldigungen machen, ſoll ſentimental werden, ſoll überfließen in Philanthropie?« fragte ſie. »Nein, Tante, das thue ich nicht. Wir wollen ihm für ſeine Treue drei Monate Gage zahlen und dann mag er gehen. Ich halte ihn nicht.«

»Du biſt trotzig, Alma,« ſagte die Tante aufſtehend. »Wie mußt Du Dir die Hörner ablaufen, ehe Du in die Ehe paßt!«

Plötzlich drückte Alma der Tante die Hände die

zum Schmerze. »Ich bin außer mir,« rief ſie, »wenn ich mir denke, daß ich heirathen, den Eduard heirathen ſoll. Iſt es nicht der Frauen heiligſte Sorge, den Dienſt der reinen Liebe aufrecht zu erhalten? Sind wir nicht geborne Veſtalinnen? Sollen wir uns nicht dem Mann unſerer Wahl mit allgemeinſter Geſinnung, mit unbedingtem Gefühl hingeben? Und ich? Und ich? Was werde ich thun?«

Sie verbarg ihr Geſicht in ihre beiden Hände, weinte eine Zeit lang ſtill und heftig und fing dann an, von der Liebe und der Heiligkeit der Ehe mit einer Lebhaftigkeit zu reden, daß Frau von Wallſee nicht umhin konnte, ihr zu ſagen: »Ach, --die ewige Feſſel,-- von der Du redeſt, würde, wenn ſich Dein Ideal verwirklichte, etwas ſo Himmliſches werden, daß es frühlingslieblich uns mit ewiger Schönheit umweben müßte!«

»Es ſoll aber ſo ſein,« unterbrach ſie Alma trotzig.

»Ach, ich bitte Dich um Vergebung,« ſagte die Tante luſtig, »ich vergaß, daß Du allmächtig biſt.«

Indem meldete Auguſt die Fürſtin von der

Recknitz an. Schon kam sie, leicht und lustig, mit ihrem wallenden Federbuschen die Treppe herauf.

»Willkommen, theure Fürstin,« sagte Alma, willkommen bei der Tante. Wie habe ich mich gesehnt nach Ihnen, wie gefragt: Werde ich Helene sehen, bald, oft sehen?«

Sie flatterte wie ein Vogel im Zimmer herum, indeß die Fürstin von der Recknitz sich zu der Frau von Wallisee aufs Sopha setzte, dann kam sie zu Helene zurück und bemerkte, vor ihr stehend: »Immer noch wie eine Lilie, immer noch grad und lieblich, immer noch weiß, stolz duftend und einsam!«

Helene warf einen seltsamen Blick auf sie, sammelte sich und antwortete auf die Frage der Tante nach dem Fürsten:

»Er ist nicht wohl. Seine Gesundheit leidet. Er thut nichts, ohne den Barometer zu fragen, findet die geringste Luftveränderung, richt sich darnach an und aus, findet die Speisen unschmackhaft, ißt aber Schlafmützigkeit und duftet, daß es mir das Herz zerreißt. Ich war in der Kirche mit ihm. Er wollte den neuen Prediger hören. Aber es hat

ihn angegriffen. Nun ist er wieder zu Hause und ich bin spazieren und zu Ihnen gefahren.«

Sie sagte das langsam, mit sanfter Stimme, indeß Alma theilnehmend bemerkte: »Sie sollten Ihre Mutter kommen lassen. Die würde Ihnen jetzt sehr nützlich sein.«

»Meine Mutter?« warf Helene träumend hin. »Haben verheirathete Töchter Mütter? Haben sie Väter? Wir gehören nur Einem und das ist der Mann.«

Es entstand eine kleine Pause, dann setzte Helene das Gespräch fort. »Mein Seelsorger, der gute Pastor Heinrich, ist gestorben,« sagte sie wehmüthig. »Sein felsenfester Glaube fehlt mir, obwohl er streng, sehr streng war. Sein Nachfolger ist freundlich, das ist nicht genügend. Ich möchte meinen Muth erfrischen, möchte eine starke Stütze finden . . .«

Sie endete nicht, denn August trat mit der Meldung ein, Herr von Brinkmann sei unten und bate, vorgelassen zu werden.

»Herr von Brinkmann?« fragte Alma erfreut. »Herr von Brinkmann? Was will denn der?«

Dann blickte sie Helene an und wie diese todtenblaß und ganz verwirrt vor ihr saß, rief sie plötzlich, sich besinnend: »Ich lasse mich entschuldigen, ich bin bei der Toilette, ich kann Niemand sehen!«

August ging und Helene zwang sich, auf ein gleichgültiges Gespräch über Theater und Gesellschaft zu kommen. Allein sie war so bewegt, daß sie nach einer Weile aufstand, mit erkünstelter Heiterkeit die Bilder an den Wänden ansah, sich bei den aufgestellten Camelien aufhielt und endlich Abschied nehmend sagte: »Ich glaube, der Fürst wird meiner bedürfen. Auch ist mir nicht wohl. Ich will nach Hause.«

»Wieder ein Opfer der Ehe,« seufzte Alma, als sie Helene ins Vorzimmer begleitet und zurück in ihre Wohnung ging. Sie hielt eine zierliche Karte in der Hand und las laut: »Franz von Brinkmann.«

»Wie das klingt!« dachte sie leise. »Wie so ein neuer Name wirkt!« Alles, was ihr Eduard von ihm gesagt, von seinem Charakter, seinem Verstand, seinen Reisen, seinen Eigenheiten, seiner Trauer, seinem Ernst, stand vor ihr. Auf einmal ward sie

ſtarr und kalt wie Eis. »Himmel,« rief ſie, »ich habe ihn beleidigt, habe ihn fortgeſchickt, jetzt, wo er mich freiwillig beſucht hat. Ich that es Helenens wegen, die mich ſo verwirrt anſah. Ich wollte ihr nicht den Schmerz bereiten, den bei mir wiederzuſehen. Aber was fang' ich nun an? Wie will ich ihn verſöhnen? Soll ich ihm ſchreiben? Ihn einladen? Soll ich warten?«

Sie lief an ihren Tiſch, ſetzte ſich, ſtützte den Kopf auf die Hand, zitterte, überlegte, rückte ein himmelblaues Papier zurecht, nahm eine goldene Feder, tauchte ſie ein, legte ſie fort, nahm ſie wieder und ſchrieb endlich flüchtig, mit fiebernden Fingern:

»Zürnen Sie mir nicht. Ich konnte Sie im Augenblick, wo Sie hier waren, nicht ſehen. Entſchädigen Sie mich für den Verluſt! Kommen Sie heute Abend. Je eher, je lieber. Aber kommen Sie . . .«

Siegelte und als Auguſt mit dem Billet fort war, lehnte ſie im Lehnſtuhl zurück und ſagte, ordentlich mit ſich ſelbſt zufrieden: »Nun wird er wohl eilen und wird doch gewiß nicht böſe ſein!«

5.

Franz lag ausgestreckt auf dem einfachen Sopha, den Tisch mit Schreibmaterialien vor sich, einen andern voll Bücher und Manuscript seitwärts. Er schien sich gefaßt, den Schmerz des Morgens untertauchen zu wollen in die Betrachtung des Abends. Seine traurigen Augen leuchteten, als er dachte: »Was kann mir die Philosophie des Lebens, diese Verkleidung eines kleinlichen Instinkts, diese vergebliche Geduld der vom Schicksal Gemarterten bieten? Warte, ruft sie, gedulde Dich. Das Leid verliert sich auf die Länge; die Zeiten ändern sich, oder bleiben sie dieselben, änderst Du Dich! Wer die Gegenwart benutzt, stumpft die Vergangenheit ab. Ertrage das Leben und es wird Dir leicht werden. Eine Leidenschaft blüht ab, der Verlust vergißt sich, ein Unglück wandelt sich um in Heil. Ja, ja, so sprechen sie. Was aber in ein Gemüth als Ersatz legen, das Vieles weggab und wenig geerntet, das seiner Natur nach hat leben müssen und sich für einen Schatten erschöpft hat?«

Er legte den Arm auf den Tisch, griff nach einem Convolut Papieren, durchblätterte sie und sagte: »Das also ist das Resultat dreijähriger Anstrengung? Wird das Publikum das anerkennen? Werde ich meinen Zweck erreichen? Werde ich eine Anstellung, Freunde, Beschützer finden?«

Er hielt wieder inne, niedergedrückt von seinen Erinnerungen. Dann raffte er sich auf und setzte sich zum Schreiben. »Arbeit, Segen des Himmels für die Unglücklichen, wie liebe ich Dich,« rief er, die Feder in der Hand. »Wer fühlt Deine Wohlthat mehr als ich? Wer sehnt sich mehr nach Einheit, nach Pflichterfüllung, nach dem Glück, nützlich zu sein? Ich hoffe, Gutes zu stiften. Es ist das der einschmeichelndste, der süßeste Traum meines Lebens; er füllt den Leidensabgrund, wenn ich denke, Du sollst mehr als die Andern leisten; Du mußt trösten, aufklären, mußt unablässig sagen: Was Du dem Schicksal aufbürdest, das sind nur die Irrthümer Deines Geistes, das hast Du selbst, Du und Deine Schwäche verschuldet.« —

Er schrieb eifrig, als es klopfte. Auf Franzens

»herein,« erschien der himmelblaue, mit silbernen Tressen gallonirte August, Almas duftendes Billet in der Hand. Franz öffnete flüchtig, las gleichgültig, sagte: »Es ist gut, ich lasse mich empfehlen,« und schrieb weiter. August ging zögernd. »Ein kurioser Herr, der . . .« meinte er auf der Treppe.

Kaum war er hinab, so stürmte Eduard herauf, warf sich aufs Sopha und sagte athemlos: »Alma ist außer sich, daß sie Dich heute Morgen nicht annehmen konnte.«

»Ich weiß es, sie hat mir geschrieben,« entgegnete Franz ruhig.

»So? Geschrieben hat sie Dir? Ei ei, davon hat sie mir nichts gesagt.«

»Willst Du den Zettel lesen?« fragte Franz lächelnd.

»Nein ich danke; ich kenne alle ihre Schreib- und Tonarten von D-Dur bis A-Moll,« erwiederte Eduard heiter. »Die Hauptsache ist, daß Du jetzt mit mir zu ihr gehst.«

»Das will ich auch,« sagte Franz, indem er aufstand und vor dem großen, zwischen den Fenstern

aufgestellten Spiegel Toilette zu machen anfing. »Ich habe einen stillen, schweigsamen Dank auf dem Herzen, für den Takt, womit sie mich heute Morgen fortschickte.«

»Ist das Ironie?« fragte Eduard verwundert.

»Nein, es ist Wahrheit. Ich hatte mich schon melden lassen, als ich die Equipage der Fürstin gewahrte; die bei Alma zu treffen, wäre mir unerträglich gewesen,« sagte Franz und griff nach seinem Hut.

»Du bist mir Deine Geschichte schuldig geblieben, lieber Franz. Willst Du Dein Herz nicht erleichtern und mir sagen, was Dich so drückt?« bemerkte Eduard leise.

Die Freunde wandelten in diesem Augenblick langsam die Straßen hinab und Franz antwortete nach einer Pause, in der er seinen Arm in den Eduards legte: »Du weißt, daß ich unbegütert, halb vom Onkel Haiderode, halb von meinen Eltern erzogen bin. Mein Vater war ernst, streng, aber unterrichtet und geistreich. Es war ihm Lebensangelegenheit den Kreis meiner Ideen bestmöglichst zu er-

weitern, die Dinge mir in ihrem wahren Lichte erscheinen zu lassen, besonders eisern wahr mit mir zu sein. Er gehörte einer altadligen Familie an, war aber unter den Zuckungen der Revolution groß geworden. Das gab ihm eine Nichtachtung der Formen, die zuweilen sogar in Haß gegen seine Kaste überging. »Bilde Dir nur nicht ein, besser als Andere zu sein, weil Du adlig bist,« sagte er mir öfters. »Erkenne im Gegentheil die Fehler Deiner Race, jenen unaustilgbaren Hochmuth, jenen wegwerfenden Ton, der an Herz- und Gemüthslosigkeit streift, wenn es darauf ankommt Niedrigstehende zu beurtheilen. Gesinnung ist Adel, nicht Geburt. Merke Dir das. Sei nicht schonungslos, weil dieser da bürgerlich, jener da arm ist; gieb Dich nie der arroganten Geringschätzung rein menschlicher Angelegenheiten hin. Hüte Dich besonders, unter dem Deckmantel eines ehrenhaften Namens, Dir Bedrückungen, Wortbrüchigkeiten, Überschreitung der Rechtlichkeit zu erlauben, die sehr unedel, also auch unadlig sind und die sich doch Tausende unserer Art zu Schulden kommen lassen. Beweise nie, daß unter

der glatten, liebenswürdigen Form eines Barons oder Grafen, neben den Eigenschaften der Courtoisie, der Freigebigkeit und der heitern Laune Gewissenlosigkeit, unwürdige Täuschung, ja Gemüthsverhärtungen herrschen können.«

»Mein Vater sprach so vielfach mit mir. Die Festigkeit seines Charakters gab seinem Äußern einen patriarchalischen Anstrich. Sein Haus war sehr ordentlich gehalten. Meine Mutter vertheilte die Almosen und überwachte die Moralität der Hausarmen auf eine Weise, daß sie gleichsam mit zu der Familie gehörten. Freilich hieß es deswegen daß sie hart, ausschließend, unmenschlich sei. Die Meisten begreifen nicht, daß man den Nächsten zwar lieben, dem Laster aber doch mit unerbittlicher Strenge den Krieg erklären soll. Ich liebte meinen Vater leidenschaftlich, liebte hauptsächlich seine Strenge, die mich von jedem Zweifel heilte. Von ihm geleitet, schien es mir so leicht gut und wahr zu werden. Wenn er mich lobte, wenn er gerührt über meine Anstrengungen schien, war ich so stolz, daß ich still glücklich war.«

Bei dieſen Worten ſtanden die Freunde vor Almas Wohnung. »Ob wir jetzt ſchon hineingehen?« fragte Eduard, der geſpannt zugehört hatte. »Willſt Du nicht lieber mit mir in den Garten treten und dort weiter reden?«

»Warum nicht gar,« entgegnete Franz freundlich. »Das Wichtigſte iſt ja, daß ich endlich Alma vorgeſtellt werde.«

Sie traten in die Wohnung, deren Treppe mit Decken, Blumen und Statuen geſchmückt war. »Das ſieht hier ja ganz phantaſtiſch aus,« bemerkte Franz, indem er den Überrock auszog.

»Iſt aber noch gar nichts gegen die Zimmer ſelbſt,« ergänzte Eduard triumphirend, indeß Auguſt voranſchritt, die Thüren öffnete und bemerkte: »Das gnädige Fräulein ſind noch beim Ankleiden. Belieben Sie einſtweilen hier Platz zu nehmen.«

»Das hier iſt Almas Empfangszimmer,« ſagte Eduard, der Franz in ein rothdamaſtenes Gemach mit reichen Bronzeverzierungen führte. »Das iſt ein Allerweltszimmer. Aber hier in dieſem Cabinet, da

haust sie in Wahrheit. Da hinein hat sie ihre Seele gegossen.«

Franz lächelte, als er ein Gemach mit Blumen durchduftet betrat, das ein einziges Fenster, Gemälde aller Art, Spiegel, schwellende Divans, einen eingelegten Rococoschreibtisch und eine Masse Meißner Porcellanfiguren auf einem Kamin barg, der statt des Feuers jetzt Camelien hatte.

»Wenn das Almas Seelenabglanz ist, so ist er bunt genug,« sagte Franz lächelnd, indem er sich ohne Umstände auf den Divan setzte.

»Sprich leiser,« bemerkte Eduard, »sie ist nebenan in ihrem Toilettenzimmer und könnte Dich hören.«

»Also ein Empfangs-, ein Schreib-, ein Toiletten-, ein Schlafzimmer?« fragte Franz, »und was der Extravaganzen noch mehr?«

»Die liegen in der Zeit und ihrem Charakter,« erwiederte Eduard. »Warum soll sie ihnen nicht folgen, da sie es haben kann.«

»Es fällt mir ein,« sagte Franz träumerisch, »wie seltsam verschieden das Weib organisirt ist. Sieh

nur Deine excessive Alma neben der wenigstens sonst so einfachen Helene« .... Dann besann er sich, sah sich um und fuhr gefaßt fort: »Ich will Dir erzählen, bis Alma sich fertig geschmückt hat; es wird mich zerstreuen und Dich interessirt es doch wohl.«

Eduard gab ihm die Hand und Franz legte die Seine hinein. »Als ich auf die Universität ziehen wollte, hatte ich ein merkwürdiges Gespräch mit meinem Vater, das, weil es das letzte war, mich sehr ergriffen hat,« sagte er leise: »Wir waren im Frühling. Die Jahrezeit regte meine Phantasie, meine Träume, meine Sehnsucht auf. Ich gestand das meinem Vater. Er antwortete mir mit großer Güte, daß es im Leben nur darauf ankäme, sich und seine Leidenschaften zu leiten, »denn Leidenschaften,« fügte er hinzu, »sind Keime edler Gesinnungen und edler Handlungen.« Und nun fing er an mir das zu schildern, was erhebt und das was herunterzieht, die Gewalt der Sinne, die ohne das Hohe, Unsichtbare das Beste zerstört, das Heilige, das in der Verbindung des Mannes mit dem Weibe ruht. Er sprach von der Gefährtin Adams, von diesem ersten

lichten Strahl, von dieſem Schlußſtein der Schöpfung; er ſprach mir aber auch von der Verderbtheit, von der bittern Frucht der Erkenntniß. Das, was er von weiblicher Tugend und weiblichen Laſter ſagte, blieb mir im Gedächtniß; es bildete ſich daraus in mir Widerwillen gegen das Geſunkene und Durſt nach dem Edlen, in den das Halleluja der Engel einzuſtimmen und mich auf ferne ſelige Höhen zu führen ſchien. Das Alles ſtörte nicht meine Studien, dieſe zerſetzenden Verſuche aus den vielen kleinen Theilen ein großes Ganze zu machen; es ſpornte mich im Gegentheil an, die Schätze der Erde, das Wiſſen, mit dem Geheimniß des Lebens zu verbinden. Erinnere Dich, daß wir uns damals in Bonn trafen . . .«

Eduard nickte ſtill mit dem Kopfe . . .

»Daß Du mir die Nachricht von dem Tode des Vaters und bald nachher die der Mutter brachteſt, daß ich ganz niedergeworfen, oft nach Cöln fuhr, wo mich der Anblick des Doms immer mächtiger anzog. Wie gut warſt Du damals gegen mich! Ich

kann's nicht beſchreiben, welch' einen erſchütternden Eindruck mir Deine Sorge um mich machte.«

»Beſchäme mich doch nicht«, ſagte Eduard ausweichend. »Was ich that, mußte ich thun, eben weil ich Dich liebe.«

»So legte ich es auch damals aus,« erwiederte Franz lebhaft. »Aber immer ſagte ich mir auch: Was iſt Dank? Dank für Liebe iſt Erwiederung, volle, hingebende, leidenſchaftliche Erwiederung und kann ich die geben, da ich in Cöln eine Erſcheinung gehabt, von einer Begegnung wie verzaubert war?«

»Davon haſt Du mir freilich nichts geſagt,« entgegnete Eduard vorwurfsvoll.

»Ich konnte Dir nichts davon ſagen, es lag zu geheimnißvoll, zu wunderſam tief mir in der Seele; ich mußte es mit mir ſelbſt ausgemacht haben, bis ich es Dir mittheilte,« ſagte Franz ſanft. »Ich war hinüber nach Cöln gefahren, es war an einem Sonntag und Hochamt im Dom. Man führte eine vierſtimmige Meſſe, ernſt, voll wiederhallender Kämpfe und Schmerzen, voll heiligen Viſionen auf. Der Himmel ſchien ſich mir in der Muſik öffnen, die

Engel mir die Offenbarung der Liebe verkünden zu wollen; da fiel mein Blick seitwärts auf die Gestalt eines knienden Mädchens, das der feierlichen majestätischen Sprache mit dem Herzen lauschte; sie war so vertieft, so ganz in sich und die Töne versunken, daß sie nicht rechts, nicht links, sondern immer grad aus und hinauf sah. Wie sie schön war, diese Betende, wie sie sich wie ein Engel voll Licht in dem weißen Kleide und dem blonden, weichen Haar ausnahm! Ich wandte kein Auge von ihr; ich zitterte, daß sie sich in die Lüfte erheben, mir spurlos verschwinden könnte. Meine Bewunderung war von einer Sehnsucht, einem Schwung, daß es mir wirklich war, als blickte ich plötzlich in das Paradies. Als der Gottesdienst geendet war, richtete sie sich auf, eine ältere Frau stand neben ihr, ein Militair mit Schnurrbart und weißem Haar gesellte sich zu ihr. Sie gingen alle drei langsam aus der Kirche und ich folgte mit einem unbedachten, unentwickelten Gefühl, in der Entfernung, zitternd mit einer ins Blaue hineinwogenden Liebe, bis wir an den

Rhein kamen, wo meine Heilige das Dampfboot betrat und ich vernichtet am Ufer stehen blieb.«

»Du hättest mitfahren sollen,« sagte Eduard.

»Haben Studenten Geld zu weiten Reisen?« entgegnete Franz lächelnd. »War ich auf dies Verschwinden vorbereitet? Nein, ich blieb am Ufer, ich hörte das Rauschen der Räder, ich sah wie das Boot rasch nach Coblenz fuhr ... ich hatte sie verloren und doch bekam das Leben plötzlich eine wunderbare Färbung, eine Unruhe, eine Fülle, daß ich nicht mehr studiren mochte, den Sommercursus aufgab und mit Dir nach Coblenz fuhr. Dort blieb ich, von Dir geschieden zwei Tage, forschte, lief die Moselbrücke herauf und herunter, ließ mich nach Ehrenbreitstein berübersetzen ... Alles vergebens. Die tiefsten, traurigsten Mysterien waren in mir, die Mysterien der Sehnsucht. So fuhr ich nach Ems. Du kennst den Badeort. Du weißt, wie eng der Garten, die Allee, wie vollgedrängt der Kesselbrunnen den Morgen ist. Du kannst Dir denken, daß ich in dem unerträglichen Gewühl kaum athmete und schnell von ihm fort auf das jenseitige Ufer der Lahn,

auf ein stilles Wiesenplätzchen flüchtete. Es war ein sonniger Julimorgen, so wie die rauhen Berggegenden ihn selten zeigen. Ich streckte mich ins Heu; die duftenden Gesträuche, die weitaufgeblühten Blumen, die blauen schimmernden Fernen, Alles blickte mich still freudig an. Ein Jauchzen voll Wehmuth klang durch meine Seele, da sehe ich auf und vor mir hin wandelt meine Betende aus dem Cölner Dom; neben ihr die alte Gertrud, seitwärts über Heuhaufen setzend ein kleiner allerliebster Junge im schwarzen Sammtrock, den ich alsbald mit den blonden langen Locken für ihren Bruder erkenne. Ich auf und ihr nach, fliegend, selig, zitternd; ich höre ihre Stimme, die sanft zu dem Kinde sagt: »Falle nicht, jage nicht so dem Schmetterling nach,« plötzlich ein Schrei, der Knabe ist am Ufer ausgeglitten und ins Wasser gestürzt. Natürlich, daß ich nachspringe und ihn mühelos herauszog. Meine Betende lag auf den Knien, den kleinen nassen Bruder, der ganz stumm vor Entsetzen war, mit Küssen und Vorwürfen überschüttend und dann sich zu mir mit Danksagungen, mit süßen Schmeichelworten wendend. »Ach

daß es der Vater nur nicht erfährt, daß ich ungehorsam war,« jammerte der Knabe. Indem kam er schon heran, gab dem Jungen ein paar Ohrfeigen und mir die Hand, und sagte zu der Tochter gewandt: »Unterfange Dich nur nicht und nimm den Gottlieb wieder ohne mein Wissen mit.« Die Arme war wie mit Blut übergossen.

Ich konnte nun in ungezwungener Weise ihre und des alten Brummbarts, ihres Vaters und der alten Gertrud, Bekanntschaft machen. Helene war trotz ihrer Jugend, trotz der nicht ganz vollendeten Erziehung in den beschränkten militairischen Verhältnissen, die ich Dir unter der Rubrik: »Fahnenadel,« geschildert habe, eine glänzende Erscheinung. Ich, der bisjetzt fern von allen Frauen gelebt, ich, der ich nur von ihnen geträumt, nicht eine noch wirklich gesehen und mit ihr verkehrt hatte, ich, der ein Ideal, eine Sehnsucht in mir trug, ich sah Beides plötzlich vor mir verwirklicht, sah Helene, wie sie anmuthig sich unter den schönen Damen bewegte und immer die Schönste blieb. Die bunten, wechselnden Gestalten eines Badelebens, der Reiz der Gegend

und der Ungezwungenheit, Helenens ſanfte Nähe, das Begegnen am Morgen, am Mittag und Abend, das Alles war ſo entzückend, daß ich von einer geiſtigen Aufregung in die andere verfiel. Und doch war die Huldigung, die ich Helenen darbrachte, ſo zart, daß ich von Leidenſchaft erfaßt war und es kaum ahnete. Helene war mittheilſam und freuete ſich des Austauſches der Gedanken mit einer Kindlichkeit, die bewies, wie ſehr ihr Geiſt ſich zu entfalten ſtrebte. Wir ſprachen auf Spaziergängen mit einander, wir laſen, ſo oft es die Zeit geſtatten wollte. Der Vater war mit ſeiner Kur und dem Spiel beſchäftigt; die Mutter war daheim mit diverſen Kindern geblieben, unſere einzige Aufſeherin war die alte Gertrud, die eben nicht ſtreng gegen Helene und mich war. Es war Alles lieb und traulich um uns; die Natur war friſch, der Himmel hing dunkelblau über den ausgezackten Bergen; die Stille in und neben uns, die zitternden Gefühle, die zerſchmelzenden Regungen, die heilige Sehnſucht, die flammende Zuverſicht . . . Alles das war ein

Gedicht, das das Schicksal mit einem fürchterlich scharfen Messer plötzlich zerschnitt.«

Franz hielt inne, indem er mit der Hand über die nassen Augen fuhr. Im Nebenzimmer rauschte es wie ein seidnes Kleid. Eduard horchte hoch auf. Als Alles wieder still wurde, sagte er zu Franz gewandt: »Du solltest nun aufhören, das Erzählen greift Dich an . . . «

»Im Gegentheil erleichtert es mich,« entgegnete Franz mit einem wehmüthigen Lächeln. »Glühender, inbrünstiger Dank, daß ich es endlich vom Herzen herunterwälzen, endlich sagen kann: So war es, so ist es!« —

Bei diesem Ruf aus Franzens gepreßtem Gemüth rückte Eduard näher an ihn heran. Die untergehende Sonne schoß purpurrothe Strahlen hernieder und übergoß das Gemach und die Freunde, daß Franz, die Stirne verklärt und das Auge voll Thränen, wie in Flammen getaucht aussah und nicht ohne herzpochende Leidenschaft zu sprechen fortfuhr.

»Es ist nur . . . vergangener Schmerz,« sagte er, »nur ein Frühling voll schwerer Träume. Daß

ſie mich geliebt hat, das muß ich ihr doch ewig danken; das iſt, das kann mir nicht mehr genommen werden! Helenes Herz war für mich der Mittelpunkt der Schöpfung; aus ihm ſchoſſen Blüthen auf, wonniglich gefüllt mit geiſterartigem Hauch ... Dem Vater war unſere Liebe bald kein Geheimniß mehr. Im ſteten Kampf mit der Armuth, nach allen Seiten durch Frau und Kind gedrückt, nicht ohne Drang ſich über das Gewöhnliche zu erheben, auch nicht ohne Eitelkeit und Ehrgeiz, die nicht ihre Laufbahn fanden, hatte er einen prometheiſchen Geier im Herzen, der ihn athemraubend immer hinauf trieb. Die Parthie mit mir, obwohl mein Vermögen ſehr mäßig und meine Anſtellung noch ganz zweifelhaft war, ſchien ihm ſehr annehmbar. »Man muß leben,« ſagte er »und Franz wird an Helenens Seite mit Eifer, Fleiß und Ausdauer ſchon fortkommen. Aber freilich müſſen die Kinder ein bis zwei Jahre warten ...« Das ließ ich mir gern gefallen. Ich hatte ja eine weite, feſte Ausſicht. Das myſtiſche Dunkel war mir vor den Augen geſunken, ich lehnte mich an ein zweites Daſein, es offenbarte ſich mir

in jedem Pulsſchlag, in jeder Frage des Herzens. Wie ſchön wußte Helene mir von unſerm Bunde zu reden, wie gingen wir Beide auf in Luſt, Leid, Jubel, Verzagtheit, Triumph, wenn wir an die Ehe, an unſere Ehe dachten! Auch fühlten wir uns feſt, klar und muthig, dachten nicht an die Prüfungen des Wartens, glaubten zu empfangen, wo wir gaben. So liebten wir, ſo friedlich wollten wir ewig unter dem Panier des Herzens wandeln. Da tauchte plötzlich aus dem Gewühl um uns der Fürſt von der Recknitz auf . . . .«

Franz hielt einen Augenblick inne, dann ſagte er mit Anſtrengung: »Ich will es kurz machen. Du wirſt errathen, was mir geſchah als der da, von Helenens Schönheit geblendet, ſich um ſie bewarb. Der Fürſt, ſo glänzend vom Schickſal in Scene geſetzt, mußte mich, wenn auch nicht bei Helenen, ſie liebte mich wirklich, doch bei dem Vater bald ausſtechen. Deſſen unabläſſiges Trachten war ja immer die weltliche, hohe Sphäre geweſen; der da hatte Thor und Thür der Eitelkeit geöffnet! Eitelkeit ſchließt ſtrenge Grundſätze aus; Eitelkeit nagt und bohrt am

Charakter, der morsch wird, macht auch wetterwendisch, sobald das Glück lacht. Das war bei Helenens Vater der Fall. Ich kann nicht sagen, daß er mich barsch aufgab, aber er ließ es mir hundertmal am Tage fühlen, daß Helene meinetwegen der reichsten Parthie im Lande entsagen würde. Indeß rückte der Fürst näher und näher; vornehm, mich nicht beachtend, kaum meines Namens bewußt, ob ich auch täglich und stündlich ihm unter die Augen kam; Helene immer beklommener, immer zerrissener, sich an mich anklammernd, ohne Kraft sich von dem Vater ab- und mir zuzuwenden, mich liebend und doch in dieser Neigung nicht auf- oder untergehend .... Es war eine entsetzensvolle Zeit. Helenens Züge waren krampfhaft zerwühlt, da sie beständig mit ihrem Schicksal kämpfte und mit der Kraft des Willens den zarten Körper emporriß ... das durfte so nicht bleiben; ich mußte einen Entschluß, einen heroischen Entschluß fassen und ... faßte ihn. Zwei Zeilen benachrichtigten Helenen von meiner Abreise; ich gab ihr wehmüthig ihr Wort zurück, ich unterordnete mich unserm Geschick und ihrem Willen. Aber als ich am

frühen Morgen geschieden, vor ihren noch verhangenen Fenstern vorüberfuhr, als ich mich durch diese flammende Leidenschaft meiner gewöhnten Sphäre entrückte, durch diese Gewaltthat aus dem Boden der Liebe herausgerissen fühlte, da sah ich, daß mein Glaube an Glück für lange todt war, daß ich nicht in Deutschland, nicht in dieser Umgebung, nicht in dieser Nähe bleiben konnte. Ich realisirte mein kleines Vermögen und ging auf Reisen. Es kostete mich Mühe, die tiefe Sehnsucht, die heftige Spannung meines Wesens einigermaßen zu mildern. Eine unbezwingliche Angst legte sich mir wie ein eiserner Ring ums Herz, wenn ich rückwärts auf Helenen blickte. »Wird sie den Fürsten wirklich heirathen? Wird sie glücklich sein?« Das waren die beständigen Fragen meines Innern. In Rom, im caffè greco, fand ich in der Allgemeinen Zeitung die Anzeige von Helenens Vermählung. Bis dahin hatte ich still gehofft, vielleicht mir selbst unbewußt gehofft; nun war plötzlich Alles verloren, selbst das Bewußtsein, einen guten Entschluß gefaßt, ihn durchgeführt zu haben mit innerer Erhebung . . . . die

Einſamkeit war mir läſtig. Ich floh die aufgereg-ten, faſt furienhaften Gedanken; ich ſtürzte mich ins Gewühl, ich wollte vergeſſen und mich betäuben. Mir graute vor den zerbröckelten Jahren, vor der Öde und Hoffnungsloſigkeit meines Herzens, ja, ich bereuete aufrichtig meine ſtörriſche Gewaltthat; ich lachte ſogar voll Bitterkeit, daß ich mich hatte opfern, einem alten Manne meinen Schatz hatte hingeben können . . . Ich ging nach Sicilien, nach Malta, nach Griechenland. Ich las den Tacitus. Ich ſtu-dirte das Leben, die Frauen, die bunte, farben-reiche Geſellſchaft; ich knüpfte mehr als ein Ver-hältniß an, zerbrach es wieder . . . immer dieſelbe Herzensöde, immer der Schrecken, daß bei allem Auf-wand, bei aller Zerſtreuung doch erſt zwei armſelige Jahre vorübergerollt waren. — Ich glaubte an nichts, wünſchte nichts, bis denn endlich die Nothwendig-keit mich der Heimath zu nähern eingetreten iſt, bis ich mich hieher begeben, beim Fürſten von der Reck-nitz mich gemeldet, Helene an ſeiner Seite geſehen habe . . . "

Franz ſchwieg, indem er den Kopf auf die Hand

ſtützte, und Eduard wollte einige beklommene Worte über das verſchiedene Schickſal der Menſchen ſagen, allein da füllten ſich die Zimmer mit Gäſten, die Tante empfing mit vornehmer freundlicher Miene, Almas Toilettenzimmer öffnete ſich und ſie trat rauſchend, aufgeregt, im vollen Glanz der Schönheit, des Reichthums und der Jugend herein. Sie hatte einen großen Theil von Franz' Erzählung gehört, hatte mit ihm gelitten, ihn angeſtaunt, die Überlegenheit ſeines Charakters mit Wahrheit empfunden und ſtand nun vor ihm, vor dieſem Helden der Entſagung, der ſich blaß, kalt und apathiſch verbeugte!

Aus Gefälligkeit für einen Maler, wie ſie vorgab, hatte ſie heute ein reich orientaliſches Gewand angelegt, ſich aber in Wirklichkeit nur für Franz geſchmückt. Sie wollte ihm gefallen, wollte ihn anſpannen an den Triumphwagen, den ſchon ſo Viele zogen. Ihre Tracht war diesmal phantaſtiſch blendend. Die dicken Seidenſtoffe waren mit bunten Edelſteinen und Perlen beſäet, auf den Armen und Schultern ſchimmerten Diamanten, das kleine Sammtkäppchen barg mühſam die Fülle ihres Haars.

So trat sie zu ihm. Aber Franz war kalt gegen sie und gegen die Frauen im Allgemeinen. Sie mißfiel ihm, sie stieß ihn ab. Er sagte: »Die hat nichts in und auf dem Herzen als Eitelkeit, als Hochmuth. Die will betrügen, schwatzt von Philanthropie, vom Ehrgeiz großer Seelen, von Kunst und Poesie, und ihre Hauptangelegenheit ist doch ein Maskenanzug, ein elender Mummenschanz . . .« Er setzte sich weit ab von ihr an einen Whisttisch; er wollte sie nicht sehen, nicht hören und mußte über sich lächeln, daß er sie doch beobachtete, doch mit den Blicken verfolgte, die laut sprach und noch lauter lachte. »Ich bedauere Eduard,« dachte er schmerzlich. »Das ist keine Frau für ihn. Mit der ist man Diener, nicht Herr. Die hat ein Selbstbewußtsein, das keine Hingebung zuläßt.« Indeß war Eduard zu ihm getreten und hatte ihn bei Seite gezogen.

»Nun, wie gefällt sie Dir?« fragte er lebhaft.

»Ich kenne sie nicht, kann sie nicht beurtheilen,« entgegnete Franz ausweichend.

»Das sind Phrasen! Heraus mit der Wahrheit.

Ich habe Alma verſprochen, ihr Dein Urtheil über ſie mitzutheilen,« bemerkte Eduard eifrig.

»Nun, ſo ſage ihr,« fuhr Franz auf, »daß ſie mir in ihrer Verſchrobenheit, in ihrer Unweiblichkeit mißfällt, daß der Eindruck, den ſie mir macht, ein ſehr unangenehmer iſt . . .«

Damit drehte er ſich unwillig um und Eduard blieb verſteinert ſtehen.

8.

Alma hatte eine unruhige Nacht verbracht. Franz' Kälte war ihr um ſo tiefer ins Herz gedrungen, als ſie ſich angeſtrengt und liebenswürdig mit ihm gezeigt hatte. Das, was er Eduard über ſeine Liebe zu Helene geſagt und was ſie, an die Tapetenthür gelehnt, mit angehört, hatte ſie ſeltſam ergriffen, ſeltſam ſie erhoben über die Erfahrungen der Welt. Da war doch einmal etwas Urſprüngliches, Edles. In dem Charakter lag Wahrheit, Weisheit! Für den konnte ſie Theilnahme gewinnen; der war rein aus den Zerarbeitungen des Schickſals

hervorgekommen. Wie ihr das wohl that, sie hin zu ihm zog, der so kalt, so abstoßend war; wie sie sich im einsamen Schlafzimmer die Hand über Stirn und Augen legte und leise für sich dachte: »Welch ein Mann?« Wie sie traurig an ihn heransah und sich zerschmolzen in seinen Schmerz um Helene fühlte! Sie wiederholte sich jede seiner Bewegungen, jeden Blick, jedes Wort. Sie fand es erklärlich, daß er, nach der Anstrengung, Eduard so viel von sich gesagt zu haben, apathisch, schweigsam, kalt war. Dagegen gestand sie, daß sie in freudiger, flammender Lebendigkeit vor ihm erschienen, daß er sie scharf beobachtet, daß sie nothwendig seine Aufmerksamkeit gefesselt habe. Sie konnte den Morgen nicht erwarten, wo Eduard kommen und mit ihr von Franz reden würde; sie liebte ihr Cabinet, seitdem er darin geredet, sie blieb vor dem Divan, auf dem er gesessen, stehen, frischte sich das Gedächtniß auf, ließ den müden Blick auf dem Gedanken besten, daß es unnennbare und dennoch unleugbare Einflüsse gebe und kam immer wieder auf Franz, auf seinen Heroismus, auf sein Gespräch mit Eduard, auf Alles zurück, was

sie gehört und in sich aufgenommen hatte. Endlich erschien Eduard. Alma, in ihrem Cabinet vor ihrem Schreibtisch, anscheinend mit Scripturen, aber wirklich nur mit dem Verlangen, von Franz zu hören, beschäftigt, mit ihrem pechschwarzen Haar, aufgelöst in Leid über einen Andern, gleichsam überrieselt von herzerwärmender Theilnahme, war so schön, daß Eduard die leuchtenden Augen auf ihr ruhen ließ und ganz entzückt ein Mal über das andere ausrief: »Wie lieblich! Wie bezaubernd!«

Sie seufzte wenig befriedigt und sagte schnell, beklommen: »Ach, davon kann jetzt gar nicht, soll nicht die Rede sein. Wir haben Wichtigeres zu besprechen. Eduard, was für ein seltsamer Mann ist dieser Brinkmann! Ich habe ihn mir gar nicht so bedeutend vorgestellt . . .«

»Nicht wahr?« entgegnete Eduard, sichtlich zerstreut, mit halber Phrase antwortend, immer mit dem Gedanken beschäftigt: »Jetzt wird sie nach dem Eindruck, den sie ihm gemacht, fragen und jetzt werde ich die Wahrheit sagen müssen . . .« Er sah sich im Spiegel, beugte sich über Almas Blumen,

blätterte in den Albums und hatte große Luſt, trotz ſeiner Ehrlichkeit, herzhaft auf Franz' Rechnung zu lügen. Doch da hub ſie ſchon mit ſchwankender, erregter Stimme an, indem ſie ſich die Locken durch die Finger rollen ließ: »Nun, Eduard, was ſagte er von mir?«

»Von Ihnen? . . . o nicht viel . . . Sie ſahen ja, wie ſchweigſam er iſt; er ließ ſich nicht aus . .« entgegnete er mit ſtockender Stimme.

»Er ließ ſich nicht aus?« rief ſie ungeduldig. »Als wenn ich nicht deutlich das Gegentheil geſehen hätte! Seien Sie nicht unwahr, Eduard, reden Sie frei; ich bitte Sie dringend, halten Sie Ihr Verſprechen, mir unumwunden die Wahrheit zu ſagen . .« Sie war ans Fenſter getreten und ſah in den Garten hinaus.

Eduard ſchwieg einen Augenblick, wagte, dann einen Anlauf und ſagte mehr äußerlich als innerlich beherzt: »Es thut mir leid, aber der Eindruck, den Sie machten, war eben kein günſtiger . . .«

»Sagen Sie nur gerade heraus, ein ſchlechter!« entgegnete Alma, von Heftigkeit durchblitzt, indem

sie sich vom Fenster abwandte und auf den Divan warf. »Sagen Sie, daß Ihr Freund mich hart, verkehrt beurtheilt, daß er schroff wie ein Demokrat, unaufmerksam wie ein Kleinstädter ist. Und doch will er Reisen gemacht, in Paris und Rom gewesen, die Gesellschaft studirt haben! Gestehen Sie, daß sein Betragen gegen mich gestern Abend ganz unerhört war, daß ich ihm die Honneurs sehr freundlich gemacht und er mich förmlich abgestoßen hat. Und ich bin Ihre Braut, Eduard, und ich verdiene Rücksicht, Nachsicht! Es ist himmelschreiend, beweist, wie wenig Urtheil, Scharfsinn, Menschenkenntniß, wie wenig Achtung dieser Mann auch für Sie hat . . .«

Sie legte mit leidenschaftlicher Geberde beide Hände vors Gesicht und Eduard bemerkte langsam und beengt: »Sonderbar, wie man sich im Leben abstoßt oder anzieht! Franz hat Ihnen mißfallen. Sie haben ihm nicht gefallen. Das nenne ich . . . Antipathie . . .«

»Nein, nein, keine Antipathie,« stieß sie aus

geängſtigter Bruſt heraus, ward leichenblaß und brach in Thränen aus.

Indeß Alma ſtill weiter weinte, ging Eduard ſchweigend auf und ab. Er fühlte ſich wunderbar bewegt. So viele Schroffheiten Almas traten ihm wieder vor die Seele; ſo Manches mußte auch er an ihr tadeln, was er nicht begreifen und bewältigen konnte. Wehmüthig dachte er, wie zerbrechlich die menſchliche Natur und wie nur das Eine, die Liebe, haltbar ſei. Sein Herz hätte er opfern, ſein Leben für ihre Freude hingeben können. Und ſie weinte da vor ihm und war nicht glücklich! Er fühlte ſich klein, er ſagte ſich: »Von ihr geliebt werden, ſei ein großes, ein unermeßliches Glück,« und er verdiente es nicht oder verdiente er es, ſo verſtand ſie ihn nicht, der hingebend und ſchonend war, der vielfach betrogen, vielfach durch Ungerechtigkeit zu leiden gehabt und doch gut geblieben war. Er hätte ihr zurufen mögen: »Laß ſie reden und ſtütze Dich auf mich. Würde die Welt aufſtehen und Dich ſteinigen, ſo wäre ich doch da und würde Dich ſchützen,« aber er wagte es nicht; ſie weinte

immer lauter, immer heftiger, immer unaufhaltſamer. Endlich ſetzte er ſich zu ihr, ergriff ihre Hand und ſprach ſo ſanft als möglich: »Liebe Alma, werden Sie einfacher. Die Welt erſchrickt vor Ihnen, weil ſie Sie nicht verſteht. Man fragt ſich, ob Sie ein Engel oder ein Dämon, ein Gletſcher oder ein verheerender Strom ſind; man kommt auf ſeltſame Vermuthungen, man faßt Vorurtheile, man wird Ihnen feindlich. Flößen Sie dieſe Gefühle den Gleichgültigen ein, nun, ſo tröſte ich mich. Sind es aber meine Freunde, dann, Alma, thut es mir wehe . . .«

Er hielt einen Augenblick inne, in der Hoffnung, daß ſie reden würde. Als aber ihre Hand ſchwer wie Eis in der ſeinen lag, machte er ſich los von ihr, erhob ſich, maß das Zimmer ein, zwei, drei Mal, blieb ſtehen und ſagte mit unendlicher Wehmuth: »Alma, Du liebſt mich nicht!«

Sie hob langſam den Kopf, ſah ihn mit ſchmerzlicher Ruhe an und antwortete mit gewaltſamer Faſſung: »Wie oft iſt dies Thema ſchon zwiſchen uns verhandelt worden und immer vergebens!«

»Unser Verhältniß ist nicht fest,« seufzte Eduard, »und Gott weiß doch, wie ich mich an dasselbe klammere! Werde ich Sie glücklich machen, Alma, passen wir wirklich zu einander?«

»O,« rief sie schneidend, »schaffen Sie sich nur einen Willen, eine Richtung, einen Charakter an! Geben Sie mir ein Gefühl, eine Bestimmung, die mich überwältigt, mich in Fesseln schlägt, die so groß ist, daß ich darin aufgehe, sei's in Schmerz, in Jubel oder Liebe, aber die mich besiegt, daß ich nicht immer die gebietende Alma und Sie nicht immer der nachgebende Eduard sind. Denn, daß ich's nur gestehe, das ist es, was mich außer mir bringt, daß Sie mein Geschöpf sind, daß ich Sie aufnehmen und fallen lassen kann, wie ich will, daß Sie ein Kind, ein guter Mensch, Alles, nur kein Mann sind!«

Trostlose Verzweiflung lag auf ihrem Gesichte, als sie das sagte, als sie sagte: »Sehen Sie, Eduard, ich habe Sie gleichsam erzogen, ich habe Sie zur Arbeit angehalten, ich habe mit Ihnen Wichtiges besprochen, ich bin Ihnen eine Autorität, ein Leit

stern, der Ariadnefaden im Labyrinthe gewesen. Es hat mich glücklich gemacht für ein, zwei Monate; ich bin stolz auf Sie gewesen, habe Ihre Bestrebungen als die meinen, Ihre Thaten als die meinen genommen, bin Ihnen mit Entzücken gefolgt, wenn dies da gelungen, jenes da vollendet war, aber ...«

Sie schwieg und Eduard wurden die Augen feucht. Nach einer Pause sagte er ablenkend: »Kind, was weinst Du, warum quälst Du Dich und mich?«

Plötzlich änderte sich ihr Ausdruck. Sie warf sich an seinen Hals. Holdselige Weichheit spielte ihr um die Lippen, widerstreitende Empfindungen, Verehrung für Eduard, Wehmuth über sich, zärtliche Sorge legten sich ihr auf die Stirn. Er strich ihr die Locken aus dem schönen Gesichte und sagte, sich gewaltsam der elegischen Stimmung entreißend: »Soll ich sagen, weswegen Sie so betrübt sind?«

Sie nickte mit dem Kopfe. Er küßte ihr die geschlossenen Augen und fuhr dann fort: »Du bist verwöhnt, geliebte Alma, bist von Schmeichelei umgeben, kannst es nicht ertragen, wenn ein bedeuten-

der Mensch Dir nicht gleich zu Füßen fällt. Habe ich nicht Recht, ist es nicht so?

»Nein,« sagte sie sanft, »so ist es nicht. Aber einem Mann begegnen, vor dem ich mich fürchten müßte, das möchte ich, danach dürste ich . . . Ach, Eduard,« sagte sie feuriger werdend, »ich träume von einer Gemeinschaft der Liebe; ich träume auch von einer Festigkeit und Wahrhaftigkeit, wo das ganze Wesen in einen Guß zusammenflösse, wo alle kleinlichen Rücksichten aufhören, wo ich Eine und ganz wäre, wo ich Alles ertrüge, mich Allem unterordnete, wo ich Ansprache, Mittheilung, Austausch der Ideen, eine bedeutende Zukunft in einer bedeutenden Gegenwart fände! Einem Mann möchte ich begegnen, dem ich die ganze stolze Richtung meiner Existenz, meine Selbständigkeit aufopfern, dem ich alle Gedanken, den Abdruck meines Wesens, den Ausfluß meiner Gesinnung darbringen könnte, dem dieser trotzige Übermuth in mir wiche, dem ich im vollsten Jugendmuth, in der vollsten Lebenskraft die Füße küssen, dem ich gehorchen, eine Magd, eine Sclavin sein könnte, den ich, zerträte er mich, doch

noch lieben würde, lieben, wie ich zu lieben vermag, der die Überlegenheit des Charakters mit der Liebenswürdigkeit verbände, der in jedem Wort, in jedem Blick, in jeder That eine Zauberformel besäße, vor dem ich schweigen oder reden, unter dessen Schild ich unantastbar wandeln, dem ich Waffengefährte, Schwester, Geliebte, Frau, Alles in Allem sein könnte . . .«

Sie hielt erschöpft inne. Eduard hatte seinen Hut ergriffen. Er war blaß. Seine Hände zitterten, doch überwand er sich, trat an sie heran und sagte schmerzlich: »Ein Mann, wie Sie ihn schildern, bin ich nicht. Das fühle ich. Das beugt mich, daß ich Sie fragen muß: Also statt Hingebung wünschen Sie sich Tyrannei, eiserne Launen? . . .«

»Ich wünsche mir Männlichkeit,« entgegnete Alma fest, »kann würde ich mich unterordnen.«

»Und ein solches Unterordnen würde Sie glücklich machen?« fragte er mühsam zur Thür gewandt.

»Sagen Sie, daß es mich beseligen, umgestalten, völlig befriedigen würde!« sprach Alma, indem sie sich vom Divan erhob und zum Fenster trat.

»Möchten Ihre Träume Wirklichkeit werden,«

erwiederte Eduard bewegt. »Möchte ſich ein ſolcher Mann finden und Sie — glücklich ſein!«

Als er verſchwunden war, ſank Alma in einen Stuhl, hob die Hände empor und rief: »Armer Eduard, warum konnte ich Dir die bittere Wahrheit nicht erſparen! Warum mußte es klar zwiſchen uns werden, klar und kalt!«

Alma.

Zweites Buch.

1.

Die Fürstin Helene saß in ihrem Zimmer vor einem großen Toilettenspiegel und ließ sich die langen, weichen, blonden Haare ordnen. Es war ein kleiner hellblauer Salon, in dem sie sich vorzugsweise aufzuhalten pflegte. Hier hatte sie Alles, was sie liebte; die Bilder ihrer Eltern und Geschwister, einige Bücher, worunter die Bibel und Thomas a Kempis, Ansichten vom Rhein und von Ems, wunderlich geformte Briefbeschwerer, ein kleines getrocknetes Herbarium, einfache Möbel von einigen Lampen erhellt, deren Lichter an dichtgeschlossenen blauen Vorhängen spielten oder auf den rothen Plüschteppich fielen. Blumen unterbrachen die Einförmigkeit des kleinen, etwas nüchternen Zimmers; Blumen widersprachen dem unheimlichen Aprilwetter, das gegen die Scheiben brauste. Helene, mit ihrem blon-

:n Haar, die Stirne marmorbleich, das Auge ſanft on den Wimpern beſchattet, glich in dieſem Raum oll Duft, Licht und Farbe, auf ihrem Stühlchen, or dem Spiegel in einem weißen Pudermantel, den e nachläſſig um den Leib mit einem Bande befe- tigt hatte, einem lieblich altdeutſchen Bilde. Jetzt teckte ihr Gertrud, die hinter ihr ſtand und die ge- lochtenen Haare zierlich ordnete, eine Roſe in die Locken und nun wandte ſie ſich um nach ihr und ſagte ſanft: »Es werden viele Leute kommen, der Fürſt hat mir einen ſchönen Anzug anbefohlen, der ja wohl ſchon ſeit einigen Tage hier in Deinem Zimmer iſt. Ach, Gertrud, ich putze mich ungern, beſonders heute, wo Brinkmann kommen wird!«

»Herr von Brinkmann?« fragte Gertrud, »iſt der auch geladen? Jetzt geht mir ein Licht auf, daß er es war, der mich neulich auf der Treppe anrief.«

»Du haſt ihn geſehen?« entgegnete Helene ungewöhnlich lebhaft.

»Geſehen und auch nicht! Er hat ſich einen

Bart angeschafft, hinter dem kein vernünftiger Mensch ihn erkennen kann.«

»Ach, Gertrud,« sagte Helene nach einer Pause, »wenn ich mir denke, wie wir uns getrennt haben und wie wir uns jetzt wieder sehen, so pocht mir das Herz!«

»Ew. Durchlaucht sind zu gut,« entgegnete Gertrud gravitätisch. »Ew. Durchlaucht sollten sich das Herzklopfen ersparen. Der Herr von Brinkmann ist völlig getröstet!«

»Getröstet?« seufzte Helene. »Wie weißt Du, daß er getröstet ist?«

»Er macht dem Fräulein Alma den Hof . . .«

»Alma?« rief Helene erstaunt.

»Ja, dem Fräulein von Wallsee. In der Stadt ist von nichts als davon die Rede. Er soll ganz vernarrt in sie sein!«

»Es war eine schwere Zeit, diese drei Jahre, daß ich nichts von ihm wußte,« dachte Helene, indem sie den Pudermantel von sich warf und in das bereitete Spitzenkleid mit hohen Volants schlüpfte. »Dem Verluste folgte Verzweiflung, der Verzweif-

ng Reue. Ach, ich wußte nicht, wie ich ihn :bte. Der Schmerz um ihn hat mir erſt das laaß gegeben, für das, was ich geopfert hatte. ch hätte das nicht thun, energiſcher auftreten, mein nmal gegebenes Wort halten ſollen. Es war nicht :echt, Gertrud,« ſagte ſie plötzlich laut, »es war urchaus nicht Recht. —«

»Peinigen ſich Ew. Durchlaucht doch nicht,« ewiederte Gertrud, indem ſie das Kleid hinten zu= hnürte. »Wie wäre es wohl möglich geweſen, den Befehlen des Herrn Vaters zu widerſtehen? Und ie der glücklich mit den Generalepauletten iſt.«

»Ja,« ſagte Helene wehmüthig, »mein Vater ſt wirklich ſehr großmüthig bedacht worden. Er iſt efördert, die Brüder ſind untergebracht, die Schwe= tern ausgeſtattet. Der Fürſt iſt unerſchöpflich in Beweiſen der Theilnahme . . .«

Sie that einen gleichgültigen, träumeriſchen Blick in den Spiegel, ließ ſich den Fächer, die Hand= chuhe und das Schnupftuch reichen und ging lang= ſam in die jenſeits der Treppe gelegenen Prunkge= mächer.

Sie war eine ſtille, reſignirte Natur dieſe Helene. Noch hatte ſie nicht ganz Fuß in den neuen Verhältniſſen gefaßt, noch fühlte ſie ſich ſchüchtern und bewegt; der Sprung von der Tochter eines alten, zurückgeſetzten Militairs zu der Gemahlin des einflußreichen Fürſten von der Recknitz war aber auch ſo bedeutend, daß ſich Stärkere als Helene davon betäubt gefühlt hätten. Ausſchließend in der Sphäre des Gefühls lebend, an den prüfenden Gedanken nur leicht vorüberſtreifend, im Glauben Antwort für jede Frage findend, hielt ſie den Zweifel für unſtatthaft, und ordnete ſich, wenn auch mit Schmerz, dem Schickſal unter. Wohl hatte auch ſie Anſprüche ans Leben im großen Styl gemacht, wohl auch an Franzens Seite auf eine hohe gegenſeitige Liebe, auf eine Selbſtverleugnung ohne Grenzen gehofft; nun aber ein Fürſt, ein bejahrter, ihr imponirender Mann an deſſen Stelle trat, ſchien ſie ſich in der wohlwollenden, ermunternden Führung, in dem vertrauensvollen Anſchmiegen eben nicht unglücklich zu fühlen. Daneben hatte ihr armes geknicktes Herz Troſt in der Religion gefunden. Bei

ihrem Seelsorger, dem nun verstorbenen Pastor Heinrich, fand sie Anklang und Ermuthigung. Von dem lernte sie Trost, Friede und Versöhnung. Sie bedurfte einer fremden Stütze, sie bedurfte eines Ankers der Ruhe. Fühlte sie sich doch sündhaft, wenn sie sich darauf ertappte, nur irgend Werth auf das Äußere zu legen. Sich am Kreuze zermalmen, reuevoll an ihre Brust schlagen, den Tand des Lebens wegwerfen, sich kasteien und wieder kasteien, das schien ihr das Rechte. Nur heute war Helene aus dem Gleichgewicht in dem Gedanken an Franz. Sie hatte ihn ja geliebt, ihm wehe gethan; ihm gegenüber war sie schwach und wortbrüchig gewesen. Das beunruhigte sie. Trotz eines leichten Anfluges von Eifersucht, gab sie sich doch Mühe, sich über das, ihr von Gertruden mitgetheilte Gerücht zu freuen. Er sollte glücklich sein! Wie, wo, wodurch, das mußte sie Gott anheim stellen. Aber das fühlte sie: Ihm mußte Ersatz werden für das Opfer, das er gebracht; er durfte sein Leben nicht vertrauern. Sie dachte das, als sie in die erleuchteten Salons trat. Der Fürst war bereits mit dem zuerst ange-

langten Eduard im Gespräch. Als sich Helene nahte, ging er ihr wahrhaft freundlich entgegen. Sie war ihm die lieblichste, sanfteste Frau; er beschäftigte sich mit ihr so viel es die Geschäfte erlaubten. Nie hatte er sich behaglicher als in diesem gleichmäßigen Umgang gefühlt, nie sich mehr an reizender Schönheit gefreuet, als eben bei Helenen. Früher war er meist schneidend und spöttelnd den Frauen gegenüber gewesen. Die graziöse Koketterie der Meisten unterhielt seine Salongewandtheit, aber nährte auch die Geringschätzung mit der er das weibliche Gemüth betrachtete. In Helenen fand er spät endlich, was ihm Achtung einflößte. Ihre noch unentwickelte Tüchtigkeit rührte ihn. Er gab sich Mühe, ihre Gedankengänge zu durchbrechen; er wollte sogar einen Zusammenhang, einen Einklang mit ihr herbeiführen. Aber sonderbar! sie blieb dennoch einsam, abgeschlossen in sich, still auf sich gewiesen, demüthig, sich stets unterordnend, fern von jedem Widerspruch, ohne Leidenschaft aber auch ohne Gleichgültigkeit . . . Der Fürst war ihr eine Autorität, keine Gemeinschaft. Sie fühlte sich nicht auf

einer Stufe mit ihm. Nie war ſein ſtarres Recht bei ihr in dem Feuer der Liebe geſchmolzen, nie dachte ſie an ein wirkliches Glück.

Es lag etwas ſo Wehmüthiges auf ihrer ganzen Geſtalt, als ſie ſo in dieſe Fülle von Spitzen, Blumen und Diamanten gehüllt unter die ſchimmernden Lichter der angezündeten Kronen trat, daß Eduard erſtaunte ſie ſo verklärt zu finden. Nicht ohne Beklemmung flogen ſeine Blicke von ihr auf den zerbrechlichen Fürſten und zurück. »Er iſt doch eigentlich ein unheimlicher Gaſt neben dieſem Leben voll Jugend, und Franzens Entſagung hat ſie in eine kalte Atmoſphäre, in eine Abgeſchiedenheit voll Schmerz gedrängt,« meinte er, Helenen beobachtend, die zu ihm trat und ihm in einer Ecke hochſtämmige Camelien nebſt gelben Akazien mit leiſer, bewegter Stimme zeigte, immer zur Thüre blickte, immer ſich dachte: »Jetzt wird Franz kommen, jetzt wird er eintreten, jetzt werde ich mit ihm reden müſſen.« Indeſſen füllten ſich die Räume mehr und mehr. Eine Dame kam nach der andern, eine Uniform nach der andern. Helene mußte mit Jedem reden, Jedem

etwas Verbindliches ſagen. In der Regel that ſie das gern. Heute ward es ihr ſchwer. Heute verwirrte ſie ſich, ſobald eine neue Perſon vor ſie hintrat. Auf einmal ſtand der Fürſt neben ihr und ſagte vorſtellend: »Liebe Helene, ich bringe Dir hier den vielgereiſten Herrn von Brinkmann, laß Dir vom Orient erzählen.« Er ſchnupfte und Helene und Franz verbeugten ſich ſprach- und athemlos.

So viel Übung Franz in der Selbſtüberwindung hatte, ſo verließ ſie ihn hier, wo er aufgelöſt in allen Arten von Schmerzen vor Helenen ſtand. Er mußte ſich auf einen Stuhl ſtützen, mußte ſich abwenden, ſo überflutheten ihn die nie raſtenden Erinnerungen. Ach, er hatte ſich in den drei Jahren ſehr verändert. Das ſah Helene durch den Schleier, den ihr die Bewegnng über die Augen warf, das zuckte ihr wie ein Schwert durch die Seele. Die Züge, halb durch den Bart verdeckt, waren blaß und welk. Es war etwas Gebeugtes in ihm, das keine Freude aufkommen ließ. Alle Wonnen und Martern, alle Kämpfe und Genüſſe waren zur Galeerenkette geworden, an der er nun weiter zog, mit

der er zu Helenen aufblickte und — nichts ſagen, kaum athmen konnte. Glücklicherweiſe kamen neue und wieder neue Gäſte. Helene war mitten im Strome der Geſellſchaft. Sie mußte lächeln, wo ſie hätte weinen, ſchweigen, wo ſie hätte aufſchreien mögen. Durch den trüben Nebel, der ſie umſchwebte, blickte zuweilen ſein bekanntes, ſein befreundetes Geſicht und dann wünſchte ſie aufſpringen und ſagen zu können: »Aber Franz, es iſt ja nicht möglich, daß wir uns ſo wiederſehen!« Und wie Helene und er untergegangen ſchienen in der Betrachtung ihres Leids, ſo war auch Eduard gedrückt und traurig. Immer klangen in ihm Almas Worte von neulich nach. Immer rangen ſich Verzweiflungen durch ſein Gemüth, wenn er ſich ſagen mußte: »Es iſt Pflicht ſich hier loszureißen.« Da trat Franz zu ihm und fragte: »Alma iſt noch nicht hier? Wahrſcheinlich wird ſie wieder durch einen phantaſtiſchen Anzug und ein lautes Auftreten frappiren.« Aber Eduard ſchüttelte mit dem Kopf. »Siehſt Du ſie denn nicht da bei den Blumen, neben einer alten Dame im Geſpräch begriffen? Sie iſt diesmal ſtill

und einfach gekleidet gekommen,« sagte er begütigend.

Franz folgte Eduards Blick. Wirklich saß Alma in einem mädchenhaften Anzug im kleinen Sopha neben einer alten Dame, die sie eifrig unterhielt. Das laute Wesen war einem stillen Ernste gewichen. Der frische Thau der Weiblichkeit verlieh ihrer Schönheit einen klaren, reinen Schmelz. Wie sie sich bewegte, trug, wie sie den Kopf hin und her neigte, mußte man sie mit der Vollendung einer Antike vergleichen. Franz betrachtete sie einen Augenblick und kehrte dann zu Helene, in ihre Nähe zurück. Er war festgebannt, er konnte nicht los von ihr. Alma bemerkte das. Sie fühlte, was sich zwischen Franz und Helenen wieder fest und immer fester wob. Viel hätte sie um einen Blick von Franz gegeben, aber Franz war kalt und starr. In eine Ecke des kleinen Sitzes gedrückt, sagte sie sich muthlos, unter tausend Vorwürfen: »Eduard liebt mich, liebt mich treu, aber ich — ich liebe ihn nicht; ich habe ihn bald halb, bald ganz vergessen; habe ihn verbraucht, habe mit Berechnung gehandelt, und

nun ich einem Mann begegne, der mich anzieht, den ich lieben könnte, nun iſt der da gefeſſelt, verzaubert — das iſt ſo in der Regel, das mußte ſo kommen.«

Indeß hatten ſich die Dandis, die Lions, die Lieutenants um ſie gruppirt. Einer unter ihnen nahm das Wort und fragte: »Warum reitet denn das gnädige Fräulein nicht mehr? Iſt das Pferd krank? Das Reitkleid aus der Mode? Wird ein extravaganter Hut aus Frankreich erwartet?«

Alma lächelte ganz mild. »Ich reite nicht mehr, weil — weil ich neulich meinen Schatten geſehen und vor ihm mich erſchreckt habe,« ſagte ſie neckend.«

»Ah . . . ich bitte, gnädiges Fräulein,« bemerkte der Lieutenant ganz verduzt. Da kam ein Anderer und fing von Almas Schwimmübungen an.

»Die habe ich längſt aufgegeben,« ſagte ſie leicht erröthend. »Ich fürchte mich vor dem Aktäon.«

»Ach ſo, Mythologie! . . .« ſagte der Lieutenant nachſinnend. Dann fügte er ironiſch hinzu: »Gnädigſte ſind heute in einer ganz desparaten

Stimmung. Entschuldigen Sie . . .« rutschte auf dem Parkettboden hin und her und empfahl sich.

Endlich war Alma in Franzens Nähe. Endlich konnte sie ihn erreichen. Die Camelien blickten so träumerisch d'rein, die Akazien hingen aus dem zarten Geblätter so goldig duftend hernieder. Alles schwamm und zitterte um sie, als er sich verbeugte, als er mit einer verwundenden, sie ganz zersetzenden Kälte ihr ein Compliment über ihren — Anzug sagte. Sie wollte reden, da fügte er hinzu: »Das gnädige Fräulein machten heute Effekt mit der Demuth,« verbeugte sich wieder und ging.

»Effekt, immer Effekt,« murmelte Alma zernichtet, indem sie nach ihrem Wagen verlangte.

In ihrem einsamen Zimmer warf sie sich auf den Divan und rief unter hervorquellenden, lang unterdrückten Thränen: »Das ist ja eine ewige, nicht zu ertragende Schmach, daß wir uns beugen sollen, Komödie spielen, Nachsicht, Geduld, Liebe, lammesfromme Gesinnung üben gegen die Tyrannen, daß sie meinen, sie könnten uns nehmen und lassen ... O Gott, o Gott, warum giebst Du mir nicht Ge-

nugthuung, mir, die ich doch eine tiefe Empfindung habe?«

Und während ſie ſo dachte, hatten Eduard und Franz das Recknitz'ſche Hotel verlaſſen. Das Wetter hatte ſich aufgeklärt. Geiſterbleich ſchaute der Mond aus zerriſſenen Wolken hervor; zitternd floß das Licht auf die Statuen des einſam gewordenen Platzes herab, zitternd zeichnete es am Himmel die zackige Architektur der Gebäude ab. Eine Seite der Straße war im Dunkel, die andere ſchien ſich allmälig im Silberſchimmer auflöſen zu wollen. Die Häuſer hatten den Ausdruck der Ruhe, der Einſamkeit und einer wirklich ergreifenden Unbeweglichkeit.

»Das war ein Abend,« ſeufzte Franz an Eduards Arm gelehnt. »Wie habe ich mich gelähmt und auch in unſäglicher Spannung gefühlt, als Helene ſo niedergedrückt, ſo verſchüchtert da vor mir ſtand. Wie hätte die mein Schickſal leiſe löſen, wie mich glücklich machen können! Es ſollte nicht ſein. Der Moment der uns zuſammenführte, war nicht für die Ewigkeit und nun wir uns wiederſehen, füllt mich ein unüberwindlich bittrer Schmerz, daß

wir uns getroffen und verloren haben. Ich habe mir Mühe gegeben,« fuhr er fort, als Eduard schwieg, »ich habe Helenens Bild in den Schatten gedrängt; ich habe mich dem positiven Leben geweiht, habe seine Genüsse erschöpfen, seine Verzweigungen entwirren wollen und fühle mich doch verbittert, trübe, muthlos, besonders da ich Helenen gegenüber eine Art Schaam über meine Armuth und ihren Reichthum nicht habe unterdrücken können. Dieser Sammet-, Seide-, Bronze-, Silber- und Diener-Luxus, diese schnaubenden Pferde, diese Überflüssigkeiten der Mode, flogen mir wie Pfeile ins Herz, mir, dem der Fürst vor wenig Tagen Vorwürfe über die Ausgaben meiner Reise machte.«

Er ging aufgeregt und schweigend weiter, indeß Eduard neben ihm von den Wünschen und Erwartungen sprach, die Jeder ins Leben trage und die meist Alle unbefriedigt blieben. »Die Wirklichkeit behauptet ihr Recht,« sagte er mild. »Auch mir naht sie. Auch mir ist mein lieblichster Traum entflohen! Ich hatte mich verblendet, Franz, habe mir zu viel Alma gegenüber zugetraut.« Und als Franz

ihn verwundert anblickte, blieb er plötzlich stehen, holte tief Athem, sah sich um, ob sie allein auf der Straße wären, in der Runde kein Lauscher sei, beg sich zu ihm und sagte so kalt wie möglich: »Ich habe heute Abend etwas Entscheidendes bemerkt. Alma liebt Dich!«

»Bah!« rief Franz zornig, indem er Eduards Hand ergriff. »Bilde Dir so etwas nicht ein. Alma liebt nur den, der ihr huldigt. Du siehst, wie schroff wir uns gegenüber stehen. Aber freilich,« setzte er zögernd hinzu, »freilich paßt Du nicht ganz zu ihr. Ihr Charakter muß gebrochen werden. Du bist dem nicht gewachsen, Du, der immer um sie leidet, für sie duldet, der schweigt, wenn sie will, der ihr ein Recht zur Laune, ein Recht zum Übermuth giebt.«

»Ach,« entgegnete Eduard schwermüthig, »ich habe mir wohl zuweilen gesagt: Alma ist kalt, ist hochmüthig, sie zertritt Dich. Ich war unglücklich und dann gestand ich mir doch: Kann's nicht anders sein, so will ich leiden, elend werden, aber in ihrer Nähe, zu ihren Füßen, nur nicht getrennt von ihr.«

»Du siehst,« sagte Franz, ob ich nicht wahr

ſpreche, wenn ich ſage, daß eine Liebe, wie die Deine zum Mißbrauch führt. Ich übernehm' es, ihr den Kopf zurecht zu ſetzen; ich mache mir kein Gewiſſen daraus, ihr wehe in Deinem Intereſſe zu thun. Iſt ſie augenblicklich durch meine Erſcheinung angezogen, fühlte ſie ſich verwirrt durch meine Kälte — deſto beſſer; lange wird der Eindruck nicht währen, da Du ſelbſt meine Erregung Helene gegenüber ſiehſt, ahneſt, daß es ſo, wie es iſt, nicht bleiben wird, da . . .«

»Ach, Franz,« erwiederte Eduard, »warum hat mich das Geſchick mit ihr zuſammengeführt; warum durchkreuzen ſich die Fäden unſerer Exiſtenz auf eine Weiſe, daß Du nicht von Helene, ich mich nicht von Alma losreißen kann . . .«

»Vertraue mir,« ſagte Franz, »es wird und muß Alles gut werden. Eine kleine Lektion iſt dieſer Alma Deinetwegen ſchon zu wünſchen. Wenn ſie weiblich und weich zu Dir zurückkehrt, dann, Eduard, wirſt Du glücklich ſein. Bis dahin gedulde Dich. Mache Dich ſtark. Erlaube mir, ſie etwas Weniges zu martern.«

»Treibe es nicht zu weit,« bat Eduard ſchwankend. »Es iſt ſchrecklich, immer ſtark, immer im Kriegszuſtand ſein zu müſſen.«

»Aber doch auch ſchrecklich, am Kampfe ſterben zu ſollen.«

»Oder an der Liebe,« ſagte Eduard melancholiſch.

Sie ſtanden an Franz' Thür. »Du ſollſt nicht umſonſt gelebt haben,« ſprach dieſer zur Guten Nacht. »Möchte er wahr reden!« dachte Eduard leiſe im Weitergehen.

2.

Franz war angeſtellt. Der Poſten, den er bekleidete, behagte ihm zwar nicht, aber er ſagte ſich, daß man überall Gutes ſtiften, überall an ſeinem Platze ſein könne. »Vielleicht,« dachte er auf ſeinen einſamen Spaziergängen, »iſt die Tugend nicht ſo nothwendig, als die Geradheit, wenn dieſe nicht eben auch eine Tugend iſt. Die Geradheit iſt eine inſtinktmäßige Weisheit, eine natürliche Mäßigung, eine Abweſenheit aller Leidenſchaften. Sie ſoll auch mein Panier ſein.«

Er saß auf einer Moosbank im Wäldchen, ermüdet von den Tagesgeschäften. »Da bin ich nun hier in dieser Stadt, mit dem abgebrochenen Pfeil im Herzen,« seufzte er. »Aber ich reiße an ihm. Er muß heraus, ich will nicht unheilbar, nicht elend sein. Kann ein Geflüchteter, ein Verwundeter nicht dennoch ein guter Krieger sein? Habe ich mich doch fern von der Verderbtheit, kräftig und fest zu erhalten gewußt! Freilich bin ich kein junger Grieche mit gesalbtem Haupte. Meine Erscheinung ist nicht zierlich. Meine Hände haben keine langen Nagel, mein Bart duftet und kräuselt sich nicht. Man könnte mich vielmehr für einen Karrenschieber, für einen Bauern, für ich weiß nicht was halten. Aber bin ich deswegen thatenunfähig, jetzt, wo ich der größten Thorheit, der Liebe, ein Valet gesagt habe?«

»O Natur,« rief er, indem er die Hände zu den fernliegenden Bergen ausstreckte, »glanzvolle Höhen, liebliche Wellen, zartes Gefieder, crystallene Seen, blühende Wiesen, versteckte Fußwege, ist es Unrecht, daß ich mich vor Euch auf die Knie werfe, vor Euch bete? Erlaubt Ihr mich nicht, Euch meine

Schmerzen zu vertrauen? Darf ich nicht weinen vor Euch, wenn ich nicht lächeln kann?«

Er nahm eine blaue Glockenblume und betrachtete sie lange. »Wie mir das Ems, die botanischen Studien, Helene zurückruft!« sagte er leise. »Und doch wende ich mich ab von meinem Heiligenbilde und sage der Jugend mit zitternden Lippen Lebewohl! Ja, ja, sie genügt mir nicht, sie befriedigt mich nicht; sie hat nicht den Muth der Liebe gehabt; sie ist dem blinden Glauben unterthan; noch einen Schritt weiter und dieses liebe, traurige Gemüth wird sich zum Fanatismus hinaufschrauben! Ach, das ist es, was mich schmerzt, daß, wenn der Enthusiasmus in mir aufwacht, ich kein Echo finde, daß Alles kalt um mich ist, daß überall nicht die Gerechtigkeit, aber das Faustrecht gilt, daß es überall heißt: »Wer genießen will, der nehme Gold, Nektar, Sammt und Seide, kleide und tränke sich auf Kosten Anderer, der jauchze, wenn das Bessere untergeht.«

Es war eine unendliche Bitterkeit in Franz, als er sich so dem Strome seiner Gedanken überließ. Aber dann riß er sich empor und rief: »Und wenn

die Erde auch in Staub um mich zusammenfiele und wenn Alles um mich unterginge, der redliche Wille in mir bliebe doch, den könnte die Erfahrung doch nicht zerstören.«

Er ging rasch weiter, durchlief das Wäldchen in allen Richtungen, blickte lange in den klaren Spiegel eines kleinen Sees und fragte sich in allem Ernste, was denn eigentlich gut sein hieße, was es hieße ein Vaterland haben, in wie fern für dasselbe gewirkt werden müsse? Und kam endlich zu dem Endresultat: »Wir sterben, aber unsere Ideen sterben nicht mit uns. Die Welt lächelt, die Masse steinigt, das Elend nagt und doch keimt das in die Erde hineingepflanzte Wort der Wahrheit, und doch wird ein Tag der Auferstehung und der Freude kommen! . . .« Er war in die Stadt zurückgekehrt. Unversehens stand er vor dem Palais des Fürsten von der Recknitz. Er zuckte vor den niedergelassenen Vorhängen in Helenens Zimmern zusammen; er betrachtete mit schmerzlicher Ruhe das todtenähnliche Antlitz dieses Hotels. Alles war still und stumm. Nichts verrieth die Anwesenheit der Herrschaft oder

der Diener. Kalte Ehrfurcht öffnete und schloß die Thüren. Mathematische Ordnung saß am Uhrwerk dieser Maschine! Und doch war vielleicht Tafel in diesem Augenblick, an der bedeutende Staatsmänner, reizende Frauen, ausgezeichnete Gelehrte Theil nahmen! Hörte man deswegen einen Laut mehr? Sie fürchteten, sich unter einander zu verrathen, einen tiefern Blick, einen durchgreifenden Gedanken zu äußern, diese Großen des Reichs. Und mitten unter ihnen Helene und neben ihr der bejahrte Gatte, mit der hervorspringenden Oberlippe, mit den stechenden Augen, mit der runzligen Stirn und der gebogenen Nase! Alles lief hier auf Lebenserhaltung hin. Alles war wie am Schnürchen geregelt. Jeder wußte, wann der Fürst arbeitete, wann er dachte, nicht dachte, aß, schlief, ausfuhr . . . gerade, als wenn an diesem Dasein das Wohl der Menschheit hinge. »Neulich habe ich einmal das Unglück gehabt, ihm von meiner Verzweiflung, so wenig leisten zu können, zu sprechen. Wie hat er mich da diabolisch angesehen!« seufzte Franz. »Ja, ja, hätte ich ihm gesagt, der Koch ist krank, er hätte mir mehr

Theilnahme geschenkt, als bei der Schilderung meiner Schmerzen um die Menschheit ... O Eitelkeit! O Elend! Was hat denn dieser Staatsmann geleistet? Womit hat er seinen Collegen, seinen Beamten, dem Vaterland wohlgethan? Seine Handlungen sind in diplomatische Nebel gehüllt. Könnte ich einmal an die Stelle fühlen, wo sein Herz sitzt, würde es schlagen? Ach und in dieser Atmosphäre lebt Helene, in diesen Kreisen, wo der Durchtriebenste auch zugleich der Achtungswertheste ist, wo die Worte einen verkehrten Sinn, die Grundsätze ein anderes Angesicht, die Empfindungen eine verdrehte Form haben, in diesen Kreisen bewegt sie sich!«

Von dem Schmerz über Helenens Schicksal kam er auf Alma, über die sich der ganze Strom seiner Bitterkeit ergoß. »Der Himmel hat ihr jenen mystischen Strahl versagt, den wir Gemüth nennen, jenes zarte, himmlische Licht, das uns Thränen in die Augen lockt, uns eine unsterbliche Hoffnung, eine höhere Anschauungsweise giebt, jene sorgende, heilige, sich unterwerfende Liebe, die Sehnsucht nach dem Guten, Widerwillen gegen das Böse weckt,« dachte

er. »Was helfen mir Almas Talente, ihre Schönheit, der Phrasenbau ihres Verstandes, da ihr das fehlt, was uns erst zum Menschen macht! Beklagenswerthes Weib! Dein Athem ist wie der Frühlingssturm, der die zarten Blätter und Blüthen zerstört, Dein Wort hat die Knospen eines bessern Seins durchschnitten, Dein Angesicht hat mehr als ein Herz gebrochen!«

Es überkam plötzlich Franz ein großes Mitleid für Alma. »Soll ich beten,« fragte er sich, »daß ihr Alter mit Weihrauch durchzogen, ihre Sterbestunde eine leichte sei? Soll ich bitten, daß sie nie die Flamme der Liebe empfinde? Daß Alles untergehe in Eitelkeit, in Leichtsinn, in Scheinsucht? Nein, das will ich nicht beten, dazu ist sie zu reich ausgestattet,« rief er plötzlich. »Ich will mich dazwischen werfen, will ihr die Augen öffnen. Was thut es mir, wenn sie mich haßt? Wollte ich nicht an Eduards Zukunft, an sein Glück, an seine Ruhe denken?«

Er erinnerte sich, Alma am Morgen einsam in einer leichten Calesche vorüberfahren gesehen zu

haben, wie sie zwischen dem glänzenden Laub so lieblich und träumerisch im weißen Kleide, wie eine Nymphe, da gesessen, wie das schwarze Haar ihr die Wangen beschattet, die schönen Augen magische Strahlen versendet hatten. »Mit so einem Äußern, mit einem so sanften Blick, mit einer so üppigen Jugend, mit einem so leichten und stolzen Gange, ist man nicht verderbt, nur verirrt,« rief er ermuthigt, indem er den Weg zu ihr einschlug.

Sie war in ihrem Atelier im Garten, in einem reizend angelegten Pavillon. Der Horizont hatte sich bezogen. Das Wetterleuchten zerschnitt augenblicklich die schwarzen Wolken und fuhr leicht über die dunkeln Waldconturen hin. Die Luft war schwül. Wie eine Oase, so schien sich dies kleine grüne Plätzchen in der Mitte eines sandigen Bodens zu erheben. Alma saß einsam an der Staffelei. Sie hatte ein großes historisches Bild unternommen, an dem sie seit vielen Wochen unermüdet arbeitete. Napoleon machte das Centrum aus; er war ihr Held, ob sie ihn selbst auch oft einen Menschenschlächter im großen Styl nannte. Sie hatte darüber,

wie über so Manches, Streit die Hülle und Fülle gehabt, gab zu, daß er eine furchtbare Heimsuchung gewesen sei, aber auch ein äußerst geschickter Architekt, ein Gesetzgeber, eine Gewalt, die mit Flammen gesiegt, mit dem Schwerte durchgedrungen, Berge umgeworfen, Wälder und Städte verbrannt und auf das Alles eine junge Saat gestreuet hat. Und wollte man ihr erwiedern, daß ihr Enthusiasmus blind sei und eher einer krankhaften Nervenaufregung, als einer wirklichen Bewunderung gleiche, so hatte sie tausend Scheingründe, um zu widerlegen, lächelte auch, als Franz, einmal in diese Streitigkeiten verwickelt, sagte: »Mir sind die guten Menschen lieber, als die großen. Ich achte den, der gewissenhaft dafür sorgt, seinen Nächsten besser und glücklicher zu machen, höher, als den, der dem Ruhm nachjagt. Für Einen kann ich mich warm interessiren, kann ihm viel vergeben, weil er viel geliebt hat, aber für den Andern, der mit kaltem Egoismus sich einen Ruhmestempel aus Leichen aufbaut, habe ich keinen Sinn, ja sogar Abneigung, wenn nicht Verachtung.«

Jetzt saß Alma in ihrem Malercostüm, mit einem leinenen Ärmel am rechten Arm, mit der hochgebenden Schürze und malte eifrig. Sie hatte die Thüre nicht hinter sich aufgehen hören und fuhr mit dem Kopf herum, als Franz' Stimme sich plötzlich vernehmen ließ.

»Sie hier?« fragte sie verstimmt, indem sie den Ärmel und die Schürze fortwarf. »Wer hat Ihnen den Weg zu diesem Pavillon gezeigt, wer Ihnen gesagt, daß ich hier sichtbar bin?«

»Gemach, gemach,« erwiederte Franz lakonisch. »Ich habe mich mit dem Handwerk, das Sie treiben, beschäftigt und will Ihnen Rath ertheilen.«

»So?« sagte sie erstaunt und stand unschlüssig auf. Franz hatte sich auf ihren Sitz niedergelassen, blickte das Bild prüfend an und brach dann in den Ausruf aus: »Gnädigstes Fräulein, nehmen Sie es mir nicht übel, das ist . . .«, dann biß er sich auf die Lippen, sprang auf, trat an einen Tisch, blätterte in Büchern und schwieg. Alma war aufs Äußerste gespannt. Sie erwartete ein Lob. Sie glaubte, daß sie in diesem Bilde ihrem Ideal nahe

gekommen, daran ihr Talent entwickelt und vervollkommnet habe. Als Franz schwieg, schoß ihr das Blut ins Gesicht und sie sagte mit nicht ganz sicherer Stimme: »Nun, Herr von Brinkmann, werde ich erfahren, was Sie von meinem Bilde halten?«

Er schwieg noch immer. Da trat Frau von Wallice ein und Franz im Atelier, vor der Staffelei erblickend, rief sie rasch: »Nicht wahr, das ist ein wundervolles Gemälde, die Farben eines Delaroche würdig, die Gruppirung kühn und sinnig.«

Almas Augen leuchteten. »Die gute Tante sieht Alles in zu schönem Lichte,« bemerkte sie wohlgefällig. Franz hielt sich nicht länger.

»Ihre Frau Tante ist keine unparteiische Richterin,« sagte er. »Wollen Sie meine Ansicht? Sie haben den Moment falsch aufgefaßt. Das ist kein Leben, keine Wirklichkeit. Das sind Menschen in Franzosjacken. Diese Partie hier ist nun vollends Dekorationsarbeit, die Gruppen verworren, das Ganze ohne Bedeutsamkeit . . .«

»Sie behandeln mich mit Arroganz,« unterbrach ihn Alma, mit flammenden Augen.

»Fragten Sie doch nach meiner Ansicht!« erwiderte Franz ruhig. »Soll ich schmeicheln, wo ich wahr sein will?«

»Man kann wahr sein, aber doch mit Rücksicht, mit Ritterlichkeit, mit Schonung . . . «

»Jede Wahrheit ist objektiv,« sagte Franz nicht ohne Erregung. »Ein Richter mit subjektiven Richtungen ist kein Richter mehr. Für mich ist dies Bild ein Bild. Wäre es von Raphael, ich würde nicht anders urtheilen.«

»Da sehe man den Pedanten, den deutschen Professor!« warf Alma hin. »Sie sind so in Ihre Gedankenwelt eingesponnen, daß Sie nicht einmal wissen, wen Sie vor sich haben. Bedenken Sie, daß Sie recht unerzogen sind.«

»O über unsre Erziehung, o über die Nothwendigkeit einen bittern Trank in Zuckerwasser auflösen zu sollen!« rief Franz mit wirklichem Schmerz. »Lernen Sie doch die freie Persönlichkeit, den ehrlichen Willen, die Wahrheit ehren!«

»Die Wahrheit?« sagte Alma, indem sie das Haupt schüttelte. »Ist das was Sie mir so schonungs-

les bemerken, nicht vielmehr Zerstörungslust, Opposition? Kann ich bei Ihnen auf Nachsicht, auf Wohlwollen rechnen? Geben Sie nicht sichtlich darauf aus, mir wehe zu thun?«

Franz war schon an der Thüre. »Mit Ihnen ist nicht gut streiten,« bemerkte er ernst. »Ihnen ist die Welt der Schmeichelei lieber als die Wahrheit; Ihnen muß man sich auf den Knien, in Lieutenantsuniform nahen, sonst läuft man Gefahr für unerzogen zu gelten.«

Alma warf sich ihm heftig in den Weg. »Sie können gehen,« sagte sie mit stockender Stimme, »aber nicht eher, als bis Sie mir bewiesen, wie ich besser malen kann.«

Franz war angenehm überrascht; er sah sie mit wirklicher Theilnahme an, die ihre verletzte Eitelkeit niederkämpfend, vor ihm stand, sah in das feuchte von tiefer Erregung schimmernde Auge und hoffte, daß sie, die so viel Schwäche besaß, doch nun auch Kraft haben würde. Deswegen legte er den Hut wieder bei Seite, setzte sich nieder und indem er selbst den Pinsel ergriff, sagte er weich und warm:

»Ich will nicht so grausam sein zu behaupten Ihr Napoleon sei ganz und gar verfehlt; es geht Ihrer Malerei nur das gesunde Bewußtsein ab. Sie müssen viel ablegen, viel wegwerfen und ändern, hauptsächlich sich aber vor der Koketterie mit der Schicklichkeit und dem Anstand hüten, sonst gerathen Sie vollends im Widerstreit mit der Natur. Eignen Sie sich den Geist der Schönheit, nicht die Schönheit allein an. Sie haben in Napoleon einen überlegenen Menschen darstellen wollen und haben nichts als ein nichtssagendes Subjekt geliefert. Noch ist die Leinwand nicht mit dem Glanz des Lebens gefüllt. Sehen Sie wie gelb in gelb, wie grau in grau das Alles ist! Hier müßte ein Licht sein, dort ein Schatten. Wie fade und dünn ist Napoleons Generalstab! Der tragische Punkt ist fast so trocken darin als ein Zeitungsartikel gezeichnet. Da ist noch nichts von künstlerischer Auffassung . . .«

Er sprach lange so fort und Alma hörte ihm mit beklemmter Brust zu. »Sie haben Recht,« sagte sie traurig, »ich gab Cartons, wo ich hätte Ölbilder geben sollen. Napoleon verdient einen festern,

plastischeren Pinsel als den Meinen; ich muß mich losreißen von der Form, um mich nicht nochmals über die Nüchternheit meines Inhalts zu täuschen. Schmerzlich, daß ich das jetzt erst einsehe, jetzt wo es zu spät ist . . .« Sie hatte einen in Öl getränkten breiten Pinsel ergriffen und wischte rasch die Farben in einander.

»Fräulein Alma!« rief Franz bestürzt.

»Es thut nichts,« entgegnete sie weich mit einer Thräne im Auge. »Sie haben mir eine schmerzhafte Wohlthat erzeigt und ich danke Ihnen — mit der Vernichtung meines Werks. Lassen Sie uns in den Garten gehen, hier ist es jetzt traurig, dunkel und schwül.«

Sie blickte mit stiller Melancholie um sich und Franz empfand Reue ihr gegenüber so schonungslos gewesen zu sein. Doch bezwang er seine Erregung, indem er sich sagte: Gewisse Geistesrichtungen müssen mit einer Art von trotziger Grausamkeit ausgerissen werden. Ließe sich doch an dieser Alma die Zeit beobachten! Sie ist ein Modell, das sich mit bunten Drapperien behängt, sich schöne Attitüden und

Gedanken giebt, aber freilich auch ein Weſen, deſſen beſſeres Sein ſich aufraffen wird, ſobald man ihr ein hohes Ziel zeigt.«

Er war mit ihr in den Garten getreten und ging ſchweigend die kleinen Gänge auf und ab. Auf einmal blieb ſie ſtehen und ſagte freundlich: »Ich fühle mich an Ihrer Seite wie unter einer Lupe. Sie können mir in der Seele leſen. Sagen Sie, was Sie von mir halten?«

»Sie ſind jeder Zeit ſchlagfertig,« bemerkte er lächelnd. »Oder wollen Sie mich in die Enge treiben? Darf ich mich denn in dieſe Ideenbrandung ungeſtraft hineinbegeben? Darf ich nach dem Experiment von eben, noch ein zweites wagen?«

»Sie dürfen,« entgegnete ſie mit Kindlichkeit. »Sie dürfen mir meine Erziehung, den Durſt nach Lob und Schmeichelei, meine Launen, die an die Stelle der Grundſätze treten, vorwerfen. Ihnen werde ich nichts mehr übel nehmen.«

Sie ſah ihn wahrhaft verklärt an und Franz verhehlte ſich nicht, daß ſie ihm nahe im Gemüthe durch ihre Hingebung trete. »Sie hat doch Anflüge

von Weiblichkeit; es iſt doch nicht alles bloß Scheinſucht,« dachte er, indem er mit ihr eifrig zu reden begann.

Seine Art ſich auszudrücken war keck, glänzend und graziös; obwohl man ihm der Rückſichtsloſigkeit beſchuldigen konnte, ſo war er doch nie bis zur Geſchmackloſigkeit aufrichtig. Immer wußte er ſich auf der Grenze zu halten, immer ſich über die faſt grauſamen Zumuthungen ſeines Urtheils hinwegzuhelfen. Er hatte neben heftiger Leidenſchaft ein mildes, faſt harmloſes Friedenslächeln, weil ſein Gemüth voll tiefer Regungen und brillanter Einzelnheiten war. Als er mit Alma ſprach, einging auf ihr Weſen, ſie anatomiſirte, war ſie nicht mehr die empfindlich Gereizte, ſondern ſie ließ ſich überraſchen vom Unbewußten. Plötzlich entfuhr ihr ganz unwillkürlich die Frage: »Haben Sie je mit Helenen ſo, wie mit mir geredet?« Dann verwirrte ſie ſich und ſetzte hocherröthend ſchnell hinzu: »Das wollte ich nicht ſagen, das nicht! . . .«

»Warum ſollten Sie es nicht ſagen, warum mir gegenüber den Namen nicht nennen?« entgeg-

nete er weich, indem er ſtehen blieb und ihr ins Auge blickte. »Helene iſt todt für mich, aber die Erinnerung an ſie lebt.«

»So lieben Sie ſie noch!« rief Alma faſt entſetzt.

»Ja,« ſprach Franz mehr für ſich als zu ihr gewandt. »Ich liebe Helenen, ich kann nicht von ihrem Bilde los; immer iſt es der Mittelpunkt meines Gemüths, immer die Flamme, die als unvergängliches Licht glüht.«

Alma lehnte an einen Baum. Ihr Herz bob ſich in gewaltigen Schlägen, ſie warf den Kopf zurück, als wollte ſie ſich von etwas Drückendem befreien. Dann ſammelte ſie ſich und ſagte ſanft: »Das Opfer, was Sie gebracht iſt groß und Opfer feſſeln mehr als Glück.«

»Iſt das wahr?« fragte er zweifelnd und betrachtete ſie mit ſeltſamen Augen. »Sind Sie ſo ernſt geſtimmt, daß Sie das, was Sie ſagen, wirklich fühlen?«

»Das Leben iſt ein Gefängniß,« ſagte ſie lächelnd. »Was die Pforte ſprengt iſt Liebe, gleichviel

ob ſie glücklich oder unglücklich iſt, aber Liebe im ächten Sinn, thaten- und opferdurſtig. Der, der ſie beſitzt, hat die Aufgabe des Daſeins begriffen!«

»Da haben Sie Recht,« rief Franz von früheren Erinnerungen bewegt. »Wie habe ich das tauſendmal auf meinen Reiſen, in Italien, im Orient, in Spanien empfunden. Wie meine Phantaſie vollgefüllt von dem Gedanken, daß ein unausgeſetztes Intereſſe das Übrige zum buntgefärbten Nebelbild, zu einer Erſcheinung ohne Werth ſtempelt, wie oft mich aber doch gefragt, ob dieſe ſchreckliche Vereinzelung Leben ſei? Leben beſteht doch nur in der Gegenſeitigkeit, im Zuſammenhang mit Andern, und mein Herz aus dem geliebten Herzen geriſſen, iſt einſam geblieben!«

Indem trat Eduard hinzu. Alma fühlte ſich unangenehm berührt. Er kam ihr in dieſem Augenblick wie ein kalter Luftzug vor; ſie ſah ihn mit tödtender Gleichgültigkeit an, wandte das Geſicht abwärts und war von eiſerner Ruhe, als er freundlich und liebevoll die Hand nach ihr ausſtreckte.

»Guten Abend, Alma, Guten Abend, Franz,«

ſagte er ſehr eifrig. »Das Jubiläum des alten Onkels Haiderode iſt vor der Thür. Ich war bei der Tante Wallſee, mit der ich das Nähere verabredet habe. Wir müſſen hin. Sie Alma, Du Franz, die Tante und ich, wir fahren Morgen früh fünf Uhr nach Haiderode. Iſt das nicht eine prächtige Ausſicht? Ich habe Urlaub und Franz muß ſich gleich einen ſchaffen. Dann geht es fort über Stock und Stein, daß es eine Wonne in dieſer Jahrszeit, bei dieſen Wetter ſein ſoll.«

Einige ſchwere Regentropfen, die ihm bei dieſen Worten auf den Kopf fielen, machten die Geſellſchaft lachen. Es kam eine heitere Stimmung über ſie, da der Gedanke, eine kleine Reiſe mit Franz zu machen, auch Alma ſehr willkommen war. Sie flüchtete vor dem ſich einſtellenden Regen ins Haus, verabredete noch Manches und entließ dann Franz und Eduard mit dem Verſprechen, ſich Morgen um fünf Uhr bereit zu halten, wobei die Wettergläſer befragt und nach dem Winde geforſcht wurde. Kaum allein, verſank ſie wieder in Träumereien. Sie wollte allerlei mitnehmen von ihrem Tiſch, auf dem ſie un-

ter Andern auch Strohzigarren hatte. »Würde es Franz mißfallen, wenn ich die mit einpackte?« fragte ſie ſich und antwortete dann ſchnell: »Es würde ihm mißfallen. Hat er nicht eben noch gegen die Lächerlichkeit der jetzigen Frauenemancipation, von Helenens ſchüchterner Weiblichkeit, von der Pflege der zarten Gefühle geſprochen?« Und ſchnell verſteckte ſie ſie in eine Schieblade.

Die Kammerjungfer kam und fragte nach der mitzunehmenden Garderobe. »Wir fahren auf das Land,« ſagte Alma »und auf dem Lande iſt man einfach. Ich will nur die Hauskleider und höchſtens zum Jubiläumstag ein Putzkleid mitnehmen.«

»Aber doch das Reitkleid und den Schwimmanzug?« bemerkte die Zofe.

Alma ward ärgerlich. »Laß mich mit dieſen Kindereien zufrieden,« ſagte ſie heftig. »Du weißt, daß ich das Reiten und Schwimmen nicht mehr vertragen kann.«

Die Jungfer, die gar nichts von Almas Anordnungen begriff, verließ murmelnd das Zimmer und Alma flog an den Bücherſchrank, holte Byron

heraus und lernte die halbe Nacht hindurch eines von Franzens Lieblingsgedichten auswendig. »Damit will ich ihn überraschen,« dachte sie fröhlich, als sie sich um zwei Uhr aufs Lager warf. »Das wird ihm besser, als mein Napoleon gefallen.«

Der Morgen war völlig wolkenlos. Der Reisewagen stand vor der Thüre. Die Tante ging anordnend hin und her. Alma lehnte sinnend am Fenster, als Franz in der Reisemütze eintrat. Er sah bedenklich, fast traurig aus. Der Ausdruck seines Gesichts war verändert. Die sonst fast kalte Stimme tönte und zitterte wie ein Instrument.

»Der Fürst von der Recknitz ist plötzlich erkrankt,« sagte er mit einem Ausdruck, der Alma durch die Seele schnitt und ihr wie ein Donnerruf klang. »Ich weiß nicht, ob Eduard Sie wird begleiten können.«

Jetzt trat auch dieser ein. Er bestätigte des Fürsten Erkrankung, setzte aber beruhigend hinzu, es würde, wie so oft schon, vorüber gehen, morgen schon hoffe er nach Haiderode zu kommen, führte

Alma an den Wagen, legte ihr die Kiſſen zurecht und drückte ihr und Franz harmlos die Hand.

Nun ſaßen die Beiden ſich gegenüber im Wagen; nun blickten ſie ſich prüfend, verwirrt an. Alma athmete kaum. Die Tante ſprach von gleichgültigen Dingen, Franz war verſunken in dem Gedanken an des Fürſten Erkrankung, an Helene, an das Wiederſehen mit Haiderodens, von denen er wußte, daß ſie ihm ſeiner Reiſe wegen gram waren. Die Morgenluft ſtrich ihm durch die Haare; die Gegend, die ſich nach und nach in eine Felſenpartie im kleinſten Styl wandelte, ſprach ihn wehmüthig an. Da lüftete Alma den blauen Schleier des Strohhuts und ſagte: »Ah, Apropos, ich will Ihnen ein Byron'ſches Gedicht herſagen.« Franz, der gar nicht ahnete, daß ſie engliſch konnte, blickte auf und ſie an. Sie ſprach die Worte langſam, faſt gepreßt. So Vieles in der Dichtung paßte auf ſie. So Manches verrieth ihre liebebedürftige, einſam geſtellte Seele. Deswegen legte ſie einen ganz eigenthümlichen Ausdruck hinein. Als ſie ausgeredet, war Franz in Schweigen vertieft. Dann fuhr er

auf und ſagte trocken: »Recht ſchön, recht ſchön! Nur ſchade, daß Sie keinen guten engliſchen Lehrer hatten. Ihre Ausſprache iſt fehlerhaft.«

Alma ward leichenblaß, doch entgegnete ſie: »Man ſagte mir im Gegentheil, daß ich . . .«

»Vortrefflich engliſch ſpreche,« ergänzte Franz. »Ja, das ſagen die Schmeichler, die Oberflächlichen, die Unbetheiligten. Ich aber wiederhole Ihnen aus reiner Theilnahme, daß Sie das Engliſche nochmals zu erlernen haben.«

»Und die Malerei und Alles, was ich bis jetzt trieb,« ſeufzte ſie gereizt. »Hinge es vom Herrn von Brinkmann ab, ich müßte heute zurück in die Penſion,« ſagte ſie zur Tante gewandt, die lächelte und halb aus Mitleid, halb aus Widerſpruch antwortete: »Höre nicht auf ihn, er macht Dich irre.«

»Aber demüthig und weiſe,« entgegnete ſie erbittert, indeß Franz einmal aus ſeiner Gedankenfolge geriſſen von Shakespeare zu reden anfing, und endlich auf ſein geſpanntes Verhältniß zu Haidero-dens überging. Alma hörte ihm aufmerkſam aber verſtimmt zu. Es war ihr ſonderbar befremdlich,

daß Franz so viele Interessen ihr gegenüber entwickelte und von ihr selbst so wenig Notiz nahm. War sie doch an eine bedientenmäßige Aufmerksamkeit von Seiten Eduards gewöhnt. Schien es ihr doch respektwidrig, kalt, daß Franz im geistigen Wochenhabit da vor ihr im Wagen saß und mehr Sinn für die Landschaft als für sie hatte. Und dabei mußte sie sich mit Schmerz wiederholen: »Jetzt denkt er an Helenen, jetzt betrauert er sie!«

Endlich, nach mancherlei eben nicht wohlthuendem Gespräch, lag gegen Abend Haiderode vor der Reisenden Blicken ausgebreitet. Die Tante bog sich weit aus dem Wagen, um das an dem Rande eines Waldes gebauete Schloß näher zu überschauen. Franz hatte sich mit wechselnden Gefühlen nach dem Schauplatz seiner Kindheit umgewandt. Alma überflog unruhig, fast vorwurfsvoll die zwei vor ihr abgegangenen Reisegefährten. Ihre Augen wurzelten in Franzens Gestalt mit einem so erloschenen, trostlosen Blick, daß die beredtesten Worte daran zu Schanden geworden wären. Sie erlag förmlich unter dem Gewicht ihrer Betrachtungen, sie war im

Traume; unglücklich dieſem kalten Manne gegenüber zu ſein, fühlte ſie die Begegnung mit Franz wie den tiefſten Schmerz ihres Lebens. Da drehte er ſich um nach ihr und ſagte ernſt: »Das iſt das Schloß Haiderode.« Und wie wenn ſie irgend einer bedeutungsvollen Entſcheidung entgegen gegangen wäre, ſo wiederholte ſie tonlos: »Das alſo iſt Schloß Haiderode.«

3.

Die Sonne warf tief grüne Schatten und vergoldete hoch oben die friſcheren Zweige des Waldes. Durch eine groſse Gitterthür erblickte man das alte, mit Gräben umgebene Schloß, das auf einer Terraſſe mäßig in die Höhe ſtieg. Es war ein altes, mit vier kleinen Thürmen verſehenes Gebäude, das, obwohl hie und da verwittert, dennoch ſtarke und anſehnliche Mauern zeigte. Von der Rückſeite ſchien es nur eine Etage zu haben. Von der Terraſſenſeite beſaß es zwei, weil es gegen die kleine Anhöhe gelehnt, hinauf und hinab in den Wald ſtieg. Ein

großer Saal von weißem Marmor vereinigte zwei prächtige Zimmerreihen in der Mitte. Rechts waren die Fremden-, links die bewohnten Gemächer. Mit zu den Fremdenzimmern gehörte eine schön ausgestattete Bibliothek, die unmittelbar in den Park hinabführte. Hier wandelte man auf breiten, mit Orangenstämmen besetzten Stufen bis zu einem Teich, der von Le Nötreschen Baumhecken umzogen, in seinen Blätternischen weißschimmernde Sandsteinstatuen barg. Auf dem Teich schwammen Schwäne; seitwärts war ein zierliches Boot an einer Kette befestigt. Franz hatte in seiner Kindheit dort stundenlang gesessen. Stundenlang hatte er am Rande das leise Spiel des Wassers, die hohen Schilfgruppen, die Nymphäen in ihrem Stillleben beobachtet, sich den lautlosen Träumen wie einem unwiderstehlichen Bedürfniß hingegeben und immer wieder von Neuem eine schaffende Kraft erkannt, die sich über ihn wie der tiefblaue schützende Himmel ausbreitete, ihn fort auf ein neues und weiteres Gebiet trug. Als er jetzt diese Plätze wieder erkannte, jetzt beklemmt in den Schloßhof einfuhr, der Kettenhund

wie ſonſt bellte, die neu errichteten Wirthſchaftsgebäude purpurn im Abendroth glänzten, die bekannten Diener erſchienen und ehrfurchtsvoll, wenn auch erfreut, ihm aus dem Wagen halfen, da hatte er ſo völlig Alma und die Tante vergeſſen, daß er ſie hinter ſich laſſend, hinein zu den Verwandten ſtürmte. Der Onkel Haiderode ſaß grade bei einer Whiſtpartbie, vertieft in das Anſchauen ſeiner ſieben Atoutkarten, ſehr erſtaunt den Neffen Franz ſo unangemeldet, beſtäubt von der Reiſe und obend'reinbärtig eintreten zu ſehen. Dieſer wollte ſich ihm an den Hals werfen, doch der Onkel erhob ſich, maß ihn mit vornehmen Blicken, ſtrich ſich das fein gepuderte Haar von der Stirne und machte eine Bewegung, die auf einen unbeugſamen Sinn ſchließen ließ. Franz war verſteinert.

»Wie kommen wir zu der Ehre dieſes Beſuchs,« fragte der alte Mann ironiſch, indem er ſich verbeugte.

»Ich bin mit Frau und Fräulein von Wallſee zum Jubiläum gekommen,« entgegnete Franz kleinlaut.

Jetzt richtete ſich der Onkel hoch empor. „Iſt das die Höflichkeit, die man in Italien und im Orient lernt, daß man die Damen allein draußen ſtehen läßt und ſo mir hier auf den Leib rennt?“ rief er zur Thüre gewandt, halb in Scherz, halb in Ernſt. Dann eilte er hinaus und Frau von Wallſee mit zierlicher Courtoiſie die Hand reichend, führte er ſie zu der Baronin von Haiderode, die nahe der Bibliothek, auf der Terraſſe arbeitend, im Kreiſe von mehren bereits angekommenen Damen ſaß. Die Baronin war eine ältliche Matrone, mit einer kleinen weißen Spitzenhaube und einer ſchwarzen Mantille angethan, den etwas ſtechenden Blick von ſchon grau ſich färbenden Augenbraunen beſchattet, die Farbe der weißen Hand durch einen ſchwarzſeidenen Halbhandſchuh erhöht, voll guter Manieren, aber nur in ſo weit warm, als es ihre Grundſätze von Höflichkeit erlaubten. Neben der geprüften, viel jüngern Frau von Wallſee, die in Kummer die Blüthe von der Jugend geſtreift hatte, ſah ſie faſt kalt aus. Wer aber wußte, daß ſie auf dem frivolen Boden des Hofes groß geworden, in

mancherlei Anfechtungen verfallen und doch ohne den kleinſten Makel war, der durfte eben jene Kälte für etwas Angenommenes halten. Als ſie Frau von Wallſee und Alma bewillkommte, flüſterte ihr der Baron von Haiderode zu: »Der unnütze Junge, der Franz, iſt auch hier.« Dieſe Nachricht ſchien ſie eher zu verletzen als zu erfreuen, doch als nun dieſer hervortrat und ihr die Hand küßte, flog ein mattes Lächeln über das welke Geſicht, und ſie ſagte nicht ohne Nachdruck: »Wozu das Jubiläum doch gut iſt.« Franz fühlte ſich beſchämt; viel befremdeter war aber Alma, das verwöhnte Weltkind, die in dem Willkommen, in der Überraſchung über Franz, in dem Hin- und Herreden gänzlich vergeſſen worden war. Indeß ließ ſich Frau von Wallſee Zimmer anweiſen und Alma überkam, mitten in ihrer Verwunderung über die unſcheinbare Rolle, die ſie hier ſpielte, ein heftiges Lachen, als ſie auf den Thüren der Fremdenſtuben Sprüche und dazu die ganze altmodiſche Einrichtung, die graden, unendlich harten hölzernen Möbel bemerkte. Franz, der nicht weit davon in einem Corridor eingebogen und Zeuge

dieſer Heiterkeit war, ärgerte ſich über Alma, die er einmal wieder geradezu herzlos nannte. Dann kleidete er ſich raſch um und als er zur Abendtafel hinunter auf die Terraſſe und von da in den ihm wohlbekannten ſogenannten Ritterſaal mit den Wappenſchildern ſchritt, war ihm ſo wunderbar weich, ſo ſeltſam heimathlich zu Sinne, daß er zu der Baronin Haiderode gewandt liebevoll ſagte: »Wie iſt es möglich, daß ich nicht längſt mit Ihnen und bei Ihnen war!« Sie lächelte vornehm ſchweigend und wies ihm ſeinen Platz neben Alma an, die anfing, ſich herzhaft über Alles, was ſie ſah, luſtig zu machen. So hatte z. B. Herr und Frau von Haiderode die Gewohnheit, immer nur vom Hofe zu reden. Das kam Alma ſo ergötzlich vor, daß ſie in heitere Laune verſetzt, Hofanekdoten, eine lächerlicher als die andere erzählte und in Witz überſprudelnd, mit einer Geſchichte vom Schooßhund der alten Fürſtin * * ſchloß. Franz ſaß wie auf Kohlen. Er hatte Alma nicht zugetraut, daß ſie ſich über die Schwächen ſeiner Verwandten, bei denen ſie zu Gaſte war, ſo aufzuhalten vermochte. Er fand das un-

weiblich. Unweiblich, daß sie die Aufmerksamkeit der zahlreich gewordenen Gesellschaft auf diese Weise auf sich zog. Aber so sehr er sich das Gespräch anzueignen suchte, immer riß Alma mit Plauderhaftigkeit den Faden entzwei. Endlich konnte er es nicht länger aushalten. Er schob den antik gearbeiteten silbernen Teller von sich und sagte leise mit hochrothem Gesicht zu ihr gewandt: »Sie sind in einer Stimmung, in der zwar Ihrem Verstande volles Genüge widerfährt, in der man aber an Ihrem Gemüthe verzweifeln muß.« Damit drehte er sich um und sprach zu seiner Nachbarin zur Linken. Alma war wie vernichtet. Sie hob den Blick flehend zu ihm auf, doch er sah sie nicht, hörte sie nicht. »Meerweib,« dachte er entrüstet, »so müßte ich Alma bezeichnend nennen.« Dann, als die Tafel aufgehoben wurde, führte er sie mit eiligen Schritten auf die Terrasse und trat, ohne sie nur eines Blickes gewürdigt zu haben, seitwärts. Da stand sie nun, die in der Residenz von Schmeichlern umgeben, das Centrum der Gesellschaft, der Brennpunkt alles Interesses war, inmitten gleichgültiger,

ſie nicht beachtender Menſchen, allein, hart angefahren von dem, dem ſie gefallen wollte, immer mit der Sehnſucht: »Gott, wenn der da dich lieben wollte! und immer abgewieſen, immer getadelt! Ihr böſer Genius flüſterte ihr zu: »Reiß dich los von ihm, ſei ſtolz, vergiß . . .« Aber der gute rief ſtärker und ſtärker: »Franz hat Recht. Beſſere, läutere dich. Schaffe dem größeren und tiefern Gedanken Eingang in dir, wirf deine Eitelkeit, deine Scheinſucht von dir, ſuche dir einen wahren Freund durch Demuth zu verdienen.« Es war ihr als zerbräche Franz abſichtlich mit entſchloſſener Hand ihr Herz; ſie hätte, überwältigt vom Schmerz, auf die Knie ſinken, vor innerlichem Weinen laut aufſeufzen mögen und ſprach doch mit einem hochblonden Fräulein, das ſich ihr genähert hatte, von dem zu feiernden Jubiläum, von der Toilette, dem Mondſchein, den darzuſtellenden lebenden Bildern. Gegen zehn Uhr trennte ſich die Geſellſchaft. Man eilte in die bereiteten, mit Sprüchen verſehenen Zimmer. Auch Alma ſtieg langſam aufwärts in das für ſie beſtimmte Gemach, das die Worte zeigte:

Und weiche keinen Fingerbreit,
Von Gottes Wegen ab.

Da hörte sie hinter sich Schritte und Franz stand vor ihr. Der Handleuchter zitterte ihr in den Händen, sie wurde kalt und starr, doch fühlte sie sich entschlossen, das Beben, das ihren Körper überrieselte, zu unterdrücken und rasch ihm entgegen gehend, sagte sie sanft: »Verzeihen Sie meinen Übermuth von eben und bleiben Sie mein Freund!«

Er verbeugte sich leicht, gleichsam überrascht, dann entgegnete er: »Warum spotten Sie so viel? ein spottendes Frauenzimmer ist wie eine schlechtriechende Blume.«

»Sprechen Sie nicht so hart,« bat sie demüthig, »ich bin es nicht gewohnt, mich tadeln zu hören.«

»Ich weiß,« rief er heftig, »Sie kennen die Wahrheit nicht; Sie erschrecken vor ihrem Ausdruck, Ihnen ist nur die Gesellschaftssprache geläufig, deswegen auch stehen wir uns fern. Sie in der äußern und ich in der innern Region, Sie in Baumwolle gehüllt, ich mitten im Sturme.« —

Er verbeugte sich nochmals und ging kühl an

ihr vorüber in sein Zimmer. Aber kaum dort angelangt, warf er sich in einen Lehnstuhl, wie von Gewittern und Gluthen umblitzt. »O, über diese Härte, die ich mir angeeignet habe, über diese für Eduard übernommene Erziehung! Bin ich nicht wie ein Professor? Habe ich nicht jeder Liebenswürdigkeit entsagt? Stelle ich mich nicht unausstehlich pedantisch an? Und doch ist sie lieblich, diese Alma, trotz ihrer Fehler, und doch hat sie traurig süße Melodien, wenn sie mir sagt! »Vergeben Sie mir.«

Er lehnte im Fenster. Die Landschaft war von Mondschimmer übergossen, die Schwäne schlummerten auf dem Teich, leise flüsternd schienen sich die Bäume mit den Marmorstatuen unterhalten zu wollen. In Almas Zimmer brannte düster ein Licht.

»Was sie wohl denkt von mir?« fragte er mit Beklommenheit. Und als er jetzt an Helene erinnert wurde, setzte er hinzu: »Wozu dieses Wühlen in der Vergangenheit? Wozu dieses Hervorrufen von Zuständen, die in die Ferne entrückt sind?«

Er stützte den Kopf mit der Hand und seine einfache Kindheit, die balsamisch wie Thau in sein

dürstendes Herz tropfft, tauchte auf in ihm. »Wie das für eine selige Zeit war!« mußte er ausrufen. »Wie ich sie mit Wanderungen in dieser lieblich romantischen Gegend hinbrachte! Wie ich mit Entzücken einem Sonnenuntergang, einem Frühlingsmorgen zusah, wie ich die Schönheit der Natur anbetete und jetzt, und jetzt?«

»Jetzt erziehe ich . . .« sagte er unwillig, löschte sein Licht aus und ging zu Bette.

Schon um vier Uhr Morgens läuteten die Dorfglocken das Jubiläum des Onkels Haiderode ein. Die kleinen Böller auf dem Schloßhofe donnerten mit Pulverdampf. Weiß gekleidete Kinder, der Schulmeister voran, zogen in Schaaren aus dem Schulgebäude dem herrschaftlichen Hofe mit Blumenguirlanden zu. Die Musik, aus der Stadt von Eduard beordert, gruppirte sich unter den Fenstern des gefeierten Ehrenpaares und spielte die Melodie: »Nun lobet Alle Gott.« Kein Mensch im Schlosse konnte mehr schlafen, auch Alma nicht, die ohnedies die Nacht schmerzhaft genug zugebracht hatte. Schnell hatte sie Toilette gemacht. Um sieben Uhr war sie

ſchon unten im Ritterſaal zum großen gemeinſchaftlichen Frühſtück, wobei die Dorfautoritäten und die ganze Geſellſchaft entboten waren. Das war ein Gemurmel, ein Lärmen, ein Durcheinanderlaufen der Kammerjungfern mit Plätteiſen, Hauben und Kleidern. Hier wurde Kaffee, dort Chocolade und Thee geſchenkt. Auf der Terraſſe wurden die Schulkinder mit Butterbrot geſpeiſt; im Ritterſaal ging die alte Frau von Haiderode von einem Stuhl zum andern, um ſich nach dem Bedürfniß der Gäſte zu erkundigen. Einen Augenblick blieb ſie bei Alma ſtehen, die, von dem ſchwarzen Lockenhaar umgeben, mit dem von der Aufgeregtheit erhöhten Colorit, in liebreizender Schönheit prangte, erſtaunt über Eduards Abweſenheit; dann ging ſie weiter und weiter, bis ſie zufällig mit Herrn von Haiderode in Franz' Nähe zuſammentraf. Jetzt erhob ſich dieſer feierlich und zog einen von Eduard ihm mitgegebenen Brief hervor, den er dem Onkel mit ein paar Worten im Namen Seiner Durchlaucht des Fürſten von der Recknitz übergab. Herr von Haiderode warf ſich in die Bruſt, ſeine Gemahlin ſtand erwar-

tungsvoll neben ihm, die ganze Gesellschaft richtete den Blick auf das Jubelpaar; nur Alma schlug wehmüthig das Auge beim Namen des Fürsten zur Erde. Nun öffnete der Greis und nun quoll ein hochrothes Band und ein Kreuz heraus. »Ein Orden!« stammelte er, übermannt von dem Eindruck. »Ein Orden!« murmelten die Anwesenden, voll Erstaunen für diese Auszeichnung. »Und den bringst Du mir, Herzensjunge!« rief plötzlich der Onkel Haiderode, indem er seinen Groll auf Franz vergaß und ihn umarmen wollte. Doch als er dem modern langen Bart begegnete, fuhr er zurück und sagte nicht ohne gute Laune: »Erst rasirt und dann geküßt!« Alles lachte und Frau von Haiderode band ihrem Mann mit zitternden Händen den Orden um die weiße Cravatte, indeß ihr eine ungewöhnliche Thräne am Auge hing. »Die vortrefflichen Herrschaften,« flüsterte sie leise, »die angebetete Landesmutter, der uns gnädige Herzog, wie werden wir ihnen danken für diese Ehre . . .« Sie war ganz im Anschaun ihres bebänderten Gatten verloren, der sich auf einen Stuhl niedergelassen hatte. Jetzt

ging das Glockengeläute wieder an. »In die Kirche,« hieß es, und Alles griff nach den Hüten. Im Hinausgehen trafen Franz und Alma zusammen. »Wo Eduard bleibt?« fragte sie ängstlich, zu ihm gewandt. »Und ob der Fürst besser ist?«

Franz antwortete mit einem zweifelnden Blick und eilte zu Frau von Wallsee, der er den Arm bot. Alma blieb zurück. Da trat ein fader Kammerjunker vor und führte sie weiter. Es war dieser einer jener Männer, die den Ruf einer Frau selten schonen, eitel, urtheilslos und wenig zartfühlend sind, die keine Erfahrung, aber viel Vorsicht besitzen, an das Gute nur im äußersten Nothfall glauben und lieber schlecht, als lächerlich oder betrogen sein wollen. Gleich beim Eintritt in die Welt hatte er sich vorgenommen, die Frauen als sein Spielwerk und sich selbst als ihr Centrum zu betrachten. Nur so viel oder so wenig als die öffentliche Meinung wollte er sie achten; konnte er doch nicht umhin, unter jeder noch so unbedeutenden Phrase einen verworfenen Sinn zu suchen, ein Geheimniß zu entdecken oder eine Intrigue zu wittern! Das gab

seinem ganzen Wesen etwas sonderbar Trocknes, das Alma längst abgestoßen und ihn ihr zum Feinde gemacht hatte. Wer sie aber jetzt so friedlich neben einander zur Kirche wandeln sah, der hätte fast an Sympathie unter diesen beiden glauben sollen. Traurige Lügen das!

Almas Gedanken waren weit ab vom Kammerjunker, in der Ferne, auf dem kleinen Kirchhofe, der jetzt durchschritten ward, in der Kirche, in der sie andächtig Platz auf dem Chor nahm. »Bete,« dachte sie beklemmt. »Es ist ja Durst nach Wahrheit in dir. Verwende ihn, sei weniger stürmend, gönne dir Schatten, Stille, Einsamkeit.« Die Orgelklänge tönten. Der milde Septembertag sandte einen feurigen Gruß durch die bunten Kirchenfenster. Die uralten Eichen und Kastanien, die die Kirche umschatteten, schwankten hin und her im Morgenwinde ... es war als strömte die Traurigkeit wie ein Gießbach hernieder, als müsse Alma auffahren gen Himmel in herzzerreißender Klage ... Da hatte der Pfarrer die Kanzel bestiegen und sing eine Denk- und Lobrede auf Herr und Frau von Haiderode im

näſelnden Tone an. Vorbei war es mit der Andacht, vorbei mit der Einkehr. Der neckende, kritiſirende Geiſt trat wieder an ſie heran. Sie mußte lächeln über den Pfarrer, lächeln über die Geſellſchaft, über die geſchmackloſe, mit ſchlechten Altarbildern und hölzernen Leuchtern verzierte Kirche, ja ſie lachte halblaut, als der Pfarrer auf der Kanzel die Verdienſte des Jubelgreiſes um das Vaterland als Jagdpage pries. Dieſe pedantiſche, lobhudelnde Rede, dieſe kahlen Kirchenwände, dieſe gedankenloſe Bauernſchaar, dieſe braunen Bänke waren ihr unausſtehlich. Ein ſtrafender Blick Franz' verwies ſie plötzlich zur Ruhe. Sie wurde feuerroth, dann blaß. Endlich war ſie aus der Kirche und neben Franz. Er ſah ernſt aus. Als Alma neben ihm ſchweigend, faſt zagend ging, richtete er den Kopf in die Höhe und ſagte mitleidig weich: »Wie ſchade, daß Sie in ſo grellem Widerſpruch mit ſich ſelbſt ſtehen, ſo unnütz Phantaſie und Verſtand und ſo gar nicht das Herz gebrauchen. Sie könnten ein vollkommenes Weſen ſein, wenn Sie ſich ins Gleichgewicht ſetzten.«

Alma hing an seinen Lippen. Sie hätte ihn um Nachsicht bitten mögen; aber sie konnte nicht reden, der Hals war ihr zugeschnürt. Da nahm Franz wieder das Wort. »Es fröstelt mich bei Ihnen,« sagte er. »Ich glaube, Sie sind immer überlegt, immer willkürlich, immer voll Erkenntniß der Nichtigkeit aller Dinge, immer urtheilsfähig, weit- und hellsichtig. Lachten Sie nicht eben in der Kirche? Sie sind keiner Täuschung, nicht einmal im Gottestempel, fähig. Warum das allerdings Geschmacklose nicht ruhig ertragen? Warum immer zeigen, daß Sie über die Situationen erhaben sind?«

»Hassen Sie mich nicht,« sagte sie demüthig.

»Wie käme ich zum Haß,« entgegnete er kalt, da Frau von Wallsee sich nahte. »Haß ist Leidenschaft und Sie wissen, daß in mir eine gewisse Nichtachtung des Menschen und der Meinung, eine große Kühle und Objectivität ist.«

Er wandte sich gleichgültig zu Frau von Wallsee und Alma flog rasch in ihr Zimmer. Es war ihr, als sei sie von einem Erdbeben durchzittert. Wie ein Kind blickte sie mit ihren großen schwarzen

Augen in die Höhe und fragte immerwährend: »Bin ich denn wirklich so kalt? Handle ich denn wirklich nicht aus voller Seele?«

Die Zeit der Selbsttäuschung war für sie dahin. Sie fing an, scharf gegen sich, unsicher für sich zu sein; sie empfand qualvolle Ungeduld, herzpochende Beklommenheit. Sie erschrak, daß sie nichts Erquickendes in ihrem Gemüthe, nichts Warmes und Erfrischendes in ihrem Wesen habe. Sie blickte um sich und rief mit Schmerz: »Ach, warum habe ich nicht den Reiz der demüthigen Seelen, warum bin ich im Zwiespalt, warum kann ich nicht glauben, da ich doch lieben kann?«

Ihr Herz und ihre Nerven thaten ihr weh, dann legte sich eine stille Betäubung über sie. Ein Vorhang war zwischen ihr und der Welt herabgelassen; ihre Gedanken hatten eine unablässige Richtung, sie flogen alle zu Franz. Ob sie oben bleiben? Hinunter gehen sollte? Sie hätte sich am liebsten vor aller Welt versteckt. Allein Frau von Wallsee riß sie aus ihren Träumen, indem sie in das Zimmer trat und ihr scherzend sagte: »Du

excentriſches Kind, was grübelſt und denkſt Du, was quälſt Du Dich? Auf, auf, zu Tiſche!«

Im Saale klangen ſchon die Gläſer. Franz ſaß zwiſchen Herr und Frau von Haiderode. Das eigentliche Willkomm wurde erſt jezt, nach der Ordensüberreichung gefeiert. Bald wurde Franz von der einen, bald von der andern Seite umarmt; bald wurden ihm Vorſtellungen über ſeinen Bart, bald Vorwürfe über ſeine Reiſen und ſein Nichtſchreiben gemacht, aber alles das in einem ſo liebevoll elterlichen Ton, daß er davon durchwärmt und gerührt und ſo abgezogen von der Geſellſchaft war, daß er Almas, die vergeſſen und betrübt an einer entfernten Stelle ſaß, gar nicht mehr gedachte, ſondern immer wieder zurück in die Jugendzeit, zu den Verwandten, zu der angebornen und vernachläſſigten Familienanhänglichkeit kehrte. Bei jedem Tuſch wurden die Alten zärtlicher; bei jeder Geſundheit zeigte ſich die Geſellſchaft lärmender. Der Kammerjunker drängte ſich an Alma; dieſe wich ihm kalt aus und ſprach angelegentlich mit ihrem Nachbar rechts, einem wohlbeleibten Gutsherrn. So ſtanden die Sachen

äußerlich. Innerlich ſtürmte es in Alma. Sie fühlte eine Angſt, welche ihr die Gedanken aus dem Kopfe, die Worte von den Lippen nahm. Und wieder war ſie wie in einer Glorie, angewebt von einer Schöpferkraft, die ſie ſich nicht zu erklären wußte, die ſie von der Tafel fort in den Wald trieb, ſie auf die Knie ſtürzte, daß ſie nichts mehr als: »O Gott, o Gott« ſagen konnte! Franz zog ſie herauf, warf ſie herab. Es waren Schwankungen, Übergänge in ihr, Schüchternheiten, die ihn, hätte er ſie geſehen, gerührt haben würden. Aber der ſaß im leichten Wagen, an der Seite des Onkels, ahnungslos daß er ſo viele Qualen bereitet, ſo ſehr ſich in Almas Herz eingedrängt hatte. Er erzählte von ſeinen Reiſen, ſeinen Erfahrungen, von der jetzt begonnenen Carriere, von ſeinen Hoffnungen fürs Vaterland, von dem Fürſten und verſöhnte ſo den Onkel, der ihm andächtig zuhörte und der anfing ſtolz auf ihn zu werden. Beim Nachhauſekommen, wo er Edvard zu finden hoffte, brachte ihm der Diener einen Brief von dieſem, mit der Nachricht, daß er ſich der immer ernſter werdenden Krankheit des Fürſten wegen,

nicht einfinden könne; zugleich bat er ihn dem Onkel und der Tante Haiderode viel Liebes zu sagen und fügte im Postscriptum einen Gruß für Alma bei. Franz hielt den Brief lange in seiner Hand, indem er über ihn hinweg in eine seltsam erregte Zukunft blickte. Wurde Helene frei, was durfte ihn hindern wieder der Ihre zu sein? Und an diesen Gedanken hingen sich Möglichkeiten, die ihn in den Himmel führten. »O Ihr Tage in Ems!« rief er gerührt, »Ihr waret die glücklichsten meines Lebens. Durch Euch hatte ich das unschätzbarste Gut gefunden, in ihm schwelgte und schwärmte ich und nun, da es sich wie ein lichter Streif zeigt, daß ich es wieder erlangen kann, wie viel zitternde Berührungen, die mir plötzlich durch die Seele gehen!« Indem rauschte es neben ihm und als er aufblickte ging Alma im Gespräch mit Frau von Wallsee vorüber. Er eilte ihnen nach.

»Eduard kommt nicht,« rief er bewegt. »Des Fürsten Krankheit wird bedenklich . . . .« Alma starrte wie in einen Abgrund, regungs- und besinnungslos; die Tante aber sagte, als Franz sich entfernt

und zu Haiderodes gegangen war: »Kind, Kind, es geben Dir Gedanken durchs Gemüth die Dich vernichten müssen.« »Gedanken?« wiederholte Alma, indem ſie mit der kalten Hand über die Stirne fuhr. Dann ſetzte ſie hinzu: »Ja, ja, es iſt viel Unklarheit in mir, aber es muß und wird ja wieder hell werden.« Sie und Franz waren aber zu weltkundig, als daß ſie ihr Ergriffenſein hätten zeigen ſollen. Sie hätten allenfalls Paläſte einſtürzen oder die Welt ſich umdrehen ſehen, ſo wären ſie Beide noch fähig geweſen in Geſellſchaft zu gehen. Die Form hält die Menſchen umpanzert; ſie iſt wie ein Opiumrauſch, durch den die Wahrheit nur allmälig dringt; ſie hält und betäubt auch die zu heftig wirkenden Schmerzen. Deswegen ſtand jetzt Alma anſcheinend ſehr ruhig vor ihrem Spiegel und ließ ſich zur Tafel und zum Balle anziehen. Deswegen drückte ſie den friſchen Aſterkranz ſich ſelbſt auf die Locken und ſprach mit der Kammerjungfer über den Schnitt ihres roſenfarbenen Kleides und über das Coſtüm zu den lebenden Bildern. Aber innerlich rief ſie: »Ich komme um vor Erregung. Das halte ich nicht lange ſo aus.«

Nach der Tafel, die wieder ſehr lärmend und für Alma nüchtern ausgefallen war, ſollte Muſik gemacht werden. Man hatte die Tiſche aus dem Rittersaal fortgeräumt. Die Geſellſchaft ſaß halb im Kreiſe, halb auf der Terraſſe. Ein wunderſchönes Fräulein aus der Nachbarſchaft, mit zartem, durchſichtigem Teint, ſtand ſingend neben dem Kammerjunker am Claviere. Franz lehnte hinter Almas Stuhl an einer Conſole. Die erſten Stücke waren theils ein- theils zweiſtimmig ausgeführt worden. Unter den Zuhörern herrſchte eine gewiſſe Bewegung, ein Flüſtern, ein Hin- und Hergehen. Plötzlich bog ſich Alma, die ſich bemerkbar machen wollte, zu Franz und ſagte aufſtehend: »Jetzt will auch ich ſingen. Die Serenade von Schubert, den Erlkönig, etwas Heiteres, was meinen Sie?«

»Singen Sie nicht,« flüſterte er bittend.

»Warum?« warf ſie zurück.

»Sie gefallen nicht, wenn Sie ſingen.«

»Will ich denn gefallen?« fragte ſie erröthend.

»Nein, jetzt grade will und muß ich ſingen.«

Sie trat ans Clavier. Franz war ſchon neben

ihr. »Hat Ihnen denn Niemand gesagt, daß Ihre Stimme lange nicht entwickelt genug zum Vortrag in einer so großen Gesellschaft ist?« bemerkte er theilnehmend.

Alma stutzte; ihr Selbstvertrauen rang mit seiner kalten und scharfen Beobachtung. Erst wollte sie singen, dann besann sie sich zögernd, ward wankend, gab Heiserkeit vor, legte das Notenblatt wieder weg und — sang nicht. Das schien Franz zu freuen, aber für Alma war es ein zu großer Schmerz so wenig nachsichtsvoll beurtheilt zu werden. Mehrmals hatte sie Thränen in den Augen; mehrmals fragte sie sich, sie, die gewohnt war auf den Händen getragen, von aller Welt angestaunt zu werden, ob Franz mit ihr spiele, ob er nicht Mißbrauch treibe, wozu sie hier auf Haiderode, verurtheilt zur Demuth und zur Selbstkasteiung sei? Franzens Urtheil traf sie im Mittelpunkt ihres Wesens, daß sie verwirrt auf- und zu ihm hinblickte, der apathisch aber die Menge ins Freie sah und gar nicht zu ahnen schien, wie sie mit sich und ihrem Stolze rang, wie sie sich beklemmt fragte: »Was bin ich ihm?

Wozu bin ich hier?« Sie war aus allen ihren Gewohnheiten gerissen, wehmüthig durch Franzens Kälte angehaucht, eine Opferflamme, die um so lichter emporwallte, als sie sich innerlich vor der Demüthigung, die sie erlitt, schämte, heißes Verlangen nach andern Zuständen verspürte und doch nicht aus diesem Labyrinthe heraus zu finden wußte. Das wirbelte und drehte sich in ihr beim Gedanken an Eduard, an den kranken Fürsten, an Helene und Franz und dazwischen hieß es: »Wir wollen uns mit Pfänderspielen unterhalten!«

Alma lächelte kalt als der Kammerjunker zu ihr trat und um die Angabe eines Spiels bat. Sie war so durchstürmt von den Umwälzungen in ihr, so ganz versteinert, daß er spöttisch genug bemerkte: »Gnädigste sind wieder in der sonderbarsten Stimmung von der Welt und sollten sich an den Spruch Ihrer Thür halten: »Und weiche keinen Fingerbreit
Von Gotteswegen ab.« «

Alma biß sich in die Lippen und antwortete rasch: »Ihnen, Herr Kammerjunker sieht man allerdings Ihren Treu- und Redlichkeitsspruch nicht an, aber

blicken Sie nur zu der alten Dame herüber, mit der Sie eben Ihren Spaß hatten. Der thäte es Noth sich an die Lehre, die ich an ihrer Thüre las zu erinnern: »Wenn dich die bösen Buben locken« —

»Warte,« dachte der Kammerjunker, »das sollst du mir büßen.« Er verließ sie rasch, beobachtete sie aber den ganzen Abend.

Das Pfänderspiel, gegen das sie sich lauter als sie sollte, aufgelehnt hatte, kam nicht zu Stande und man schritt zu Tanze. Alma fühlte sich gelähmt durch die Kluft von Hindernissen, die zwischen ihr und Franz lagen, so verstimmt und traurig, daß sie sich seitwärts in einen dunkeln Winkel setzte und dem Balle still zusah. Die stolze Jugendfreude an ihr selbst, die Sicherheit und Willkür war von ihr gewichen. Sie war schüchtern durch ihre Liebe, untergraben von Erkenntnißschmerzen ihrer Thorheiten, an- und abgestoßen; sie suchte Franz mit den Augen und entdeckte ihn zu ihrem Erstaunen — unter den Tanzenden. Wie eine harte, kalte Hand legte sich der Anblick auf ihr Herz. Er konnte tanzen und sie? Nach dem ersten Walzer kam er erhitzt an sie

heran. »Sie tanzen nicht?« fragte er erstaunt, indem er sich zu ihr setzte.

»Es macht mir keine Freude. Ernste Menschen sollten dies Vergnügen meiden,« entgegnete sie in einem wahren Paroxysmus von Wehmuth.

»Im Gegentheil finde ich, daß man so lange es geht, tanzen sollte,« sagte Franz harmlos. »Es ist eine hübsche, sinnige Bewegung, auf die ich nur ungern verzichten würde.«

»Ja Sie!« rief Alma, »Sie mit Ihrer abgründlichen, unerforschlichen Seele, Sie sehen das Große für klein und das Kleine für groß an.«

Sie stand gereizt auf und trat auf die Terrasse. Das Wetter hatte sich geändert. Ein kalter Wind fuhr ihr und Franz, der ihr gefolgt war, ins Gesicht. »Hu, hu,« entgegnete er lustig. »Dieser Herr Boreas kommt mir wie die klügelnden Ansichten meines schönen Fräuleins vor. In den hinein wage ich mich nicht.«

Er war wieder zurück in den Saal geeilt und Alma stand allein auf der Terrasse mit einem Gefühl, das ihr ein quälendes geworden war. »Wir ver-

ſieben uns nicht!« dachte ſie trüb. »Ich weiß nicht mehr, was ich bin, was Franz iſt, ob das Geheimniß ſich löſen, einen Himmel oder eine Hölle bringen wird, ob ich ihm ein Rechenexempel bin . . .«

Sie wagte ſich nicht in den Tanzſaal zurück, ſondern kam auf Umwegen in ihr Zimmer, wo ſie ſich völlig erſchöpft aufs Lager warf.

Franz hatte ſich indeß aus Gefälligkeit für die Tante Haiderode ſattſam herumgetrieben. So harmlos wie er ſich Alma gegenüber ſtellte, war er nicht; im Gegentheil ſtürmte und tobte es in ihm, freilich nach einer andern Seite hin, als bei Alma. Der Strom ſeiner Empfindung für Helene war durch die Erkrankung des Fürſten über den Damm ſeines Herzens hinweggefluthet. Er zitterte vor der Zukunft; er verabſcheute die Art Gefallſucht, die er Alma gegenüber aus Freundſchaft für Eduard geübt hatte. Als er ſie im Saal vermißte, eilte er auf die Terraſſe und als er ſie da nicht fand, in den Garten. Nirgends eine Spur von ihr. Nur oben in ihrem Fenſter brannte einſam ein Licht. Das rührte ihn ſehr. »Sie iſt alſo in ihrem Zimmer!«

dachte er wehmüthig, »ſinnt nach über meine unbegreiflichen Schroffheiten, ſie, die auf Behagen, Bewunderung, Glanz, Anbetung ruhte, hört meine an Rohheit grenzenden Worte und ſie klingen ihr ſeltſam inmitten dieſes Schellengetöns von Eitelkeit und Thorheit! Bin ich nicht ein Vampyr, trinke ich nicht vom edlen Herzblut, bloß um zu erproben, wie ächt es iſt?«

Geängſtigt von dieſen Gedanken, war er froh, als der Ball zu Ende und er auf ſeinem Zimmer war. Da lag ein Brief von Eduard, da lagen Zeitungen. Haſtig ergriff er ſie. Eduard ſchrieb: »Der Fürſt iſt ſehr krank. Ich kann nicht fort. Heute Morgen hoffte ich noch. Heute Abend ſind die Symptome bedenklicher, als ſonſt. Helene wird bald, ſoll ich ſagen, hoffe ich oder fürchte ich, Wittwe ſein. Gott ſchütze uns Alle. Es iſt eine ſchwere Zeit.«

Die Zeitungen berichteten und beſtätigten Eduards Nachrichten und Franz war es, als ſtieße man ihm einen Dolch ins Herz. Er war fieberhaft aufgeregt. Die ganze Nacht mußte er denken und immer denken,

Möglichkeiten formen und sie wieder zerstören, Erinnerungen aufnehmen und fallen lassen. Zuweilen hielt er sich den Kopf mit beiden Händen und zuweilen überlief es ihm mit Kälte, Zittern und Todesangst. So kam der Morgen heran.

4.

Der große Frühstückstisch auf Haiderode war wiederum mit der gewohnten Überfülle von Kuchen, Kaffee- und Chocoladekannen überdeckt. Die Gesellschaft hatte sich versammelt. Auch Alma und Frau von Wallsee waren erschienen; erstere sehr blaß, mit unterwühlten Zügen und letztere sorgend, aufhorchend und befangen. Alma schien Buße thun zu wollen, daß sie übermüthig gewesen war, denn sie verrieth ein waches, zärtliches Bedürfen, ein anschmiegendes Gefühl der Weiblichkeit. »Er belehrt mich; ich liebe ihn;« zu dem Resultate war sie endlich in dieser Nacht gekommen. Und hinüber träumte sie sich in ein edles, reiches, gutes Leben mit und durch Franz. Sie konnte verzichten auf

Beſitz, aber ſie wollte groß in der Idee, in der Geiſtesgemeinſchaft, in der Geſinnung ſein. Und Franz kam nicht, und Franz, den ſie fieberhaft herbeiſehnte, blieb immer noch aus! Es war eine ſchmerzliche Ungeduld in ihr. Endlich mußte ſie mit leiſer, bewegter Stimme Frau von Haiderode nach ihm fragen. »Denken Sie ſich, daß der Franz krank iſt! Liegt zu Bette, hat ſich beim Tanz erkältet, kommt heute nicht herunter, trinkt Kamillenthee . . .« war die lakoniſche Antwort. Alma war ganz athemlos. »Und Sie pflegen ihn nicht?« brachte ſie mühſam hervor.

»Pflegen?« rief Frau von Haiderode erſtaunt. »Läßt ſich ſo ein Vielgereiſter, Abgehärteter pflegen? Im Gegentheil will er ganz für ſich, ganz allein ſein!«

Alma ſeufzte. Ach, ſie verhehlte es ſich nicht, daß ſie heute gehofft hatte, auf Franz einen günſtigen Eindruck zu machen. Es ſollten lebende Bilder dargeſtellt werden; ſie wollte ſich abwechſelnd als Jungfrau von Orleans und als Judith hervorthun. Franz hatte Sinn für das Schöne, das wußte ſie.

Wie hätte sie nicht denken dürfen, daß er an plastischen Darstellungen Freude finden, hier nachsichtsvoll, gerecht sein würde. Sie hatte sich tausendmal in dem goldenen, dazu aufgestellten Rahmen, hinter einem Flor, unter ihrem Druidenbaum, im Hirtencostüm und später als Judith mit dem Schwert in der Hand vor Franz geträumt. Und nun war auch dies wieder nichts! Franz lag einsam und krank in seinem Zimmer und sie sollte jetzt, mit welch schwerem Herzen, das wußte nur sie, unten Probe halten. Sie hätte eben so viel Thränen des Zorns als der Betrübniß weinen mögen und mußte doch still halten, als sie jetzt als Judith beordert wurde, dem Kammerjunker, dessen Haupt als Holofernes leichenartig angemalt war, gewaltsam in die Haare zu greifen. Aber kaum, daß die Probe aus war, so flüchtete sie auf ihr Zimmer. Die exclusive Gewalt ihres Charakters machte sich Luft in Thränenströmen. Sie haßte diese Welt, diese Anforderungen, diese Verstellungskünste. Sie wollte nicht Judith, nicht Johanna sein; sie wollte allein für sich bleiben,

da Franz krank war. Die Tante fand sie in dieser Stimmung und redete ihr freundlich zu.

»Du zerstörst den guten Haiderode's den ganzen Abend, wenn Du als Hauptperson nicht mitwirkst,« sagte sie eindringlich.

Alma schüttelte verneinend den Kopf. »Ich kann nicht,« sagte sie matt. »Es ist mir zu fürchterlich wehe.«

Die Tante sprach immer fort, fast verweisend. Zuletzt konnte es Alma nicht mehr aushalten. Sie sprang auf und sagte lebhaft: »Habe doch Mitleid, Du siehst, weswegen ich nicht mitwirken kann.«

»Du machst Dich mit Deinem Charakter unglücklich fürs Leben, giebst Dich, Du die Braut Eduards, unerlaubten Gefühlen und gegen wen hin? Gegen einen Mann, der eine Andere als Dich liebt,« sagte die Tante mit schmerzlicher Ruhe.

Alma war wie von einer Schlange gestochen. »O Tante,« rief sie, »sei nicht so entsetzensvoll kalt. Bedenke, was ich leide.«

»Bedenke die Freude Anderer,« sprach die Tante im sanften Ton. »Übe endlich einmal Selbstbeherr-

ſchung, — reiße Dich los von einem Gefühl, das unbedachtſam, um nicht zu ſagen, leichtſinnig iſt.«

Die Tante hatte Recht. Das fühlte Alma, deswegen ſagte ſie ihr endlich: »Es iſt ſchrecklich, daß die geſelligen Pflichten eine ſo diaboliſche Gewalt haben, daß ſie uns zwingen, das Gegentheil von dem, was wir wollen, zu thun. Gut, gut, ich werde die Judith und die Johanna, wenn auch mit zerriſſenem Herzen, ſpielen.« Als aber die Stunde der Aufführung gekommen und ſie bereits im gelben faltigen Gewande, mit dem Schwert in der Hand und dem Diadem auf der Stirne vor dem Spiegel ſtand, vergingen ihr dermaßen Beſinnung und Bewußtſein, daß ſie in einen nervöſen Zuſtand verfiel und die Tante von ſelbſt von ihrem Begehren abſtand und hinüber zu dem blonden Fräulein eilte, das die Rolle in den Bildern übernehmen mußte.

Alma war alſo erlöſt. Sie lag einſam in ihrem Judithcoſtüm auf dem Sopha. Einſam, im Auf- und Abwogen, in troſtloſer Wonne, in einer Extaſe, die an Verzweiflung grenzte und doch glücklich, einſam zu ſein. Es war ein Übermaß, eine

Thorheit, eine Glut in ihr, die ihr ein trauriges Schicksal verhieß. Sie fühlte sich völlig besinnungs- und gedankenlos, in einer dunkeln Gruft, aus der heraus sie nach Licht und Wärme verlangte. Drüben bei Franz glitt der matte Schein einer Lampe durch die heruntergezogenen Gardinen und hier in ihrem Zimmer hörte sie das Bravorufen der Gesellschaft, die Musik und das Gemurmel im Saale. Es war ihr wunderlich beklemmt. Sie wollte ruhen. Aber so schwer und heiß ihr auch die Augenlieder zufielen, immer fuhr sie wieder empor und rief aufgelöst: »Franz, Franz!«

Plötzlich ertönte das Schellen einer Glocke im Corridor. Alma richtet sich hoch auf. Was ist das? Wer anders kann in diesem Augenblick in den Fremdenzimmern oben sein, wenn's nicht Franz ist? Sie horcht wieder. Erst Stille, dann tönt die Glocke noch einmal. Da hält sich Alma nicht länger. Sie eilt hinaus auf den Corridor, sie lauscht, ob ein Diener kommt. Endlich hört sie Schritte. Es ist der schwerbeschuhte Portier, der an ihr vorüber zu Franz eintritt. Sie bleibt unschlüssig stehn. Sie

möchte wiſſen, was er will. Sie wagt ſich näher. Mit zitternden Händen ſchleicht ſie ſich die Mauer entlang. Der Portier tritt wieder heraus. Er ſcheint unſchlüſſig zu ſein. Alma wirft ſich ihm in den Weg. »Was will der Herr?« fragt ſie athemlos. Der Portier ſtutzt, kratzt ſich hinter den Ohren, ſagt: »Limo — Lima — ja der Kukuk behalte die vornehmen Namen.« »Limonade will er,« ruft Alma, »iſt's nicht ſo — Limonade?« Und als der Portier nickt, fliegt ſie in ihrem Judithcoſtüm, mit dem Diadem auf dem Kopfe, die weiten Gewänder flatternd um ſie gelegt, hinab in das Büffetzimmer, zwiſchen der hin- und herlaufenden Dienerſchaft, die nicht weiß, was dieſer Aufzug bedeutet. Sie ſteht an einem kleinen Tiſch; ſie preßt ſelbſt die Zitronenſcheiben mit zitternden Händen aus. Nun iſt noch Zucker nöthig. Nun iſt der Trank fertig. Jetzt hat ſie einen Diener aufgegriffen, der das Glas hinauf zu Franz tragen muß und jetzt folgt ſie ſelbſt, langſam und erſchöpft.

Ein paarmal mußte ſie ſich erſchreckt umſehen auf den Corridor. Das Gelächter der Geſellſchaft,

das Bravorufen, die Muſik, die lärmend zu ihr herauftönte, war ihr unheimlich. Ermüdet ſaß ſie dann wieder auf ihrem Sopha, das Geſicht mit den Händen bedeckt, gemartert durch den Gedanken an Franz, athemlos, wenn ſie ſich als die Braut eines Andern vorſtellte, geiſteszerrüttet, wenn ſie an Helene dachte. Auf einmal tönte die Glocke in Franzens Zimmer, ein-, zwei-, dreimal! Sie horchte. Niemand rührte ſich im Corridor. Sie hörte das wie im Traum. Sie ſtand auf wie im Traum. Sie hatte die Thüre geöffnet. Die Muſik tönte und tönte, das Gelächter ſchallte und Franz lag krank und hülflos, im Fieber dürſtend, einſam da. Sie dachte das ſchwer und mit Schmerz; er kam ihr ſo allein in der Welt vor, ſie ſchleppte ſich weiter und weiter bis an Franzens Thüre, die ſie behutſam öffnete. Franz lag auf dem Divan, fieberig, unruhig. Als die Thüre ſich öffnete, fragte er: »Wer iſt da?« Alma hatte faſt keine Stimme, aber ſie ſagte doch ſanft: »Sie ſchellten . . .« Da drehte ſich Franz um, erblickte Alma, ſprang auf und als dieſe hinter ſich Geräuſch und vor ſich Franz hörte,

verlor ſie ſo völlig alle Gewalt über ſich, daß ſie wie leblos auf einen Stuhl neben der offnen Thüre ſinſank.

»Was ſind das für Extravaganzen,« ſagte er ſchneidend und mißbilligend. »Wie kommen Sie hieher? Warum ſind Sie nicht unter Ihrem Druidenbaum? Ich denke, Ihnen gilt dieſer Beifallsſturm, Ihren Draperien und Lichteffekten ſpielt die Muſik einen Tuſch auf und ſtatt deſſen ſind Sie hier, bei mir, auf meinem Zimmer!«

»Treten Sie mich mit Füßen, zernichten Sie mich,« ſtammelte ſie in Thränen. »Sie ſchellten, ich war eben, Ihre Verlaſſenheit ſchmerzte mich, ich wollte ſehen . . .« ſetzte ſie troſtlos hinzu.

Franz drängte ſie ſanft zur Thüre hinaus. »Gehen Sie hinunter, ich folge,« ſagte er gerührt. »Unten will ich Ihnen danken, unten . . .« Aber indeß er ſeine Krankheit überwand, ſich mühſam anzog und hinabſtieg, war Alma in ihr Zimmer geeilt und hatte hinter ſich zugeſchloſſen.

»Was habe ich gethan?« jammerte ſie aufgelöſt. »Wie hab' ich mich vergeſſen! Jetzt kann ich

ihn nie wiederſehen, jetzt nicht, wo ich mich verrathen und herabgewürdigt habe . . .« Und die Welt und das Vorurtheil warfen ſchwarze Schlagſchatten auf ihr Gemüth, daß es in ſich zerknirſcht zuſammenſchauerte. Und dann ſtrich ſie ſich die Haare aus dem Geſicht und ſagte kalt: »Wozu dieſe ſchlaffen Verzweiflungen? Habe ich nicht ein Herz von Stein? Und können Steine ſchmelzen?« Sie ſprach ſo fort mit ſich, eingeweiht in das Geheimniß der Schmerzen, kämpfend, mit einem wahren Entſetzen, wenn ſie an ſich, mit einer ſtillen Beſchämung, wenn ſie an Franz und Helene dachte. Almas Erſcheinung hatte indeß auf Franz einen ſchmerzlichen Eindruck gemacht. Er wußte nicht, ſollte er ſich freuen oder ſich betrüben. Raſch zog er ſich an, raſch eilte er die Stufen hinab in den Saal. Man umringte ihn. Man fragte nach ſeiner Krankheit. Er antwortete zerſtreut, blickte über die Sprechenden hinweg auf die Geſellſchaft, unter der er Alma vergeblich ſuchte, ſah ſeit- und rückwärts und traf endlich auf Frau von Wallſee, die er zu ſich ans Fenſter zog. »Wo iſt Fräulein Alma?« fragte er ſie erſchüttert.

»Auf ihrem Zimmer,« war die Antwort. »Das wunderliche Mädchen hat ganz ihre Heiterkeit verloren. Heute nun vollends iſt das liebliche Geſicht blaß und welk. Ich habe ſie weinen ſehen, Herr von Brinkmann, nicht wie die Jugend weint, ſondern als wenn ſie Blutstropfen aus einer tief verwundeten Seele vergöſſe. Trocknen Sie dieſe Thränen . . .« Sie drückte ihm flüchtig die Hand und drängte ſich zu der Geſellſchaft zurück. Franz lehnte einen Augenblick zweifelhaft am Fenſter. Dann ſchlug er die Augen auf. »Es war für Dich, Eduard, für Dich und Dein Glück. Das rechtfertigt dieſe Thränen!« dachte er ſtill und ging langſam hinauf an Almas Thür, an die er pochte. Sie fuhr auf. Sie fragte ſchnell: »Wer klopft?« Franz antwortete mit ſeinem Namen. Darauf Todtenſtille. Er klopfte wieder. Keine Antwort. »Alma!« rief er ſanft. »Machen Sie auf. Ich möchte Ihnen danken.« — Wieder Stille. Sie öffnete nicht, rührte ſich nicht. Betrübt ging er endlich fort. »Sie haßt mich,« dachte er ſeufzend. »Ich war zu hart. Natürlich hat das wunderliche, aufrühreriſche Empfindungen

in ihr erzeugt, Empfindungen, die erſt ein Gemiſch von Zärtlichkeit und Unterwürfigkeit und dann . . . Abneigung geworden ſind. Sie mag Recht haben, aber ich habe auch Recht.« Damit trat er in ſein Zimmer, in dem er Briefe vorfand. Eduard meldete den am Morgen erfolgten Tod des Fürſten und lud Franz dringend zur Rückkehr ein. »Komm gleich,« ſchrieb er. »Alles iſt in der größten Unordnung. Wir haben Männer, wie Du, am Steuerruder nöthig. Alma und die Tante laß in Haiderode, bis wir ſie holen können. Die haben hier für den Augenblick nichts zu thun. Aber Du komm und ſchnell.«

Franz war ſchon in den Reiſekleidern. Es ſchien ihm, als beginne jetzt eine neue Liebeszeit für ihn; er hätte aufjauchzen mögen in dem Gedanken: »Helene iſt frei!« und dann blieb er doch mit flammendem Antlitz vor einem Heer von Möglichkeiten ſtehen, die ihm das Herz und die Kehle wie zuſchnürten. Als ihm der Diener meldete, ein Pferd ſei geſattelt, eilte er raſch über den Corridor hinweg zur Treppe. Plötzlich fiel ihm Alma ein.

»Der muß ich ein Lebewohl ſagen,« dachte er,

drehte um und klopfte an die Thüre. »Machen Sie auf,« rief er, »der Fürſt iſt todt, ich muß zur Stadt. Eduard wird Sie holen,« und als ſie doch nicht aufmachte, ſondern er drinnen einen dumpfen Schrei und einen Fall hörte, ſetzte er eilig hinzu: »Leben Sie wohl, Alma, ſchonen Sie ſich . . .« Dann ſchwang er ſich aufs Pferd und eilte zur Stadt zurück.

Bei den Worten: »Der Fürſt iſt todt,« war Alma in ſich zuſammengeſunken. »O du ſtrenger Gott, wie rächt ſich meine Vergangenheit an mir,« ſeufzte ſie ſchmerzlich, als ſie jetzt den Hufſchlag des Pferdes im Hofe verhallen hörte. Sie blieb betäubt auf dem Sopha liegen, zählte mechaniſch den Stundenſchlag der Schloßuhr, horchte, als ein Laut nach dem andern im Schloſſe verſtummte und ſtand endlich auf, als die Tante wiederholt gegen Morgen ihr durch die Thüre zurief: »Alma, ich beſchwöre Dich, laß mich ein zu Dir, ich ängſtige mich zu Tode.« — Da riegelte ſie auf. Gott weiß, wie ſie ausſah. Sie hatte noch das Judithcoſtüm an ſich, das Diadem funkelte auf ihrer Stirne. Die Haare

hingen unordentlich auf dem Halſe, ihr Auge ſtarrte wie im Fieber. Aber als nun die Tante eintrat, als auch dieſe verwirrt und angſtvoll ſagte: »Der Fürſt iſt todt,« als der erſte Morgenſtrahl glühend ins Fenſter ſchoß, die Morgenluft in den Bäumen ſpielte, die Schwäne auf dem Teiche ruderten, ein kleiner Springbrunnen im Garten plätſcherte, die Vögel zwitſcherten, Alles lieblich um ſie und nur ſie wie in Verzweiflung war, da ließ ſie ſich plötzlich mit Thränenſtrömen in die Arme der Frau von Wallſee gleiten und rief außer ſich: »Jetzt, Tante, habe ich ihn und mich verloren.«

5.

Das waren traurige Tage! Alma war mit Frau von Wallſee allein von den Gäſten auf Haiderode zurückgeblieben. Es war ſtill um ſie geworden, öde und leer. Nichts ſchien ſie zu unterhalten; ſie hatte keinen Wunſch und keine Hoffnung mehr. Sie las und zeichnete; ſie erfüllte ihre Pflichten gegen die Tante und Frau von Haiderode mit gro-

ßer Sanftmnth, ſchenkte Morgens und Abends den Thee, las wohl auch, ſpielte Whiſt und Grabüge, aber alles ohne Freude und Theilnahme. Am liebſten war ſie für ſich allein. Dann ging ſie zuweilen weit in den Wald hinein, lagerte ſich unter einem Baume, ſtarrte ins Weite und dachte dumpf: »Was Franz wohl macht? Was er thun wird? Ob es einen unſichtbaren Zug der Geiſter zu einander giebt?« Tauſend unvergoſſene Thränen zitterten in den Bildern, die auf und ab in ihr glitten; tauſend Schmerzen rieben ſie langſam auf. Sie kam ſich ohne Urtheil, ohne Kraft vor; ſie ſtand geiſterbleich mit verſchränkten Armen vor der Wahrheit, daß Helene frei und ſie hoffnungslos ſei. Sie war nervenaufgeregt, herzensmüde. Ihr Gemüth ſeufzte im Gebet um Hülfe; ihr ganzer Seelenzuſtand war ein ſeltſames Geheimniß, in das die Tante mit liebevoller Hand zu dringen ſuchte und doch vom Enthüllen abſtehen mußte. Denn jedesmal, daß Alma von ihr nach ihrem Befinden gefragt wurde, ſah ſie bittend auf, faltete die Hände und ſagte angſtvoll: »Frage mich nicht, liebe Tante. Schone mich, ſei geduldig,

sei still.- Nur wenn Briefe von Eduard oder Zeitungen kamen, flammte sie auf, durchlief sie hastig und legte sie dann mit kalten, zitternden Händen zur Seite. Offenbar suchte sie nach Nachrichten von Franz. Aber — war es Zufall oder Absicht — Eduard nannte den Namen nicht und die Zeitungen sprachen nicht von ihm. Alles war stumm, kalt und todt. Alma bemühte sich, in ihr Stillleben Fassung, Demuth und Wahrheit zu bringen und mußte sich doch schmerzlich gestehen, daß sie unverstanden und allein sei. Sie las die Bibel, die wunderbaren Erscheinungen der Engel, die den Menschen Trost in Leiden zugelächelt, sie sehnte sich nach ihnen und Keiner erschien und sie lag mit der brennendsten Sehnsucht im Herzen auf den Knieen und dachte statt Gott — Franz!

Ein solches in sich concentrirtes Leben mußte endlich einmal überströmen in Worten und Klagen. In tiefster Stille setzte sie sich hin und schrieb ein Bekenntniß ihres Zustandes. Es lautete also:

»Was sind wir Frauen, was sind unsere Thaten? Was unsere Bestrebungen? Unsere Erziehung

macht uns zu Lügnerinnen, unſer Eintritt in die Welt iſt eine Comödie. Wir ſind zum Arbeiten geboren und ſpielen, ſtatt uns nützlich zu machen. Wir ſollen ſelbſtändig ſein und unſer Daſein iſt vollgefüllt von Affenkünſten. Die unwillkürlichen Bewegungen werden durch willkürliche erſetzt; was uns in den Himmel erheben ſollte, ſtürzt uns zu Boden. Die ſinnliche Seite des Lebens, das Hinneigen zu Zerſtreuung, zu Pflichtverletzung wird mehr in uns als das intellektuelle Sein ausgebildet. Da, wo der Heerd der Vernunft iſt, in unſerm Gewiſſen, da wird die Freiheit des Gedankens taub, das Gefühl fürs Gute todt gemacht. Überall werden uns Fußangeln gelegt. Unſer meiſt falſch geleitetes Gefühl kann uns nicht vor Irrthum ſchützen.«

»Wenn ich zurück in meine Kindheit, in dieſe vergoldete, verwöhnte, von Genüſſen aller Art durchduftete Exiſtenz blicke, was finde ich anders als Lüge, Mißbrauch, Übermuth oder Laune? Ich durfte mir Alles erbitten, erſchmeicheln, erweinen. Und hatte ich erlangt, was ich ſuchte, fühlte ich Verachtung gegen die Gewährer, Überſättigung für

mich ſelbſt. Ich war ohne Schonung und ohne Zartgefühl für meine Lehrer, ohne Ehrfurcht vor meinen Eltern. Sie lebten nicht glücklich miteinander. Ich fühlte das, ohne es beweiſen oder beſchreiben zu können. Natürlich, daß ich Parthei für meine Mutter, gegen meinen Vater nahm. Meine Mutter war unbeſchreiblich ſchön und ich begriff meines Vaters Kälte nicht, wenn er tagelang fern von ihr ſein, ſie mit Gleichgültigkeit begrüßen, ſie mit Zerſtreuung anhören konnte. Mir war die Schönheit von jeher ſo etwas Sympathiſches, daß ich auf ſie allein ſchon die Liebe für meine Mutter gründete. Freilich kannte ich die Ehe nicht. Ich wußte nicht, wie ſchwer dieſe Lebensaufgabe iſt, wie viel Geduld, Ausdauer, Verſtändniß, wie viel Heroismus ſie verlangt. Ich wußte nicht, daß ein Ehemann ſich nie einen Vorwurf in Gegenwart eines Dritten erlauben ſollte, und daß mein Vater — Vorwürfe machte. Ich ahnete auch nicht, daß das Leben einer Frau im Herzen oder im Kopfe wohnt, daß ſie da heraus Glück oder Verzweiflung verſendet. Handelt ſie mit dem Kopfe, ſo wird ſie

ohne Großmuth, ohne Liebe, ohne wirkliche Tugend sein. Der fürchterliche Ausruf: »Wir wollen wenigstens vor der Welt glücklich scheinen,« beweist am ersten, welche Sclaverei die Meinung auf die Ehe ausübt. In ihr wird die Kunst des Verneinens, die Hinterlist des Schweigens, die Schmerzen der Voraussetzungen eifrig getrieben. Mein Vater war ein kalter, aber starker Charakter. Er hatte den Muth seiner Verhältnisse, unterhielt sich damit, die Menschen und seine Frau durch geistreiche Scherze zu entschleiern, konnte ihr mit Grazie die Selbstlüge, die Eitelkeit, die tausend Verschlingungen der weiblichen Handlungen beweisen und scherzte, wenn sie — verzweifelte.«

»Meine Mutter starb früh. Mit einem freundlichen Entgegenkommen hätte sie ihres Gatten Schroffheiten mildern können. Aber sie that das nicht. Sie suchte Alles hinter einer kühlen Gefühlsweise, hinter Gleichgültigkeit zu verstecken. Ihr Herz starb in Thränen, doch meinem Vater sagen: »Ich liebe Dich, deswegen leide ich,« das vermochte sie nicht. Auch das ist Fehler unserer aristokratischen Erzie-

bung. Man nennt bei uns Stolz, Selbſtgefühl, was meiſt nur Unnatur iſt. Man umgiebt uns mit Verſchanzungen des Anſtands; man verkünſtelt das natürliche, das wahre Gefühl. Weil wir von Adel ſind, werden wir in geiſtigen Reifröcken großgezogen, bilden wir uns ein, daß wir unſerer Stellung vergeben, wenn wir menſchlich wahr und warm ſind. So Vieles ſchickt ſich nicht bei uns. Selbſt das nicht, unſerm Gatten ein offenes, hochſchlagendes Herz zu zeigen. Wir ſind immer aufs Warten, immer aufs Selbſtverläugnen, immer aufs Verhüllen angewieſen. Eine Hofdame, die einmal einen furchtbaren Sturz in einen Abgrund that, fragte, als man ſie gerettet herauszog: »Bin ich anſtändig gefallen!« Ja, der Anſtand, ſelbſt bei den wichtigſten Lebenserſcheinungen, iſt uns Alles. Mit Anſtand leiden, mit Anſtand ſterben wir. Die Fürſtin Borgheſe ließ ſich prachtvoll in ihrer Sterbeſtunde kleiden; ſie wollte nicht als Menſch, ſie wollte als Fürſtin aus dem Daſein ſcheiden. Weinen, die Hände ringen, auf den Knien liegen, das Kleid aufreißen, ſelbſt wenn uns eine Mutter, ein Kind, ein

Geliebter ſtirbt, ſchickt ſich nicht. Ich kenne eine Frau, die ſich entſchuldigte, weil ſie an dem Sarge ihres Mannes zu heftig weinte. Und wie es mit dem Schmerze iſt, iſt es mit der Freude. Sich unbändig, namenlos freuen, auf die Straße laufen, wenn ein Reiſewagen uns den Geliebten bringt, oder uns in einen Nachen werfen, wenn ein Dampfboot uns eine theure Perſon entgegenführt, ſchickt ſich nicht. Es giebt Wiederſehen mit den Theuerſten, wo dieſe antichambriren und der Diener ſie erſt der gnädigen Herrſchaft melden muß. So verſchroben iſt unſre Welt.«

»Vom Anſtand gehe ich über auf die Höflichkeit. Unſere Sitten bringen es mit ſich, daß das männliche Geſchlecht uns gegenüber geſchmeidig und lächelnd iſt. Die echte Ritterlichkeit des Mittelalters, die eine große Liebe beſaß, die ſich für die Idee aufopferte, die das Schwache und Unterdrückte beſchützte, die ſelbſt Irrthümer vertrat, waren es Irrthümer der Geliebten, dieſe exiſtirt nicht mehr. An ihre Stelle iſt die Höflichkeit, jenes glatte, ſchlüpfrige Weſen, jenes hohle carton pierre getreten,

das nachahmt, aber nicht ist. O, wohl ist es angenehm, mit baumwollenen Händen berührt, freundlich, rücksichtsvoll behandelt zu sein; wohl ist es beruhigend für den Egoismus oder die Nervenkrankheiten zu denken, daß wir nie verletzt werden können, daß uns die Formen der Gesellschaft schützen vor harten Worten aber — nützlich ist es nicht. Derjenige, der uns ins Gesicht hinein einen Bückling voll anscheinender Ehrerbietung macht, schneidet hinter unserm Rücken nur zu oft eine Grimasse des Hohns und der Verachtung. Kann uns, so wie es um uns bestellt ist, die Wahrheit erreichen? Wir hören sie nicht. Höchstens, daß einmal ein Vater, ein Bruder, eine ältere Schwester uns leise und schonend warnt; es energisch, mit Aufwand der ganzen Kräfte zu thun, dazu fühlt sich Niemand berufen. Und handeln die Verwandten so, wie viel mehr die Freunde. Man will sich nicht entzweien; man beißt sich auf die Lippen, man lächelt im Stillen über unsere Albernheiten, aber uns darauf aufmerksam zu machen, uns aufzuklären, uns richtig zu leiten, wer gäbe sich die Mühe? Höflichkeit ist

in dieſem Sinne Unwahrheit. Warum muß aber meiſt die Wahrheit wie Brutalität ausſehen? Warum ſtoßen wir ſie von uns, wenn ſie uns naht? Ich glaube, es liegt daran, daß das Extrem der Höflichkeit uns in das Extrem der Rohheit führt und daß uns Allen, Ariſtokraten oder Demokraten der gebildeten Claſſen, die reine, echte Herzensbildung abgeht. Und ich nenne Herzensbildung, was ſanft eindringt, was erräth, ſich die fremde Gemüthsſtimmung zu eigen macht, das Menſchliche, Individuelle ehrt, das fern vom Egoismus ſelbſtlos und objektiv iſt. Doch ich verirre mich in Gedankenverzweigungen, wo ich erzählen wollte.«

»Ich hatte nach dem Tode meiner Mutter eine Erzieherin zur Seite, die mich mit Verweichlichung liebte. Meine bezahlten Lehrer fürchteten ſich vor meinem Vater, lobten mich immer, ſchrieben mir Talente zu, die ich nicht hatte, kurz umſpannen mich mehr und mehr mit Selbſttäuſchung. So wuchs ich heran und ſo wurde ich eine Waiſe. Jetzt ging mir eine neue Welt auf, die Welt der Unabhängigkeit und der Freiheit. Zuerſt benutzte ich ſie um das

Undenkliche, leider immer nur Romane zu lesen. Ich hatte ein bischen Geographie, ein bischen Geschichte, ein bischen Religion gelernt. Nichts war entwickelt in mir, nichts als die Einbildungskraft. Die allein bearbeitete ich und aus ihr heraus schossen die Giftblumen meiner Richtung. Ich ahnete, daß es eine bessere Sphäre als die gäbe, in der ich mich bewegt hatte, verwechselte aber Phantasie mit Empfindung, Eigensinn mit Charakter, ein genußsprudelndes Leben mit einer ernsten sinnigen Richtung. Daraus entstand eine Verwirrung, die mich unweiblich, aufsehenerregend, übersättigt im Kunsttaumel, verkehrt und unliebenswürdig machte.«

»Als ich Eduard kennen lernte, gefiel es mir, daß die mystische Essenz in mir eindrang in dies neue, ganz kindliche Gemüth. Die große Bewunderung, die er für mich an den Tag legte, die Unterwürfigkeit seiner durch und durch höflichen Natur schmeichelte meiner Eitelkeit, aber mein Herz blieb um so kälter als das seine wärmer wurde. Ich stand vor ihm wie ein Meteor; ich kam ihm wie ein begeistertes, prophetisches Wesen vor; für ihn

war ich das Vollkommenſte, wie er für mich etwas ſehr Mittelmäßiges war. Das kam daher, weil ich übertriebene Forderungen machte. Das Leben erſchien mir nüchtern und poeſielos; die Menſchen ſchwach und charakterlos. Ich hatte viel von Freundſchaft geträumt und fand ſie nicht, verſtand ſie nicht. Die Liebe ſchwebte mir nun vollends in Glanz, Glut, Leidenſchaft und Glorie vor. Ich dachte an Entzückungen, an Freuden, an Verklärungen, die mich hinauf in den Himmel tragen ſollten und ſaß ſehr proſaiſch neben Eduard auf dem Divan. Ich ritt, weil ich Reiten für phantaſtiſch, ſchwamm und rauchte, weil ich das für adlig und vornehm hielt. Daß die Aufgabe des Weibes Einfachheit, Aufopferung, Demuth, Unterordnung ſei, das erkannte ich nicht. Im Gegentheil kam mir dieſe Seite des Lebens, wie die Schatten- und Dämmerungspartbie des Erdballs vor. Mir graute vor ihr. Die Oberflächlichkeit des Lebens, das ich genoß, die verderbte Atmoſphäre des Scheinbeifalls in der ich athmete, bethörten mich. Gewöhnliche durften lieben, leiden, ſich auslöſchen, ſich aufopfern,

ich mußte eine Lionne mit der Reitpeitsche in der Hand, mit den eleganten Anzügen, mit dem Schwimmapparat, mit der Cigarre sein. Dazu meine Geldunabhängigkeit, dazu meine Stellung in der Welt, dazu die verkehrten Huldigungen . . . Ich habe mir eingebildet zu wissen, was Arbeit sei. Ich habe gezeichnet, gemalt, gesungen, gelesen; ich habe geglaubt, daß das sich nützlich machen hieße. Damit habe ich das Beste, was ich besaß, getödtet. Durch Affenkünste habe ich die kostbare, unwiederbringlich verlorene Zeit getödtet. Und nun ich erwacht, aufgerüttelt aus meiner Selbstbefriedigung bin, wird es nun zu spät sein?-

-Ich beobachte, ich betrachte mich. Ich gehe scharf mit mir zu Werke. Da springt mir zum ersten Male ein ernstes, wahres Gefühl entgegen. Ich sehe einen Menschen, einen Mann, schroff zwar für mich, unerbittlich, aber geliebt, verehrt und hochgehalten, so verwundend und verletzend er auch auf mich eingewirkt hat. Ich sehe mich in meiner wirklichen Gestalt; ich erschrecke, was die Erziehung in mir ausgerissen, was sie verschüttet und verdreht

hat. Meine freie, in den Augen der Welt so oft beneidete Stellung ist mir ungünstig gewesen. Ärmer wäre ich glücklicher geworden. Unsere eigentliche Erziehung entsteht aus Zufälligkeiten und Begebnissen, die außer dem Bereich unseres Willens liegen und denen wir uns zu unterordnen haben. An jedem Schritt, den ich jetzt auf diesem neuen Wege mache; erkenne ich die Nothwendigkeit des Schmerzes. Jeder, so groß oder so klein er sei, hat an einer Aufgabe zu arbeiten. Er hat sich rechtlich, gemäßigt, neidlos zu machen; er empfängt die Lehren der Geduld und des Muthes; er kannte das Leben nicht, er mußte es kennen im Schmerz. Nöthig scheint mir auch die Demuth, die eine negative Thätigkeit ist; nöthig besonders der Gedanke, daß, je höher der Mensch steht, desto größer der Kreis seiner Pflichten ist. Die Verblendung der Eitelkeit, der Willkür, des Egoismus muß schwinden. Wie heilsam sind die uns in den Weg geworfenen Hindernisse, wie gefährlich die Freiheit! Ist doch das Glück eine Klippe! Die Mittelmäßigkeit einer Lage, die Beschränkung in der Handlung zwingt in die

Grenze. Unbeachtet ſein iſt wohlthuender, als ſich ewig bewundert, ewig beobachtet ſehen. Hinderniſſe ſind für das Gemüth eine geiſtige Turnkunſt. Sie üben und kräftigen. Aber nun vollends das Nachdenken, der Ernſt! Was für ein moraliſches Geheimniß, wenn hier kleine, unſcheinbare Müthen plötzlich zu Rieſengewächſen aufſchießen! Was für eine Wahrheit, daß eine beſtimmte, geregelte Beſchäftigung unerläßlich nothwendig iſt! Sie ſchützt vor der Unordnung, in die uns die Leidenſchaft ſtürzt; ſie entzieht uns den Einflüſſen der Langenweile. Unter dem Dache der ernſten Gewohnheiten muß es ſich ruhig ſchlafen laſſen; unter ihnen lernen wir die Regel; ſie ſtrafen und beſſern unſere Eitelkeit, ſie geben uns Selbſtbeherrſchung, ſie zeigen uns den Weg der wahren Güte. Ich hatte mir eingebildet, gut zu ſein und täuſchte mich. Das heißt nicht gut ſein, wer es auf Augenblicke, gegen Einige, aber nicht gegen Alle iſt. Die Natur der Güte, das ſehe ich jetzt ein, iſt eben ſo allgemein als ſie beſtändig iſt. Sie kennt keinen Stillſtand, ſie fliegt nie ins Außergewöhnliche, Excentriſche. Macht ſie

Ausnahmen, so ist es die Ausnahme für das Unglück. Die Güte ist eine häusliche Tugend; im stillen Kreise nothwendiger, als im Gewühle der Welt, hat sie etwas Ernstes, Feierliches, lehrt Nachsicht und Duldung, warnt besonders vor dem Spott. Ach, daß ich es nur mit Schmerz gestehen muß, daß ich, wie Franz so richtig sagte, eine spöttische Seite an mir habe, daß ich verwundete, verletzte, immer das Lächerliche, Unvollkommene, nie das Ehrenwerthe fand. Wie mich das jetzt beschämt! Wie ich heilen, erfreuen möchte, da, wo ich herzlos war; wie ich zurück in die Vergangenheit blicke und überall Spuren von Unweiblichkeit finde. Güte und Milde fließen aus dem Gemüth, Güte und Milde gehen gerade auf ihr Ziel zu, durchdringen die Wirklichkeit, errathen das Bedürfniß, ehren durch Entgegenkommen. Das Unscheinbare ist ihnen das Wichtige. Auch das habe ich vernachlässigt. Dem Glänzenden bin ich nachgezogen, nicht dem Wahren. Wie leer und kalt sah es bis jetzt mit meinem Glauben an Gott aus! Habe ich je reiflich und ernstlich über Religion nachgedacht? Habe ich zitternd an das mich gewandt,

was unſere Schickſale beſtimmt? Und doch iſt der Gedanke zugleich Liebe, Ehrfurcht, Dankbarkeit, Vertrauen. Er ruft zur Beſcheidenheit, zur Einfachheit auf, er rührt und erweicht, er vereinigt Furcht vor der eigenen Schwäche mit kindiſchem Vertrauen. Indem ich Gott liebe, lerne ich erſt lieben, lerne ich erſt einſehen, wie verzweigt die Menſchheit untereinander iſt, wie die Sympathie mit dem Höchſten auch Sympathie mit dem Nächſten wird. Wäre das nicht, wo wäre das Gefäß, worinein unſere geheimſten Thränen fließen? Ich habe das vernachläſſigt, bin mit meinem Egoismus bis jetzt wie allein geweſen. Die Religion will das Opfer; liebt man doch dann am meiſten, wenn man am meiſten giebt! Sie iſt die einfachſte und in ihren Beziehungen die ausgebreitetſte Wiſſenſchaft; in ihr liegt die Erklärung der Natur; ſie ſagt uns mehr über das Inſekt und die Pflanze, als die Zoologen und die Botaniker. Das Verſtändniß der Pflichten wäre ſchwer, wäre die Religion nicht die Erklärerin. Mit ihrer Hülfe nehme ich mein Schickſal an; durch ſie weiß ich, wem ich gehorche, wem ich mich vertraue. Da-

giebt mir Ruhe und Sicherheit. Sie löſt das ſchmerzliche Geheimniß jener Gefühle, die das Innerſte zerreißen. Trocknet ſie die Thränen nicht, ſo nimmt ſie ihnen doch die Bitterkeit. Und welche Ausſicht auf Verſöhnung, die hier ſich plötzlich öffnet, welche Ströme der Liebe, die hier ins Herz hinab und reinigend fließen! Ach und neben dieſem Himmelsgute ſage ich mir dies, daß ich bis jetzt meine Freunde ſtatt über, unter mir geſucht habe. Schmeichler wollte ich haben, keine Rathgeber. Nun will ich dies ändern; ich will mir eingeſtehen daß, wenn unſere Freunde uns unſere Eigenſchaften, unſere Feinde uns unſere Fehler zeigen. Ich will horchen auf den Tadel, einprägen will ich ihn mir, nicht mich ihm entziehen. Eine Zeitlang will ich für mich in dieſer ſtillen Einſamkeit bleiben, mich ſtärken an ihr und mich erheben; will die Irrwege der Einbildungskraft fliehen, mich einer beſtändigen Aufſicht befleißigen. Vielleicht gelingt es mir, ſo zu werden, wie es meiner ſelbſt würdig iſt . . . Gott iſt mein Zeuge, daß ich vielmehr den Durſt nach Achtung, als nach Bewunderung in mir verſpüre. Franz'

Erscheinung war demnach heilbringend, wenn auch erschütternd. Er mußte mich aufrütteln aus meiner Selbsttäuschung, ihm mußte ich folgen, ihn mußte ich lieben!«

»Ich sinne hin und her; ich sitze im Walde, höre den Vögeln zu und frage mich aus über meine innern Vorgänge und über meine Thaten. Was sind sie? Was waren sie? Lächelnd und doch beschämt muß ich mir eingestehen, daß die heroischste Anstrengung meines Lebens die Zubereitung eines Glases Limonade für Franz war.«

Almas Bekenntnisse gingen in diesem Tone fort. Es that ihr wohl, ihr Gemüth auszustreuen aufs Papier, aber es machte sie auch unruhiger, wehmüthiger, da sie sich immer getrennter von Franz, immer unvollkommener und erkälteter gegen Eduard fand. Einförmig glitten die Tage vorüber. Alma las viel; sie war auch oft mit Frau von Wallsee und der Tante Haiderode. Einmal kam das Gespräch auf das vorurtheilsvolle Schicksal der unverheiratheten Mädchen, auf diese wunde Seite unseres Geschlechts. Alma nahm eifrig die Partei der alten

Jungfern; sie meinte, dies Geschick sei weniger hart, als eine unglückliche oder doch nur unpassende Ehe. Es gäbe ein untrügliches Mittel, den Spott in Ehrfurcht zu wandeln. Dieses Mittel, sagte sie, sei Ruhe im Herzen, Ergebung auf der Stirne zu haben. Man müsse die Welt, die Männer zu entbehren wissen, man müsse abseits flüchten aus der Gegend der weltlichen Eitelkeit in die der göttlichen Gerechtigkeit. Sie erinnerte an die schöne Metapher der Arche Noahs, die trotz der Sündfluth friedlich mit ihren Lebensschätzen an irgend einem Flecken Landes ankerte. Frau von Wallsee freuete sich dieser Geisteerichtung, die ihrem stillen Sinne behagte und die Tante Haiderode bemerkte einmal, auch sie habe, trotz ihrer kalten, sich bewußten Außenseite, die Stärkung des Gebets und der Ergebung an sich selbst erprobt.

»Wir sollen ja nicht,« sagte sie, indem sie über die Terrasse hinweg in die Ferne sah, »wie trockne Blätter vom Sturme ins Nichts geführt werden. Wir sollen den gefährlichen Einflüssen Widerstand leisten, sollen suchen, dem Zusammenstürzenden eine

Kraft in uns entgegen zu setzen. Daß das nicht so leicht gethan, als gesagt ist, weiß ich, aber ich kenne auch die Liebe zum Guten, die die Tödtung des Fleisches einschließt.«

Ein ander Mal hatte Alma den Saint-Simonismus zur Sprache gebracht und dann, sich vergessend, ausgerufen: »Die Freiheit, diese Art Freiheit, die Freiheit der Liebe, ist nichts für mich. Ich könnte nicht halb sein und was ich einmal liebte, müßte ich immer lieben. Wie aber, wenn ich erleben müßte, daß der, den ich gewählt, treulos würde, daß ich nicht auf ihn und auf nichts bauen könnte? Ich würde das nicht ertragen, denn ich bilde mir ein, daß starke Charaktere auch starke Neigungen haben.«

»Dafür giebt die Ehe, die vom Gesetz geschützt ist, einen vortrefflichen Ausweg,« schaltete Frau von Wallsee ein.

»Was ist die Ehe,« fragte Alma lebhaft, »wenn nicht eine Einrichtung, wo der Schwächere dem Stärkeren vermittelst des Gesetzes, Kraft des Gesetzes erliegt? Was ist dauernd? Auf was können wir

zählen? Ach, Tante, ich gewöhne mich daran, eine alte Jungfer zu werden!«

Man lachte und die Frau von Haiderode fragte: »Trotz Eduards?«

»Ja,« entgegnete Alma, ernsthaft geworden, »trotz Eduards und vielleicht um Eduards Willen.«

Indem brachte der Bediente einen Brief von ihm. Er bat Alma und Frau von Wallsee, ohne ihn in die Stadt zurückzukehren, weil seine Geschäfte ihn mehr und mehr an seine Stelle fesselten. Er schrieb herzlich, liebevoll; er gestand, daß die Summe seines Daseins sich ins Unendliche vermehrt habe und setzte, anscheinend gleichgültig, im Postscriptum hinzu, daß Franz' Aussichten auf Helenens Hand mehr und mehr Halt auch in den darüber umlaufenden Gerüchten bekämen.

Alma plötzlich verstummt vor innerer Bewegung, betrieb rasch die Reiseanstalten und reiste Tags darauf mit Frau von Wallsee todtenblaß in die Stadt zurück.

Alma.

Drittes Buch.

1.

Es war eine ruhige Nacht. Selbſt der Wind, der den Tag über die Zweige der Bäume geſchüttelt, hatte ſich ſchlafen gelegt. Die Abendnebel, an den Bergſpitzen gelagert, ſchwanden. Alles war ſtill. Die ſichtbaren Gegenſtände, in unſichere Umriſſe eingehüllt, ließen keine Zerſtreuung zu. Niemand ſchien mehr auf der Erde als der Menſch und ſein inneres Daſein zu leben. In Franz' Zimmer brannte die Arbeitslampe. Er ſaß vor ſeinem großen Tiſch, vergraben in Akten, eingewiegt in tiefes, ſchmerzliches Nachdenken, vor ſich einen Stoß Papiere, die er leſen und über die er referiren ſollte. Seit dem Tode des Fürſten waren wichtige Veränderungen vorgefallen. Der Nachfolger, der ad Interim gewählt war und die bedeutende Stelle zu behalten wünſchte, hatte Neuerungen in Vorſchlag gebracht,

die große Arbeiten und ein für die Beamten erdrückendes System mit sich führten. Franz unterlag fast diesen Anstrengungen, die immer und immer wiederkehrend, ihn innerlich und äußerlich gefangen hielten. Und neben diesem Denken, Handeln und Wandeln, neben dieser Masse von Ausarbeitungen, Vorschlägen, aufgestellten und verworfenen Möglichkeiten trat Helenens Bild in Trauer- und Wittwenkleidern an ihn heran und mahnte ihn an das Wiederanknüpfen dieser so oft beweinten, so oft zurückgerufenen Vergangenheit. Noch hatte er die Fürstin seit dem Tode ihres Mannes nicht wiedergesehen und doch war es ihm beständig, als müsse sie schicken, ihn zu sich bescheiden, als müsse sie ihm entgegenfliegen und sagen: »Jetzt bin ich frei, jetzt gehöre ich Dir!« Aber er hatte auch Momente, wo er, seltsam bewegt, statt an Helene an Alma dachte, wo die beiden Bilder wunderbar ineinander flossen und er Helenens Züge sich in Almas verwandeln und sie bei sich eintreten sah, wie sie sich zitternd auf einen Stuhl geworfen und bittend zu ihm aufgeblickt hatte. Sie war so schön diese Alma!

Sie hatte ihn mit so sanften, ganz in Liebe aufgelösten Augen angesehn! Alles hatte an ihr gebebt, bis auf die Adern und Arterien am Halse, die er hatte schlagen sehen. Er mußte sich nochmals diese Aufgeregtheit, dieses plötzliche Kommen und Gehen zurückrufen; er mußte sich gestehen, daß Alma an Geist und Schönheit Helene überlegen war; ob an Gemüth, an Liebe, an Zärtlichkeit, das wollte er nicht entscheiden, aber es war ihm, als habe er Alma jetzt erst verstanden, als sei so Vieles zu ihrer Entschuldigung, so Manches zu ihrem Lobe zu sagen. Ihre Stellung in der Welt, dieser unwillkürliche, unausweichbare Zwang, sich Gedanken und Pflichten zu schaffen, diese Nothwendigkeit, sich selbst eine Grenze zu ziehen, wie hatte das auf sie wirken, wie sie zu jenen abstoßenden Absonderlichkeiten treiben müssen, die sie jetzt sicher bereute. War sie nicht etwa eine ausgezeichnete Erscheinung, ein Charakter, wohl werth, die Rolle einer Jungfrau von Orleans, einer Roland zu spielen! Das war ja das Traurige, daß sie, auf gewöhnlichen Boden gepflanzt, in gewöhnliche Verhältnisse versetzt, hinausstrebte und

immer sich wieder drücken und rücken mußte. Er machte sich über manche Härte ihr gegenüber bittere Vorwürfe; er hatte ihre kranke Seite aufgesucht und je kränker er sie gefunden, desto verwundender war er gegen sie aufgetreten. Warum mußte er diesen Demüthigungsplan fassen und ausführen? Warum ihr nicht freundlich begegnen, warum ihr nicht sanft sagen, daß das Herz einer Frau vor Allem der Schrein der Milde, der Güte, der Barmherzigkeit, der Duldung sein müsse; warum ihr nicht zugestehen, daß er das weibliche Dasein weder erniedrigen noch beschränken, sondern sie nur auf die weiteste Sphäre der Liebe hinweisen wolle? Er saß da, den Kopf mit der Hand gestützt; es war ihm, als stände er auf einem Vulkan und dieser ströme um ihn herum glühende Flammen; da klopfte es und wie er aufsah, kam Eduards Diener mit einem Briefe von seinem Herrn herein. Dieser bat ihn in kurzen Sätzen und wenig Worten, nicht auszugehen, indem er ihm Wichtiges mitzutheilen habe; er würde dem Billet auf dem Fuße folgen und wirklich hatte sich Franz kaum von seinem Erstaunen über diesen wun

derlich eiligen Ton erholt, als Eduard blaß und verstört hereintrat, den Hut auf einen Pack Akten setzte, sich neben Franz aufs Sopha warf und einen so tiefen verzweiflungsvollen Seufzer ausstieß, daß Franz ihn erstaunt und verwirrt ansah und ihn heftig zum Reden drängte. »Was ist geschehen, Eduard, was erregt, ergreift Dich, sprich, kann ich Dir nützen?« rief er bewegt.

»Ach,« entgegnete Eduard mit herzzerreißendem Schmerz, »es geschieht mir das Bitterste, das Entsetzlichste, was mir begegnen konnte, ich zweifle an Dir!«

»An mir?« entgegnete Franz verwundert.

»Ja, an Dir,« sagte Eduard traurig, »an den ich heraufgesehen, den ich wie ein Ideal der Wahrheit und Rechtlichkeit verehrt habe. Oder vielmehr, ich zweifle nicht an Dir, ich verstehe Dich nicht mehr.«

»So rede,« entgegnete Franz. »Bringst Du eine Anklage hervor, so will ich mich vertheidigen oder auch mich schuldig nennen.«

Er rückte sich auf seinem Sitz zurecht und Eduard hub mit beklommener Stimme an: »Erinnerst Du

Dich eines Abends auf Haiderode, wo lebende Bilder dargestellt wurden?«

»O wohl erinnere ich mich dessen,« antwortete Franz, in süße Träumereien versenkt. »Aber was hat das mit Deiner Verstimmung gemein?«

»Gemach,« sagte Eduard. »Du sollst gleich von mir hören. Erinnerst Du Dich auch eines Kammerjunkers, der sich um Alma beschäftigte und Manches von ihr auszustehen hatte?«

»Freilich, freilich,« warf Franz ungeduldig hin.

»Nun denn,« fuhr Eduard fort, »besagter Kammerjunker erzählt in der Gesellschaft und am Hofe, daß Alma nicht an den Bildern Theil genommen, sondern daß er mit eigenen Augen gesehen, wie sie in Dein Zimmer geschlüpft und dort lange geblieben sei. Du fühlst, was das für mich, den Verlobten, heißt, daß Alma in Deinem Zimmer war, wie es meine Ehre angreifen würde, wäre dies Gerücht ein wahres.«

»Es ist wahr!« entgegnete Franz betroffen. »Schrecklich, daß man Almas Schritt mir gegenüber kennt. Wer hätte das denken, das voraus-

berechnen können!« Er ſprang auf und ging unruhig hin und her.

Die Freunde ſchwiegen beide. Eduard hatte ſich in die Kiſſen zurückgelehnt, die Hand vor die Augen gelegt und athmete ſchwer. Endlich ſagte er mit milder, weicher Stimme: »Franz, warum haſt Du mir das gethan?«

Franz blieb einen Augenblick ſtehen, reichte ihm die Hand über den Tiſch herüber und entgegnete feſt: »Nicht wahr, Eduard, Du wirſt mir glauben, wenn ich Dir bei unſerer Freundſchaft verſichere, daß mein Benehmen gegen Alma und die Folgen davon nur der Culminationspunkt jenes Erziehungs- und Demüthigungsplans war, den ich zu Deinem Beſten mit Dir verabredet hatte? Alma konnte ſo, wie ſie war, nicht bleiben; ſie mußte weiblich, weich werden, ſie mußte ſich im Spiegel erblicken, aus innerer Nothwendigkeit hatte ſie ſich zu ändern; durch Thaten mußte ſie der kleinen Thorheiten, die ihren Charakter trübten, überführt werden. Jetzt wirſt Du ſie heirathen können, jetzt, wo ſie gedemüthigt iſt. Ich bin ſtreng, ungalant geweſen, Deinet-

wegen; ich habe sie dahin gebracht, daß sie, getrieben von seltsamen Gefühlen, von ihrem Egoismus und Hochmuth sich losriß, daß sie, weiblich sorgend, sich nichts zu vergeben glaubte, als sie zu mir mit einem Glase Limonade kam, weil sie mich krank und gedrückt glaubte.«

»Dank Dir,« sagte Eduard, »Dank Deiner Freundschaft, die mich nicht verrathen konnte. Ich ahnete dunkel den Zusammenhang der Dinge und kam um die Wahrheit zu erfahren. Meine Lage ist unerfreulich, Franz. Sonst war ich als Rath die rechte Hand des Fürsten. Seit seinem Tode ist Alles umgestürzt. Die Partbei, die der Verstorbene mit grosser Energie herniederhielt, ist frei. Sie erhebt das Haupt und läßt mich fallen. Ich bin am Ende meiner Laufbahn.«

»Am Ende?« wiederholte Franz. »Im Gegentheil glaube ich, daß sich eine glänzende Aussicht öffnet. Du gehst als Chargé d'affaires nach Rom, wie man mich heute Morgen versicherte.«

»Verstehst Du denn nicht, daß das eine Entfernung, ein ehrenvolles Exil ist!«

»So gehst Du mit Alma nach Rom?« fragte Franz sichtbar beklommen.«

»Ich weiß nicht was ich thun oder lassen soll! Ich bin unmuthig, unzufrieden mit ihr und mir. Ich bin ihr nicht gewachsen. Unser Verhältniß wird immer ein mittelmäßig unglückliches, ein lauwarm glückliches sein! Mag sie Dir gegenüber verändert erscheinen, mir ist sie es nicht. Gegen mich wird sie immer kalt, hochmüthig, wegwerfend sein.«

»Du urtheilst zu hart,« meinte Franz seltsam erleichtert. »Der milde Strahl der Weiblichkeit ist wirklich in Alma gefallen; sie wird Dir ein gutes, treues und nebenbei ein nützliches, Ehre bringendes Weib sein.«

»Ich glaube das nicht,« sagte Eduard ernst. »Sie fühlt ihre Gewalt über mich und wird sie ewig mißbrauchen. Wehe dem, der zu liebend, zu nachgiebig ist; statt Wärme wird er Kälte erwecken, denn der kühlere Theil ist zugleich der herrschende. Ich habe das so tief, so schmerzlich empfunden, daß ich mich an die Tante gewandt und sie gebeten habe mich von Alma frei zu machen.«

»Das war übereilt,« bemerkte Franz mißbilligend.

»Freilich war es das,« antwortete Eduard gelassen. »Als ich diesen Schritt that, ahnete ich nichts von den Klatschereien des Kammerjunkers; ich wußte nicht, daß ich Alma zu schützen, zu rehabilitiren hatte. Ein Bruch unter den jetzigen Umständen wäre eine Feigheit. Ich muß gut machen, was ich schlimm gemacht habe, muß zu ihr, die seit einigen Stunden heim ist.«

»Alma ist zurück?« fragte Franz aufs heftigste erschüttert.

»Seit einigen Stunden,« sagte Eduard. »Ich war noch nicht bei ihr, weil ich Dich erst sprechen und mich fassen wollte. Morgen will ich hin. Eine mündliche, ganz offene Erklärung wird meine Zukunft entscheiden. Lebwohl. Wir sehen uns hoffentlich ruhiger wieder.«

Er nahm seinen Hut und ging.

Als Franz allein war, ergriff es ihn wunderbar, daß Alma heim sei. Er mußte sie sich vorstellen in ihrer Anmuth und Schönheit, mit der Weh-

muth des gekränkten Stolzes, mit der Erkenntniß ihrer Schwäche, mit der aufgescheuchten und verschüchterten Weiblichkeit. Immer hörte er ihren leisen Gazellentritt im Corridor; immer sah er die glänzenden Augen auf sich, wie im Traume gerichtet. Er gestand sich, daß das innere Leben eben so reiche Thaten, als das äußere und vielleicht reichere habe, daß es Früchte hervorbringe, an denen man sich nähren und laben könne, daß man an ihm sterbe oder sich erhebe, verkläre oder verliere, je nachdem. Er wußte auch, er der Menschenkenner, daß es Worte giebt, die wie Pfeile mit Wiederhaken ins Herz schießen und wenn sie nicht gewaltsam herausgerissen werden, ewig darin stecken bleiben. Er dachte an die, die er Alma gegenüber gebraucht und gestand sich, daß sie viel Langmuth besitzen müsse, um das zu vergeben und zu vergessen. Er ward immer unruhiger. Der Mond senkte seine Strahlen in das Zimmer. Die Arbeitslampe flackerte im Luftzuge. Draußen bewegten sich die schweren Äste eines Kastanienbaumes und drinnen schlug ein Männerherz wie in jugendlichen Tagen. Endlich konnte er es im Zimmer

nicht mehr aushalten. Es trieb ihn hinaus auf die Straße, vor Almas Wohnung, die dicht beim Stadtthore lag. Der Hahn krähte melancholisch und schien Franz mit der dünnen Stimme wie ein gespenstischer Laut. Die Nebel hatten sich um die gothischen Formen der Domkirche gelagert, auf deren Dache eine colossale Statue des Erzengels Gabriels fußte. So erregt war Franz, daß es ihm plötzlich war, als bewegten sich die großen steinernen Flügel und als riefe ihm etwas Unsichtbares, Schauerliches den Namen »Helene« zu. Es trieb ihn wieder weg von Alma zu ihr, die ihn bis jetzt im Geiste, in der Erinnerung, in der Vergangenheit, wie eine hohe, große Poesie erschienen war. Helene war ja überall, im Strahle des Mondes, im Plätschern des Wassers, im Dufte der Blumen. Aus den Sternen hatte er ihren Blick gelesen, in der Bläue des Himmels ihr Auge gesehen. Das dachte er, indem er sich fester in seinen Mantel wickelte. Wie er aufsah, stand er vor dem fürstlich Recknitz'schen Hotel. Es war unruhig d'rinnen, trotz der späten Stunde. Im Hofe hielten angespannte Bagagewagen, auf

denen Möbel, Kiſten und Kaſten gepackt wurden. Durch die erleuchteten Fenſter ſah er auf die Dienerſchaft, die geſchäftig hin- und herſchwankte. Er ſelbſt lehnte tiefaufathmend ſeitwärts an einem eiſernen Gitter. Wie ſeltſam war doch Alles in ſeinem Leben gekommen, hatte ſich verſchlungen und wieder entwirrt, ihn gefaßt und wieder losgelaſſen! Hier Helene als verwittwete Fürſtin in langen Trauergewändern und dort Alma mit ihrem blaſſen, gekränkten Geſicht. »Giebt es wirklich eine unſichtbare Gewalt, die ſich ein unbekanntes Ziel vorſchreibt, dem wir unbedingt folgen müſſen, oder ſind wir Herr unſeres Schickſals und unſeres Wollens?« fragte er ſich ängſtlich. Da fiel plötzlich vom Himmel eine Sternſchnuppe hernieder. Als er ſie melancholiſch mit den Blicken verfolgt hatte, ſeufzte er träumeriſch: »Arme Helene, wäre es möglich, daß auch Dein Stern verlöſchen, auch Du Dich in Finſterniß getaucht hätteſt?«

8.

Eduard hatte keinen Schlaf gefunden. Sein gutes, ehrliches Gemüth litt in dem Gedanken an Alma, an die ihm bevorstehende Erklärung mit ihr, an so Manches, was er erlebt, überwunden und doch nicht völlig besiegt hatte. Er liebte sie aufrichtig, aber er verhehlte sich nicht, daß sie oft wie eine eiserne Hand auf ihm geruht, ihn oft verletzt, oft fast beleidigt habe. Er war traurig, weil er sich eingestand, daß das stärkste Gesetz der Erde das Aufhören aller Dinge und Gefühle sei. »Der Mensch will immer hinaus über die Grenze, immer die Natur und den Gott da über uns einrichten nach seinem Gutdünken,« dachte er. »Warum wissen wir nur, daß wir nichts wissen? Warum diese Ohnmacht, dieses Ringen, um das alte unvertilgbare Übel, unsere Schwächen zu verbergen?«

Er blickte trübe gestimmt auf seinen Schreibtisch, auf dem seine Ernennung als Chargé d'affaires in Rom lag. Sollte er sie annehmen, sie ablehnen, sollte er dem längstgehegten Wunsche des Haidero-

den'schen Ehepaares folgen und Landmann werden, eine ihm verhaßt gewordene Carriere verfolgen oder sich und seinen Ehrgeiz aufgeben für das friedliche Dasein, das ein Gut darbietet? Das Alles sollte heute mit und für Alma entschieden werden. Er wollte zu ihr, mit ihr reden, in ihre Hände sein Schicksal und seine Zukunft legen. Ungeduldig erwartete er die zehnte Stunde. Sich selbst belächelnd, zog er sich sorgfältiger als gewöhnlich an. Lange blieb er unentschieden zwischen einer schwarzen und einer bunten Halsbinde. Er kannte Almas kritischen Geist. Er wußte, daß sie fähig gewesen wäre mitten im ernsthaftesten Gespräch ihm plötzlich zu sagen: „Aber Eduard, welch' geschmacklose Weste haben Sie heute an!" Er fürchtete sich vor ihr, weil er sie dennoch liebte, jetzt wieder mehr denn je liebte, wo er sie beleidigt zu haben glaubte, und wo er die Beleidigung gut machen wollte durch Hingebung. Er war gereizt und angezogen durch ihren Widerstand; die Alternativen von Schmerz, Furcht und Hoffnung, die er mit ihr durchlaufen und in denen sein Wille sich mit diesem gleichsam zerrieben hatte,

waren eigner, nachlichter Art gewesen. Noch hatte er sie nicht wieder gesehen seit ihrem Aufenthalt in Haiderode. Unwillkürlich mußte er hoffen, an Franzens Prophezeihungen glauben, denken, daß es möglich sei, daß sie umgewandelt, weich, sanft geworden wäre. Er liebte sie ja, obwohl er sich beständig fragen mußte: Ist sie Feuer oder Eis? Wird sie mich mit jenem kalten Lächeln versteinern, das verheerend über meine Wünsche zieht? Wird sie lieblich und gut oder grausam und hart sein? War er doch immer, wirklich immer, unter ihrer Herrschaft gewesen; hatte sie doch mit ihm gespielt, ihn losgelassen und wieder fest gebannt, ihn getröstet und unglücklich gemacht. Er hatte sie erziehen wollen, er der Schwächere und was er ihr gelehrt, das hatte er gelernt: sich zu beherrschen, sich aufzuopfern, sich ans Kreuz zu schlagen. Daß sie ihn nicht liebte, nicht einmal lieben konnte, war ihm seit lange klar. Oft hatte er sich gesagt: Sie liebt mich nicht, sie wird meine Hingebung nie vollkommen erwiedern. Ich will die Freude und das Glück anderwärts suchen, die Chimäre, die sich Alma

nennt, aus meinem Daſein herauswerfen, mich betäuben, wenn ich ſie nicht gleich vergeſſen kann, mich ausruhen von ihr,« aber ſeine edele treue Geſinnung, die Macht ſeiner Grundſätze und ſeiner Neigung hatte ihn immer wieder hin zu der Freundin gezogen. Heute ſollte endlich das entſcheidende Wort ausgeſprochen werden, heute! Er fühlte ſich durchſchauert von Furcht und Hoffnung, als die friſche mit Blumengeruch durchzogene Luft ihm an die Wangen ſchlug. Ein Gewitter, das im Anzuge geweſen war, hatte ſich zertheilt. Die ſchwarzen Wolken, zu langen Streifen geworden, zogen vom Winde getrieben, abwärts. Das Waſſer plätſcherte in leichtgeſchäumten Wellen und wagte ſich an das niedrige Ufer heran; die Bäume ſchüttelten die dürren Blätter weit von ſich und blickten in die Fluthen. Eduard erſchrak faſt, als er jetzt vor Almas Wohnung ſtand und an der Glocke zog. Was ſollte er ihr ſagen? Wie beginnen? Wie enden? Hatte ihr Gemüth nicht Geheimniſſe, die er nicht ergründen konnte? Aber durfte er ihr nicht auch ſagen: »Alma, wenn Du mich lieben wirſt, werde

ich Dich begreifen lernen, dann wird in der ſüßen, heiligen Gemeinſchaft unſerer Seelen, das Nichtverſtandene hell werden, ich werde in Deinem Gemüthe, wie Du in dem meinen leſen, ich werde Deine Hand ergreifen und Du wirſt mich zurück in die Vergangenheit führen, mir die Dornen, die Dich verletzen, zeigen, mir Deine Narben aufdecken und ich werde ſie heilen, als wenn es noch Wunden wären!« — So dachte Eduard und ſo täuſchte er ſich.

Als er bei Alma eintrat, fand er ſie todesbleich auf dem Divan im bekannten, ihm ſo lieben Kabinet. Ihr durchdringendes, faſt ſcharfes Auge war geiſterartig; in ihrer Bewegung, in ihrem Blick lag die Kälte einer peinlichen Stimmung. Sie war ſo erſchüttert durch Bekümmerniß, ſo geängſtigt in ihrem Herzen, ſo zernagt von Sorgen, daß ſie eine Welt von Leid zu tragen ſchien und doch gereizt, mit bebender Stimme ihn anredete und ſagte: »Sie haben meiner Tante über mich, über Klatſchereien, ich weiß nicht über was geſchrieben. Ich bin erſtaunt über Sie, über Ihr Betragen, über das kindiſche

Geschwätz eines Kammerjunkers, das Sie an sich haben herankommen und von dem Sie sich haben bestimmen lassen. Erklären Sie sich.«

»Ich habe mich übereilt,« entgegnete Eduard einlenkend, der sich wie ein Nachtwandler vom Monde geführt auf gefährlichen Wegen vorkam. »Ich habe einen Augenblick irre an Ihnen werden können, aber Sie stehen gerechtfertigt da. Ich weiß Alles und heirathe Sie dennoch . . .«

»Dennoch?« rief Alma aufspringend, athemlos. »Dennoch? das ist beleidigend, Herr von Walling, ist unzart, das trennt, statt das es vereinigen sollte. Welcher Rechtfertigung bedarf ich? Wovon ist denn eigentlich die Rede?«

Sie ging mit der ihr eigenthümlichen Heftigkeit rasch im Zimmer auf und ab und Eduard, beängstigt durch den Ausbruch ihrer Empfindungsweise, sagte kleinlaut: »Wenn Sie mir vergeben wollen, so will ich Ihnen Alles, Alles sagen.«

»Ich bin begierig,« erwiederte sie kalt und spöttelnd, indem sie sich wieder zurück auf den Divan lehnte.

»Sie wissen,« fuhr Eduard fort, »wie befreundet ich mit Franz bin, wie es unausbleiblich sein mußte, daß ich mit ihm von Ihnen reden würde. Ich habe ihm nicht die Schmerzen unseres Verhältnisses, nicht meine Liebe, nicht den Durst Sie glücklich zu machen, verschwiegen. Franz kennt die Welt und die Herzen. Er beobachtete und bewunderte Sie, aber er gestand mir auch ein, daß Ihr Charakter gebeugt, daß Ihr Sinn gebrochen werden müsse.«

»So?« fragte Alma ironisch lächelnd. »Gestand Ihnen das der Menschenkenner ein?« — Sie blickte auf und als Eduard, erschreckt durch ihr kaltes Auge, stockte, rief sie heftig: »Aber reden Sie doch, erzählen Sie doch die interessante Geschichte zu Ende!«

Eduard spielte mit seinem Stockknopf, dann sagte er beklemmt, in der Vorahnung des nahenden, von ihm selbst heraufbeschworenen Unheils: »Franz und ich haben in Gemeinschaft einen Erziehungsplan entworfen, in dem er die Rolle des Hofmeisters übernommen und Sie absichtlich getadelt, absichtlich gequält hat. Gestern Abend, als ich ge-

ängstigt von den Äußerungen des Kammerjunkers, nicht frei von Eifersucht und Mißtrauen zu Franz kam, bat er mir Alles, auch die Scene mit der Limonade erzählt. Da habe ich eigentlich erst einsehen lernen, was er für mich gethan und wie liebenswürdig weiblich Sie sein können. Ich habe Sie von einer ganz neuen Seite hin lieben gelernt, Alma, habe Ihnen die Ihnen von mir bereiteten Schmerzen abgebeten und sie doch nicht bereuen können. Lassen Sie nun die Sache auf sich beruhen. Ich bin zum Chargé d'affaires in Rom ernannt und würde mich glücklich schätzen, wenn Sie mich begleiten wollten.«

Er war aufgestanden und sah ihr treu und bittend in das Auge. Alma aber, gefaßt von einem furchtbaren Schmerz, verwundet in ihrem geheimsten Seelenleben, zerknickt in ihrem Glauben, in ihrem so natürlichen Stolze, in ihrer Hoffnung, ihrem Glücke, erhob sich mit strafenden Blicken und brachte mit erstickter, bebender Stimme die Worte hervor: »Aber das, was Sie mir da eingestehen, ist ja entsetzlich, abscheulich! Das heißt ja mit dem Heilig-

sten, mit der Wahrheit spielen, das zerreißt so jedes Band zwischen uns, daß ich Ihnen sagen muß: »Ich verachte Sie. Zwischen uns ist es aus!«

Eduard that einen tiefen schweren Athemzug. »Alma,« sagte er mild, »versöhnt Sie mein aufrichtiges Geständniß nicht, sehen Sie in dem Allen nicht Liebe und Treue, dann freilich ist es aus mit uns, denn dann haben Sie sich nicht gebessert, dann sind Sie wie sonst, stolz, genuß- und gefallsüchtig.«

»Ja es ist aus,« erwiederte Alma mit gewaltsamer Kälte. »Sie sind ein guter aber schwacher Mensch. Sie lassen sich gebrauchen; zwischen uns ist keine Gemeinschaft mehr. Was Sie an mich, was mich an Sie fesselte, war Täuschung. Gehen Sie, gehen Sie, ich kann nie die Ihre werden.«

Sie bedeckte ihr Gesicht mit den Händen und Eduard sank, übermannt von Schmerz, vor ihr auf die Knie nieder. »So nicht,« rief er, »so nicht lassen Sie mich scheiden.«

»Grade so, und nur so,« entgegnete sie erschöpft. »Ich finde keine Entschuldigung für Sie, keine Vergebung. Gehen Sie.«

Sie war entsetzlich in ihrem Schmerz und Eduard fühlte, daß es wirklich aus mit ihm sei. Er erhob sich, sagte gepreßt: »Leben Sie wohl,« und als sie nicht einmal aufsah, ging er langsam der Thüre zu, betrachtete sie noch einmal und war dann still verschwunden. Kaum daß sie allein war, so machte sich ihr Gefühl Luft in unbändigen Thränen. Sie fiel auf die Knie, sie rief außer sich: »Griseldis!« Sie kam sich entehrt, zerschmettert vor. Sie hätte sich den Kopf an den Wänden einrennen, sich tödten mögen; ihr Herz rief um Rache, um Genugthuung, da sie sich von einem Manne überwunden fühlte, den sie jetzt eben so glühend haßte, als sie ihn vor wenig Stunden geliebt hatte. »Mir diese Schmach? Mir diese Überlistung!« jammerte sie, »mir, der Liebenden, der Stolzen, mir, mir!« Ihre Brust hob sich mühsam. Ihr ganzer Zustand war ein fast zum Wahnsinn gesteigerter Schmerz, ein Zorn, der der Energie der Wilden gleichkam. Sie war kalt wie der Tod, eisig wie er, unfähig und verarmt vor dem aus allen Angeln gehobenen Willen, diese herbste Erfahrung betrachtend und sie

nur halb, wie im Traume, begreifend. An der Stelle des geliebten Franz ſtand plötzlich ein brutaler Menſch, vor dem ſie ſich wie vor einem wilden Thiere hätte ſchützen mögen. Und indeß Alma mit den heftigſten Gefühlen kämpfte, erhielt dieſer von Eduard folgenden Brief:

»Lieber Franz.

Ich reiſe in einer Stunde nach Rom und will Dich nicht wiederſehen. Gedrängt von den Umſtänden und meiner Schwäche, habe ich Alma den zwiſchen uns verabredeten Beſſerungsplan in der Hoffnung mitgetheilt, daß das offene Geſtändniß ſie ehren und milder ſtimmen würde. Ich habe mich getäuſcht. Statt mir Dank für meine Aufrichtigkeit zu wiſſen, hat ſie in ihr nur Nahrung für ihre Heftigkeit, für ihren Haß gefunden, hat ſie mich mit der ganzen in ihr wohnenden Härte und Kälte behandelt und endlich auf immer mit mir gebrochen. Ich habe ſie treu und aufrichtig geliebt, ich liebe ſie vielleicht noch, aber ich verhehle mir nicht, daß ich dieſen wilden Stoff nie hätte bewältigen und wir uns früh oder ſpät hätten trennen müſſen. Leid

thut es mir, daß ich gegen Dich ihren Groll geweckt habe. So wie sie sich in der Abschiedsstunde gezeigt hat, glaube ich, daß sie Dir und mir nie unsere Erziehungsversuche vergeben wird. Sie ist weniger eitel, als stolz. Solche Charaktere haben für die ihnen zugefügten Beleidigungen keine Verzeihung, können sie nicht haben. Die ächte, rechte Verzeihung fließt aus dem ewigen Born der Liebe und Alma, guter Franz, liebt wenig oder nicht, ist ein eigenthümliches Wesen, das einen eigenthümlichen Weg zu gehen, große Erfahrungen zu machen hat. Ich fürchte sehr für sie. Ich fürchte die Isolirung, den Verlust jenes höhern Glaubens, den jede Frau als Stützpunkt nöthig hat; ich fürchte, daß sie nicht den Rahmen, der ihre Grundsätze einschließt, sinken wird. Ihr ganzes Dasein ist einem ungeheuren Zweifel anheimgefallen. Ob sie aus ihm heraus zu einer gesunden Lebensansicht oder zu der Zerstörung ihres bessern Wesens übergehen wird, ist ungewiß. Ach, Franz, wie ist unser Leben doch so seltsam, wunderlich! Wie habe ich geträumt mit dem Herzen leben zu können, und wie einsehen gelernt, daß man nur

mit dem Verſtande fortkommen kann. Meine innerlichſten Fibern ſind wund. Ich hoffe auf Italien, auf die grandioſen Eindrücke dieſes ſchönen Landes; ich hoffe auf geiſtige Zerſtreuung, auf ein Ablenken von Alma, die mich jetzt nur unglücklich machen kann. Die zauberhaften, tauſendfarbigen Tage des Südens müſſen mir die farbloſen, engen und dürftigen meines jetzigen Lebens zudecken. Ich muß mich losreißen von dieſer Verzauberung und werde es.

Dir, lieber Franz, ſteht ein anderes Leben, eine andere Laufbahn bevor. Ich höre ſo eben, daß Du meine Stelle bekommen und zum Rath ernannt werden biſt. Das wird Dir, neben vielen großen und kleinen Geſchäften, die Beſorgung der Recknitz'ſchen Angelegenheiten, die Annäherung an die doch gewiß noch immer geliebte Helene verſchaffen. Ich wünſche Dir Glück dazu. Du wirſt ihr nützlich ſein, die etwas verworrenen Vermögensumſtände ſichten, ſie wie einen Schutz mit Rath und That umgeben. Ich finde nichts Süßeres als dem zu helfen, was man liebt. Das giebt dem Leben Bedeutung. Alles Andere iſt nichtig oder iſt Egoismus. Du fühlſt das

mit mir. Es gehe Dir wohl. Wie oft werde ich an Dich denken, mir Dein Zimmer vorstellen, mich im Geiste an Deine Seite setzen. Wir haben mit einander schöne Stunden verlebt, die Süßigkeit eines ehrlichen Bewußtseins besprochen, oft den Satz aufgestellt, daß wer den Leidenskelch bis zur Hefe austrinkt, auch die Gnade Gottes, den Hauch seines Segens empfängt. Laß mich nach diesen aufgeregten Tagen, nach diesen Scheingründen ohne Überzeugung, nach diesen Rathschlägen ohne Macht, denken, daß ich plötzlich glücklich werden könnte. Gewisse Gedanken, schnell wie der Blitz, vorüberrauschend wie der Wind, genügen, um unsere Schmerzen zu entführen, um Berge von Klagen, Berge von Hindernissen einzureißen. Wir wissen nicht, woher der Trost kam; wir staunen über die Himmelsmanna, die unerwartet auf uns herniedersinkt, aber wir sagen uns, daß das Gefäß in das sie fällt, rein sein muß. Weisen wir nicht von uns, nehmen wir an; zweifeln wir nicht, glauben wir. Wir werden uns wiedersehen, Franz. Denke an mich. Behalte mich lieb.

Dein Eduard.

Franz hatte diesen Brief mit Rührung gelesen. Er empfand Schmerz über diese plötzliche Trennung, Schmerz über sich und Alma, Ungewißheit über dies Schicksal Helenen gegenüber. Seine Gedanken irrten von einer Möglichkeit zur andern, wie auf einem entlosen, nicht zu übersehenden Meere. Und wie er in stiller Stunde sich vorbereitete auf sein Zusammentreffen mit Helenen und die Wunde, die ihn Eduard unwillkürlich geschlagen hatte, ausbluten ließ, so saß auch Alma mit blassen Wangen in ihrem Cabinet, den Körper und das Gemüth gebrochen und schrieb mit fieberndem Herzen in ihr Tagebuch:

»Ich hatte in Haiderode gehofft, daß die Natur mich in ihre Arme nehmen und mich heilen würde. Die stillen Beschäftigungen hatten Reichthümer über mich ausgeschüttet. Die Schönheiten des Sommers, die Einflüsse der Luft und der Sonne hatten mich weich gemacht. Ich fühlte mich weiblich warm werden und war bald beglückt, bald traurig über das, was in mir verging. Der Schrecken über die gemachte Erfahrung, das über mich hereingebrochene Unglück haben mich wach gerüttelt. Welche Nächte

habe ich durchlebt, wie gelitten, wie die Phantasie an mich heranstreifen und mich krallenhaft packen fühlen. Es sind einige anscheinend ruhige Stunden gekommen. Ich habe schlafen können, habe mich stumpf mit Opium gemacht. Eine solche Ruhe verkürzt aber das Leben, statt es zu verlängern, denn mitten in ihr bleibt mir das Gefühl meiner Ohnmacht und die Arbeit des Geistes, losgelassen im Schlafe, jagt sich mit bittern Empfindungen, mit Qualen, die ins Unendliche gehen. Ich wohne den entsetzlichsten Schauspielen bei; ich kann die Wahrheit nicht mehr vom Traume unterscheiden. Wie ein Wahnsinn, so schwebt es über mir. Mein Körper zittert und krümmt sich, ich erwache in Thränen gebadet, ich verzweifle an mir und an Franz. O wohl ist das wahr, daß der Mensch, der nicht gelitten hat, ein unvollkommenes Geschöpf, eine unnütze Kraft ist. Könnte ich mich erheben, mächtiger als das Leiden oder die Güter dieses Lebens werden . . . könnte ich . . . ich kann nicht. Ich habe weder den Muth des Hasses, noch die Geduld der Liebe, ich habe nur ihre Schmerzen.

Statt fortzuschreiten bin ich rückgeschritten, statt Anlehnung, habe ich Hohn gewonnen. Ein solches Complott gegen mich einzuleiten! So gewissenlos, so hart zu sein! Ich hatte in dieser Neigung ein neues Leben, in diesem Vertrauen eine frische Kraft gewonnen. Das Alles wälzte mich um, hieß mein Herz doch auf vor Freude schlagen, heilte es vom Unnatürlichen, vom Unwahren und nun muß ich erleben daß das, was ich ein neues Dasein, eine neue Aera nannte, nur Comödie, nur Galvanismus war. Ich stürze zurück in den alten Schmerz, in die alte Unruhe; ich habe Verzweiflung im Herzen; ich fühle mich losgerissen von Allem, ich möchte fliehen, mich zehntausend Meilen weit von hier verbergen und sehe doch ein, daß ich Franz Trotz bieten, ihm nicht das Schauspiel dieses gebrochenen Herzens gönnen darf. Umsonst würde ich versuchen diesen Kampf, dieses Jagen zu schildern, umsonst beweisen, daß ich wohl Energie aber keine Kraft habe.

Ich möchte eine Freundin haben, der ich meine Schmerzen erzählen könnte; ich möchte mich ausweinen, ausschreien. Die Freundschaft würde mich bei-

len, eine zarte, erfinderische Freundschaft, die eher trösten als rathen könnte. Mein Verstand ist ohne dies geschäftig genug in Anklagen; der Verstand ist hellsehend und scharf, nur mein Herz ist weicher, liebedürftiger, anschmiegender; es will sich anlehnen, ausruhen und ich bin allein, gescheitert an den Klippen des Lebens, auf einer wüsten Insel, weit ab von dem getrieben, was Ruhe und Sicherheit giebt. Die Menschen beneiden mich. Meine Stellung ist glänzend. Ich bin unabhängig, ich könnte reisen, ich könnte die Güter des Lebens erschöpfen, die Wünsche, jene kleinen, hüpfenden Wünsche der Frauen befriedigen und ich habe keine Wünsche, ich habe nur Überdruß. — Vor einer Stunde fühlte ich mich leidlich; ich war in eine Art von Apathie, in eine gewisse Gefühllosigkeit versunken, aber es war eben nur wieder eine Stunde! Mit dem Glauben an Franz hätte ich Berge versetzt; ohne diesen fühle ich mich gesteinigt, mit Hohn und Schimpf bedeckt! O mein Gott, wenn mir vom Himmel herab nur eine Freude, nur ein heiterer Gedanke fallen könnte! Aber es ist Alles leer, Himmel und Erde und nur Eines wacht noch —

mein Stolz. Wer hat blutigere Beleidigungen erduldet als ich, wer ſich mit mehr Schmerz an die Überzeugung angeklammert, daß es eine göttliche Gerechtigkeit geben müßte? Und dennoch ſich ſagen ſollen, daß die Hand da eben, die das Kind an der Mutterbruſt, den Grashalm auf dem Felde ſchützt, ſich fortwendet, wenn von Ehre, von Frauenehre die Rede iſt! Gott, Gott, an was denkſt Du? Was haſt Du mit mir vor? Du kennſt mich, Du weißt, ob in dieſem zerriſſenen Gemüthe niedrige Leidenſchaften, Feigheiten wohnen; Du weißt auch, daß wenn etwas mich aus der Menge hervorhebt, das nicht der leere Schall eines Namens, der Reichthum, die Äußerlichkeit, daß es ein beſſeres Gefühl, das Gefühl für Gerechtigkeit, für Wahrheit iſt. Was mit dieſem Charakter beginnen? Was von dieſer unbändigen Kraft erwarten, die mich beſtändig angetrieben hat die Meinung der Welt nicht da zu überſpringen, wo ſie gut und weiſe, nein da, wo ſie lächerlich und erniedrigend iſt. Wer wird mich hören? Wer mir glauben? Wen werde ich mit dem Gedanken, mit jenem Herzblut nähern, das in mir ſie-

bend ſtrömt? O dürfte ich reden, dürfte ich erziehen, leiten, dürfte ich Menſchen bilden, die nicht wie Spielpuppen den Vorurtheilen, ſondern der Überzeugung folgen, die ſich nicht erſtaunt über jede Wahrheit umblicken und das Einfachſte für eine Verirrung halten, die fähig ſind für eine Idee ihr Leben zu geben und für die Liebe ein wahres Märtyrthum auf ſich zu nehmen!«

In dieſer Weiſe ſtrömte Alma ihren Schmerz aufs Papier. Er ſtumpfte ſich nicht ab; er zerrieb und reizte ſie nur, riß ſie beſtändig empor, daß ſie aufgelöſt in Ermüdung die Hände rang und weinend rief: »Wie verändert iſt Alles in mir! Wie beſchämt muß ich mir geſtehen, daß die Tugend ihre Frechheit gleich dem Laſter hat! Glaubte Franz, daß man mit und durch Feſtigkeit ſiegt? Glaubte er, daß ich wirklich nur Egoismus, nur Eitelkeit bin? Iſt er im Gegentheil nicht von Eis? Iſt ſein Verſtand nicht kalt? Sein Herz nicht arm? Denkt er nicht, daß ſein Athem mich vergiftet, ſein Betragen meine beſten, edelſten Vorſätze in Haß verwandelt hat?«

3.

Helene war Wittwe. Die kurzen Jahre ihrer Ehe an der Seite eines Mannes wie der Fürst, wären vielleicht spurlos an ihrem Gemüthe vorüber gegangen, wenn sie nicht auf den Weg der Frömmelei gerathen und diesen als den heil- und glückbringenden rasch verfolgt hätte. Sie hatte sich von dem Seelsorger ihres Gatten abhängig gemacht, hatte einen Kampf zwischen Vernunft und Gefühl begonnen, dem sie, da sie weder Muth noch Kraft genug besaß sich selbst einen Glauben zu schaffen, nach und nach alle Selbstständigkeit aufgeopfert hatte. Wie ein Kleid so fielen die natürlichen warmen Gefühle von ihr und machten einem kalten, besonnenen, berechnenden, kränklichen Wesen Platz. Sie hielt sich nicht allein für eine Berufene, sondern auch für eine Auserwählte; sie glaubte im Gebet den Enthusiasmus und das Vertrauen zu finden, deren sie zur Bekehrung Anderer bedurfte. Sie fühlte in sich das Bedürfniß sich von dem irdischen Tand zu entkleiden und fühlte sie es nicht wirklich, so bildete sie er sich

ein. »Ich will nicht sterben ohne gelebt zu haben,« sagte sie, »denn der Zweck des Lebens ist das Leben mitzutheilen. Das Leben ist aber Geist, nicht Materie. Nachdem ich den hoffärtigen Ansichten gehuldigt, den Eitelkeiten der Welt gedient habe, will ich jetzt Gott dienen. Die Jahre meiner Ehe haben manche Blüthe in mir verdorren gemacht, ich habe den Gedanken mich weltlich erheben zu wollen, bereut und gebüßt. Heute sehe ich, daß ich nicht wie eine taube Frucht fallen darf. Das Saamenkorn Gottes ist auf in mir gegangen.«

Helene sprach so öfters mit sich, öfters mit ihrem Seelsorger. Er unterhielt sie von den Wundern des Glaubens, von den Dogmen, von der wachsenden Wahrheit; er legte ihr die Casteiung ihres Fleisches, das Opfer ihres Wohlstandes ans Herz. Er mochte es gut mit ihr meinen, aber er setzte die Form der Religion über den Sinn derselben; er bestärkte sie in den Gedanken, daß die Menschen zu einem natürlichen Martyrthum geboren sind. Daß auch er gefragt, gezweifelt habe, läugnete er nicht. Er sprach viel von der Sünde, viel von dem Au-

genblick, wo er einen Strahl göttlicher Gnade habe in sich fallen und die Schatten des Unglaubens fliehen sehen. Wie Schuppen sei es ihm von den Augen gefallen; nun aber sei auch der Wunsch rege, die erworbene Seligkeit Andern mitzutheilen. Sei der Mensch meist ein Geschöpf zwischen Thier und Engel, so sei es Pflicht ihn zu dem Zustand vom Menschen zum Engel zu erheben. Er schlug Helenen vor, Theil an einer Menge Wohlthätigkeits-Gesellschaften, an Vereinen aller Art, an Gebetübungen zu nehmen. Er umspann ihr armes, schwaches Herz mit Vorspiegelungen aller Art, die sie ab von den Familienbanden und immer näher ans Kloster heranzogen. Hatte nun der Seelsorger das Terrain bei Lebzeiten des Fürsten bereits und vielleicht mit dessen Einwilligung bearbeitet, so hatte er ohnweit leichteres Spiel seitdem sie Wittwe war. Wohl stieg zuweilen der Gedanke an Franz in ihr auf. Sie mußte sich sein gutes, treues Wesen, seinen Schmerz um sie, seine Entsagung vorstellen. Eine Stimme in ihr rief ihr zu, daß sie ihm Ersatz schuldig sei, jetzt, wo sie ihm Ersatz geben könne, aber gleich darauf kamen die

frömmelnden Gedanken und warfen ihr die Liebe zu einem Manne als etwas Irdisches vor. Sie mußte ja Gott gehören; für sie war das Dasein am Ende, wenigstens jenes, das Liebe heißt. Es schien ihr als habe sie immer zu wählen zwischen zwei Übeln, immer mindere Fehler zu begehen, um größere zu vermeiden. Sie fühlte sich sehr beklemmt zwischen all' dem dafür und dagegen und wenn der Seelsorger obendrein sprach: »Das Fleisch ist schwach. Daher der Anlauf, der uns über den Abgrund herüber schleudert, wenn uns die Kraft nicht am Rande des Wahren verlassen hat, daher auch Ihr Kampf. Aber ich sage Ihnen, daß ich Recht habe, wenn ich Ihnen Friede verkünde, sobald Sie sich nur entschließen können, sich los von dem begehrerischen Ich zu trennen,« wenn er ihr das täglich wiederholte, so glaubte sie endlich ein verdienstlich Werk zu begehen, daß sie nochmals Franz im Innersten ihres Herzens jetzt der Kirche, wie früher dem Fürsten, aufopferte. Die Wahrheit, hieß es, kann nur mit blutigen Füßen wandern. Der Glaube, um selig zu machen, muß uns an das Kreuz schlagen. Wir sind seine

Werkzeuge. Demüthigen wir uns, kasteien wir uns. Klagen wir nicht, wenn wir nicht das Ziel erreicht haben; freuen wir uns, daß wir wenigstens auf dem Wege sind, denn wir Alle können Erlöser werden, in dem Sinne, daß wir den Schwachen beistehen, daß wir säen, daß wir unsere Überzeugung mittheilen den Gläubigen. Um das zu können, muß das Unkraut ausgerottet, das Irdische zerstört werden.«

Helene saß in ihrem kleinen, schon halb von Möbeln entblößten Morgenzimmer. Sie trug ein schwarzes, wollenes, hoch an den Hals gehendes Kleid. Ihre schönen blonden Locken, die sonst üppig die zarten Wangen beschatteten, waren durch eine schwarze Trauerhaube verborgen, an der ein langer Schleier rücklings hinabfloß. Sie hatte geweint. Ihr Gesicht bleich, fast wächsern, trug den Ausdruck ruhiger Wehmuth. Sie erwartete Franz, mit dem sie nach Eduards Abreise ihre Angelegenheiten zu besprechen hatte. Sie mußte mit ihm in Berührung kommen, so wollte es Gott, meinte sie, um sie und ihre Ruhe zu prüfen. Deswegen hatte sie eben ge-

betet und die kleine mit Edelsteinen verzierte Bibel lag aufgeschlagen vor ihr auf einem sammtnen Tisch.

Franz hatte sich indeß mit hochschlagendem Herzen zu dem Gange zu Helene gerüstet. Er konnte den Augenblick, wo er eintreten und sie als Wittwe begrüßen würde, nicht erwarten. Bald fühlte er sich vernichtet, bald glücklich. Hatte er beim ersten Abschied von Helene in Ems sich mit tiefem Schmerz gesagt, daß es für lange aus mit ihm im Leben mit der Hoffnung, mit der Sehnsucht sei, so war er jetzt wieder zurück in die alte Ungewißheit geschleudert. Er verfiel in eine wirklich fürchterliche Angst, als er sich in Helenens Vorzimmer sah, der in tiefe Trauer gehüllte Diener zum Anmelden gegangen war und er sich ermattet auf einen Stuhl mit dem Gedanken niederließ: »O wie ist das Leben reich an erschütternden Contrasten, an schweren Momenten. Ein Vater, der seinen Sohn als todt und verschollen beweint, findet ihn wieder in Ketten. Ein Geliebter, der entzückt in die Arme der Braut nach langjähriger Trennung fliegt, entdeckt sie im Verhältniß mit seinem besten Freunde. Und ich, der ich hier jetzt

im Vorzimmer Helenens stehe, wie werde ich sie treffen? Wird sie mir jubelnd entgegenfliegen, werde ich sie in meine Arme wie sonst schließen und aus tiefgepreßter Brust: »Endlich!« rufen?« Indem kam der Diener zurück; schweigend folgte er ihm durch die todten, leeren Gemächer, schweigend, wie ein Schatten, zog er seine Gedanken und Erwartungen mit sich bis an die Schwelle vor Helenens Zimmer. Hier schlug der Diener die Portiere zurück und entfernte sich. Franz stand vor Helene. Sie erhob sich leise und langsam, schritt ihm still entgegen, streckte die weiße, zarte Hand nach ihm aus und sagte kühl und freundlich: »Es ist schön von Ihnen, daß Sie kommen, recht schön, nehmen Sie Platz.«

Franz sah sie vernichtet an. »Helene,« hätte er rufen mögen, »geliebte, theure Helene, besinne Dich doch, ich bin es ja, bin Dein Franz, wie sonst, bin hier vor Dir, erwartungs-, hoffnungsvoll,« aber als sie mit blasser Schönheit sich vor ihm auf's Sopha niederließ, ihn mit so stillen, beruhigten Augen ansah, so verklärt, so unirdisch, da nahm auch er einen

Stuhl, setzte sich ihr gegenüber und seufzte mehr, als er sprach: »Euer Durchlaucht befehlen . . .«

»Ich befehle nichts,« sagte sie sanft, »ich bitte nur, daß Sie mir behülflich in meinen kleinen Geschäften sind. Das Testament des Fürsten setzt mich in eine Lage, daß ich Manches überlegen, Vieles beseitigen muß. Da hier sind Papiere, die ich mit Ihnen durchzugehen, dort Rechnungen, über die ich mich mit Ihnen zu verständigen habe. Ich habe Alles zusammengelegt und möchte es gern mit Ihnen abmachen, mit einem Male, denn es ist schmerzlich immer auf denselben Gegenstand zurückkommen zu müssen. Die Zeiten haben sich geändert, die Verhältnisse beherrschen den Menschen . . .«

Sie stockte. Franz, über und über mit Eiseskälte übergossen, spielte mit seinem Hute und sagte dann matt: »Der Tod des Fürsten, der Ihnen ein treuer Freund war, muß Sie erschüttert haben.«

»Ja,« entgegnete sie milde, »aber der Gedanke, daß er bei dem ist, der es gut mit uns meint, ist so wohlthuend, daß ich nur danken, nicht weinen kann.«

»Waren Sie glücklich mit ihm?« fragte Franz immer mehr erstaunt.

»Im Anfang,« entgegnete sie ruhig, »habe ich Mühe gehabt, mich an die neue Lage, an die neuen Gedankengänge zu gewöhnen. Glücklicherweise war der Fürst fromm. Er hat mir, was die Meinen nicht konnten, den Gedanken an Gott tief eingeprägt, hat die Fähigkeit zum Lieben umgewandelt in Ergebung, hat mir bewiesen, daß die Welt wenig und die Religion Alles sei. Jetzt bin ich an die Einsamkeit, an die mir dienliche Entbehrung gewöhnt. Hätte ich ohne diesen Leitstern die Gesellschaft kennen gelernt, so hätte der Athem der Menschen das ausgelöscht, was der Athem Gottes angefacht hat. Der äußere Glanz hätte mich geblendet. Meine Eitelkeit, genährt durch die unausbleibliche Schmeichelei, hatte den Schwindel der falschen Freuden, das Vergessen des wahren Seelenheils zugelassen.«

Sie blickte zum Himmel und ließ dann ihre freundlichen Augen auf Franz haften, der ganz zerknirscht da saß. Er konnte Helenens Wesen nicht begreifen, er empfand Verzweiflung, sie so reden zu

hören. »Helene,« brach er endlich aus, »iſt keine Erinnerung an früher in Ihnen, haben Sie mich, haben Sie unſere Vergangenheit ganz vergeſſen?«

Sie ſchwieg einen Augenblick, dann antwortete ſie: »Ich denke an ſonſt wie an eine längſt verſunkene Sache, wie an einen Todten. Die Helene, die in Ems mit Ihnen ſo fröhlich herumging, die einen kleinen blonden Bruder zur Seite hatte, die ſo heiter ins Leben blickte, die lebt nicht mehr. Ich bin nicht mehr das Weſen von damals, ich gehöre meinen Überzeugungen und der Kirche, ſonſt Niemandem.«

Es entſtand eine lange, ſchmerzliche Pauſe. Franzens inneres Leben ſchien die ganze hohe Geſtalt zu erſchüttern, doch nahm er ſich heftig zuſammen und ſagte mit trübem Ernſte: »Ew. Durchlaucht ſprachen von mir mitzutheilenden Papieren?«

»Das iſt freundlich von Ihnen, daß Sie daran denken,« ſprach ſie, ſtand auf und holte eine ganze Mappe voll Akten, die ſie nach und nach auf dem Tiſche vor ſich ausbreitete. Nachdem er das Teſtament durchlaufen und auch die Ausfertigung, die

Penſion betreffend, geleſen hatte, bemerkte er geſammelt: »Ich freue mich, daß Sie eine geregelte, ſichere Zukunft haben, das wird Sie ruhig erhalten.«

»Es iſt mir angenehm,« entgegnete ſie, »aber nicht für mich, ſondern für meine Armen. Schon zu Zeiten des Fürſten nahm ich Theil an Frauenvereinen. Das kann ich nun fortſetzen. Deswegen auch wollte ich Sie bitten, bei der Auszahlung der Penſion meine Wünſche zu berückſichtigen und ſich gleich die Summen aufzuſchreiben, die davon abgezogen und zu milden Zwecken verwendet werden ſollen.«

»Denken Sie gar nicht an Ihre Eltern und Geſchwiſter?« ſchaltete Franz ein.

»Sie haben das Unentbehrliche und das Mehr nährt den Egoismus,« ſprach ſie kalt.

Franz ſtrich ſich die Haare aus dem Geſichte, ſagte kein Wort, ergriff Tinte und Papier und ſchrieb, indem er dann und wann in Helenens marmorartiges Geſicht blickte.

»Schreiben Sie, daß ich hundert Thaler für die indiſche Geſellſchaft, für jene chriſtlichen Wilden

bestimme, die in Afrika für Gott gewonnen werden,« sprach sie sanft.

Franz schwirrte es vor den Ohren. »Hundert Thaler für die indische Gesellschaft!« dachte er schmerzlich, »ihre Geschwister würden sich mit diesem Gelde eine Erholung, eine Freude gemacht haben. Aber da fühlt sie sich berufen, die, die sie liebt, zu kasteien und die, die ihr fern stehen, zu beglücken. Seltsamer Irrthum das.«

»Schreiben Sie auch auf, daß ich zweihundert Thaler dem Magdalenenstift, dreihundert der Diakonissenanstalt in Mariendorf, funfzig für die Warteschulen, sechszig für den Kindbetterinnenbeistandsverein, hundert für die Beförderung des christlichen Sinnes der Dienstboten, hundert funfzig für die Bibelgesellschaft aussetze,« sagte sie weiter.

»Aber Durchlaucht,« bemerkte Franz, »Sie treiben die Wohlthätigkeit in einem zu großen Style. Wie soll das hinaus mit Ihren Einkünften, wenn Sie bereits so beträchtliche Summen fortgeben und dabei noch gar nicht die Hausarmen und die uner-

warteten, nicht zu berechnenden Ansprüche berücksichtigt haben?«

»Lassen Sie mich ungehindert über das Irdische verfügen,« entgegnete sie fest, »nehmen Sie besondere Rücksicht auf die funfzehnjährige Katharina Milde, die, von dem Geiste des Herrn gesegnet, sich hinneigt zur wahren und einzigen Gottesfurcht. Machen Sie sich einen rothen Strich, damit Sie Katharina empfehlen können. Einstweilen hat die Obristlieutenantin Klinkig die Aufsicht übernommen, damit das Mädchen in der Anstalt, in der es sich befindet, nicht durch Arbeit vom Gebete zurückgehalten werde. Der Pfarrer wird alle vier Wochen ein Zeugniß ausstellen und je nachdem Sie dieses Zeugniß finden, zahlen Sie ihr gefälligst von vier bis fünf Thaler funfzehn Groschen monatlich aus . . .«

Helenens Anordnungen gingen so fort. Sie sprach von Garn, das sie den Waisenkindern zum Strumpfstricken übermachen würde, von Erklärungen der heiligen Schrift, von so Vielem, was Franz achten mußte, was ihn aber entnüchterte und Helene zu einem Wesen zusammenschrumpfen ließ, das ihm

fremd war. Er verſuchte, ihr über dieſes und jenes Vorſtellungen zu machen, ſie blieb dabei, daß, wer Chriſtus im Herzen trage, freudig durch gottgefällige Thaten ihn anerkennen müſſe. Sie ſprach auch von der Verſtocktheit der Welt, von der Wüſte des Unglaubens, vom Hochmuth der Vernunft und vertiefte ſich dermaßen in ein gleichſam kryſtalliſirtes Chriſtenthum, daß Franz endlich aufſtand und ſich mit wehmüthigem Ernſte zum Gehen anſchickte. »Ich reiſe morgen,« ſagte Helene, Abſchied nehmend. »Wir werden uns vorläufig nicht wiederſehen. Aber im Himmel, in der Religion, im Jenſeits wird ſich auch für uns eine Form der Vereinigung finden. Leben Sie wohl. Ich werde innig und oft für Sie beten.«

Sie ſandte einen langen Blick nach Oben, reichte ihm noch einmal die Hand und trat, um jeder weitern Rührung vorzubeugen, zurück in ihr Schlafgemach, deſſen Thüre ſie hinter ſich zuzog. Franz aber ſchritt beklommen, beſtürzt, halb beſinnungslos durch die weiten Gemächer die Treppe hinab und als der Diener ihm die Thorflügel geöffnet und er

über den mit Gras bewachsenen Hof in die Straße und von da ins Freie lief, wo ein sonniger Herbsttag die Bäume, das Gras, die Blumen, die Ferne mit Jauchzen und Jubel bestreute, da fiel es plötzlich wie Schuppen von seinen Augen und er rief außer sich: »Alma! O Alma! O Alma!«

4.

Frau von Wallsee war voller Besorgniß für ihre Nichte. Jetzt eben hatte sie den geschicktesten Arzt der Stadt zu sich beschieden und besprach mit ihm die wunderlichen Zustände Almas. »Sie schläft keine Nacht,« sagte sie betrübt. »Sie ist so aufgeregt, so fieberhaft, daß ich das Äußerste, eine Nervenkrankheit, befürchte. Sie sollten nur sehen, wie sie von einer Beschäftigung zur andern, von einer Zerstreuung zur andern greift. In dieser Stunde will sie dies, in jener jenes. Sie ist wirklich nicht bei Sinnen.«

Der Arzt lächelte schweigend, dann entgegnete er: »Naturen, wie die Ihrer Fräulein Nichte, be-

dürfen Gemüthsbewegung. Sie ist ihr Element, deswegen ist ihnen die Aufregung nicht schädlich. Es sind feine, nervöse Organisationen, auf die das Leben wie der Champagner wirkt. Lassen Sie sie ihren Weg gehen, widerstreben Sie ihr nicht, das ist das Beste.«

Indem trat Alma ein. Sie war im Reitanzug; mit der kleinen, zierlich behandschuhten Hand hielt sie den langen, schwarzsammtnen Rock, mit der andern, die ohne Handschuhe war, strich sie sich die Haare von der glühenden Stirne. »Doktor,« sagte sie laut und lachend, »ich habe einmal wieder einen kühnen Ritt nach alter Weise gemacht. Gestern ist das Racepferd aus London angelangt und heute habe ich es versucht. Das setzt über die Gräben wie wenn es Pegasus wäre. Nur einmal habe ich den Sporn brauchen müssen, aber da machte es auch einen Satz, als wolle es mit mir über den Kirchthum springen.«

»Aber Alma,« wandte die Tante ein, »Du wagst Dein Leben und, was schlimmer als das ist, Deine Weiblichkeit.«

»Bah,« rief sie lachend, »was sprichst Du von

Weiblichkeit? Wer applaudirt sein will, muß schon ein bischen Aufsehen machen. Du hast keine Geschichte studirt, sonst würdest Du wissen, daß die Frauen in alter Zeit frei waren, die Waffen führten, mit in den Krieg zogen. Und ich, die ich unabhängig bin, ich sollte nicht ein bischen Emancipation spielen, ein neues Pferd reiten, eine Zigarre rauchen?«

Sie griff in ihre Tasche, holte Pahitos heraus, bot davon, auf die flache Hand gelegt, dem Arzte, zündete einen Wachsstock an und blies herzhaft Rauch von sich. Die Tante seufzte. »Beweisen Sie doch Alma, daß das Rauchen schädlich für die Zähne ist,« sagte sie zum Arzte gewandt. Allein dieser lächelte und meinte, das, was er sehe, sei unschuldige Spiegelfechterei. Alma würde nächstens einen kleinen Schwindel bekommen und dann das Rauchen lassen.

»Glauben Sie?« rief sie lustig. »Das wäre ja entsetzlich für heute Abend, wo ich auf den Ball gehen und Furore machen will.« Sie warf die Zigarre weit von sich und setzte sich neben Frau von Wallsee. »Tantchen,« sagte sie schmeichelnd, »ich habe mir eine Toilette für diesen Abend bestellt, wie

ich sie noch nicht getragen und wie sie überhaupt noch nicht dagewesen ist. Das soll ein Geflüster geben, wenn ich eintrete. Das muß den Prüden der Stadt die Galle in das Blut treiben.«

Die Tante schüttelte unmuthig den Kopf und der Arzt erzählte im Weggehen: »Ich habe Briefe von der Fürstin Helene. Sie ist glücklich in Barmen angelangt. Aus dem frommen Ton, den sie anstimmt, geht deutlich hervor, daß sie Wittwe bleiben und schwerlich an eine Verheirathung, wenigstens nicht mit Herrn von Brinkmann, denken wird.«

Alma horchte hoch auf und der Arzt empfahl sich. Kaum war er fort, so fiel sie der Frau von Wallsee freudeglühend um den Hals. »Tante, Tante,« rief sie, »wäre es doch Abend und träte ich glänzend und strahlend unter die gaffende Menge!«

»Du bist unsinnig!« sagte Frau von Wallsee.

»Vielleicht nur unglücklich,« entgegnete Alma schwermüthig, indem sie aufstand und das Zimmer verließ.

Der Abend war herangerückt. Alma stand fertig gekleidet vor einem großen Spiegel in ihrem

kleinen Toilettenzimmer. Die Eleganz, die sich hier als Grundsatz und Element entwickelte, die matte Opallampe, die in der Mitte des Cabinets hing und in diesem Augenblick von hellstrahlenden Lichtern ausgelöscht wurde, die seidenen Drapperien und Vorhänge, die keinen Laut in dies Heiligthum eindringen ließen, die niedrigen Divans, das eher sich errathen lassende als sichtbare Bett, die duftenden und doch nicht nervenangreifenden Blumen, die mit dem Fußteppich und den Tigerdecken an Farben wetteiferten, das Alles trug einen Stempel der Persönlichkeit, der unbeschreibbar war. Alma, getrieben von einem wirklichen Schönheitssinne, hatte in sich die Kraft, nie irgend einen Gegenstand den Anstrich der Nachlässigkeit gewinnen zu lassen. Bis jetzt hatte sie Sorge getragen, daß sie wo möglich noch schöner in diesem Cabinette als außerhalb sei. Sie hatte die Kunst, in einem bereiteten Bade die Ermüdung des Tags von sich zu streifen und duftend und frisch mit den weißen Mußlinen um sich zu wetteifern; sie sorgte auch dafür, daß Alles, was zur Maschinerie der Toilette gehörte, jene fischbei-

nernen und gesteiften Hüllen, jene Haar- und Stecknadelgeheimnisse schnell entfernt wurden und sie sich selbst die Illusion machen konnte, daß sie keiner Künstelei bedürfe. Heute besonders hatte sie sich mit dem Gedanken beschäftigt, sie wolle die ganze Fülle einfach antiker Schönheit mit in die Welt nehmen. Als sie fertig war, ließ sie die Tante zu sich herüberbitten. »Wie gefalle ich Dir?« fragte sie hastig.

»Du bist schön,« entgegnete die sanfte Frau, »aber ich wollte, Du bliebest zu Hause. Deine Augen strahlen im Fieber.«

»Das bildest Du Dir ein! Schnell den Hermelinüberwurf und in den Wagen.«

Sie zog die Tante mit fort. Als sie im Coupe rechts und die Tante links saß, die in Dunkelheit getauchten Häuser betrachtete, dem gleichmäßigen Trabe der Pferde horchte, bewegten sie Gedanken, von denen die Tante da neben ihr keine Ahnung hatte, Gedanken, die die tiefste Leidenschaft, die ernstesten Betrachtungen bargen. Sie hatte sich gleichsam innerlich in Schmerz gehüllt, hatte unzählige Wünsche unterdrückt, hatte so zarte, so tiefgehende,

ſo flüchtige, ſo ſtarke Gefühle gehabt, daß dieſe den Düften, den Wolken, den Sonnenſtrahlen, den Schatten, die kommen und ſchwinden, vergleichbar waren. Seit Monaten hatte ſie ein Daſein verbraucht; ſeit Wochen ſich mit einer ungeheuern Lüge herumgeſchlagen, mit einer nothgedrungenen, vergifteten, fürchterlichen Lüge, die ihr die Geſellſchaft, der Stolz, die Nothwendigkeit aufgedrungen hatte. Sie verabſcheute ſich, wenn ſie ſich eingeſtehen mußte: »Auch ich ſpiele Comödie!« Sie haßte die Sitte, die ſie mitten in dieſem Kampf ſchön, graziös, wahr erſcheinen ließ, die ſie lehrte, daß die Verſtellung die Sprache der Frauen und die Wahrheit nur die Ausnahme iſt. »Gewiſſe Frauen heucheln das Lächeln, Andere weinen, noch Andere empören ſich, aber ſie lügen Alle, Alle, und auch ich lüge . . .« Das dachte Alma ſchwermüthig, wenn ſie ſich die Vergangenheit zurückrief. Sie mußte die anſcheinende Herrſchaft über ſich, dieſe Freiheit der Bewegung in den größten Conflikten des Lebens, verachten; verachten, daß die Frauen eben ſo viel Varianten für das Ja als für das Nein beſitzen, und doch faß ſie jetzt eingehüllt in

ihrem Hermelinüberwurf und träumte und träumte. Was bewegte Alma? Was ſchlummerte oder bäumte ſich in ihr? War es das Herz, das liebt, der Stolz, der haßt? Warum das Zucken der kleinen blauen Zornesader auf der Stirn? Warum dieſe eiskalten flatternden Hände? Warum dieſe brennende Sehnſucht, Franz zu begegnen? Wozu dieſes Streben, ihm ſtrahlend wie eine Göttin entgegenzutreten? Leben dieſelben Wünſche wie vor wenig Tagen in ihrer Seele, wo ſie in einer Fiebernacht wachend ein Gedicht machte, das ihr das Schild Minervens, den ſteinernen Blick Meduſens, die Schauer ihres Schlangenhaars lieh? Rang ſie mit dem Speere wie eine Amazone, griff ſie nach dem Dolche wie eine Spanierin? Oder iſt die Stimmung gewichen? Warum ſtarrt ſie auf die Straße? Warum ſchrickt ſie zuſammen, als der Wagen vor einem in Lichter und Lampen getauchten Hotel hält, die gallonirten Diener den Tritt herablaſſen und ſie hinter der Tante her die große mit Teppichen und Blumen geſchmückte Treppe hinanſteigt?

Alma trat in den glänzend deforirten Saal.

Auf den erhöhten Sitzen hatte sich ein Kranz Frauen gebildet, die dem Tanze zuschauten und, in Seide und Edelsteinen schimmernd, lieblich anzusehen waren. Die Musik schallte von oben herunter, die Paare wirbelten und drehten sich; die nicht tanzenden, in Uniformen mit Orden gekleideten Männer wandelten hin und her, um dort ein Gespräch und hier ein Geschäft anzuknüpfen. Die Einen unterhielten sich über die vorgegangenen Staatsveränderungen, über die neuen in den Dienst getretenen Beamten, in welche Kategorie Franz gehörte, die Andern über an- und abwesende Frauen. O wüßten diese, wie Männer, in ihrer Gegenwart fromm und gut, von ihnen entfernt cynisch, zum Erschrecken cynisch sind, wie sie das, was sie zu lieben scheinen, zu verspotten wissen! Wie sie die zartesten, lieblichsten Geschöpfe durch rohe Gespräche entheiligen und verunehren, es würde sie vorsichtig machen!

»Was halten Sie von Fräulein Alma?« fragte ein Lieutenant nachlässig an einen Candelaber gelehnt und strich sich seinen Schnurrbart.

»Sie ist wie die Thränenweiden, die vom Sturme

geschüttelt sich tief beugen, gebrochen scheinen und plötzlich wieder grade sind,« antwortete eine auf Witz und Schärfe Anspruch machende Dame. »Sehen Sie nur, wie sie heute strahlt. Gestern wollte sie sich todtweinen!«

»Sie ist eine Taschenspielerin, sie escamottirt sich und Andere,« bemerkte ein Referendarius.

»Es ist wahr,« meinte ein alter Hofmarschall, »die Damen heute Abend geben dem Auge einen Götterschmaus, ich möchte diese Toiletten Leckerbissen für den Geschmack nennen. Sehen Sie nur den Tanzsaal, die Nebenzimmer, die mit den schönen Damen zu wetteifern suchen. Mir kommt das Ganze wie eine Theaterdecoration vor; ist es nicht, als wenn der Stab einer Fee hier gewaltet und diesen Duft von Blumen, Tönen, von Schönheiten und Kleidern bunt durcheinander geworfen hätte?«

Wirklich hatte sich an jenem Abend Alles, was die Stadt an Frauenschönheit barg, wie in einem Keepsake zusammengefunden. Die hübschesten Füße waren zum Tanze ausgestreckt. Die elegantesten Taillen überließen sich dem Taumel des Walzers.

Das Geflüster der sanften Stimmen, das Rauschen der seidenen Kleider, der Lärm des Tanzens, das Aneinanderrennen und wieder Auseinanderfliehen, wurde phantastisch durch die Musik begleitet, die bald lärmend, bald leise auf- und abwogte. Diese geputzte, parfümirte, frisirte Gesellschaft überließ sich der Lust eines Festes, wie man sich einem unverhofften Glücke in die Arme wirft. Freilich hatte dies nicht allein Farben, Kleider, Musik zu bieten, es schien auch eine Seele, einen Geist, Gedanken, Gefühle zu haben. Verborgene Leidenschaften gaben ihm eine scharfausgeprägte Physiognomie; spöttische Blicke wechselten mit neugierigen Mädchenaugen, die wie Gazellen dahin flogen; eifersüchtige Betrachtungen stemmten sich gegen die Hingebung der Liebe.

In einem der bewegtesten Augenblicke war Alma in den Saal getreten und gleich von einem halbdutzend Tänzern und Verehrern umringt worden. Sie hatte ihre lauteste, ihre glänzendste Laune mitgebracht. Sie schwamm förmlich in Schmeicheleien, in bon mots, in Plänkeleien, in Anflügen von Vertraulichkeiten, von gesellschaftlichen Schmerzen und

Wonnen, von Vorwürfen und süßen Abgöttereien. Sie empfand jene heftigen Pulsschläge, die nicht ohne Zauber sind und die alle Kräfte beanspruchen, war in die sprudelndste Heiterkeit versenkt und schien einem Genuß nachjagen, ein Glück finden zu wollen, das doch nicht auf dem Polster des Reichthums oder auf den Schwingen der Ballmusik ruht. Den Kammerjunker, der sie eine abgründliche Seele genannt hatte und der sich ihr mit Bücklingen, auf Spinnenfüßen nahte, hatte sie kalt abgefertigt. Jetzt hatte sie einen Tanz mit dem Erbprinzen anzutreten und lachte und scherzte mit ihm, als die Musik von Neuem begann. Aller Augen waren mit Neid auf das wunderbar schöne Paar gerichtet. Man flüsterte sich in das Ohr, man sprach von einer morganatischen Ehe. Da plötzlich, im Augenblick, als Alma zu tanzen begann, gewahrte sie Franz an eine Säule gelehnt, der sie mit einem unbeschreiblichen Ausdruck von Zorn, Schmerz, Wehmuth und Trauer anblickte. Diese Augen auf sich geheftet sehen, blaß werden, vor der Gewalt dieser Nähe wanken, seufzen und stockend sagen: „Ich bin nicht wohl, ich bitte Ew.

Hoheit mich zu entſchuldigen, wenn ich abtrete,« war Eins. Sie haßte ſich, ihre Schwäche; aber ſie ſah Franz und erblickte vor ſich einen Abgrund, in welchen Alles, Alles, ihre Entſchlüſſe, ihre Gefallſucht, ihre Rache wie umgewirbelt waren. Der Erbprinz hatte ſie ſchweigend zu einem Sitze geführt und ſich kalt entfernt. Im Tanzſaal war es ſehr beklommen. In der Angſt ſuchte ſie ein ſtilleres Zimmer und fand endlich eines, in dem ſie ſich allein ſah. Hier athmete ſie tief und ſchmerzlich auf. Eine Centnerlaſt hatte ſich auf ſie gewälzt, ſie wollte ſie herunter von der Bruſt, von dem Herzen haben. Indem bewegte es ſich vor ihr und Franz ſtand erſchüttert in ihrer Nähe. Sie ſah nicht auf; erſchöpft, bleich, lehnte ſie im Sopha. Er ſollte den Dolch in ihrer Bruſt nicht erblicken, deswegen rupfte ſie an den Blumen, die ſie in der Hand und am Kleide trug. Aber Franz trat feſt an ſie heran und ſagte mit ſeiner tiefen, von Empfindung vibrirenden Stimme: »Alma, was thaten die Blumen, daß Sie ſie ſo grauſam tödten?«

Sie lächelte bitter. Mit unbeweglicher, ſchauerlicher Kälte entgegnete ſie: »Blumen ſind Blumen.

Wozu diese Sentimentalität in dem Munde eines strengen Sittenrichters?«

»Alma, Sie verkennen mich; darf ich kommen, Sie besuchen, darf ich mit Ihnen reden?« fragte er aufgelöst in Rührung, indem er ihre Hand ergriff. Sie entzog sie ihm. Sie hätte schreien, ihm ihren ganzen Haß, ihre ganze Verachtung fühlen lassen mögen, und sprach doch wie von einer seltsamen unwiderstehlichen Macht getrieben: »Wann wollen Sie kommen?«

»Befehlen Sie,« entgegnete er weich mit der innerlichen Sehnsucht, mit der strahlenden Gewißheit seiner Liebe. »Darf ich kommen wie sonst um elf Uhr oder noch früher?«

»Kommen Sie um elf Uhr,« sagte Sie erschöpft, »und gehen Sie jetzt. Ich will allein sein.«

Sie schlug langsam die Augen auf und begegnete Franzens, die mit melancholischer Glut auf sie gerichtet waren. Er verbeugte sich mit rascher, graziöser Bewegung, zauderte, wollte reden, sie winkte wieder und als er noch immer nicht gehen wollte, stand sie halbtodt vor Ermattung und Anstrengung

auf und trat an einen Whistisch, woran sie Frau von Wallsee fand. Da ging er, leicht, geflügelt, erwartungsvoll, traurig und doch aufgeregt. Alma rief nach ihrem Wagen und als kurz darauf die ganze, glänzende Gesellschaft in einer Polonaise durch die Nebenzimmer tobte, war sie plötzlich unbemerkt verschwunden.

3.

Der Morgen grauete schon und noch hatte Franz keinen Schlaf gefunden. Das war nicht eine üppige italienische Nacht, voll Zwiegespräche mit den Sternen, sondern eine Nacht voll Erwartung und Furcht, voll Gedanken, voll Fragen, die keine Antwort fanden. Innerlichst bewegt, wollte Franz Fassung und Ruhe erringen und konnte doch kaum zu einer äußern Haltung, zu einer gewissen Entschiedenheit kommen. Als es nahe an eilf Uhr war, hüllte er sich fröstelnd in seinen Mantel und eilte zu Alma. Wie schlug ihm das Herz beim Anblick des Hauses, wie überkam es ihn mit Athemlosigkeit, als er die Treppe

hinanſtieg, die wohlbekannten Räume ihm ein Willkomm zuriefen! Er mußte ſich einen Augenblick im Vorzimmer an die Wand lehnen, ſo zitterte er. Da hörte er Almas Stimme, die dem Bedienten ſagte: »Führen Sie Herrn von Brinkmann in mein Cabinet.« Haſtig riß er die Thür auf, dann noch eine und nun ſtand er vor Alma, die weich, mit verweinten Augen auf ihrem Divan Platz genommen hatte. Franz verzingen die Worte, die Stimme. Ihm war zu Muthe, wie noch nie; er begriff, daß auch ein Mann Freudenthränen vergießen könne, und doch wollte er jede an Sentimentalität ſtreifende Scene vermeiden. Deswegen ſchöpfte er tief Athem und ſagte ernſt: »Sie haben ein Recht mir zu zürnen.« »Nein,« entgegnete ſie lieblich, »Sie übten Strenge, aber Wahrheit. Ich muß Ihnen danken.«

»Alma, ſpotten Sie nicht . . .« »Es iſt mein heiliger Ernſt,« ſagte ſie nachdenkend. »Ich habe das, was ich Ihnen eingeſtehe, noch in den letzten Tagen gefühlt. Ich wollte, aus Trotz, aus Unverſtand wie ſonſt ſein; ich wollte Aufſehen machen,

die Heldin des Tages bleiben, alle jene lächerlichen Künste der großen Welt treiben, es ging nicht mehr. Sie haben mich gebessert . . .«

»Sprechen Sie das beschämende Wort nicht aus,« bat Franz, der sich in stiller Beseligung zu ihr gesetzt und tausendmal in einem Athemzug gedacht hatte: »Es ist doch seltsam, daß ich erst nur theilnehmende Gesinnungen gehabt habe, mich aufrichtig über Eduards Glück freuete und nun plötzlich voll staunender Verehrung für ein Geschöpf fühle, das ich gekränkt, beleidigt habe,« aber Alma fuhr fort sich ihm von der sanften, weiblichen Seite zu zeigen, indem sie ihm wiederholte: »Daß Sie mich besserten, beschämt mich nicht, jetzt nicht, wo ich die Wahrheit Ihrer Ansichten erkannt und empfunden habe, daß das Weib nur durch Hingebung, durch Treue und Einfachheit glücklich ist. Ach es schmerzt mich, wenn ich an Eduard denke, der meinetwegen gelitten hat, meinetwegen gegangen ist. Er war mein Spielwerk. Meine Beziehung zu ihm war eine untergeordnete; ich glaubte den Scepter auf ihn anwenden zu dürfen und zehrte so hin an der Ober-

flächlichkeit des Lebens. Jetzt aber, wo ich in die Tiefe des Lebens hinabgestiegen bin, wo ich die Nekerei, die Gefallsucht gegen Wahrheit eingetauscht habe, jetzt verabscheue ich mein kaltes damenhaftes Wesen, jetzt möchte ich gut werden und gut machen, was ich schlimm gemacht habe,- sagte sie.

Sie sprach so fest, einfach, kindlich, klar und Franz hörte ihr zu mit wonnigem Gefühl. Plötzlich sprang er auf. -Alma,- rief er mild, -lassen Sie mich Ihnen knieend ein Geständniß thun, knieend, weil das der Ausdruck meiner Gefühle für Sie ist. Mit dem Leid, das ich Thor über Sie verhängt habe, versank ich immer tiefer in Ihr Leben, erkannte ich immer klarer, daß Sie eine große, edle Natur sind. Ich habe mich gesträubt gegen dieses Verständniß, habe mir Ihre kleinen aristokratischen Schwächen als Fehler vorgespiegelt, habe mit Wehmuth dem Andenken an Helene nachgehangen und bin doch heute so vollkommen von Ihnen besiegt, daß ich Sie jetzt feierlich frage, haben Sie mir in dem Maße vergeben, daß Sie die Meine werden können?-

»Er fragt, er zweifelt,« entgegnete Alma in tiefer Erregung, mit dem Ausdruck ſchüchterner Zärtlichkeit, faſt traurig und doch durch und durch verklärt. Da ſchloß Franz ſie mit glühender Liebe in die Arme und ſtammelte wonnetrunken: »Mein, Alma, Mein?«

Sie legte den Kopf auf ſeine Schulter und antwortete leiſe: »Dein!«

So, unter dieſem ſonnenhellen glühendblauen Himmel, wo keine Wolken am Horizont lagerten, kein Gewitter den ſüßen Frieden ſcheuchte, fand ſie die Tante.

»Das iſt der Freund, den ich ſuchte, das das Gemüth, dem ich mich unterwerfen, das mein Herr und Gebieter, das iſt mein Verlobter,« ſagte Alma mit glanzvollem Auge und triumphirendem Munde.

Franz lächelte: »Ich hoffe, Sie verſagen mir nicht Ihre Einwilligung zu Almas Beſitz. Ich biete ihr nicht ein oberflächliches in allen Farben ſchimmerndes Glück, ſondern ein Verhältniß, wie es zwiſchen zwei ernſten Menſchen Statt finden muß, ein innerliches, ein wahres, eine Zukunft reich an Schmerz

und Freude, entfaltend, verklärend, über der Verwirrung des Lebens aber doch mitten im Daſein und in der Wirklichkeit.«

»Glückliches Kind,« rief die Tante überraſcht aber freudig, »beneidenswerther Franz! Ihr gehtt einer ſchönen, ſicheren Zukunft entgegen. Auf dem Boden, auf dem Ihr Euch feſtbaut, wurzelt das Höchſte, die Liebe in der Wahrheit. Welche Kraft, die zwei ſtarke Willen in einen verbindet; welches Ideal, das ſo plötzlich in die Gegenwart tritt! Ja ſo und nicht anders wollte Gott die Ehe, ſo frei von Selbſtſucht, von Frivolität, von Verblendung. Ewig iſt das Wort der Liebenden,« ſetzte ſie bewegt hinzu. »Denkt, daß die Ehe, entheiligt durch Mißgriffe mancherlei Art, einer Wiederherſtellung bedarf. Legt Hand an das große Werk, beweiſt daß ohne die Treue, die Wahrhaftigkeit jedes Bundes äußerlich morſch iſt, zeigt daß die Ehe ein nothwendiges, freies, ein den Wünſchen der edlen Gemüther angemeſſenes iſt.«

Sie ſprach lange noch ſo, aufgeregt und begeiſtert wie Alma und Franz ſie noch nie geſehen. Die

Arme hatte grade durch die Ehe den bittern Schmerz des Lebens empfunden, jenen der aus ihr das Grab der Liebe, des Glücks und der Wahrheit macht. Aber sie hatte das Ideal derselben deswegen doch nicht aus dem Auge verloren und konnte nun jetzt aus der Fülle ihres reichen Herzens Franz und Alma eine schöne Zukunft wahrsagen.

Einige Wochen nachher befand sich der Kammerjunker in einer Gesellschaft und erzählte tänzelnd und lachend mehrere Neuigkeiten. »Können Sie sich denken, daß Fräulein Alma sich herabgelassen hat, ihrem Verlobten, dem Rath Brinkmann, eigenhändig kalte Umschläge, Kopfschmerzen halber an denen er leidet, zu machen?« sagte er einer alten hochaufhorchenden Dame. »Aber noch mehr, die Stolze, Unüberwindliche saß sogar bei einer Fahrt nach Haiderode auf dem Rücksitz, weil Brinkmann unwohl war und gepflegt werden mußte. Die Welt geht unter!«

»Aber die Wahrheit geht auf,« sagte ein stiller,

in sich gekehrter Mann, der immer gegen Almas Emancipation geeifert hatte.

Der Kammerjunker schwieg verdrossen. Acht Tage nach diesem Gespräch berichtete er Almas Vermählung auf Haiderode, der er beigewohnt hatte. »Sie war schön wie ein Engel,« erzählte er, »weich, sanft, gütig, sogar gegen mich. Ich glaube, sie ist im Stande und wird eine gute Hausfrau!«

Ein Jahr rollte um. Niemand sprach mehr von Alma. Niemand mehr von Franz, selbst nicht der Kammerjunker; ein Beweis, daß beide glücklich waren.